
Zeitschrift des
Vereins für Volkskunde
Verein für Volkskunde (Germany)


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLUM
VE
RI
TAS
CHRISTO
ET
ECCLESIAE

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,
begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Achter Jahrgang. 1898.



Mit drei Tafeln und Abbildungen im Text.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & Co.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 15, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Prof. Dr. Rödiger, Berlin SW., Wilhelmstr. 140, und der Schatzmeister entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

Der Jahresbeitrag ist 12 Mk., wofür die Zeitschrift an die Mitglieder

Der Kobold in nordischer Überlieferung.

Von **H. F. Feilberg.**

Motto... Stories told of many a feat.
How Faery Mab the junkets eat.
She was pinched and pulled, she said;
And he, by Friar's lantern led,
Tells how the drudging goblin sweat
To earn his cream bowl duly set.
When in one night, ere glimpse of morn,
His shodowy flail hath threshed the corn,
That ten labourers could not end,
Then lies him down the lubber-fiend,
And, stretched out all the chimney's length,
Basks at the fire his hairy strength,
And crop full out of doors he flings,
Ere the first cock his matin rings.
Milton, L'Allegro.

Unter den vielen traulichen Gestalten des nordischen Aberglauben sind vor allen die kleinen heimischen „Nisser“ zu nennen. Sie sind des arbeitenden Menschen Freunde, schleichen in nächtlicher Stunde leise umher, necken Katzen und Hunde, bisweilen auch Küchenmagd und Stallknecht, besonders wenn diese unordentlich oder faul sind. Sie sind aber des Bauers treueste Helfer, bringen in sein Haus Segen, ja, sind geradezu häusliches Gedeihen und Glück personifiziert. Im letzten Menschenalter hat man sehr oft die Bilder dieser kleinen Hausgeister bald in Bisquit oder Terracotta, bald als grössere oder kleinere Puppen, bald auf Bilderbogen reproduziert gesehen. Immer erscheinen sie im grauen Rocke mit der roten Mütze auf dem Kopfe, sie balgen sich mit der Hauskatze herum, stehlen Rahm oder Milch, trinken wohlgefällig den für sie ausgesetzten Milchnapf aus, kurz sie werden in den verschiedensten Stellungen und Lagen vorgeführt und sie gehören in vielen Familien mit zum Christbaume, der jetzt sehr allgemein geworden ist, nicht nur in den Städten unter den mehr Gebildeten oder Vermögenden unseres Volkes[1]), sondern ebenso wohl auf dem Lande, ja er kann auch in armen Hütten des arbeitenden Landvolkes angetroffen werden, wenigstens als ein grüner Tannenzweig mit ein paar kleinen Lichtern. Die Sitte die „Nisser“ als Schmuck des Weihnachtsbaumes herbeizuziehen scheint seit dem Anfang der fünfziger Jahre eingedrungen zu sein, und irre ich mich nicht, kann dieselbe auf einen Bilderbogen, Nisser in den verschiedensten Stellungen darstellend, zurückgeführt werden. Dieser war von einem jungen Maler Ley (er ist schon vor vielen Jahren gestorben) mit einer gewissen künstlerischen Inspiration und Laune gezeichnet; andere ahmten ihm nach, jetzt sind diese Bilder allgemein geworden.

1) d. i. des dänischen. D. R.

Als Vorarbeit für mein jütisches Wörterbuch habe ich allen mir zugänglichen nordischen Stoff der Geschichte des traulichen Nisses durchmustert, und die Frage drängte sich während der Arbeit mehr und mehr in den Vordergrund, wo stammt dieser kleine Hausgeist her? Kann das im allgemeinen auch für die skandinavischen Länder behauptet werden, was Grimm, Mythologie² S. 468 ausspricht: „Man kann ihnen einen besonderen Bezug auf den Herd des Hauses zuschreiben, unter dem sie öfter hervorkommen, und wo gleichsam die Thür zu ihrer unterirdischen Wohnung zu sein scheint, sie sind eigentlich Herdgötter." Mit der unterirdischen Frau, welche nach Saxo p. 51 (Müller) dem Hadding erscheint und auf welche, weil sie unter dem Herde hervorkommt, bei Grimm verwiesen wird, dürfte es eine ganz andere Bewandtnis haben. Gr.'s Worte sind gewiss oft nachgesprochen worden auch von skandinavischen Gelehrten. So finde ich in einem Aufsatze der schwedischen Landmålstidskrift, dass die kleine Figur im aschgrauen Rocke mit der roten Mütze, „härden med den lågande elden", den Herd mit dem lohenden Feuer abbilde.[1]) Simrock spricht sich wenigstens in einer der älteren Ausgaben seiner Mythologie (1853, S. 478) auf ganz ähnliche Weise aus: „Das Herdfeuer scheint das Element des Hausgeistes: an den Herd ist er gebunden, dahin wird ihm auch sein Näpfchen Milch hingestellt u. s. w." Von andern wird er anders aufgefasst; so sagt Mogk in seiner Mythologie (Pauls Grundr. S. 1034): „Den mythischen Hintergrund des Kobolds kennt noch der voigtländische Aberglaube, wonach dieser der Geist eines ungetauften Kindes ist."[2])

Das mag gewiss alles an verschiedenen Orten richtig und wahr sein, ob es sich ebenso mit unserem Nisse verhält, dass er ein Herdgeist ist, eine Personifikation des lohenden Feuers des Herdes oder die Seele eines ungetauften Kindes oder eines ermordeten Menschen, bleibt mir, was den Norden betrifft, zweifelhaft, und ich erlaube mir einen bescheidenen Beitrag zur Lösung dieser Frage in den folgenden Zeilen darzubringen.[3])

1. Der Niss ist eine kleine Person, so gross wie ein Knabe von 6—7 Jahren (N.); er hat nur vier Finger an jeder Hand, ihm fehlen die beiden Daumen.[4]) „An den Fäusten soll er ganz haarig sein", sagt der Schmied bei Asbjörnsen, „genau weiss ich es nicht, wir haben einander nimmer die Hände gegeben" (N.).[5]) In Schweden wird er als ein alter bärtiger Mann mit roter Mütze und grau angezogen beschrieben, er ist nicht grösser als ein Kind von 4—5 Jahren.[6]) Bei uns (in Jütland) wird bisweilen

1) VI. Smärre Meddelanden S. XI (1885).
2) [illegible] Köhler, Volksbrauch, S. 476, 50.

erzählt, dass er ein Kind sei von Menschen und Unterirdischen[1]), und mit dem Teufel verwandt; man kann dann und wann von schlechten Personen hören: „Sie sind Geschwisterkinder wie Niss und Teufel." Klein von Statur haben die Nisse feuerrotes Haar, kämmen sich bisweilen über den Kochtöpfen auf dem Herde, sind grau angezogen mit einer roten Mütze auf dem Kopfe, die spitz ausläuft, einem grossen Quast am Ende, der längs dem Rücken herunterhängt. Vor Michaelis trägt er wie der Bauer einen runden Hut.[2]) Seine Rede ist wie die eines Kindes, das nicht rein sprechen kann.[3])

Etwas von dieser Beschreibung verschieden wird er in Finnland gedacht. Dort sagt das Volk, dass er eine stämmige, kleine Person in grauen Kleidern sei, oftmals nackt, mit nur einem Auge und breitem Mund, um welchen ein gutmütiges Lächeln meistens ruht.[4])

Von seiner Wohnung hat man nicht viel Nachrichten, nur einige. Bei einem Hofe im Kirchspiel Jetsmark, Vendsyssel, ist ein grosser, sehr alter Torfhaufen, niemand wagt ihn anzurühren, er ist die Wohnung des Nisses. Eine grosse graue Katze besass er auch, oftmals schlich sie sich in die Stube und suchte sich unter dem Ofen einen warmen Platz; sie wurde auch nimmer angerührt, denn alle fürchteten die Rache des Niss.[5]) Anderswo wird erzählt, dass als Sören Amorsen einen Abend die Thür der Scheune schliessen wollte, etwas Stroh, welches sonst immer hinter der Thüre lag und das Nest oder Lager des Niss genannt wurde, dazwischen gekommen war. Als er da steht und sich mit der Thür vergeblich abmüht, wird er am Ende ärgerlich, ergreift den Halmhaufen und wirft ihn hinaus. Jetzt war nichts im Wege, die Thür konnte augenblicklich geschlossen werden, die Haspe wurde festgemacht und er wollte durch eine andere Thür hinausgehen. Er vermochte es aber nicht, er wurde wie durch ein Seil ergriffen und zu Boden geschlagen, jede Bemühung sich wieder zu erheben, alles Rufen war umsonst, obschon die Leute des Hauses wach waren, und er ihre Stimmen hörte. Erst als der Morgen graute, konnte er loskommen und kroch in die Heuscheune hinein, wo er Quartier und ein bischen Schlaf fand, bis die Sonne am Himmel stand. Sören erzählte später, er wäre nimmer in seinem Leben so übel daran gewesen, und des könnte man versichert sein, er

1) Krist. IV, 408, 641.

2) Grundtvig, Gl. d. M. I, 146. 185. Skattegr. III, 219, 1131. Thiele II, 261.

3) Krist. VIII, 55, 103. Sagn II, 57, 65. cfr. Niss Puk hat einen grossen Kopf und lange Arme, aber kleine, helle, kluge Augen; an den Füssen trägt er ein paar rote Strümpfe, um den Leib eine lange graue oder grüne Zwillichjacke und auf dem Kopfe eine rote, spitze Mütze: Müllenhoff, Sagen, S. 319 (Stapelholm, Schleswig).

4) Nyland VI, 119; der Tomte hat, wie etliche meinen, ein Auge mitten in der Stirn, Amins. VI, 107; verschiedene bildliche Darstellungen, Revue d. Tr. pop. V. 338; un petit homme noir, tout velu, à figure grimaçante, il ressemble à un singe et il a les pieds fourchus, ibid. I, 142 (Basse Bretagne).

5) Krist., Sagn II, 43, 12: unter einem Steine wohnt er auch, ibid. 94, 208.

liesse hinfort das Nest des Nisses mit Frieden.[1]) Noch füge ich hinzu, dass die Leute mit einem Niss auf Birkeland, Norwegen, übel daran waren. Er hielt sich immer unter dem Stallboden, Speise wurde für ihn in den Stall hingesetzt und wenn die Leute die Stelle verlassen hatten, holte er seine Sachen unter den Boden hinab. Freilich, das versteht sich, so lange er in Ehren gehalten wurde, folgte Glück und Segen den Bewohnern.[2]) In der Nähe von Hagelsberga (Vestmanland, Schweden) liegt auf einem Hügel ein etwa 2 Ellen hoher, bodenfester Stein, oben flach mit einem Umkreise von 7 Ellen und von einem Mauerkreise umgeben . . . Der grosse Stein wird dort „Tomtebissens stuga", die Stube des Niss genannt. Oft hat man ihn, besonders in den Abendstunden, auf dem Dache seiner Wohnung gesehen, und er konnte dann und wann da sitzen bleiben, bis der Tag anbrach und die Kirchenglocken von Odinsvi oder Malma gehört wurden. Mit dem Aufgange der Sonne hörte sein Tag auf und er schlüpfte in den Stein hinein. Man sagt, dass Leute in seine Hände gefallen sind und haben Molken aus Steinen pressen und „trockenes Wasser" hervorschaffen müssen u. s. w. Sehr oft wurde der Niss aber selber hintergangen, wovon viele Geschichten erzählt werden.[3])

Selten sieht man ihn in einem Wohnhause, doch giebt es auch davon einige Berichte. So wird von einem adeligen Hofe Thimgaard erzählt: „Das Schloss war unbewohnt, ich hatte die Schlüssel in Verwahrung. Im Gebäude war ein kleines, verschlossenes Zimmer, das dem Niss gehörte, und wo er ungestört sein wollte. Im Zimmer[4]) war kein Meublement, eine alte mit Stroh gefüllte Bettstelle ausgenommen; in der Mitte des Bettes ein Lager wie das eines grossen Hundes. Manchmal versuchte ich das Bett zu machen und darnach die Thüre zu verriegeln. Immer, wenn ich zurückkehrte, war die Lagerstätte wiederum eingedrückt. Nur selten liess sich der Niss am Tage sehen, an hellen Sommertagen besonders nicht, im Winter dagegen konnte man ihn wohl zufälligerweise sehen: wenn man ihn mit Frieden liess, that er niemand etwas zu Leide. An frühen Morgen des Winters, wenn ich über die Arbeiter die Aufsicht hatte, sah ich oft seine rote Mütze auf und nieder hüpfen, wenn er auf dem Hofe umherlief." So hat der alte Aufseher 1857 erzählt; der Niss verblieb, wo er war, bis das alte Gebäude eingerissen wurde, dann verschwand er, niemand hat ihn später gesehen. Seitdem hat auch das Glück die Stelle verlassen; ob solches geschehen ist, weil der Niss umgezogen, ist ja nicht leicht zu entscheiden.[5]) (D.)

---

1) Kristensen, Folkeminder IV, 54, 65.
2) Storaker S. 35, 41.
3) Runa I, 11.
4) cfr. U. Jahn, Sagen, S. 117, 137.
5) J. Kamp S. 24, 22; der Puks hat sein eignes Zimmer, U. Jahn S. 117, 137.

Aus Norwegen wird eine entsprechende Geschichte erzählt. Jeder Hof hatte seinen „Gardsvor“ (über diesen Namen später) — ihm verdankte man das Gedeihen und den Wohlstand, und er war gegen Unglück und Teuerung die Abwehr. Man musste ihm dann aber auch höflich begegnen. Auf dem Boden stand für ihn immer ein sauber gemachtes Bett, in welchem niemand liegen durfte. Versuchte bisweilen jemand das Wagnis, so musste er Schaden und Schande erwarten. Jeden Donnerstag Abend mussten sich die Männer aller Arbeit enthalten, man konnte sonst fürchten, der Gardsvor würde das Haus verlassen, was ein grosser Verlust gewesen wäre. Eine Erzählung folgt jetzt, wie einmal ein Freund, welcher an den Gardsvor gar nicht glaubte, auf dem Starviker Hofe zu Besuch kam und von dem Dienstmädchen auf den Boden zum Schlafen mit ausdrücklicher Warnung, das Bett des Gardsvors nicht anzurühren, geführt wurde. Er wollte die Sache doch mal versuchen und legte sich in das verbotene Bett ganz ruhig zum Schlafen nieder. Nach kurzer Zeit erschien der Niss, nahm den fremden Mann vorsichtig auf seine Arme und legte ihn, „wie eine Mutter ihr schlafendes Kind“, auf eine Bank hin. Der Mann war beherzt, kehrte in das Bett zurück, diesmal wurde er mit einem tüchtigen Drucke fortgetragen. Da er aber das drittemal den Versuch sich ins Bett zu legen wagte, wurde er von dem unsichtbaren Kobold auf die Bank hingeworfen, so gewaltsam, dass er nur mit genauer Not imstande war sich ins andere Bett zu schleppen. Damit war er von seiner Zweifelsucht über das Dasein des Gardsvors kuriert. Der Niss wurde aber doch am Ende durch einen Schuster vom Hofe vertrieben. Dieser setzte eines Donnerstags Abends trotz anderer Warnung ruhig seine Arbeit fort. Zuerst erscholl ein leises warnendes Klopfen am Bretterdache; da das nichts fruchtete, ein etwas kräftigeres. Der Schuster ergriff seinen Hammer und schlug damit an die Wand, indem er sprach: „Ich will doch den guten Leuten sagen, dass ich mich so leicht nicht wegscheuchen lasse!“ Da aber kam ein Schlag so gewaltig, dass das Haus bis zum Grundwalle erschüttert und beinahe zerfallen wäre. Von jetzt an konnte der Schuster seine Arbeit ruhig fortsetzen, aber seit dem Abend hat man den Gardsvor auf Aarvik nicht gemerkt.[1])

Die Nisse unterhalten sich mit Kartenspielen. Einst war im Dorfe Mollerup (D.) eine ganze Menge von Nissen, die am Abende gesellschaftlichen Verkehr hielten und sich mit Kartenspiel um den Boden eines umgekehrten Scheffelmasses als Tisch versammelten. Es ging alles sehr lustig her, eines Abends geschah es aber doch, dass ein entsetzliches Toben und Lärmen anging, die Nisser waren in Zank geraten.[2])

Die Thomasnacht, die Nacht zwischen dem 20. und 21. Dezember,

„Tomtar“, und erdreistet sich jemand durch einen Ritz zu gucken, kann er sehen, wie sie vor dem Wasserhammer, lange Silberstangen streckend, sitzen, oder auch wohl ihre eigene Beine unter demselben hin- und herkehren.[1]) Am Weihnachtsabend darf man nicht, wie man sonst alle Abende thut, das Herdfeuer, wenn man es für die Nacht zudeckt, bekreuzen, an dem Abende muss der Niss frei sein Nachtmahl am Herde des Hauses kochen können. So ereignete es sich einst in Lundgaard, andere behaupten, es sei in Kaldal (D.) geschehen, wo sie mehrere Nisse, die in der Küche kochten, hatten. An einem heiligen Weihnachtsabend, als die Hausmutter dem Küchenmädchen das Herdfeuer zu bekreuzen strenge verboten hatte, that sie es dennoch, erhielt aber zum Lohne ihres Mutwillens eine schwere Ohrfeige. Woher dieselbe kam oder wer sie erteilte, sah sie aber nicht.[2])

2. Wie kann man sich die Dienstleistungen des Hausgeistes verschaffen? Was Müllenhoff davon anführt, ist mir aus dem Norden gänzlich unbekannt. „Wenn ein Hauspuk in einem Hause zu wohnen begehrt, trägt er einen Haufen Späne zusammen, füllt die Milchfässer mit Milch an, aber beschmutzt sie mit allerhand Viehdreck. Wenn nun der Hausvater das vermerkt, so esse und trinke er mit seinem Hausgesinde nur getrost die Milch und thue er den Spanhaufen nicht weg noch von einander, so ist das ein Zeichen für ihn und er bleibt im Hause.“[3]) Bei uns wird die Sache ganz anders erzählt. Eine Harmonie der verschiedenen Sagen aufzustellen scheint mir unmöglich und für die wissenschaftliche Benutzung derselben für andere Zwecke wenig erspriesslich, ich ziehe es vor die einzelnen Sagen so mitzuteilen, wie sie bei uns erzählt worden sind

Wenn der Niss seinen Dienst verlassen will, so geht er in der Abenddämmerung aus, und wo er hinkommt, fragt er, ob die Leute einen kleinen Knaben, welcher nur einen Topf süsser Grütze am Neujahrsabende als Jahreslohn fordert, in ihren Dienst nehmen wollen.[4])

Am heiligen Weihnachtabend war der Hausherr gewohnt den Niss zu fragen, ob er auch wohl noch nächstes Jahr die Aufsicht im Stalle führen wolle. Er seinerseits fragte, wenn er Wärter sein solle, was er denn warten müsse. Alsdann konnte der Bauer Pferde oder Kühe sagen, durfte aber die Schafe nicht nennen, dieselben wollte der Niss nicht hüten, sie wollten ihm die Füsse zertreten. Er forderte auch jeden Weihnachtsabend einen Topf Buchweizengrütze; andere Abende pflegte er nicht zu

1) Rääf 1, 71. Hofberg S. 106.

2) Kristensen VI, 46, 61.

3) Müllenhoff S. 318 führt das an aus Sam. Maigerii, weil. Pastors zu Nortorf, Schrift de Panurgia lamiarum, Hamburg 1587. Dobeneck, Volksgl. u. Hexenw. führt das-

essen, und die Grütze ass er nur aus dem Topfe, in welchem sie gekocht war.[1])

In einem Dorfe Ommestrup (D.) wohnten zwei Brüder, der eine war reich, er hatte nämlich einen Niss. Der reiche Bruder gönnte dem Armen auch etwas von seinem Überflusse und er fuhr dann „Nis“ auf einer Schubkarre zum Bruder, wo er sich gleich zu Hause fand: jetzt wurde aber der reiche arm.[2])

Bei solchen Gelegenheiten gilts aber aufzupassen, denn der Niss kann kurz angebunden sein. Ein alter Mann in Nerike (S.) war eines Abends emsig beschäftigt ganz allein sein Heu in den Schober zu setzen. „Ach“, dachte er, „hätte ich doch einen Helfer statt der alten Frau, welche krank zu Hause liegt.“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, da stand neben ihm ein kleiner Knabe, grau angezogen mit roter Mütze, er grüsste ihn freundlich: „Guten Abend, Vater, braucht Ihr einen Knecht? ich bin ledig!“ „Knecht!“, erwiderte der Alte, „kann ich einen Knecht bezahlen? Gott behüte, selber muss ich für das liebe Leben bütteln.“ Augenblicklich war der „Tomte“ verschwunden, denn er war es; dass er aber beleidigt war, erfuhr der Alte bald, denn kaum hatte er den Schober fertig, als der Wirbelwind kam und das Heu nach allen Seiten zerstreute. An dem Tage musste er seine Arbeit verlassen, und er trauerte sein Leben lang, dass er so einfältig sein konnte, das Anerbieten des „Tomtebisses“ abzulehnen.[3])

Eine Sage aus Finnland nehme ich mit. Einmal gab es eine Frau, die einen „Tomt“ zum Dienstknecht haben wollte. Drei Nächte eines stillen Freitags ging sie nach einer dreifachen Feldscheide, wo sich der Weg in drei Wege abzweigte. Dort rief sie den Tomt mit Namen. Er kam augenblicklich und fragte nach ihrem Wunsche. Sie wurde aber so erschrocken, da er so plötzlich erschien, dass sie in ihrer masslosen Verwirrung alles vergass und nur das eine Wort hervorbringen konnte: „Dreck!“ Und sie erhielt mit der Zeit, was sie sich wünschte in einem Überflusse, den sie sich nimmer hätte vorstellen können.[4])

Aus Mittelschleswig wird erzählt, dass ein dort wohnender Hufner mit einigen dort angesiedelten Nissen in so gutem Vernehmen gestanden habe, dass sie ihm Reichtum brachten. Er starb und kurz nach seinem Tode kam eines Tages einer der Kleinen zum Sohne fragend, ob er nicht wünsche das gute Verhältnis zu ihnen beizubehalten? Der Sohn wollte aber keine Antwort geben, ehe der Niss ihm sagte, wo der Vater wäre. Der Vater sei unter ihnen, erwiderte der Niss. „Da“, sagte der junge Hufner, „will ich mit euch nichts zu thun haben.“ „Ja, willst du das

1) Krist., Sagn II, 88, 182.

2) Krist., Sagn II, 98, 217; durch Gebete rund ein halbes Jahr in drei Kirchen wird der Niss vertrieben, Skattegr. IX, 71, 249; er wird weggeprügelt, Pomm. Volksk. IV, 127, 55.

3) Djurklou, Nerike S. 67.

4) Nyland II, 6, 11. Åberg no. 11, Skattegr. X, 191, 470.

nicht, müssen wir alles forttragen, was wir, während dein Vater am Leben war, in sein Haus getragen haben.“ Der Sohn erbat sich, dass dies nicht auf einmal geschehen möge, sondern allmählich. Um seines Vaters willen versprach es ihm der Niss, und die Armut auf dem Hofe wurde nach der Zeit allmählich gross, und so ist es bisher immer geblieben.[1])

In einer entsprechenden Sage aus Nord-Jütland wird erzählt, dass der sterbende Vater seinen Sohn rief und ihn bat einen Knaben, der sich als Dienstsuchender melden würde, zu mieten. So geschah es, nach dem Ableben des Vaters erschien der Niss mit der roten Mütze, wurde aber von dem neuen Besitzer abgewiesen. Nun aber verlor der Sohn allmählich alles, bis er am Ende eben so arm war, wie der Vater, als er die Hufe kaufte.[2])

Es war auch einmal ein Mann in Sönderstrup (D.), der einen Niss hatte, welcher ihm auf jede Weise behilflich war. So geschah es eines Tages, dass sie mit einer Holzladung auf vier Schlitten beschäftigt waren, welche nach Roskilde fahren sollten. Auf einmal wurden sie uneinig, und der Bauer, der ziemlich jähzornig war, schalt den Niss: „Du kannst fortgehen, wenn du willst. Jetzt bist du hier fertig!“ „Nicht ganz!“ erwiderte der Niss und ging seines Weges. Da sie am folgenden Morgen die Pferde zum Anspannen ausführten, waren alle Schlitten mit dem Holze umgeworfen.[3])

Des Bauers Sohn war Student. Zu Hause in den Ferien wurde er gewahr, dass sie Grütze neben einen Stein im Hofe stellten. „Wozu dies?“ fragte er. Es war für den „Gaardbo“. Er wälzte aber den Stein bei Seite und fand unter ihm geronnenes Blut. Am nächsten Morgen lag die beste Kuh mit umgedrehtem Halse im Stalle, das hatte „der Kleine“ gethan; jetzt wollte er fort.

Anderswo wird er so lange durch die Neckereien der jungen Leute auf dem Hofe geärgert, bis er fortgeht, oder er wird erbittert, wenn sein Lieblingspferd verkauft wird und verlässt das Haus. Auch wird erzählt, dass man auf einem Hofe, wo ihrer viele waren, gern einige los sein wollte. Der Hausknecht übernahm, die Sache in Ordnung zu bringen und verlangte nur, dass der grosse Braukessel gefüllt und geheizt werde. Sobald das geschehen war, kamen nicht weniger als fünf Nisse hervor, um sich die Sache mit anzusehen. Auf die Kante des Kessels gekrochen, guckten sie hinein. Inzwischen hatte der Knecht sich in ein Strohbündel gehüllt und ging ins Brauhaus hinein. Die Nisse betrachteten ihn und riefen: „Stroh geht, Stroh geht!“, versahen sich aber keiner Gefahr, bis der Knecht neben ihnen war und sie in den Kessel hineinstürzte. Seitdem

Auch geschieht es bisweilen, dass die Nisse den Hof verlassen, wenn die alten Geschlechter aussterben; es gefällt ihnen nicht bei den jungen in Dienst zu treten.[1])

3. Es konnte also der Bauer den Niss als Dienstknecht mieten. Nicht nur dem einzelnen Manne war der Niss ein treuer Diener, auch ganze Dörfer haben einen oder mehrere Nisse gemeinschaftlich gehabt.

Ein jedes Dorf, wird erzählt, hatte seinen Niss. Der Vemmelev-Niss wohnte bei einem Manne, Peder Olsen genannt. Immer waren seine Pferde unbegreiflich fett, obschon sie den ganzen Winter hindurch nicht unter Dach kamen, sie lebten von ausgedroschenem Haberstroh und hielten sich auf einem Düngerhaufen im Hofe auf. Ein Mann, welcher dort einmal Nachtquartier erhalten hatte, sah, wie eine Hafergarbe nach der anderen über das Dach der einen Hauslänge geflogen kam. Es war der Niss, welcher bei den Nachbarn Hafer für die Pferde Peder Olsens stahl.[2]) Auch in Rödding hatten sie vormals einen „Gaardbo-Niss", er war Dorfhirte, und die Dorfleute trugen abwechselnd die Grütze für ihn aufs Feld am Mittage hinaus, sie durften aber die Butter nicht vergessen.[3])

Es fragt sich nun, welche Bewandnis es im grossen und ganzen mit der Hilfe des Nisses hatte. Die folgenden Sagen werden auseinandersetzen, dass er eine Mithilfe für die Wirtschaft des Bauers war, die ihres Gleichen suchte. Er ist aber immer launig und empfindlich, der Bauer muss sich ernstlich in acht nehmen etwas zu thun, was seinem jähzornigen Dienstboten übel gefallen könnte; wohin er kommt, will er die Macht haben und er lässt sich nicht leicht hineinreden.

4. Rævhede heissen einige Höfe und Häuser, welche zum Dorfe Hvedsted gehören, und in der Nähe des Rittergutes Rævkjærgaard liegen. Dort war ein „Gaardbuk", welcher die Pferde[4]) wartete, aber nicht litt, dass jemand ausser ihm sich mit ihnen beschäftigte. Der Mann vertraute ihm alles an, als er sich aber einmal erlaubte, in den Stall zu gehen und nach den Pferden selbst zu sehen, ergriff der „Gaardbuk" eine Strohgarbe, womit er den Bauer so lange klappste, bis sich dieser besonnen hatte, dass der „Gaardbuk" im Stalle alleiniger Herr war.[5]) Ja, man kann finden, dass wenn etwas gegen die Haustiere um Weihnachten versäumt war (es war ja zu dieser Zeit ihr Recht besseres Futter als sonst im ganzen Jahre zu erhalten, auch das Weihnachtsgebäck konnten sie zu kosten verlangen), also irgend etwas vernachlässigt worden, so durften sie sich nur mit ihrer

1) Kristensen, Sagn II, 42, 2.

2) Kristensen, Sagn II, 43, 31.

3) Kristensen, Sagn II, 88, 181.

4) Der Niss liebt Pferde, dieser Zug scheint weit verbreitet zu sein, cfr. [illegible]

Klage an den Niss wenden, und er brachte die Sache in Ordnung[1]) (S.). Es ist Pflicht überall und in allen Verhältnissen dem Schutzgeiste des Hauses geziemende Ehrerbietung zu erzeigen. Mancher Mann aus dem Volke Finnlands grüsst, sobald er über die Schwelle der Badstube tritt. Nach allen grösseren Arbeiten, immer nach Dreschen und Flachsbrechen, nimmt der Finnländer ein Bad, die Badstube ist und bleibt des gemeinen Mannes Arzt, und die gewöhnliche Redensart, „wenn die Badstube und der Branntwein nicht helfen, dann geht es zum Tode", beweist genugsam das grosse Zutrauen, welches man zum Bade hat. Wenn man wieder aus der Badstube ins Wohnhaus hineintritt, grüsst man: „Guten Abend von der Badstube!" oder „Gruss von der Badstube" und bringt dadurch fürs Haus den Gruss des „Tomts".[2])

Der Niss ist ein getreuer und sehr zuverlässiger Diener. Wo er sich ansiedelt, bringt er Reichtum und Überfluss mit sich.

„Mein Mann und ich wohnten in Vestra Goinge Harde (S.), er war Schuhmacher des Edelhofs; Haus, Feld und eine Kuh hatten wir, und der Mann bisweilen einen Gesellen. Zuerst hatten wir einen Schweden. Der ging eines Abends durchs Dorf und sah vor sich einen kleinen grauen Mann mit Spitzmütze auf dem Kopfe. Er hielt vor Ola Mattesons Pforte an und warf etwas, das sehr schwer war, von sich; der Geselle konnte den dumpfen, klatschenden Schall hören. Ich will eben nicht sagen, dass der Geselle sich fürchtete, er besprach aber später mit uns die Sache. „Ach", sagte der Mann, das nimmt mich nicht Wunder, alle wissen wir ja, dass Ola Matteson den „Goanisse" hat, der ist's gewesen, welcher Getreide oder sonst etwas ihm gebracht hat."

„Ja, wie es sich im Grunde mit Ola verhielt, lasse ich dahinstehen. Gewiss ist es, dass er der reichste Mann im Dorfe war. Immer war er mit der Frühlingsarbeit vor allen anderen fertig, doch sah man ihn niemals weder pflügen noch säen. Ganz ebenso zur Erntezeit, er hatte immer vor allen andern eingeerntet, ohne dass jemals er oder seine Dienstboten Fuss oder Hand dabei rührten und im ganzen Dorfe hatte Ola Mattes die schönsten und fettesten Rinder und Pferde.[3])"

Aus Norwegen füge ich eine andere Erzählung hinzu.

Auf einem Bauernhofe lebte ein Mann, mit dem es ganz wunderbar herging; in Tenne und Scheune war immer Korn und Heu die Fülle, und alle meinten, es wäre ein grosses Wunder, was es in der That war. Selber konnte er auch nicht das Ganze verstehen und um der Sache auf den Grund zu kommen, versteckte er sich eines Abends auf dem Heuboden. Gegen Mitternacht erschien ein grosser alter Mann mit weissem langem

1) Aldén S. 127.
2) Nyland IV, 66.
3) Wigström I, 179.

Haare und Barte, welcher unter einer grossen Heulast hereinwackelte. Er setzte sich und sagte: „He, das war schwer!“ indem er die Last niederlegte. „So furchtbar schwer war deine Last doch wohl nicht, meine ich!“ sprach der Mann auf dem Heuboden. Da rief der Alte zornig: „So du meinst, dass die Bürde nicht schwer war? nun, ich will so viele Lasten aus deinem Hause tragen, wie ich früher hineingetragen habe, du wirst dann wohl lernen, ob dein Besitz sich vermehrt oder vermindert. Übel ist's aber, Undank für wohl gethane Arbeit zu erhalten.“ Von jetzt an verschwand mit jedem Tage der Überfluss, in kurzer Zeit wurde der Mann blutarm.[1])

Bisweilen scheint der Überfluss, welchen der Niss ins Haus hineinträgt, durch einzelne Ähren symbolisiert zu werden.

In einem Hofe lebte ein „Nispuge“, welcher öfters in der Giebelluke gesehen wurde. Eines Abends begegnete ihm der Bauer, in dessen Hause er wohnte, und dieser sah ihn tief gebeugt, schnaubend und stöhnend, unter einer Last von zehn Gerstenähren einherschreiten. Der Bauer konnte sich des Lachens nicht enthalten und sprach: „Du trägst eine gewaltige Last!“ „Hättest du deinen Mund halten können“, sprach der Kleine, „würdest du morgen zehn Tonnen Getreide mehr auf deiner Tenne gehabt haben!“[2]) (D.).

Eine Episode aus einer längeren schwedischen Sage füge ich hinzu.

Der Bauer hatte einen kleinen „Tomtegubbe“ in seinem Hofe, der, wie man glaubte, ihm in allem Glück brachte. In der heissen Sommerzeit verliess der Bauer öfters sein Schlafzimmer und ging in die Dreschtenne hinaus, wo er sich ein kühleres Lager aufsuchte. Die Nacht war hell, er konnte den ganzen Raum übersehen. Er entdeckte einen kleinen Alten, kaum anderthalb Ellen gross, eine Spitzmütze hatte er auf dem Kopfe und eine Kornähre trug er auf der einen Achsel, welche er von sich auf die Tenne als eine schwere Last hinwarf.

Der Bauer wunderte sich über das, was er sah, und fragte den Kleinen: „Wer bist du?“ „Ich habe hier viele Jahre verlebt, du bist ein friedlicher, ruhiger Mann, welcher keinen Lärm weder in der Scheune noch im Hause gemacht hat, darum habe ich dir gedient.“ „Was meinst du mit der Kornähre, welche du auf der Achsel trugst?“ „Ja“, erwiderte der Kleine, „diese Ähre bedeutet so viel, dass sie dein Gut um die Hälfte vermehrt.“ „Das danke ich dir, Kleiner. Vielleicht hast du mir schon oft früher Dienste bewiesen, ohne dass ich dessen gewahr wurde!“ „Ja, freilich.“ „Ach so“, sagte der Bauer, „da ich ja doch sowohl Vermögen als Willen habe, dir für deinen Dienst etwas zu vergelten, was forderst du?“ „Was du selber willst, aber was du mir geben willst musst du auf den Tisch im Brauhause hinsetzen, dort werde ich es holen.“

1) Sande II, 202.

2) Kristensen, Sagn II, 52, 45.

Von dem Tage an liess der Bauer eine neue Kleidung nach einem ungefähren Mass für den Kleinen anfertigen, auch wurden Speisen allerlei Art auf den Tisch hingesetzt, von wo alles abgeholt wurde, ohne dass jemand begriff wohin.[1])

Kürzer, vielleicht echter, wird eine Variante von Rääf erzählt. Der Bauer, welcher den Grund seines eigenen Überflusses nicht erraten konnte, versteckte sich und sah viele „Tomter“, ein jeder mit einer kleinen Roggengarbe, alles wurde in seine Scheune getragen. Unter den Nissen war ein ganz kleiner, der unter der Last eines einzigen Strohhalmes tief stöhnte. Lächelnd sprach der Bauer: „Warum stöhnst du doch so schwer unter der kleinen Last?“ Einer von den anderen ergriff das Wort: „Seine Last entspricht seinen Kräften, nur eine Nacht ist er alt; nachher wirst du weniger erhalten!“

Aller Segen entschwand aus dem Hause des Bauern, er wurde ganz arm und elend.[2])

Ist der kleine Niss in die Familie eingebürgert, so trägt er besonders für Pferde und Kühe Sorge, mit den Schafen mag er nichts zu thun haben. Die Katze mit ihrem nächtlichen Wesen und ihrem leisen Tritte scheint seine Freundin; mit dem unruhigen bellenden Kettenhunde hat er sich manchmal zerworfen. In früheren Zeiten konnten die kleinen, damals oft nur von Grassoden gebauten Kuhställe im Schneegestöber unzugänglich werden. Wenn die Leute wiederum, vielleicht erst nach mehreren Tagen dort hinkamen, fanden sie die Kühe wohl behalten, alles sauber und ordentlich, das war aber das Werk des Nisses.[3]) Das Fenster der Dreschtenne liess man offen stehen, damit der Niss durch dasselbe seinen freien Ein- und Ausgang hätte. Besonders sind die Pferde seine Lieblinge. Er zog einige Farben anderen vor und hatte er gegen ein Pferd einen Groll, so gedieh dasselbe nimmer. Auf einem Hofe in Kollerup war ein „Gaardbuk“, welcher zwei Pferde wartete, sie mussten aber immer gleichfarbig sein, sonst besorgte er sie nicht. Wenn der Hausknecht sie zum Wasser führte, nahm der Niss gewöhnlich auf der Stallthür seinen Platz, und geschah es, dass sie sich losrissen, lachte er laut auf. Eines Abends liefen sie aufs Feld, der Knecht hinter ihnen her, ohne dass es ihm möglich war sie einzufangen. Zuletzt war der Gaardbuk gezwungen, das Geschäft zu übernehmen. Er setzte im Sprung von dem einen Hause zum anderen, immer rufend: „Kommt doch, meine Fohlen, ihr werdet ein Mass mehr erhalten!“ Auf diese Weise lockte er sie zurück.[4])

---

1) Bondeson S. 142, Afzelius, Sagoh. II, 190, dieses Motiv betreffend s. Kuhn, Nordd. Sagen No. 270, 5, Westf. S. I, 157, 162, Jahn, S², 110, 129, Lynker, Hess. Sag. No. 86.

Im nördlichen Jütland lebte ein Mann, welcher eine schöne weisse Stute besass, die war schon seit vielen Jahren auf der Hufe. Glück folgte ihr, denn sie war sehr von dem Nisse geliebt. Er erlaubte dem Bauer nimmer, die Stute zur Arbeit zu benutzen und jeden Tag erschien er selber und sorgte für sie aufs beste. Und da er Getreide in Überfluss, sowohl gedroschenes als ungedroschenes mit sich führte, brachte er so grossen Vorteil, dass man ihm wohl bei der Stute willfahren konnte. Die Hufe erhielt aber am Ende einen neuen Besitzer, er wollte diese ganze Geschichte nicht glauben, sondern verkaufte die alte Stute an seinen armen Nachbar, und was geschah? Nach Verlauf von fünf Tagen fing der arme Mann an, Wohlstand in seinem Hause zu vermerken. Er wollte aber den Niss sehen, versteckte sich, der Niss aber entdeckte ihn sogleich, wurde recht betrübt, fütterte die Stute zum letztenmale, kehrte sich zum Manne und sagte ihm Lebewohl[1]) und verliess das Haus. In Schweden soll eine Redensart sich gefunden haben: „Der Stallknecht füllt die Pferdekrippe, es ist aber der „Tomte", welcher das Pferd fett macht.[2])"

Der Niss hat seine besondern Lieblinge. Er wohnte vormals bei einem Manne in Homme (N.). Derselbe tauschte sich ein weisses Pferd, das der Niss nicht litt, für ein anderes ein. Während der Nacht führte der Niss das Pferd auf die Fidje hinab, wälzte dasselbe in einer Pfütze herum, dass es ganz schwarz wurde, verliess damit das Haus und reiste nach Grötteland.[3])

Der Niss mag auch seine Ursachen haben, warum er das eine Tier dem andern vorzieht. Einst lebte ein solcher auf einem Hofe in Kolby (D.) und ging immer mit den Dienstboten die Tiere zu warten. Eines Abends, da er die Pferde fütterte, schlug eins von ihnen nach ihm aus und traf ihn. Seit der Zeit wurde das Pferd je länger je mehr mager, und die Leute verstanden kaum, wie es herging, es wurde doch reichlich gefüttert. Zuletzt kam ihnen Niss in die Gedanken; der Knecht versteckte sich im Stalle nach der letzten Fütterung. Bald war der Niss da, er nahm dem mageren Pferde alles Futter weg zur Strafe, dass es ihn geschlagen hatte, und das andere erhielt es.[4])

Auf einem Hofe in Birkeland (N.) hielt sich in alten Zeiten ein Niss auf, welcher den Bewohnern des Hauses in allen Sachen sehr behilflich

1) Thiele II, 269.

2) Afzelius II, 191; eine Anekdote erzählt der Norweger Tullin: In einem gewissen Kirchspiel Norwegens fanden sich viele Nisse. Ein Schultheiss wollte die Leute von dem Nisseglauben kurieren und liess bekannt machen, dass man im königlichen Schlosse ein Paar Nisse als Pferdewärter brauche. Da ihrer so viele auf den Höfen waren, wäre es wohl nicht so schwierig, einiger von ihnen habhaft zu werden. Derjenige, der einen solchen Niss liefern wollte, wäre einer ansehnlichen Belohnung gewiss. Seit der Zeit wurde kein Niss im Kirchspiel gesehen. Tullin, Saml. Skrift, Købenbavn 1771, II, 12.

3) Storaker S. 35, 39.

4) Krist., Sagn II, 48, 36; ähnliche Geschichten Asbj. III, 43, 96. Nyland IV, 119. Faye S. 42.

war. Sollte eine Kuh kalben, so brauchte man für sie keine Pflege, der Niss trug für alles Sorge. Wenn der Knecht hinging das Pferd am Abend zu füttern, hatte es das bestimmte Futter schon aufgefressen, der Niss hatte es ihm gereicht. Im Weggehen bemerkte der Knecht, dass der Niss im Begriff war Wasser heraufzuziehen.[1])

In Fünen irgendwo lebte ein kleiner, anständiger Niss mit allen in Frieden. Liess man ihn in Ruhe, war er freundlich und gut, allen behilflich sowohl im Stalle wie in der Scheune und Tenne, er mistete aus, schnitt Häcksel, drosch das Getreide, aber immer während der Nacht, nur selten wurde er von jemand gesehen.[2]) Mit dem Futter ist er sehr genau gewesen, dem Viehknecht auf Gaunø war es unmöglich, eine einzige Garbe mehr, als die Kühe auf einmal bedurften, hinabzuwerfen, alles wurde augenblicklich zurückgeworfen.[3])

Wenn Versäumnisse irgend einer Art vorkommen, thut der Niss sein Möglichstes denselben abzuhelfen. Bei einem Hufner auf Anholt (D.) diente ein Mädchen, das dem Niss sehr freundlich gesinnt war; er vergalt ihr die Zuvorkommenheit durch viele kleine Dienstleistungen. Einst sollte die Kuh kalben, der Niss rief sie: „Elle, die graue Kuh wird kalben!“[4]) Er ist wohlwollend und wachsam. Droht des Nachts, wenn die Leute im Hause schlafen, irgend eine Gefahr, kommt der Nisse still und freundlich, leicht und gelinde zu dem schlafenden Hausherrn, flüstert ihm, was die Sache betrifft, ins Ohr, dann erwacht er und kann Abhilfe bringen. Oftmals ist auf diese Weise ein Pferd, das sich ins Spannseil verwickelte und dem Ersticken nahe war, gerettet worden. Kühe sind auf ähnliche Weise auch gerettet worden, und wenn Diebe Einbruch versucht haben, ist der Tomte ihnen hinderlich entgegengetreten.[5])

Eine Geschichte aus dem Norden Norwegens muss ich hier ganz mitteilen. Hinter dem Hofe stürzte der Berg jäh hinab, oftmals wurde wunderschöne Musik, „die Huldreslaat“, gehört, und die Hausleute hatten bisweilen den Huldrehof in der Nähe gesehen. Er verschwand aber immer, sobald sich jemand ihm zu nahen versuchte. Einst wollte der Sohn des Bauern sein Glück bei den Unterirdischen versuchen, manches Wagnis hatte er unternommen und war immer der Gefahr glücklich entronnen. Eines Abends hörte er die Musik (Huldrelaak) aus dem Berge, er ging hin, bat um einen Trunk Bier, denn sie hätten zu Hause nichts. Es dauerte nicht lange, da öffnete sich der Berg, ein Huldremädchen trat mit einem

1) Storaker S. 31, 33.

2) Kristensen, Sagn II, 48, 37: der Puck drischt in England, Revue d. Tr. pop. II, 78.

3) Kristensen, Sagn II, 80, 153.

4) Kristensen, Anholt 72, 157: er weckt den Kohlenbrenner, als das Feuer den Kohlenmeiler angegriff[illegible]

Trinkhorn von Gold in der Hand vor ihn und reichte es ihm. Geschwind warf er den Trunk über die Schulter, und das Horn ergreifend lief er eilends nach Hause in die Stube hinein, wo er sich am Tische atemlos hinsetzte. Bald nachher wurde ein furchtbarer Lärm auf dem Hofplatze gehört, da gab es Schläge, und es setzte blutige Köpfe, zuletzt wurde alles stille und herein trat ein alter, kleiner Mann mit roter Spitzmütze. In der Hand hatte er eine grosse eiserne Stange, mit welcher er in die Platte des eichenen Tisches schlug, dass sowohl Tisch, Bänke und alles, das nicht niet- und nagelfest war, auf dem Boden tanzte. Da sprach er, zornig war er, und die Stimme zitterte, als er anfing: „Toll bist du, oft half ich dir aus, wenn du in der Klemme sassest; Dank für meine Mühe habe ich wenig erhalten. Das „Huldrefolk“ war eben hier und wollte dir den Raub seines Hornes vergelten. Wäre ich nicht da gewesen, so wäre kaum eine deiner Rippen jetzt heil. Den Angriff musste ich aushalten und habe Schläge die Menge bekommen, da ich sie aus dem Hofplatze trieb. Jetzt muss es aber ein Ende mit deinen Tollheiten haben!“

Wer das war, ist leicht zu erraten, es war der „Godbonde“, der die Feinde des Hauses weggejagt hatte.[1])

Nicht immer verfährt der Niss mit denen, die schuldig sind, glimpflich.

„Sie (es ist meine Frau, von welcher ich spreche) erzählt, dass ihr Vater einst beordert war, auf die Branntweinpfanne acht zu geben. Sein Hausherr war Branntweinbrenner. Er wusste, dass ein Tomte im Hause war, denn er sah oft die kleine Spitzmütze leise umherschleichen. Einmal schlief er während der Nacht vor der Pfanne ein, sie kochte über, der „Tomte“ war aber zugegen, und er gab meinem Vater eine so furchtbare Ohrfeige, dass er so wach wurde, dass er niemals mehr, wenn er Nachtarbeit hatte, einschlief.“ [2])

Der Niss ist seinen Freunden in allem behilflich. Gelegentlich trägt er die Frau des Bauern, die im Walde irre gegangen war, über einen breiten Graben.[3]) Ein andermal, als der Strom wegen anhaltenden Regens alles überschwemmte, und die alte Frau sich mit genauer Not durch die Wand des Hauses gerettet, und nicht vor dem dritten Tage in den Kuhstall zu kommen vermochte, fand sie die eine Kuh in ihrem Stande tot, die andere zwar am Leben, aber mittelst ihres Bandes über den Dachbalken gehängt. Da fing die Alte zu weinen an. Eine Stimme aus den Trümmern rief ihr aber entgegen: „Freue dich, die eine ist dir übrig geblieben, ich war nicht imstande mehr zu erretten!“ Das war aber der „Tomte“, die Frau wusste, dass ein solcher sich im Hause aufhielt.[4])

1) Nicolaissen, Nordl. II, 6.
2) Wigström I, 153, cfr. Afzelius II, 190. Aminson V, 84.
3) Kristensen, Sagn II, 55, 252.
4) Bondeson S. 147.

Bei festlichen Gelegenheiten hilft er aufs Beste. So veranstaltete einst eine Witwe die Hochzeit ihrer einzigen Tochter. Oft wurde davon geflüstert, dass ein Niss in ihrem Hause wohne, jetzt konnte kein Zweifel mehr darüber sein, denn nicht nur waren die Schüsseln am letzten Tage eben so voll wie am ersten, und die Hochzeit dauerte ganze acht Tage, sondern der Niss wurde in der Küche von vielen gesehen. Mehrere von den anwesenden Gästen brachten Kinder mit sich, die überall umherspielten und in der Küche von der Witwe, die mit Grützkochen beschäftigt war, traktiert wurden. Sobald aber die Kinder zu essen anfingen, erschien immer ein kleiner Junge, der mitass, aber so gefrässig, dass die Kinder sich über ihn beklagten. Die Witwe antwortete, dass sie sich nicht um ihn zu bekümmern brauchten, sie würden alle genug Grütze erhalten. Hier könnte ich die Geschichte abbrechen, sie ist jedoch so eigentümlich, dass ich fortfahre.

Da die acht Tage vorüber waren, und die Gäste sich zu der Abreise bereiteten, sagte ihnen die Witwe, wäre es ihnen gefällig, so dürften sie sehr gerne noch acht Tage bleiben, Essen und Trinken habe sie genug. Die Gäste wussten ja aber jetzt, wie es sich mit den guten Sachen verhalte, und bedankten sich für die Einladung, und während die Wagen im Hofe heranfuhren, entdeckten die abreisenden Gäste den Niss, der in der Gestalt eines Kalbes um sie herumtanzte. Sie waren recht froh, als sie wieder ausserhalb des Hofes waren.

Die Tochter, welche damals Braut war, erhielt den ganzen Reichtum der Mutter, wurde aber am Ende so arm, dass sie sich in Verzweiflung ertränkte.

Der Erzähler glaubte, dass die Witwe den Niss geerbt hätte, und dass für ihren Mann die Verhältnisse in der anderen Welt nicht eben die besten wären. Es wird nämlich berichtet, dass die Witwe, da ihr Mann als Leiche in den Sarg gelegt wurde, neben ihn seine vollgestopfte Tabakspfeife legte. Gefragt, warum sie solches thue, antwortete sie: „Etwas muss er doch, um die Zeit zu vertreiben, mitnehmen; wo er hinkommt wird er gewiss Feuer die Fülle erhalten“[1]) (S.).

Noch führe ich an, dass, wenn die Zimmerleute des Tages am Holzgerüste des Hauses zimmern, man während der Nacht den Niss arbeiten hören kann, und das bedeutet Glück für die künftigen Bewohner.[2]) — Der Schuster in Finnland war gewohnt, am Abende das Leder für die Arbeit des kommenden Tages zuzuschneiden; da sah er drei kleine, nackte Personen in der Mitternachtsstunde erscheinen, die emsig zu klopfen und zu nähen anfingen, und da sie mit allem fertig waren, setzten sie die Schuhe auf den Tisch und verschwanden. Am nächsten Tage kamen

1) Wigström II, 117.

2) Runa VIII, 36. Rääf S. 69.

Käufer, die mit allem zufrieden waren und noch mehr bestellten. So ging es eine Zeit lang die eine Nacht nach der anderen, bis die Hausfrau beim Anblick der Nacktheit der Kleinen voll Mitleid Kleider für sie nähte, welche auf den Ladentisch hingelegt wurden. Als sie in der Mitternachtsstunde erschienen, zogen sie nach vollführter Arbeit die Kleider an, froh in die Runde tanzend. Nachher kamen sie aber nimmer wieder zurück und die Schusterleute lebten in Glück und Wohlstand ihr Leben lang.[1])

Auf einem Hofe dienten einst zwei Knechte; der eine war mit dem „Gaardbuk“ in gutem Einverständnisse, der andere benutzte jede Gelegenheit ihn zu necken. Eines Abends nahm er ihm die Grütze weg. „Das werde ich dir vergelten!“ sprach der Niss, und in der nächsten Nacht hatte er oben auf das Dach eine Egge und auf deren spitze Zähne den Knecht gelegt. „Das werde ich dir gedenken!“ sprach der Knecht bei sich selbst, und so verstrich einige Zeit. Da bat einmal der zweite Knecht, welcher das Schneiderhandwerk gelernt hatte, den „Gaardbuk“ ihm nähen helfen. Ganz willig nahm er Nadel und Zwirn, suchte sich oben auf einem Heuschober Platz und fing seine Arbeit an. Plötzlich trat eine Wolke vor den Mond; ungeduldig sprach der Kleine: „Leuchte, leuchte hell.“ Unten stand aber der andere Knecht und hieb ihm in der Dunkelheit einen Schlag mit dem Flegel über die Beine. Der „Gaardbuk“ wähnte aber, er habe den Mond beleidigt und sprach ganz kleinlaut: „Leuchte hell, leuchte dunkel, leuchte nur wie du willst!“ Diese Worte sind hier und dort eine Redensart geworden.[2])

5. Wenn man nun den hier mitgeteilten Stoff überblickt, wird es bald offenbar werden, dass alle die anderen Dienstleistungen des Niss, das Nähen, Schustern u. s. w. gegen die Sorge für die Haustiere zurücktreten, was auch leicht bei einem ackerbauenden Volke wie dem unserigen zu verstehen ist. Es scheint mir, dass unter den Niss-Sagen verhältnismässig nur wenige Neubildungen sich finden. Sie rühren aus Zeiten her, da die Bauern gemeinschaftlich ihr Feld bebauten; schlecht wurde das Land geackert, arm war die Ausbeute, und Jahr um Jahr kehrte die Frage unter den armen, manchmal von dem Gutsherrn geplagten Bauern wieder, wie wird es möglich sein, Kühe und Pferde durch den Winter zu bringen? Was der Bauer nicht selber besass oder verschaffen konnte, musste also der Niss bringen; er vermochte aber so wenig wie der Bauer etwas zu schaffen: er stahl demnach, wo er etwas vorfand und brachte es dem aus-

Antwort, und als der Bauer im tiefsten Schlafe lag, klopfte er ans Fenster: „Steh geschwind auf, spann die Pferde an und fahr auf den See, ich verlor dort ein kleines Bündel Heu, das du holen musst!“ — „Ei was, den Wagen ausfahren, um einen Wisch Heu zu holen!“ brummte der Bauer, zog jedoch am Ende die Kleider an und fuhr auf den See hinaus. Da war eine ganze Ladung; diese lud er auf den Wagen und fuhr damit nach Hause. Es wurde so leicht nicht verbraucht, der Niss sorgte immer für neuen Vorrat.[1])

Vor einigen Jahren wohnte auf einem Hofe in Dokkedal, Mov Kirchspiel (D.), ein Mann, der gewöhnlich Peder Skelund genannt wurde. Mit ihm lebte der Niss auf dem Hofe. Der Bauer besass ein kleines Pferd, das der Niss zu reiten liebte. Der Winter war beinahe um, das Futter ging zu Ende, und der Knecht sagte eines Tages dem Niss, es könne ihm nicht mehr erlaubt sein das kleine Pferd zu reiten, des Futters sei zu wenig. „Kümmere dich nur darum nicht!“ sprach der Niss, „ich werde Auswege finden“. In der Dämmerung bat er den Knecht ihn zu begleiten, und nachdem sie sich mit einem langen Taue versehen hatten, gingen sie über die Vildmose nach Sonder-Kongerslev, in welchem Dorfe ein Mann wohnte, der ein ganzes Fach ungedroschenen Hafers in seiner Scheune liegen hatte. Der Niss nahm die eine Hälfte des Hafers, band dieselbe mittels des Taues in ein Bündel, und sie begaben sich hiermit auf den Rückweg. Auf dem Vildmose angelangt, wurde der Knecht müde, weshalb er den Niss fragte, ob sie nicht ein bischen ruhen könnten. „Ruhen, was ist das?“ sagte Niss. „Ja, siehst du, das nennen wir ruhen, wenn jemand sein Bündel auf den Boden niederlegt und sich darauf setzt.“ „Wollen wir es mal versuchen?“ Dem Niss war aber das Ruhen so angenehm, dass er plötzlich ausrief: „Hätte ich gewusst, dass die Ruhe so süss wäre, hätte ich nicht die Hälfte, sondern das ganze genommen!“[2]) In Varianten wird erzählt, das der Stein, auf welchem sich der Niss ausruhte, seit der Zeit Merkmale von seinem Körper trug, und dieses Motiv von der dem Niss unbekannten Ruhe wird mit verschiedenen Nebenumständen häufig in Sagen benutzt.[3])

Nun kann es aber bisweilen geschehen, dass der eine Niss das Futter des anderen stiehlt. So hatten die beiden Höfe, Flyndergaard und Bækmark, jeder seinen Niss. Auf dem letzten Hofe liebte er besonders ein Paar Ochsen, die deshalb immer fetter waren als die anderen. Dasselbe war

entstand. So wurde einst des Nachts der Mann von Flyndergaard dadurch geweckt, dass jemand am Fenster ausrief: „Sage mir, womit soll ich Prügel geben?“ Ohne daran zu denken rief er zurück: „Du kannst unseren Pflug nehmen!“ Die Frau, die auch durch das Rufen wach geworden war, fragte, was los wäre. Der Mann sagte ihr, es wäre vielleicht Niss, denn es schien ihm, als ob er nicht rein spreche; das vermögen die Leute seiner Art nämlich nicht. Als er nun am nächsten Tage die Pflugarbeit anfangen wollte, lag der Pflug zertrümmert auf dem Felde.

In einer anderen Erzählung, worin die Nisse in Feindschaft leben und einander gegenseitig bestehlen, nimmt der eine seinen Schlafplatz auf dem Getreideschober, um nicht überrascht zu werden. Am Sonnabend in der Mitternachtstunde erschien aber der Niss vom Predigerhofe, kroch ganz leise in den Schober hinein, hob ihn in die Höhe und entfernte sich mit ihm ganz still. Der Bauerniss schlief den Schlaf der Gerechten, wurde nichts gewahr, bis der Dieb die Feldscheide des Pastorats erreicht hatte, wo ein breiter Graben war, den er überspringen wollte. Da fiel aber der Schober von seinen Schultern hinab, der Niss erwachte, verstand augenblicklich die Situation, wühlte sich unter den Garben hervor und ein furchtbarer Kampf, welcher bis der Tag graute fortgesetzt wurde, ging an. Als die Kirchengänger Sonntag Morgen früh vorüber kamen, wunderten sie sich, einen Schober auf dem Platze stehen zu sehen. Näher gekommen, entdeckten sie den Zusammenhang, indem sie auf dem Schlachtplatze das Hinterteil eines zweiräderigen Pfluges und eine halbe Egge mit Merkmalen eines gewaltigen Kampfes unter den umhergestreuten Garben liegen fanden. — Bisweilen entsteht ein tiefes Loch oder ein ganzer See als Spuren des Nissekampfes. Auch wird erzählt, dass einer von den Nissen seiner Schwachheit bewusst, Hilfe beim Viehknecht sucht, und da dieser seine Furcht äussert, Teilnehmer am Kampfe zu sein, sagt ihm der Niss, er brauche nur mit einer Heugabel bereit zu stehn, um dieselbe in ein feuriges Rad zu stossen. In solcher Gestalt würde nämlich der feindselige Niss am Anfange der Nacht erscheinen. Der Knecht fasste Mut, that wie ihm der Niss gebeten hatte, der Sieg wurde gewonnen und mit ihm die Freundschaft des Niss, welche ihm vielmal zu Statten kam.[1])

Eine kleine norwegische Erzählung füge ich noch hinzu. Die beiden Höfe, Eie und Rägevig, Näs Kirchspiel, hatten jeder seinen Niss, die Feinde waren und einander allerlei Verdruss verursachten. Der Rägeviger Niss war einst auf Eie gewesen, hatte die Weihnachtsgrütze des dortigen Nisses gestohlen, dieser wurde zornig und sie kämpften ihren Streit im Thale zwischen den Mannehügeln aus. Sobald die Schlägerei vorüber war, bestieg jeder von ihnen seinen Hügel, von welchem sie die Gebände übersehen konnten und riefen: „Ha, ha, ha, sahet Ihr, wie wir uns schlugen?“[2])

1) Kristensen, Sagn II, 57, 65. 82; 76. 78. 79; 93—95.

2) Storaker S. 37, 43.

Noch eine Geschichte aus Finnland und ich schliesse. Es begegneten sich einst auf einem Felsen zwei „Tomter", ein jeder mit seinem Mehlsacke auf dem Rücken. Neidisch auf einander, fingen sie augenblicklich die Schlägerei an. Der Sack des einen Tomte wurde zerrissen, das Mehl desselben stob wie eine Wolke rund um sie her. Am Ende zog der andere „Tomte" den kürzeren und musste fliehen. Dieses soll sich „vor vielen, vielen Jahren" ereignet haben, und noch wird von alten Leuten gesagt, wenn die Luft nebelig ist, „es ist der Mehlsack des Tomtes, welcher stäubt."[1])

Skandinavische Litteratur, die in dieser Abhandlung angezogen wird.

Afzelius, Swenska Folkets Sago-Häfder² (1844).
Aldén, I Getapulien (1883).
Arne, Fortæll. Sagn og Æventyr (1862).
Asbjörnsen, Norske Huldreeventyr³ (1870).
Bergh, Nye Folke-Eventyr og Sagn fra Valders (1879).
Bondeson, Historiegubbar på Dal (1886).
Bruzelius, Allmogelifwet i Ingelstads Härad i Skåne (1876).
Djurklou, Ur Nerikes Folkspråk och Folklif (1860).
Faye, Norske Folke-Sagn² (1844).
S. Grundtvig, Gamle danske Minder I—III (1854—1861).
F. L. Grundtvig, Svenske Minder (1882).
Haukenäs, Natur, Folkeliv og Folketro i Hardanger I f. (1884—91).
Hazelius, Samfundet för Nordiska Museets Främjande I (1884) f.
Hofberg, Nerikes Gamla Minnen (1868).
—, Svenska Folksägner (1882).
Jonsson, Folktro, Seder ock Bruk i Möre (1881).
Svenska Landsmalen II, 5.
J. Kamp, Danske Folkeminder (1877).
Kristensen, Öen Anholt (1891).
—, Folkeminder III f. (1876).
—, Sagn II (1894).
Lindholm, Hos Lappbönder (1884).
Nicolaissen, Sagn og Eventyr fra Nordland II (1887).
Nicolovius, Folklifwet i Skytts Härad, Skåne (1868).
Nyland IV (Helsingfors 1889).
Runa utgifw. af R. Dybeck I f. (1842).
Rääf, Ydre Härad I (1856).
Sande, Fraa Sogn I. II (1887—92).
Segerstedt, Svenska Folksagor och Äfventyr (1884).
Skattegraveren I—XII (1884—89).
Storaker, Folkesagn (1881).
Sundblad, Gammaldags Seder och Bruk² (1882).
Thiele, Danmarks Folkesagn I. II (1843).
Tvedten, Sagn fra Telemarken (1891).
Wigström, Folkdiktning I. II (1880—81).
Wille, Utrykte Optegnelser, Norsk Hist. Tidskrift² III.
Åberg, Folksagor (1887 Helsingfors) in Nyland II.

(Fortsetzung folgt.)

1) Nyland IV, 120. cfr. Schmidt, Volksl. d. Neugriechen, S. 189: die verschiedenen Ortsgeister bekämpfen einander.

Zum Märchen vom Bauern und Teufel.

Von **Johannes Bolte.**

Bei der unleugbaren Wichtigkeit, die ältere Aufzeichnungen verbreiteter Volksmärchen für die Forschung besitzen, scheint mir auch das nachstehende, etwa 1650—1660 zu Nürnberg erschienene Flugblatt, das ich vor kurzem auf dem Kgl. Kupferstichkabinet zu Dresden auffand, einen Abdruck zu verdienen. Es erzählt nämlich in den ersten 17 Alexandrinern das durch Rückerts Gedicht „Der betrogene Teufel“[1]) allgemein bekannte Märchen von der Teilung der Ernte zwischen einem Klugen und einem Dummen, bei der der Dumme von den Rüben die obere Hälfte, vom Korne aber die untere erhält. In der ältesten bekannten Fassung, dem Conde Lucanor des Juan Manuel Kap. 41 (= Eichendorff, Werke 6, 532. 1864) heissen die beiden Personen der Gute und der Schlechte; bei Rabelais Buch 4, Kap. 45—46 und in der Mehrzahl der orientalischen und europäischen Aufzeichnungen aus neuerer Zeit[2]) fällt die Rolle des Dummen dem Teufel, die des Klugen einem schlauen Bauern, bisweilen auch einem christlichen Heiligen zu; in andern Versionen sind Tiere (Fuchs, Ziege, Igel; Wolf, Bär) an ihre Stelle getreten. Unser Nürnberger Dichter, dessen

1) In Wendts Musenalmanach 1830, S. 50 = Rückert, Gedichte 1, 55 (1836) = Werke 4, 110 (1868).

2) Vgl. die Nachweise bei Grimm, KHM 3, 259 zu No. 189 „Der Bauer und der Teufel“; R. Köhler zu Bladé, Contes populaires recueillis en Agenais 1874, p. 151 „La chèvre et le loup“; Krohn, Journal de la société finno-ougrienne 6, 104 (1889. „Bär und Fuchs“). — Dazu füge ich noch: Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 2, 15 (1887). Knoop, Sagen aus der Provinz Posen 1893, S. 107. F. Müller, Siebenbürgische Sagen 1885 No. 310. Korrespondenzblatt f. siebenbürg. Landeskunde 9, 58 (1886: Zigeuner und Teufel dreschen zusammen). Polívka, Zeitschr. f. österr. Volkskunde 2, 375. J. van Landschoot, Volksvertelsels afgeluisterd in het meetjesland, Gent 1895, No. 2. Thuriet, Traditions pop. du Jura 1877, p. 176 = Traditions pop. de la Haute-Saône et du Jura 1892, p. 596. Sébillot, Cont. pop. de la Haute-Bretagne 3, 44 (1883). Carnoy, Les légendes de France 1885, p. 19. Sauvé, Folk-lore des Hautes-Vosges 1889, p. 289. Revue des trad. pop. 2, 486. 6, 169. 576. 7, 593. 9, 346. 350. Monseur, Le folklore wallon 1892, p. 58. Paasonen, Journal de la soc. finno-ougrienne 12, 148 (Fuchs u. Bär; mordwinisch). Stumme, Elf Stücke im Šilha-Dialekt von Tazerwalt; Ztschr. d. d. morgenl. Gesellsch. 48, 396, No. 3 (Wolf u. Igel). Lidzbarski, Geschichten aus den neu-aramäischen Handschriften zu Berlin 1896, S. 73 und Ztschr. f. Assyriologie 9, 261 (cit. Drugh djetjej 1873, S. 62). Basset, Contes pop. berbères 1887, p. 136. Auch Simrocks Gedicht „Die Eichelsaat“ (Rheinsagen No. 13. Montanus, Vorzeit der Länder Cleve-Mark² 1, 92) lässt sich vergleichen. — Ob Rückert wirklich eine arabische Quelle benutzte, bleibt noch zu untersuchen. Das Magasin pittoresque 8, 133 (bei Laisnel de la Salle, Croyances et légendes du centre de la France 1, 130. 1875) citiert aus einem „orientalischen Gedichte“ folgende mit Rückert übereinstimmende Stelle: „Vous savez que la moitié du monde est à moi, ainsi la moitié de votre moisson m'appartiendra“. Vgl. auch De Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie 1874, S. 426 f.; Liebrecht, Ztschr. d. d. morgenl. Ges. 38, 657.

Darstellung ziemlich dürr und reizlos ausgefallen ist, stimmt im wesentlichen mit Rabelais überein, ohne dass man einen litterarischen Zusammenhang anzunehmen hat; ihm ist der Schwank wohl direkt aus der mündlichen Tradition zugeflossen.[1])

Wunderliche Zeitung von dem neuen Wunder-Krieg und erlangten Weiber-Sieg.

(Kupferstich: Ein Teufel kämpft mit einer Frau, im Hintergrunde eine Schar von bewaffneten Frauen mehrere Teufel in die Flucht schlagend. Darunter folgender Text in drei Spalten angeordnet.)

Hort einen neuen Krieg! Nach dem der Fried geschlossen,
Hat es den bösen Geist nicht obenhin verdrossen,
Und weil fast jedermann den Ackerbau bestellt,
Hat er sich bey der Zech den Bauren zugesellt
5 Und wurd mit Listart eins, ein Halbbau anzufangen,
Davon der Bauer solt die Helffte jährlich langen,
Die nemlich auf dem Feld zur reiffen Ernde Zeit
Zu finden würden seyn. Der Bauer war erfreut
Und säete Ruben auss, den Sathan zu betriegen,
10 Dass er für seinen Theil das Kraut darvon solt kriegen.
Die Ruben blieben seyn. Der Sathan folgends Jahr
Erwehlt den andren Theil, der unter Erden war.
Der Bauer säet Getreid, das er für sich behalten,
Und liess den Höllen Geist sich an die Wurtzel halten.
15 Darüber er ergrimmt und sprach: „Mach dich bereit!
Dann auf Walburgi Tag must du mit mir in Streit
Und fechten gegen mich.“ — Listart sagts seiner Frauen,
Dem wunderbösen Weib, der thäte nicht grauen,
Kam zu bestimmter Zeit zu Lucifer allein,
20 Und dieser Teuffel konnt dess Weibs nicht mächtig seyn.
Mit einem Rockenstihl und einer Ofengabel
Verstopffte sie geschwind dess Höllen Geyers-schnabel,
Dass er zu boden fiel, und der Beelzebub
Samt seinem gantzen Heer den Krieg so lang verschub,
25 Biss sich die Höllen-Rott in jenem Feuer-Drachen

1) Doch ist auch eine mir nachträglich zu Gesicht gekommene Erzählung in Betracht zu ziehen, die in der Schwanksammlung: „Mancherley artige annehmliche Historien und Geschichte, oder Zeit-Verkürtzer“, Augspurg 1675 (Berlin Yf 9641), Bl. B. 6a steht: „Wie ein Baur den Teuffel betrog.

Ein Bauer und der Teuffel hatten allebeyde ein Stück Landes zusammen, welches der Bauer besäen muste. Auff eine Zeit kam der Teuffel und sagte, sie wolten darumb werffen, wer die höchste Augen hette, der solte erwehlen, von dem, was gesäet würde, zunehmen oben oder in der Erden. Sie warffen, und warff der Teuffel 12 Augen, gewan also diess Jahr und forderte, was über der Erde. Der Bauer noch schlimmer, säet lauter gelbe Rüben, gab also dem Teuffel das Kraut, und er behielt also das beste. Das ander Jahr spielten sie wieder, und gewann der Teuffel wieder, forderte damahls also das unter der Erden. Da säete der Bauer Korn, und ward der Teuffel wieder betrogen, welcher auch böse wurde und zum Bauren sagte, er muste sich mit ihm kratzen. Da ward der arme Bauer betrübt. Dieses merckte seine Frau und fragte, was ihm wäre“ ... (Das Folgende stimmt zu Rabelais).

Auf ihren Musterplatz versamlet in den Rachen,
Verwundrend insgesamt, wie doch ein Ehren-Mann
Bey einem solchen Weib beharrlich wohnen kan,
Die stetig Teufels böss, ja sondern allen Zweiffel,
30 Wie die Geschicht beglaubt, noch böser als der Teuffel,
Dem Sie hat obgesiegt. — Schlampampin, Lisarts Frau,
Stellt sich auff offnen Marckt und trägt die Hörner schau,
Die sie dem Satan hatt im Balgen abgebrochen.
Da kamen nach und nach viel Weiber angestochen:
35 Die Frau von Gallenberg, die Frau von Hurenstein,
Die Frau von Gruntzendorf, die Frau Sparkrümpelein,
Die Frau von Zanckenrecht, die Frau von Schnaderstätten,
Die Frau von Neidereck, die Frau von Löffelswetten,
Die Frau von Schlafferwick, die Frau von Murmerbach,
40 Die Frau von Geckershauss, die Frau von Kiefernach,
Die Frau von Trutzenmann, die Frau von Horenhausen,
Das Fräulein von Falschenburg, das Fräulein Ubelhausen,
Die Frau von Zornebuck, Verthun und Nimmersatt
Und was sonst diese Zeit für böse Weiber hat.
45 Nicht nur ein Regiment liess sich in Waffen blicken,
Es wolt fast jeder-Mann sein Weib zum Teuffel schicken
Verhoffend, sich dadurch zu setzen in die Ruh.
Es zoge dem Geschlecht ein grosser Hauffen zu
Auss jeder Stadt und Land. Die Trommel und die Pfeiffen
50 Pflegt dieser Metzenschar ohn Furcht frech anzugreiffen.
Darnach die gantz Armee mit grossen Muth marschirt,
Dargegen auch der Feind sich hier und dar rottirt.
Der Weiber waren mehr an Stück und an der Zahl
Als nicht Beelzebubs Gehülffen überal.
55 Die mit dem Weiber Heer begunt zu scharmitziren,
Die musten sehr zerkratzt sich wider retiriren.
Sie schlugen wacker drauff gleich wie ein böser Gaul
Und führten das Gewehr in einem gängen Maul.
Weil nun die Sach geglückt, entschlossen sie gemein
60 Und wolten mit Gewalt die Hölle nehmen ein,
Wie es nun lauffet ab, ist künfftig zu vernehmen;
Doch müssen ihrer viel dess Weiber-kriegs sich schämen.
Die nemlich keusch und fromm und treu sind ihrem Mann,
Die geht der Teuffelskrieg nicht umb ein Härlein an.

Zu finden bey Paulus Fürsten, Kunst- und Buchhändlers seel. Wittib und Erben.

Wir können aber nicht von diesem Gedichte, dessen Entstehung laut V. 1 nicht allzulange nach der Beendigung des dreissigjährigen Krieges fällt, Abschied nehmen, ohne der eigentlichen Haupthandlung zu gedenken, der das Märchen vom Bauern und Teufel als Einleitung dient. Ein Kampf zwischen dem Teufel und der Frau des von jenem herausgeforderten Bauern wird zwar auch bei Rabelais und in neueren Märchen (Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein 1845, S. 278. Gittée-Lemoine, Contes pop. du pays wallon 1891, p. 32) im Anschlusse an die listige Teilung der

Ernte[1]) erzählt; aber dieser läuft auf eine Prahlerei mit der angeblichen Stärke ihres Mannes hinaus, die dem Teufel wirklich Furcht einjagt. Unser Autor aber schildert ein wirkliches Gefecht zwischen der Bauersfrau und dem Satan, in dem dieser mit seinen Gesellen schmachvoll unterliegt. Er benutzte dabei einen älteren Schwank von einem bösen Weibe, das den Teufel in die Flucht schlägt, dessen erste Fassung im Liederbuche der Hätzlerin (1840, S. 219. 70 Verse) erhalten ist und der mir ausserdem in einem Augsburger Flugblatte aus dem Jahre 1627 vorliegt:

Ein vnerhörte seltzame auch wunderbarliche Newe Zeittung, Von einem bösen Weib, welche sich auff einer braitten Haiden mit den Teuffeln hat geschlagen, gekratz [!], gerissen vnnd gebissen, vnd auch endtlich den Sieg gar behalten, darüber sich der Teuffel selbst verwundert hat, wie es doch könn müglich sein, auff der gantzen weitten Welt, das die Arme Männer, bey solchen Vnziffern wohnen können, Allen bösen weybern zu einem Glückseligen Newen Jar geschenckt. Getruckt zu Augspurg, bey Mattheo Langenwalter, ANNO 1627.

(Berlin Yf 6600. Bl. 14.)

In 110 vierhebigen Versen (Anfang: „Ich gieng einmals hin vber Feldt") erzählt hier der unbekannte Satiriker, wie er einem Streit zwischen einem bösen Weib und einer grossen Teufelschar beigewohnt, in dem die Frau drei Teufel auf ihre Gabel spiesste, des Teufels Mutter und Weib erschlug und dreizehntausend Gegner verwundete. Dann lenkt er in elegischem Tone zu der weitverbreiteten[2]) Charakteristik des uneinigen Ehepaares über, indem er das Los des Gatten einer solchen Widerbellerin beklagt:

Ey, Ey, wie geschicht dann manchem [frommen Mann,
Der etwann auch ein solches böss weib [bekumbt,
30 Die nichts thut dann murret vnd brumbt!
Welcher so gar mit bösen weiben
Sein Zeit auff Erden muss vertreiben,
Der lebt gewiss im Jammerthal
Vnd hat kein Frewd gantz vberal.
35 Es gschicht jhm weh vnd geht jhm hart.
Weh jhm, das er geboren ward!
Will anderst er, so will sie also.
Ist er Trawrig, so ist sie froh;
Will er gehen, so will sie lauffen;
40 Will er schlagen, will sie Rauffen;
Will er Essen, will sie Trincken;
Will er Tantzen, will sie hincken;
Will er Reitten, will [sie] Fahren.
Will er Zehren, will sie sparen;
Will er Ruhen, willsie springen; 45
Will er schweigen, will sie singen;
Will er wainen, will sie Lachen;
Will er schlaffen, will sie wachen!
Will er diss, so will sie das;
Will er wenig, so will sie fürbass; 50
Ist er nüchtern, so ist sie voll;
Will er vbel, so will sie wol;
Sagt Er Ja, so sagt sie Nein;
Ist er lustig, Fröllich vnnd guter ding, [so thut sie grein;
Will Er schwartz, so will sie weiss. 55
Das machet ein bald Alt vnd Greiss.
Gewinnt Er etwas, sie wils als [widerumb verthan;
Also ist er sein Lebtag ein armer [Mann.

---

1) Auch allein begegnet uns dieser Schwank bei Somadeva, in einem Meisterliede des Hans Sachs u. a.: vgl. meine Nachweise in der Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. 7, 455 f. und 11, 70.

2) Vgl. die Nachweise von A. Englert in dieser Zeitschrift 6, 296—298, denen ich noch Sutor, Latinum Chaos 1716, p. 653 beifüge.

Hinter dem Gedichte folgt eine satirische Liste schlimmer Weiber, die der Nürnberger Autor (oben V. 34—44) gleichfalls nachgebildet hat. Hier ist von der geographischen Allegorik, der Ausdeutung vorhandener oder neugebildeter Ortsnamen, die seit dem Mittelalter ein beliebtes Mittel der komischen und satirischen Dichtung bildet[1]), ausgiebig Gebrauch gemacht worden:

Ein gantze Company, vnd zusam geschworne Gesellschafft, der bösen Weiber, so auff S. Nimmers tag, den Teuffel gantz vnd gar auss der Höll zuvertreiben, sich Frölich, Frisch, vnd vnverzagt vnderstehen wöllen, Als nemblich:

Die Fraw von Dollenstein, Oberste Befelchshaberin etc. — Die Fraw von Klapperburgk — Die Fraw von Zörring — Die Fraw von Dantzenbergk — Die Fraw von Hurnhaim — Die Fraw von Neydberg — Die von Bubendorff — Die von Schnaderberg — Die von Freessberg — Die von Hassfort — Die von Zanckenberg — Die Fraw von Buhleck, vnd Löffelsdorff — Die Prinzessin von Schlampanien — Die von Hoffartstetten — Die von Rimpffnasen — Die von selten Frewd — Die von Kochvbel — Die von Naseweiss — Die von Schlaflang — Die von Reissenstein — Die von Spitznasen — Die von Faulburg — Die von Streitburg — Die von Murrbach — Die von Murbelstein — Die von Schwartzenburg vnd Geckerhaim — Die von Sawersehen — Die von Filtzhofen — Die von Zornberg — Die von vbelhausen — Die von Trutzmann — Die von Weinsberg — Die von Flaschenburg — Die von Schleckstatt — Die von Eyflerberg — Die von Verthan — Die von verprass als daheim — Vnd vnser vnnütze Fraw von Naschhaussen.

Berlin.

Seit welcher Zeit werden die Greise nicht mehr getötet?

Slawische Parallelen mitgeteilt von **Georg Polívka.**

Die allgemein bei allen Völkern einst verbreitete Sitte, die Greise zu töten, liegt zahlreichen mittelalterlichen Erzählungen zu Grunde. Von den Erzählungen des Ratherius, im Dolopathos und andern verwandten weicht ziemlich ab die von Johannes Pauli in „Schimpf und Ernst“ unter No. 442 erzählte: In einer Stadt wollten die jungen Leute selbst des Regimentes sich bemächtigen, wollten die alten Ratsherren vertreiben, und beschlossen sie alle zu töten. Nur ein einziger Jüngling erhielt seinen alten Vater am Leben. Der König des Landes hätte sich sehr gern diese Stadt angeeignet und wollte die Weisheit ihrer Bürger prüfen. Er bat sie um Rat: wie könnte er sein Salz erhalten, denn Würmer frässen es ihm auf. Die jungen Ratsherren wussten sich nicht zu helfen, nur jener Jüngling brachte Antwort

1) Vgl. die sehr nützliche Zusammenstellung von W. Wackernagel, Kleine Schriften 3, 120—127 (1874).

auf den Brief des Königs, nachdem er mit seinem weisen Vater sich beratschlagt hat: der König soll sein Salz mit Mauleselmilch besprengen, dann werden es die Würmer nicht fressen. Sie erkannten, wem der junge Mann diese Weisheit zu verdanken hatte und erkannten den grossen Nutzen der Greise. In den anderen mittelalterlichen Erzählungen legt der König bekanntlich seinem jungen Ratgeber auf, mit seinem Freunde, seinem Diener, seinem Spassmacher und seinem Todfeinde zugleich zu erscheinen: er kommt vor den König auf den Rat seines Vaters mit seinem Hund, seinem Esel, seinem Söhnchen und seinem Weibe.

Ähnliche Traditionen haben sich im Volksmunde der slavischen Völker im Süden und Osten Europas erhalten. Sehr stark erinnert besonders an die Erzählung des Joh. Pauli ein bulgarisches, in Ochrida in Macedonien aufgezeichnetes Märchen.[1]) Auch in diesem töteten die Jünglinge alle Greise, da sie ihre Stellen im Rate der Stadt einnehmen wollten. Ein einziger nur erbarmte sich seines greisen Vaters, liess ihn am Leben und versteckte ihn in einem Fass. Als sich am andern Tage in der Ratssitzung statt der Greise lauter junge Leute einstellten, fragte erstaunt der Vorsteher jeden der Reihe nach, wo ihre greisen Väter wären. Sie antworteten alle, dass einer an dieser, der andere an jener Krankheit gestorben sei. Der Vorsteher entschloss sich, ihnen zu zeigen, wie notwendig sie weise Ratschläge ihrer greisen Väter brauchten. Es sei kaiserlicher Befehl gekommen, für die Pferde Stricke aus Sand zu beschaffen. Binnen drei Tagen sollen sie unter Todesstrafe diesem Befehle nachkommen. Nach drei Tagen kamen alle traurig und bestürzt vor den Vorsteher, nur jener, der seinen Vater am Leben behalten hatte, stellte sich froh und freudig ein; auf den Rat seines Vaters sagte er dem Vorsteher: es giebt zwar solche Handwerker, die Stricke aus Sand machen, hierzu aber brauchen sie Mauleselmilch, mit etwas anderm liesse sich der Sand nicht anmachen; Stricke würden weiters sehr wenig begehrt, daher auch nicht verfertigt, so dass die Handwerker schon vergassen, wie sie gemacht würden, er bitte also um ein Stück von einem solchen Strick als Muster. Der Vorsteher erkannte, dass aus dem Munde des Jünglings die Weisheit eines Greises spreche, und fragte ihn, woher er diese Antwort hätte, und darauf bekannte dieser, was geschah. Der Vorsteher zeichnete ihn sehr aus, die andern Vatermörder tötete er.

Ganz gleich fast, nur viel gedrängter wurde dieselbe Erzählung in Veles in Macedonien aufgezeichnet.[2]) Die Notwendigkeit der Mauleselmilch wird nicht erwähnt, bloss um das Muster eines solchen Strickes gebeten, da sie nicht wüssten, ob der Kaiser einen dicken oder dünnen Strick wünsche. Nachdem der Kaiser erfahren hatte, dass diesen Rat ein hundert-

1) K. A. Šapkarev: Blgarski narodni prikaski (Plovdiv 1885), No. 64. Sbornik ot blgar. nar. umotvorenija VIII (Sofia 1892) No. 60.

2) Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina XII (Sofia 1895), Abt. 3, S. 214.

jähriger Greis gegeben, gab er das strenge Verbot aus, weiter die Greise zu töten.

Die Ähnlichkeit der bulgarischen Version mit der Erzählung des Joh. Pauli ist zu gross, als dass sie für zufällig angesehen werden könnte. Es stammt die bulgarische Version wahrscheinlich aus einer älteren Erzählung, die mit der Quelle des genannten deutschen Barfüssermönches verwandt war.

In den Kreis dieser Erzählungen gehört auch folgende kroatische Version aus der Nähe von Karlstadt[1]), die mit den mitgeteilten bulgarischen Versionen freilich nicht näher verwandt ist. Früher lebten die Menschen lange, und lange wollten sie nicht sterben, so dass die jungen die alten Leute töten mussten. Ein Sohn liebte aber seinen Vater so sehr, dass er ihn nicht töten wollte, sondern ihn lieber unter einem Bottich versteckte. In dem Orte, wo der Greis lebte, beschlossen einmal die Herren, einen Richter zu wählen, und zwar denjenigen zu erwählen, der zuerst in der Frühe die Sonne erblickte. Jener brave Sohn beteiligt sich daran, auf den Rat seines Vaters kehrt er der aufgehenden Sonne den Rücken und blickt auf den höchsten Berg. Die Herren lachten ihn darob aus, waren aber bald von seinem freudigen Aufschrei überrascht: am höchsten Gipfel bemerkte er wirklich die Sonne. Es verwunderten sich gar sehr die Herren ob seiner Weisheit und erfuhren, dass er sie von seinem greisen Vater hatte. Sie legen ihm nun andere Aufgaben zu lösen auf, wenn er Richter werden will: er soll in der Früh kommen weder barfüssig noch beschuht, weder zu Fuss noch zu Pferd. Ein anderes Mal war Missernte und Not um Samen, auch da wusste der Jüngling zu helfen nach dem weisen Rate seines Vaters: er ackert das Dachstroh ein, und prächtiges Getreide wuchs daraus hervor. Als die Herren nun erfuhren, dass alles dies der junge Mann von seinem greisen Vater wusste, so gaben sie das strenge Verbot hinaus, die Greise zu töten.

Dieses letztere Motiv finden wir auch in russischen Erzählungen. So z. B. im Gouv. Smolensk.[2]) Nach der Sintflut lebten die Menschen sehr lange, bis 700 Jahre. Sobald sie sehr schwach wurden, setzte man sie in einen Korb und warf sie in eine tiefe Grube. Als einst ein Sohn seinen Vater auch zu jener Grube fuhr und ihn sammt dem Korbe hinunter werfen wollte, rief der Enkel seinem Vater zu, den Grossvater könne er in die Grube werfen, aber den Korb solle er behalten; worin würde denn er einst seinen Vater zur Grube führen? Es wurde also dem Mann kund, welches Schicksal ihm selbst drohte, und er erbarmte sich des alten Greises, brachte ihn wieder nach Hause und derselbe lebte nun noch einige Jahre. Es kamen schlimme Jahre, Missernte auf Missernte, nirgends war mehr Getreide. Da half der alte Greis mit seinem Rat: man solle das Stroh vom Dach ab-

1) R. Strohal: Hrvatskih narodnih pripoviedaka kujiga I (Na Rieci-Fiume, 1886), No. 70.

2) V. N. Dobrowoljskij Smolenskij etnograf. sbornik I (St. Petersburg 1891), S. 236, No. 17.

nehmen und am Felde ausbreiten. Die Nachbarn lachten ihn aus: aus dem verfaulten Stroh solle Korn wachsen? Wirklich geschah es so, prächtig ging das Korn auf, und im Sommer hatten sie reichliche Fechsung. Jetzt erkannten die Leute, wie die Greise durch ihre weisen Ratschläge nützlich sein könnten, und hörten auf, sie in die Grube zu werfen. — Ähnliche Erzählungen wurden noch bei den Weissrussen im Gouv. Mogilew[1], bei den Kleinrussen in Galizien[2], in dem Gouv. Kiew[3]) und Jekaterinoslaw[4]) und bei den Letten in Livland[5]) aufgezeichnet. In diesen Versionen wird der Grossvater ebenfalls im Keller verborgen gehalten.

In anderen Erzählungen wird bloss die erste Hälfte des eben erwähnten wiedergegeben, der Nutzen der Greise; ihrer weisen Ratschläge wird nicht mehr erwähnt[6]): vielleicht ist das ausgefallen, vergessen worden, vielleicht aber wurden diese auf alter Tradition beruhenden Erzählungen mit dem Motiv von dem Nutzen der Weisheit der Greise, das aus der mittelalterlichen Erzählungslitteratur in das Volk gedrungen war, verbunden. Der erste Teil ist sehr nahe verwandt mit einem in der Litteratur sehr verbreiteten Motiv, wie der Sohn seinem verjagten alten Vater einen Mantel oder eine Decke anbietet, der Enkel aber nur die eine Hälfte dem Grossvater giebt, die andere für seinen eigenen Vater behalten will.[7])

Eine andere weissrussische Erzählung[8]) ist, meinem Wissen nach, ziemlich vereinzelt: Als eine alte, vom Grossvater gehörte, vom Urgrossvater übernommene Tradition wird erzählt, was dieser erfahren hat: wie er einst in ein Bauernhaus eintrat und da einen Eichensarg sah, Kerzen vor einem Heiligenbild brennen, den alten Bauer auf den Knieen beten, und wie hinter diesem seine zwei Söhne standen mit einer Keule in der Hand. Der alte Greis ist fast 80 Jahre alt, es ist Zeit, dass er Platz mache: der Alte protestiert zwar, er sei noch kräftig und arbeite. Endlich lassen sich die Söhne erweichen, auch auf Fürbitten des Urgrossvaters des Erzählers und geben ihm noch eine Frist von zwei Jahren, bis zum vollendeten 80. Jahre. Der Greis überlebte die Frist nicht mehr.

In dieser Tradition dürfen wir wohl ein Zeugnis erblicken, dass jene barbarische Sitte auch bei den Weissrussen in alter Zeit geübt wurde. Teilweise höchstens geben uns ein Zeugnis hiervon die anderen erwähnten

1) E. R. Romanow Bělorusskij sbornik IV (Witebsk 1891), S. 179 f., No. 39, 40.
2) K. J. Erben Slovanská čítanka S. 137 f.
3) P. P. Čubinskij Trudy etnograf-statist. ekspedicii II (St. Petersburg 1878), S. 526.
4) J. Manžura: Skazki, poslovicy it. p. (Charkow 1890), S. 143.
5) Th. Treuland: Latyšskija narodnyja skazki (Moskau 1887), No. 130.
6) E. R. Romanow op. c. S. 139, No. 38, B. D. Grinčenko Etnograf. materialy II (... 1897) S. 168 f.

russischen Versionen. Ein russischer Gelehrter, Prof. N. Th. Sumców in Charkow spricht diesen Traditionen überhaupt jede Beweiskraft ab, er weist darauf hin, dass sich in der alten russischen Litteratur, in den zahlreichen juristischen, historischen und überhaupt litterarischen Denkmälern auch nicht eine Anspielung auf diese barbarische Sitte erhalten habe.[1] Er findet hier nur Erinnerungen auf die einst bei Klein- und Weissrussen übliche Bestattungsweise, nicht aber etwa auf die Sitte, die Greise zu töten. Mit dieser Ansicht stimmen wir in sofern überein, in soweit sich die im Volksmunde heute noch kreisenden Erzählungen mit den Traditionen anderer Völker und besonders mit mittelalterlichen Schriftdenkmälern in Verbindung bringen lassen. Rein litterarischen Ursprunges scheinen die erwähnten bulgarischen und die kroatische Version zu sein; fremde Erzählungen haben gewiss auch die klein- und weissrussischen Versionen beeinflusst.

Prag.

Glockensagen und Glockenaberglaube.

Von **Paul Sartori**.

(Schluss von VII, 369.)

III. Sonstiger Glockenaberglaube.

In christlichen Landen haftete der Glocke von alters her etwas Heiliges und Verehrungswürdiges an.[2] Sie wurde getauft (Otte, Glockenkunde, 16 ff.), erhielt einen Namen (ebda. 19 ff. 167 f.), in ihrer Stimme glaubt man den Ausdruck menschlicher Gefühle und Empfindungen zu hören[3]),

1) Razbor etnograf. trudow E. R. Romanowa (St. Petersburg 1894) S. 54 f.

2) Aber auch bei manchen Nichtchristen, namentlich bei ostasiatischen Völkern. In China sollen Glocken, die im kaiserlichen Palast zu Signalen etc. dienten, durch Opferblut geweiht sein: Wuttke, Gesch. d. Heidentums, II, 65. „Die Benjaner in dem orientalischen Königreich Gusuratte verehren ihre Glocken fast göttlich, indem sie dieselben mit denen Opfergaben, so sie ihren Götzen dargebracht, bestreichen und mit vielen brennenden Lichtern umgeben“: Gross. vollst. Universal-Lex. aller Wissensch. u. Künste, 1735, IX, 1685 (nach Mandelslo). Die Liebe der Japaner zu ihren Glocken spricht sich in manchen Sagen aus.

3) Es würde zu weit führen hier alle die Worte und Wendungen zusammenzustellen, die das Volk in sinnigem Ernst und munterem Scherz im Glockenton zu hören glaubt. Ausführlichere Zusammenstellungen über die Glockensprache s. bei Birlinger, A. Schwaben

sie selbst gilt als empfindend, wollend und selbständig handelnd, und mancherlei wunderbare Kräfte und Wirkungen werden ihr zugeschrieben.

Das Glockenläuten ist eine heilige Handlung. Wie Verbrechern und Selbstmördern die Totenglocke verweigert wird, so läutet man in einigen Gegenden Frankreichs nicht bei der Taufe unehelicher Kinder: Sébillot, Cont. pop. de la Haute-Bretagne, 18. Revue des tradit. pop. VIII, 96 (Anjou). Während des Läutens darf man nicht essen, sonst bekommt man Zahnweh: Grimm, D. M.[4], III, 435 (Chemnitzer Rockenphilosophie); Wolf, Beiträge, I, 224 (Hessen). Wenn jemand Gesichter schneidet und währenddessen schlägt die Glocke, so bleibt ihm das Gesicht in der Verzerrung stehen: Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 47. Bartsch, Meckl. S., II, 315. Treichel, Abergl. a. Westpreussen, 5. Revue des tradit. pop. VII, 273.[1]) Wenn bei einem Begräbnisse das „Zeichen" geläutet wird und man isst dazu, so fallen die Zähne aus: Haupts Ztschr. f. d. dtsche Altert., III, 363 (Jüchsethal b. Meiningen). Wenn es dagegen in Westpreussen heisst, man dürfe nicht unter dem Glockenschlage zur Traue gehen, weil dann die Frau Schläge bekomme (Treichel a. a. O. 87), so ist das als eine scherzhaft gemeinte sympathetische Einwirkung zu betrachten. Ähnlich glaubt man in Schlesien, wenn während der Trauung die Glockenstränge aus Bosheit oder Übermut verschlungen würden, so gäbe es argen Krach unter den jungen Eheleuten: Am Urds-Brunnen, V, 191.

Hübsch ist die zauberhafte Fernwirkung des Glockentones aufgefasst in einem Gebrauch in Morbihan: Wenn die Frau des abwesenden Seemannes lange keine Nachrichten von ihm erhält, geht sie nach Notre Dame de Beléan und ruft ihren Gatten, indem sie dabei die Glocke anschlägt. In acht Tagen wird sie dann einen Brief haben: Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 258.

Das selbständige Fühlen und Wollen der Glocke zeigt sich darin, dass sie Herrin ihrer Stimme ist. Aus ihrem Klange hört das Volk, wie die untergelegten Texte zeigen, Teilnahme an allem Möglichen heraus. Aber sie kann auch ganz von selbst ohne menschliches Zuthun ihren Ton erschallen lassen und dadurch ihrer Empfindung Ausdruck geben: Um Heilige zu ehren (Willibaldi Vita S. Bonifacii, c. 38. Mon. Germ. II, p. 351 f. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 673. 680. Rochholz, Aargausagen, I, 11 f. Menzel, Christl. Symbol., I, 341 f. Panzer, Beitr., II, 46. Tettau u. Temme, Volkss. Ostpreuss., 125. Revue des trad. pop., VII, 273) oder brave Menschen (Bartsch, Meckl.

schuldige, arme, von andern missachtete Verstorbene (Bartsch a. a. O., I, 380 ff. 390. Deecke, Lüb. Sag., No. 72. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., S. 17 Alpenburg, Myth. etc. Tirols, 345. Maurer, Isländ. Volkssag., 215. Veckenstedt, Myth. etc. d. Zamaiten, II, 184 f.). Um vor Feinden zu warnen (Witzschel, Sag. a. Thür., II, 121 f. Lyncker, Hess. Sag., 184; vgl. Ztschr. f. d. dtsche Myth., IV, 23) oder vor Schiffbruch (Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 215). Wenn sie gegen ihren Willen anderswohin gebracht werden soll (Bartsch, I, 300. Birlinger, Volkstüml. a. Schw., I, 146; vgl. Müllenhoff a. a. O., 117. Bartsch, I, 368), wenn sie die Stätte des Bleibens ankündigen will (Panzer, Beiträge, II, 52; vgl. 405), oder wenn ihr vorgeschriebenes Läuten unterbleibt (Bartsch, I, 375. 378 f. 380. 386. Birlinger, Aus Schwaben, I, 306. Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., II, 109).[1]) Auch Wetterglocken läuten gelegentlich von selbst (Panzer, Beitr., II, 167. Alpenburg, Dtsche Alpens., 304). Schön ist der Glaube, dass die Glocke eines sinkenden Schiffes von selbst anfängt zu läuten als Totenglocke für die mit ihr Sterbenden: Heims, Seespuk, 70. Ein eigentümlicher Sympathiezauber wird bei Wolf, Hess. Sag., 113 berichtet: Wenn sonst der Lehrer in Meiches abends läuten musste, so brauchte er nicht den weiten Weg vom Dorf nach der Totenkirche zu machen, sondern ging nur vor den Ort und griff an einen Pfahl, dann fing es von selbst an zu läuten. Einst riss er den Pfahl aus, da hörte es plötzlich auf zu läuten. Das erinnert wieder an die im ersten Abschnitt besprochenen, versunkenen Glocken, die durch Läuten von Nachbarglocken oder dadurch, dass etwas ins Wasser geworfen wird, zum Läuten gebracht werden. Auch zauberhaft ausdehnen kann die Glocke ihren Ton. Arbeiter hören auf 7 Stunden Entfernung das Läuten ihrer Pfarrkirche: Alpenburg, Dtsche Alpensag., 36. Im übrigen vgl. zu allen diesen Dingen Otte, Glockenkunde, 175 ff. Von den selbstläutenden Glocken als Verkünderinnen der Zukunft wird gleich die Rede sein.

Umgekehrt ist die Glocke mitunter auch durch keine menschliche Gewalt zum Läuten zu bringen. So wenn sie an einen Ort gebracht ist, der ihr nicht gefällt. Vgl. Bartsch, Meckl. S., I, 292. Meier, Schwäb. Sag., 342 f. Baader, Sagen d. Neckarthals etc., 255 ff. Pfister, Sagen etc. aus Hessen und Nassau, 87 f. Vgl. auch Brauns, Japanische Märchen und Sagen, 238. Die Pobether Glocke versagt, als sie um den Tod eines gleichnamigen Kindes (Reusch, Sagen d. preuss. Samlandes, 24), die in Petschow, als sie zum erstenmal bei der Leiche eines Reichen läuten soll: Bartsch, I, 384.

---

1) Bei Bartsch, I, 378 wird das versäumte Läuten durch zwei Ochsen ausgeführt Ebda. 386 durch einen weissen Stier. 378 f. in Alt-Gaarz durch einen schwarzen Bollen, der sich nach Beendigung seiner Arbeit aus dem Schalloch hinausstürzt. Diese Variationen sind aber wohl nur auf einen etymologischen Anklang an niederd. belle zurückzuführen. Die Glocke in Alt-Gaarz führt den Namen „der grosse Boll“. Doch wird auch, wie wir früher sahen, der Glockenton mit dem Gebrüll von Rindern verglichen.

Wie über ihren Ton, so ist die Glocke auch **Herrin ihrer Bewegung.** Gestohlen, kehrt sie läutend zurück: Wolf, Beiträge, II, 299. Nach altem slavischem Aberglauben sollen Kirchenglocken nicht über die Feldmarkgrenze zu bringen sein: Treichel, Abergl. a. Westpreuss., 66. Aber auch in Deutschland giebt es unzählige Sagen, in denen Glocken, die wider ihren Willen anderswohin gebracht werden sollen, plötzlich, meist an der Feldscheide, nicht weiter zu bewegen sind. Zurück in ihre alte Heimat lassen sie sich dann mit leichter Mühe schaffen; auch an den ihnen genehmen Ort. Vgl. Müllenhoff, Schl.-H. S., 119 f. Bartsch, M. S., I, 384. Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 20. 37. 56. 92 f. Jahrbb. f. d. Landeskde d. Herzogt. Schl.-Holst. etc., IV, 147. Kuhn, Märk. Sag., 11 f. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 159. Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreuss., 231 f. Jahn, Pommersche Sag., 189. 204. 234 f. Alpenburg, Dtsche Alpensag., 306 f. Häufig berichtet die Sage, dass, was viele Pferde nicht vermögen, wenige Ochsen oder Kühe mit leichter Mühe zu stande bringen: Bartsch, M. S., I, 368. 371 f. 377. 383 f. 387 f. Meier, Schwäb. Sag., 343. Jahn a. a. O., 180. 194. 201. 209 f. 230. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssag., 57 f. Kürzlich hat H. Stocks im Globus, 68, 228 versucht diese Sagen so zu deuten, dass das Rind hier Repräsentant des von den Franken gebrachten Christenglaubens, das Pferd der des (sächsischen) Heidentums sei.[1]) Aber mehrere Momente[2]) machen es doch ziemlich wahrscheinlich, dass auch in diese Sagengruppe meteorische Erscheinungen wenigstens hineinspielen. Oft ist dieser Sagenzug verbunden mit den Erzählungen von den durch Drauflegen gebannten Glocken, die oben meteorisch gedeutet sind (Bartsch a. a. O., I, 368. 371. 377. 383 f. 387 f. Jahn, Pommersche Sagen, 212) oder mit denen von den durch Schweine ausgewühlten (Kuhn, Märk. Sag., 11 f. Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 302. Jahn a. a. O., 209 f. 223. Panzer, Beitr., II, 419).[3]) Auf weitergehende

---

1) Eine besondere Heiligkeit wird dem Rinde ja auch sonst zugeschrieben. Kühe ziehen ein auf dem Meere bei Portbail angetriebenes Gefäss mit einem Evangelienkodex und Reliquien an einen Ort, wo eine Kirche gebaut wird: Mon. Germ. hist. II, 288 (Gesta abbat. Fontanellens.). Ein mit Pferden bespannter Wagen kann nichts gegen die Macht einer Hexe ausrichten, einem mit Ochsen bespannten kann die Hexe nichts anhaben: Bartsch, M. S., I, 110. Zu erinnern ist immerhin an die von Kühen gezogene Bundeslade: 1. Sam. 6, 7 ff. 2. Sam. 6, 1 ff. — Mit einem andern heidnischen Symbol ist die Glocke, wie hier erinnert sein mag, nicht ohne Geist in den Jahrbb. f. d. Landeskde d. Herzogt. Schl.-Holst. etc. III, 164 ff. zusammengestellt, nämlich mit dem Hammer in dem bekannten Gesellschafts-Würfelspiel „Glocke und Hammer".

2) z. B. auch der Zug, dass der Wagen mit der Glocke versinkt (Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 20. 56. 92 f. Jahn, Pommersche Sag., 230) oder zerbricht (Jahrbb.

Deutungen im einzelnen möchte ich mich allerdings in diesem Falle noch nicht einlassen[1]) und nur noch folgende Varianten hervorheben: Von einem Schwein ausgewühlte Glocke können Pferde nicht von der Stelle schaffen. Da trat eine Jungfrau hinzu, holte eine feine, seidene Schnur aus der Tasche, zog sie in das Öhr der Glocke und liess nun durch die Leute mit Erfolg ziehen: Jahn a. a. O., 223. Ähnlich hilft eine Jungfrau mit ihrem Haarband: Panzer, Beitr., II, 419. Eine auf der Elbe bei Ochsenwärder mit hellem Geläute daherschwimmende Glocke können alle Pferde und Stiere des Dorfes nicht ans Land ziehen. Ein Mädchen aber knüpft eins ihrer langen, schönen Haare an den Henkel der Glocke und zieht sie daran ans Ufer: Schoppe, Sagenbibliothek, II, 34 ff.

Um nun noch einmal zu den selbstläutenden Glocken zurückzukehren, so treten diese besonders in Thätigkeit, um die Zukunft anzuzeigen, namentlich einen Todesfall. Im Dom zu Breslau ertönt ein Glockenschlag, so oft ein Domherr verscheiden soll: Schwebel, Tod u. ewiges Leben etc., 96. Vgl. Haupt, Sagenbuch d. Lausitz, I, 271. Weddigen u. Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 151. Im Schloss bei Calbe war früher eine Glocke, die, wenn jemand aus dem Geschlechte derer von Alvensleben mit dem Tode abgehen sollte, wenn es auch im fernen Lande geschehen, von selbst anschlug: Grässe, Sgbch. d. preuss. Staat., I, 210. Vgl. noch Grimm, D. S., I, No. 265. K. Meyer, Abergl. d. M. A., 187 f. Temme, Volkss. d. Altmark, I, No 31. Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 344 f. Eisel, Sgbch. d. Voigtl., 266. Baader, Neuges. Volkss. a. d. Lande Baden, 85. Revue des tradit. pop. VI, 293.

Auch aus dem Klange der Glocken schliesst man auf einen Sterbefall. Wenn sie dumpf und traurig klingen, so deutet das auf eine Leiche. Vgl. Otte, Glockenkde., 101. Rochholz, Dtscher Gl. u. Br., I, 178. Birlinger, A. Schwaben, I, 395. Volkst. a. Schw, I, 474. Wuttke, D. dtsche Volksabergl. 201 f. Grimm, D. M.[4], III, 443. 476 (Ostfriesland). Jensen, Die nordfries. Inseln, 350. Wolf, Beiträge, I, 213 (Hessen). Jahrb. d. Ver. f. niederdtsche Sprachforsch. 1877, 147 (Südwestfalen). Germania, 36. 394 (Steiermark). Zeitschr. f. d. dtsche Mythol, IV, 148 (Nieder-Österreich). Zingerle, Sitten etc d. Tiroler Volkes, 45. Schuller im Progr. d. Gymnas. in Schässburg, 1863, 33 (Siebenbürger Sachsen). Revue des tradit. pop.,

folgende Wendungen, die vielleicht zur Erklärung beitragen können: Weiherjungfrau wird durch einen Wagen mit zwei schwarzen Ochsen entführt: Ztschr. f. d. dtsche Myth. IV, 31. Schatz wird durch sechs rote Ochsen entführt: Haupt, Sgbch. d. Lausitz, I, 219. Pferde können einen Altar nicht fortschaffen; er springt mit starkem Knall; 4 Ochsen ziehen ihn wieder zurück: Bartsch, Meckl. S., I, 352. Goldene Wiege kann durch Pferde nicht fortgeschafft werden: Müllenhoff a. a. O., 352 f.

1) Ebenso wenig darauf, ob auch der mit hierher gehörenden Sagen öfter verbundene Zug, dass solche Glocken um den Preis der Pflasterung eines Weges mit Thalern oder Goldstücken käuflich sein sollen, eine ähnliche Deutung verlangt: z. B. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 147. 149 f. A. Schw. I, 25 (vgl Kuhn, M. S., 192). Müllenhoff a. a. O., 119.

VI, 154 (Béarn). Heller Klang der Glocken deutet dagegen auf Hochzeit. aber manchmal auch auf Tod: Strackerjan. Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 36.[1])

Hinzugefügt sei der schon früher erwähnte Sagenzug, dass auch der, der das Läuten einer im Wasser versunkenen Glocke hört, seinem Ende nahe ist: Jahn, Pommersche Sag., 219. 229. Veckenstedt, Mythen etc. d. Zamaiten, II, 185. Heims. Seespuk, 69 (Cornwallis).

Todkündend ist es namentlich, wenn in das Glockenläuten das Schlagen einer Uhr hineintönt: Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 219. Vernaleken, Myth. etc. in Österreich, 311. Germania, 29, 88 (Nieder-Österreich). Ztschr. f. dtsche Myth., I, 236 (Tirol). Schuller, Progr. d. Gymn. in Schässburg, 1863, 33 (Siebenbürger Sachsen). E. Meier, Schwäb. S., 491. Wolf, Beitr., I, 213 (Wetterau). Schönwerth, A. d. Oberpfalz, I. 265. Grimm, D. M.[4], III, 450 (Erzgeb.). Haupts Ztschr. f. d. dtsche Altert., III, 363 (Jüchsethal bei Meiningen). Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. 1877, 148 (Südwestfalen). Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, I, 30. 36. Revue des tradit. pop. V, 128 (Ille-et-Vilaine). VIII, 93 (Anjou).[2])

Noch einige Einzelheiten, die die nahe Beziehung der Glocke zum Tode zeigen, mögen hier Platz finden: An welcher Seite der Glocke beim Leichengeläute der Klöppel zum letztenmale anschlägt, von der Seite des Dorfes kommt die nächste Leiche: Grimm, D. M.[4], III, 476 (Ostfriesland). Vgl. Germania, 36, 395 (Steiermark). Wenn die Betglocke doppelt anschlägt, so kommt bald eine Leiche: Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 35; vgl. 30. Schlagen zwei Glocken in der Stadt ungefähr zusammen, so sterben zwei Eheleute von einander: Grimm, D. M.[4], III, 441 (Chemnitzer Rockenphilos). Baldigen Tod verkündet dem Kinde das Sterbeglöckchen, wenn es gerade während des ersten Kirchganges der Mutter nach Geburt des Kindes geläutet wird (Schlesien): Am Urds-Brunnen, V, 190. Schlägt bei einer Beerdigung die grosse Glocke zuletzt an, so ist die nächste Leiche ein Erwachsener, wenn die kleine, ein Kind: Treichel, Abergl. a. Westpreuss., 87. Ähnlich im Erzgebirge um Chemnitz: Grimm, D. M.[4], III. 450. Am Urds-Brunnen, V, 192 (Schlesien). Der Kirchendiener in Culsow wusste aus dem Geläute der Glocken, ob der nächste Tote eine grosse oder kleine Person war: Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 165. Ein anderer, ob ein Kranker schon gestorben sei, ob er

1) In der Niálssaga (Ausg. v. Lefolii, übers. v. Clarssen, 32) kommt eine Hellebarde vor, die weithin vernehmbar klang, wenn mit ihr eine Todeswunde geschlagen werden sollte. Vgl. S. 90. 117 f.

2) Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch das Geheul des Hundes vielfach todkündend ist: Bartsch, M, S., II, 125. 139. Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 164. Rochholz, Dtscher Gl. u. Br., I, 159. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 23 f. Schwebel, Tod und ewiges Leben, 119 f. Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., I, 408 (Elsass). Panzer, Beiträge, I, 331. Alpenburg, Myth. etc. Tirols, 342. Grohmann, Abergl. etc. a Böhmen, 54. Sébillot, Cout. pop. de la Haute-Bretagne, 150. Vgl. auch Kuhn, Westf. S., I, 142 f.

bald sterben oder wieder genesen werde: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, I. 275. Der Pfarrer von Langast erkannte sogar an dem Ton des Totenglöckchens, ob die Person, die er beerdigte, verdammt oder selig sei: Sébillot, Cout. popul. de la Haute-Bretagne, 162. Auch Springen und Schwitzen der Glocke, Abfallen des Klöppels u. dgl. kündet Tod: Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 266. Revue des tradit. pop., VI, 247. Nach pommerschem Glauben verändert der Tote seine Farbe erst dann, wenn das Glockengeläut verkündet, dass das Grab fertig ist: Knoop a. a. O., 166 f. Die Anzahl der Gefallenen verkündet die Glocke in einer Rapperswiler Sage: Ztschr. f. d. dtsche Myth., II, 227.

Ausser dem Tode sagt die Glocke namentlich oft Feuersbrunst an.[1]) Eine in die Erde gesunkene Glocke von Oberschneisingen (Aargau) klingelt leise herauf, wenn dem Orte Feuersgefahr droht: Ztschr. f. d. dtsche Myth., II, 243.[2]) Zwei Bauern von Lavis hörten nachts unterwegs ein merkwürdiges Glockenläuten und wussten sich nicht zu deuten, woher es komme. Drei Tage nachher brannte ein benachbartes Dorf nieder: Alpenburg, Myth. etc. Tirols, 344 f. Auch das Schlagen der Uhr in ein Glockengeläute hinein verkündet wie einen Sterbefall, so auch eine Feuersbrunst: Seifart, Sagen etc. a. Hildesheim, II, 144. Grimm, D. M.[4], III, 439 (Chemnitzer Rockenphilos.). Wenn die Uhrglocken mehrerer Türme zusammenschlagen, so dass man nur einen Ton hört, so wird bald Feuer ausbrechen: Wuttke, D. dtsche Volksabergl., 202. Ebenso, wenn die Turmglocke anders schlägt, als sie zeigt: Grohmann, Abergl in Böhmen, 43. Den „Horchenden“ deutet Glockenläuten Feuer an: Eisel, Sgbch. d. Voigtlandes, 235. Einzelne Glocken gewähren auch Schutz gegen Feuersbrünste: Panzer, Beitr., II, 5. 419. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 327 (Merseburg).

Wenn der Glocke vielfach eine besondere Heilkraft und überhaupt eine günstige Einwirkung auf das Gedeihen und Wohlbefinden der Menschen und Tiere zugeschrieben wird, so mag auch das ursprünglich in dem Gedanken wurzeln, dass die Glocke alle bösen Geister, also auch die Krankheitsgeister und ihre üblen Einwirkungen verscheucht. Noch zu Luthers Zeiten stand das Cyriaksglöcklein des Klosters Wimmelburg bei Eisleben in dem Rufe, dass durch das Anhören seines Klanges Kranke und namentlich Besessene geheilt würden: Otte, Glockenkunde, 123, Anm. 2. Wenn die Magd das Kalb anbindet, so muss sie es im Sonntagsstaate während des Kirchengeläutes thun, so nimmt es besser zu (Hessen): Wolf, Beitr., I, 219.

1) Wie auch der heulende Hund: Rochholz, Dtscher Gl. u. Br., I, 159. Wolf, Beitr., II, 415. Panzer, Beitr, I, 331. Bartsch, M. S, II, 139. Haupt, Sgbch. d. Lausitz, I, 151. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 117 f. Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 54. Gewöhnlich heisst es: wenn der heulende Hund den Kopf zur Erde senkt, bedeutet es Tod, wenn zum Himmel: Feuer.

2) H. Meyer, Germ. Myth., 90 sieht in den Feuer anzeigenden Glocken im See (wo?) das Wetterleuchten. Aber die Feuerglocke ist wohl ebenso zur Feuerkünderin geworden, wie die Totenglocke zur Todeskünderin.

Glockenläuten schützt vor Zahnweh: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 119. Gegen Warzen: Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 171. Vgl. auch noch Otte a. a. O., 174 f. Von der Wirkung des Glockenklanges auf die Vegetation ist schon früher die Rede gewesen. Von besonderem Einfluss ist das Taufgeläute. Im Mittelalter brachten in Deutschland viele Eltern ihre Kinder mit Musik oder unter Glockengeläute zur Taufe, „weil sie sonst taub würden oder die Stimme verlören“: Ploss, D. Kind, I, 181. Bei der Taufe soll man recht lange läuten, dann wird das Kind klug (sächs. Erzgeb.); wenn dagegen die Kirchenuhr schlägt, während zur Taufe geläutet wird, so stirbt das Kind bald wieder (Voigtland): Ebda I, 187. Je besser bei der Taufe geläutet wird, desto stärker wird die Stimme des Kindes werden: Sébillot, Cout. pop. de la Haute-Bretagne, 18. Namentlich das Waschen und Baden aller Art unter dem Glockenläuten ist heilsam gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen: Grimm, D. M.[4], III, 458 (Ansbach). Ebda. III, 462. Töppen, Abergl. a. Masuren, 55. Birlinger, Aus Schwaben, I, 384. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, IV, 396 (Ungarn). Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 315. Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 46. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 134. Die Huzulenmädchen in den Karpathen der Bukowina ersteigen zu gewissen Zeiten die Glockentürme und waschen die Glocken mit Wasser, in welchem wohlriechende Kräuter lange gestanden; dann waschen sie damit auch sich selber mit dem Wunsche, der Ruf ihrer Züchtigkeit und Häuslichkeit möge weithin erschallen wie Glockenton: Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., I, 184 f.

Wie schon das letzte Beispiel zeigt, ist die Heilkraft der Glocke nicht nur an ihren Ton geknüpft, sie wirkt auch durch sich selbst und die zu ihr gehörenden Teile. An die grössere Glocke in Degerloch knüpft sich der Glaube, dass Personen, die heiser sind oder die Stimme verloren haben, geheilt werden, wenn sie ihren Namen daran schreiben: Birlinger, Volkst. aus Schwaben, I, 151. Die Niederkunft einer Frau zu befördern, binde man ihren Gürtel an die Glocke der Kirche und lasse diese drei Schläge läuten (Frankreich): Wolf, Beitr., I, 248. Springt eine Schwangere über die Rinne, wodurch eine Glocke gegossen wird, so fördert es ihre Geburt: Grimm, D. M.[4], III, 446 (Chemnitzer Rockenphilos.). In der Andreaskirche von Mantua wird eine Glocke gegen weibliche Unfruchtbarkeit erwähnt: Otte, Glockenkunde, 45, Anm. 3. Will man, dass das neugeborene Kind bald spricht, so soll man ihm aus einer Glocke zu trinken geben, welche die Kühe tragen (Serbien): Ausland, 49, 517. Von den Angelsachsen wurde ein Trank gegen Irrsein, der zum Teil aus Knoblauch und geweihtem Wasser bestand, aus Kirchenglocken getrunken: Fischer im Progr. d. herzogl. Realgymnas. zu Meiningen, 1891, 32. Die Helgoländer tranken bei ungünstigem Wind in der Kirche aus einer einst angeschwemmten Glocke. Am dritten Tage kam dann Ostwind: Müllen-

hoff, Schl.-H. Sag., 128. Kranke setzten in der Kapelle des hl. Fillan eine Glocke auf ihren Kopf: Wolf, Beitr., II, 299. Von einer geweihten Glocke Gefeiltes wird den Kühen eingegeben, damit sie mehr Milch geben und von Krankheiten verschont bleiben: Zingerle, Sitten etc. d. Tiroler Volkes, 220. Wer Stücke von Glockenriemen bei sich trägt, kann sich gefroren und unsichtbar machen: Ebda. 195. Der Glockenstrang hilft gegen das Fieber, wenn man ein Geldstück hineindreht (Ostpreussen); wer ein Stück davon abschneidet, kann von allen Kühen in dem Umkreise, so weit der Glockenschall reicht, die Milch an sich ziehen (Böhmen): Wuttke, D. dtsche Volksabergl., 134. Töppen, Abergl a Masuren, 53 f. Sogar die Glockenschmiere, mit der die Glocke gefettet ist, ist heilkräftig: Wuttke a. a. O., 134. Strackerjan, Abergl. etc. in Oldenburg, I, 70. Treichel, Abergl. a. Westpreussen, 19. Germania, 36, 404 (Steiermark).

Endlich sei noch auf die Rolle kurz aufmerksam gemacht, die die Glocke in der Rechtspflege spielt. Vgl. darüber Grimm, D. R. A., 840 f. Otte, Glockenkunde, 53 ff. Namentlich beim Eide wurde sie gebraucht: K. Meyer, D. Abergl. d. M. A., 187. Otte a. a. O., 42. Der Gebrauch der Klageglocke reicht bis China, wo am Eingange eines jeden Yamen ein Gong steht, der die „Cymbel der Unterdrückten“ genannt wird und von jedem geschlagen werden darf, der glaubt das Opfer einer Ungerechtigkeit geworden zu sein: Colquhoun, Quer durch Chryse, dtsch. v. Wobeser, I, 87. Aber auch selbständig ohne menschliches Zuthun tritt die Glocke als Pflegerin der Gerechtigkeit auf. Sie erschlägt den ungetreuen Giesser: Otte, Glockenkunde, 70. Das Schiff des Sklavenhändlers zerschellt bei ihrem Klange (Hartington): Heims, Seespuk, 69. Sie bestraft den Spötter (Bartsch, Meckl. S., I, 388), zerspringt beim Begräbnis eines Meineidigen: Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 152. Wie schön ist die zarte Empfindlichkeit der Glocke in der folgenden japanischen Sage zum Ausdruck gebracht: Die Glocke von Miidera war ursprünglich spiegelblank. Einst kam aber eine vornehme Dame zum Tempel, und anstatt fromm zu den Göttern zu beten, spiegelte sie sich in der Glocke und brachte ihren Haarputz in Ordnung. Da verzog sich das Erz der Glocke zu lauter feinen Runzeln, damit ein solcher Missbrauch künftig unmöglich sei: Brauns, Japan. Märch. u. Sag., 307 f. — Diebe vermag die Glocke zu bannen. In Litauen und Masuren kommt bisweilen der Fall vor, dass jemand um ein kurzes Glockengeläut bittet, weil ihm etwa ein Pferd gestohlen ist, in dem guten Glauben, dass der Dieb nicht von der Stelle könne, sobald die Glocke läute: Töppen, Abergl. a. Masuren, 11; vgl. 59. Frischbier, Hexenspruch u. Zauberbann, 114. Oder man holt am Donnerstag in der Mitternacht vom Glockenturm die Knoten von den Glockensträngen und verbrennt sie; so vergeht auch der Dieb: Töppen a. a. O., 59 f. Vgl. Treichel, Abergl. a. Westpreuss., 85. Bei den Rutenen in der Bukowina herrscht folgender Diebsglaube: Ward ein Landmann bestohlen, so eilt er zum Glockenturm, wäscht die Glocken

mit Weihwasser und putzt sie mit Knobel. Hierauf läutet er die Glocken und ist überzeugt, dass der Dieb, wenn er sich noch innerhalb der Dorfgrenzen befindet, sie nicht mehr überschreiten könne und daher leicht zu ergreifen sei: Am Ur-Quell, II, 185 f. — Dem Bedrängten ruft die Glocke Hilfe herbei, wie es in nordischen Balladen die Harfe thut, die der Held in seiner Not rührt: Uhland, Schriften z. Geschichte d. Dichtung u. Sage, IV, 105 ff.

Dortmund.

Die Tierwelt in der sympathetischen Tiroler Volksmedizin.

Von Adolf F. Dörler.

Die Sympathiemittel und sympathetischen Bauernrezepte werden in Tirol noch heutzutage ziemlich stark angewandt. Da in manchen Gebirgsgegenden kein Arzt ist und ein solcher oft stundenweit über hohe Jochübergänge geholt werden müsste, war das Volk von je her zur Selbsthilfe gezwungen oder vertraute sich Quacksalbern und „Viehdoktoren“ an. Dass der Aberglaube auch die Volksmedizin in hervorragender Weise beherrscht, geht schon aus der treuen Anhänglichkeit der Tiroler an das Althergebrachte hervor. Die übernatürliche Kraft, welche man gewissen Tieren, Pflanzen und Mineralien zuschrieb und teilweise noch zuschreibt, finden in der Volksmedizin ihren klaren Ausdruck.

In den folgenden Zeilen versuchte ich, die Beziehungen der „Sympathie“ — wie die Bauern selbst ihre Heilkunst bezeichnen — zur Tierwelt zu beleuchten und habe die einzelnen Gruppen der Sympathiemittel der bessern Übersichtlichkeit halber nach denjenigen Tierformen geordnet, in welchen sie eine hervorragende Rolle spielen.

I. Säugetiere.

Hauskatze.

Legt man Katzenohren auf Wunden oder Geschwüre, so heilen sie rasch zu.

Ein Katzenherz dem Jagdhund zu fressen gegeben, bewirkt, dass er beim Jäger bleibt.

Wer das Herz einer ganz schwarzen Katze, das in Milch von einer ganz schwarzen Kuh gesotten wurde, bei sich trägt, kann sich unsichtbar machen und ist kugelfest.

Ein bewährtes Mittel gegen den Stein ist Katzenleber, die man zu Pulver gebrannt einnimmt.

Katzenblut ist gut gegen die fallende Sucht.

Eine treffliche Salbe gegen allerhand Schäden giebt Katzenschmalz, Dachsschmalz und das Schmalz einer alten Geiss mit ungefähr einem Löffel voll Wermut wohl durcheinander gerührt, bis das ganze dick wird.

Katzenkot, den man in einem Säcklein mittels eines roten Fadens um den Hals hängt, heilt das Quartanfieber.

Wildkatze.

Gegen die Epilepsie ist folgendes Mittel in seiner Wirkung unübertroffen: Man schmiert dem Kranken, je nachdem er männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, das Schmalz einer männlichen, bezw. weiblichen Wildkatze mit einer Rabenfeder oder dem Goldfinger etwas erwärmt auf den Nabel.

Hund.

Wenn ein Kind von einer Hexe „angeblasen“ wurde und nun krank darnieder liegt, so schneide die Mutter nach dem Nachtessen drei dünne Scheiblein vom Brotlaibe herunter, stecke das Messer durch die drei Stücklein und lege es so unter den Rücken des Kindes. Wenn letzteres wirklich „angeblasen“ worden ist, wird das Messer am folgenden Tage in der Früh ganz rostig sein. In diesem Falle zieht man das Messer aus dem Brot, bestreicht die Stücklein mit etwas Butter und giebt sie einem schwarzen Hunde zu fressen. Dem Kinde aber legt man ein altes Hemdlein an, zieht es nach drei Tagen und drei Nächten wieder aus und vergräbt es vor Sonnenaufgang unter einer Hollerstande.

Hat jemand das Unglück, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, so lege man ihm Haare von demselben tollen Hunde auf die Wunde und bade ihn während der Krankheit mehrmals in fliessendem Wasser.

Um einen bellenden Hund sofort zum Schweigen zu bringen, halte man ihm das Herz eines schwarzen Hundes, in das man einen Hundszahn gesteckt hat, mit der linken Hand vor.

Gegen das Schwinden bei Vieh und Leuten giebt man gedörrte und zu Pulver gestossene rechte Hundshoden ein.

Gegen das Gliedwasser brenne man Hundsknochen zu Pulver und streue es darauf.

Ein vorzügliches Rezept gegen den dürren Krind ist folgendes: 1 Lot Hundsschmalz, 1 Lot ausgebrannten Speck, 1 Lot Schweineschmalz, 1 Lot Lorbeeröl, 1 Lot Hauswurzsaft und 1 Loth Schwefel, zerlass langsam auf einem Feuer, stelle das Pfännlein dann weg und rühre so lange, bis die Salbe kalt geworden ist.

Gegen die Bruststrenge (Asthma) der Pferde mische weissen Hundskot mit Hanföl und salbe dem Pferde damit die Brust.

1 Lot Hundskot zu Pulver gestossen und in einem Löffel eingenommen, heilt Halsgeschwüre.

Gegen die Bräune nimm weissen Hundskot, Branntwein, Pfefferpulver, Honig und Essig. Diese „Stuck" alle durcheinander temperiert und dem Kranken eingegeben, helfen gewiss.

Wolf.

Damit ein Pferd bei starken Ritten nicht ermüde, hänge man ihm einen Wolfszahn an den Hals.

Sonnenwende im Zeichen des Löwen gepflückt, bewirkt, wenn man sie in ein Lorbeerblatt einwickelt und einen Wolfszahn dazu legt, Liebe und Zuneigung zu dem, der sie bei sich trägt. Wenn jemandem etwas gestohlen worden ist, lege man diesen Talisman nachts unter sein Kopfkissen und es wird ihm der Dieb im Traume erscheinen.

Gegen Kolik hilft das Tragen eines Gürtels von Hirschhaut, in welchen Wolfskot eingenäht ist.

Ein anderes Mittel gegen Kolik ist folgendes: Man hängt sich ein Beinlein, das man im Wolfskot gefunden hat, an einem roten Faden um den Hals Der Faden muss aber von der Wolle eines Schafes gesponnen sein, das von einem Wolfe zerrissen wurde.

Wiesel.

Das Fell eines Wiesel ist ein vorzüglicher Talisman gegen böse Anwünschungen und „Vermeinungen". Oft kann es einem passieren, dass man nach Betläuten irgend einer Hexe begegnet und dann mit über und über geschwollenem Kopfe heim kommt. Da hilft nun auch wieder der Wieselbalg und heilt die Geschwulst über Nacht.

Wieselblut ist gut gegen die fallende Sucht.

Reisst man einem lebenden Wiesel das Herz aus und isst dasselbe noch zuckend, so kann man in die Zukunft schauen.

Bär.

Wenn du den Grind „lindlich ohne Ausziehen der Steften" heilen willst, so nimm von einem Bären die „Blater" (Blase) und das Fett vom „Mittleren", schneide es klein, thu's in das Wasser in der Blater und hänge das Ganze im „Räch" (Rauchfang) auf. Dort lass es sieben Tage hängen, so wird's zu einer Salbe und diese ist gut für den Grind.

Dachs.

Hat ein Pferd verkürzte Adern (Hüftgelenksentzündung), so nimm Dachsschmalz, Baumöl und Hundsschmalz, zerlass es unter einander und schmiere sie damit ein.

Fledermaus.

Als Mittel gegen den Schlaf trage das Herz einer Fledermaus bei dir, dann wirst du auch bei langem Nachtwachen nicht schläfrig.

Das Herz und die Leber einer Fledermaus beim Kugelgiessen zum Blei gegeben, bewirken, dass man mit diesen Kugeln sein Ziel nie verfehlt.

Maulwurf.

Ist einem das Haupthaar ausgefallen, so brenne man einen Maulwurf in einem neuen Tiegel zu Pulver, bestreiche den Haarboden mit Honig und streue dann das Pulver darauf.

Sich die Fähigkeit zu erwerben, Krebsbeulen, ehe sie aufbrechen, durch blosses Berühren mit der Hand zu heilen, braucht man bloss einen lebenden Maulwurf so lange fest in der Hand zu halten, bis er krepiert.

Mit Maulwurfsblut ein schwindendes Glied eingerieben, heilt dasselbe vollständig.

Wer einen Bruch hat, nehme Maulwurfsleber, dörre dieselbe, stosse sie zu Pulver und nehme sie dann ein oder trinke sie in gutem Wein.

Das Herz eines Maulwurfs in Schöllkraut eingewickelt bei sich getragen, verleiht übermenschliche Stärke.

Eichhörnchen.

Gut gegen den Schwindel ist der pulverisierte Kot eines roten Eichhörnchens, wenn man ihn in der Frühe in Wein oder Wasser einnimmt.

Alpen-Murmeltier.

Murmeltierschmalz liefert im Verein mit Hirschunschlitt und ungewaschener Butter, nachdem man alles am Feuer erhitzt und durcheinander gerührt hat, eine herrliche „Gädersalben“ (Sehnensalbe).

Hase.

Als bewährtes Mittel gegen den Harnstein brenne einen Hasen in einem neuen Hafen zu Pulver, stäube es durch ein enges Sieb und gieb dem Kranken davon etwa eines Gulden schwer in Wein zu trinken oder in Honig zu essen und zwar abends und morgens.

Ein Hasenbalg mit der behaarten Seite auf ein entzundenes Auge gelegt, zieht die Hitze binnen kurzem aus.

Alle vier Beine eines Hasen zu Pulver gebrannt, bilden ein sehr heilsames Mittel gegen flüssige Schäden.

Einen Bruch zu heilen, giebt man dem Patienten von ungefähr gefundene Hasenhaare zu essen.

Gegen die rote Ruhr tränkt man ein rotwollenes Tuch stark mit dem Blute eines Hasen, welcher im März geschossen wurde und lässt es trocknen. Hierauf legt man ein Stücklein davon in roten Wein und lässt denselben den Kranken trinken.

Kann jemand des Nachts keinen Schlaf finden, so lege man ihm zwei Hasenohren, aber ohne dass er es merkt, unter das Kopfkissen.

Wenn einer den Harn nicht halten kann, so trinke er Hasenhirn in Wein.

Gegen die fallende Sucht nimm Hasenleber zu kleinen Stücklein geschnitten, wohl geröstet, hernach in einem Mörser zu Pulver gestossen und mit 1 Lot weissen Zucker, 1 Lot Ingwer und 1 Lot Nägelein, alles pulverisiert vermischt. Man darf aber dem Kranken nur $^1/_2$ Lot auf einmal in Wein zu trinken geben.

Wenn die Kühe nicht „aufnehmen" wollen, so stosse gedörrte Hasengalle zu Pulver und reibe das Vieh damit ein.

Um das verlorene Gehör wieder herzustellen, lässt man vier verschiedene Gallen, nämlich die eines Hasen, eines Raben, einer Forelle und eines Aals, nachdem man etwas Branntwein zugesetzt hat, in einem neu glasierten Hafen ungefähr eine Minute lang am Feuer kochen. Darauf lässt man das Gemisch wieder erkalten und träufelt zwei bis drei Tropfen in das taube Ohr.

Das Fell eines weissen Schneehasen (Lepus variabilis), welcher im März an einem Freitag geschossen wurde, einem Kranken, der den Rotlauf hat, auf die entzundene Stelle gelegt, heilt die Krankheit. Statt des Hasenbalges thut's auch ein Stück roten Tuches, welches in das Blut eines Hasen, der am 1. März geschossen wurde, getaucht worden ist.

Pferd.

Hat ein Pferd ein Geschwür, das aufgeschnitten werden musste, so trägt nachstehendes Mittel nicht wenig zur Heilung bei: Man reisst dem Pferde einige Haare im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes vom Schopfe aus, schreitet dann um das Pferd herum und reisst ihm auch etliche Haare vom „Krat" aus, gleichfalls im Namen der heil. Dreifaltigkeit. Nachdem man darauf den Rundgang noch einmal vorgenommen hat, zieht man ihm Haare aus dem Schweife aus, betet drei Vaterunser, drei Ave-Maria und den Glauben, verlässt den Stall, bohrt in einen Birnbaum ein Loch, schiebt die Haare hinein und schlägt einen Zapfen darauf.

Fein gestossene und zu Pulver gebrannte Rossbeiner sind gut gegen alle Würmer im Leibe der Pferde. Sitzt aber der Wurm an der Nase, dann brenne den „Butzen" mit einem heissen Eisen durch und reibe dieses Rossbeinpulver, vermengt mit Grünspann, hinein oder binde ihm ein Rossbein um den Hals, so geht der Wurm zu Grunde.

Drei Hände voll „Rossmuggen" (Pferdekot) dem Vieh eingegeben ist auch gut gegeu die Würmer.

Die Stärke eines Pferdes sich anzueignen: Drei Tage nach Neumond pflanze man schwarze Eberwurz in eine reichlich mit dem Samen eines Hengstes untermischte Erde. Drei Tage vor dem nächsten Neumond dörrt man die Wurzel, stösst sie zu Pulver und nimmt dasselbe ein. Sobald man davon genossen hat, wird einem Pferde seine Kraft genommen und dem Menschen eingepflanzt.

Ein bewährtes „Stuck“ gegen verkürzte Adern sind wohl zerstossene Kranewittbeeren, die man in Rossschmalz, Butter und Hundsschmalz, bis sie braun werden, gestossen hat.

Allerlei Hexerei zu verhüten, reiss einem Füllen ein Härlein aus dem Schwanz und hänge dies im Rauchfang auf. Gleich kommt die Hexe und bittet, man möge ihr etwas leihen; du darfst ihr aber beileibe nicht willfahren.

Mittel gegen Überbeine: Nachdem man ein Pferd mit lauter Hafer gefüttert, lässt man das Wasser, das dem Pferd beim darauffolgenden Tränken, sobald es das Maul aus dem Wasser zieht, herunterträufelt, in eine saubere Schüssel rinnen. Dieses Wasser seicht man darauf durch ein Tüchlein und giebt dem Patienten davon einige Löffel voll ein.

Der aus frischem Pferdemist ausgepresste Saft ist gut gegen allerhand Krankheiten, besonders die Gelbsucht.

Esel.

Gegen Ohnmachtsanfälle trägt man am linken Arm einen Chrysoliten, in den man ein Löchlein gebohrt und dasselbe mit Eselshaar gefüllt hatte.

Rind.

Um das Vieh das ganze Jahr gesund zu erhalten, schiebe jedem Stück, wenn du es im Frühjahr das erstemal austreibst, ein wenig gesalzenes Rindfleisch in den Hals und lass es das Vieh schlucken.

Gegen die Augenröte nimm rohes Kalbfleisch zu feinen Plättchen geschnitten und lege es auf das kranke Auge. Man muss aber die Scheibchen tagsüber mehrmals erneuern.

Auf alte und neue Schäden lege ein Pflaster von Rindsmark aus den Schienbeinen, neues Wachs, Hirschunschlitt, Harz, Myrrhen und Butter von jedem gleichviel durcheinander gemengt, dann streue Weihrauch darunter.

Gegen die Dürrsucht (Abzehrung) röste frische Kalblunge und Leber, giesse das abfliessende Wasser in eine Schale und trinke es morgens und abends. Hättest du auch die Dürrsucht schon ein ganzes Jahr, so würdest du doch durch dieses Wasser gesund werden.

Gegen das „Ferch“ (Diarrhöe) legt man einen glühend gemachten Stahl in kuhwarme Milch, so dass dieselbe heiss wird, und trinkt sie so warm als man kann.

Zu einer „Brennsalbe“ nimm süssen Milchrahm und siede ihn so lange, bis Schmalz daraus wird. Dieses Schmalz streich dann auf die Brandwunde. Auch Kuhkot, er sei warm oder kalt (der warme ist besser) auf Brandwunden gelegt, heilt sie vom Grund aus.

In Vorarlberg ist diesbezüglich ein Spruch bekannt:

Hoala, hoala Kälblisdreck,
Moan am Moarge ist alls aweck!

Ein bewährtes Mittel gegen die Übergalle des Viehs ist folgendes: Steinöl, Baumöl und das „markkräftige“ Pulver (jedes um 4 Kreuzer) in einem Hafen voll saurer Milch angerührt, schütte dem übergälligen Vieh des Morgens zwei Stunden nach dem Füttern ein kleines Häfelein voll zum linken Nasenloch hinein.

Wenn ein Pferd nicht stallen (harnen) kann, lässt man Rindschmalz in gutem Wein heiss werden und wäscht dem Pferde das „Geschröt“ damit, so warm, als man es an der Hand gerade noch erleiden kann.

„Mayenbutter, Kemetruess“ (Kaminruss) durcheinander gemischt, ist „guet fir dem Grind Vich und Leuthen“, behauptet ein sympathetischer Bauerndoktor aus dem Wippthale. Derselbe „Doktor“ schreibt über das Kuhdreckwasser: „Das Kiedreck Wasser ist guet fir die haise Geschwulst oder Geschwer, das kielt und zeitiget, ist auch guet fir die St. Antoni blag, die leschet es“.

Gegen die Strupfen[1]) der Pferde siede Eicheln in Kuhurin und binde es dem Pferd auf die Strupfen, so heiss du es erleiden kannst.

Will man bewirken, dass eine Kuh ein Kuhkalb und kein Stierkalb gebärt, braucht man nur ihre Reinigung, wenn sie kälbert, aufzufangen und sie unter einem Apfelbaum auszuschütten.

Schaf.

Den Brand zu löschen, nimm Wolle von einem jungen schwarzen Widder, der noch nie geschoren worden ist, zerschneide sie klein, gieb Präntlschmalz dazu und lass es untereinander zergehen. Dann schmiere die brandige Körperstelle damit ein.

Wem die Ohren „verwachsen“ sind, der nehme Widdergalle und träufle sie hinein.

Um sich kugelfest zu machen, muss man während der Christmette von einem Brote essen, das während der Mette gebacken wurde und zwar mit dem Blute eines Schafes, das während der Mette geschlachtet worden. Die Jäger nennen dies das Lammlbrot, und manche glauben heutzutage noch an seine Wunderkraft.

Hat eine verheerende Seuche in der Schafherde eingerissen, so gieb den kranken Schafen Milch von ihren gesunden Kameraden mit Wasser verdünnt zu trinken.

Auf einen Kropf soll man Schafunschlitt, gepulverte Hauswurz und Butterschmalz, jedes gleichviel und gut vermengt auflegen, das macht ihn sicherlich schwinden.

Brennschäden zu heilen, bedient man sich folgender Salbe: Schafmist, grüne Kranebittbeeren, die innere Rinde vom Hollerstrauch und ungewaschene Butter werden tüchtig durcheinander gestossen und gesotten und nachdem die Salbe kalt geworden ist, aufgelegt.

---

1) Lästiges Jucken an den Knöcheln der Pferde.

Ziege.

Ziegengalle auf Krebsschäden gestrichen, heilt dieselben in kürzester Zeit.

Wer des Nachts ins Bett „brunzt“, brenne eine Geissblater zu Pulver und nehme es vor dem Schlafengehen ein.

Gegen die rote Ruhr giebt man dem Kranken abends und morgens frisch gemolkene, noch warme Geissmilch zu trinken; das heilt die angegriffenen Gedärme und löscht den Durst.

Eine gute Salbe gegen die „Rauden“: Nimm Geissmilch und Alantwurzen, 1/2 Pfund, um 1 Kreuzer Alaun und um 1 Kreuzer klein geriebenen Schwefel. Das siede alles in der Geissmilch und schmiere dich dann damit ein, wo du räudig bist.

Alle Geschwulst von Wunden zu vertreiben, nimmt man „Hagendornmies“ und Hochrauten, siede alles in Geissmilch und lege es mit einem blauen, wollenen Huder über.

Übrigen Stuhlgang zu stellen, trinkt man Milch, in der Geissfett gesotten worden ist.

Wenn einem Pferd der Kamm geschwärt, nimm „Bocksinslet“ (Unschlitt), Honig und Leinöl, jedes gleichviel, zerlass es untereinander, hernach kühle es ab und bestreiche das Pferd mit der Salbe alle Tage zweimal; das heilt „fast“.

Geissbutter und Safran untereinander vermischt, geben eine treffliche Salbe gegen den Rotlauf.

Kuhmist in zerlassener Geissbutter geröstet, ist eines der besten Mittel gegen die Gicht.

Bockstalg mit Honig zu gleichen Teilen vermischt und lauwarm über die Warzen gelegt, vertreibt dieselben.

Gemse.

Manche Gemsenjäger trugen früher als Mittel gegen den Schwindel einen Ring aus einer Gemsenklaue am Finger.

Grosse Wunderkraft schrieb man in Tirol den sogenannten „Gemskugeln“ zu. Im Magen der Gemsen findet man nämlich nicht selten kleine Kugeln aus zusammengeballten Pflanzenfasern, Haaren und Wolle, die oft einen aromatischen Geruch besitzen. Mit diesen Gemskugeln kann man sich schussfest machen und verliert jeden Schwindel.

Als unübertroffenes Mittel gegen Grimmen bindet man sich eine Gemskugel auf den Bauch. In der Frühe ein wenig verschluckt, schützt gegen Pest und „Vermeinung“. Trinkt man ein Quäntchen davon in gutem Wein und läuft darauf so stark als man kann, so dass man in tüchtigen Schweiss gerät, wird man von Stunde an so schnellfüssig, dass einem kaum ein Pferd im Laufe folgen kann.

Die Gemskugel muss aber, um wirksam zu sein, in der „Dreissgen“: also in der Zeit von Maria Himmelfahrt bis Maria Geburt, erbeutet werden und von einer Gemse stammen, die sich auf den wildesten und unzugänglichsten Schrofen aufhielt; denn nur dort gedeihen jene seltenen Kräuter, die der Gemskugel eine solche Wunderkraft verleiheu.

Vermischt man Fäserchen von solchen Gemskugeln mit dem Blei, womit man Kugeln giesst, so verfehlen diese, besonders auf der Gemsjagd, nie ihr Ziel.

Hier und da hat man auch im Munde der Gemsen ein ovales, schwarzes Steinchen gefunden. Wenn man ein solches bei sich trägt, kann man durch die dicksten Mauern sehen oder, sie, wie andere glauben, sogar ungehindert durchschreiten.

Die armen Seelen haben dem Brugger, einem berühmten Weisskünstler im Zillerthale, als er in der Hippacher Kirche bei der Christmette seine Andacht verrichtete, ein solches Steinchen gegeben. Da er aber dessen Zauberkraft nicht kannte, hängte er dasselbe einer Katze an den Hals. Diese schlüpfte nun zum namenlosen Staunen Bruggers ungehindert durch alle Wände und konnte nicht mehr eingefangen werden. (Sieh Dörler, Sagen aus Innsbrucks Umgebung, Innsbruck, Wagner, S. 107.)

Gemsblut frisch und warm getrunken macht schwindelfrei.

Auf weiten Fusstouren schmieren sich die Älpler ihre Schuhe innen mit Gamsinlet ein.

Reh.

Eine sichere Blutstellung: Man siede Haare eines Rehes, das in der „Dreissgen“ geschossen wurde und binde sie über den Schaden.

Ein anderes Mittel ist folgendes: Nimm weissen Vitriol, erhitze ihn in einem eisernen Löffel bis er schmilzt, dann gieb das Rehhaar hinein und lege das Ganze warm auf die Wunde.

Hirsch.

Gegen Überbeine giebt es kein besseres Mittel, als wenn man eine Büchsenkugel, mit der ein Hirsch geschossen wurde, breit hämmert, dieselbe dann auf dem Überbein befestigt und sie während des Tages einigemale fest auf das Überbein presst.

Bindet man einen Gürtel von der Haut eines Hirsches, der zwischen zwei Frauentagen[1]) geschossen wurde, einer gebärenden Frau um den Leib, so wird ihr die Geburt dadurch sehr erleichtert. Man kann ihr auch zu Pulver gestossene Hirschgalle in Wein oder Wasser zu trinken geben, es hilft auch.

Ein gutes Pflaster zu machen, nimm Hirschunschlitt und Wachs, beides gleichviel, siede es untereinander, setze es dann vom Feuer weg und gieb.

1) Zwischen Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) und Mariä Geburt (8. Sept.).

sobald es einigermassen abgekühlt ist, das Gelbe von einem Ei dazu. Das ist für viele Schäden eine gar heilkräftige Salbe.

Eine vorzügliche Salbe, wenn ein Kind verhext wurde: Mische folgende Stücke tüchtig untereinander: Hirschunschlitt, bitteres Mandelöl, Rosenessig und gepulverten Haferkümmel, alles ungefähr gleichviel. Dies streiche auf ein blaues Papier und leg's dem Kinde über den Magen.

Willst du Vieh und Leuten die Würmer vertreiben, so feile etwas Hirschhorn zu Pulver und gieb's dem Vieh mit Salz vermischt zu lecken, den Leuten aber in Milch gesotten, so warm man es erleiden kann, zu trinken. Ein anderes Mittel wäre folgendes: Geschabtes Hirschhorn, Kreide, Knoblauch und Erde von der Schwelle der Stubenthüre stosse man wohl durcheinander und gebe es, nachdem man ein wenig guten Essig dazu geschüttet, dem Vieh ein.

Hirschhorn zu Pulver gebrannt in einem Tüchlein auf wackelnde Zähne gelegt, festigt sie und nimmt die Schmerzen.

Wenn eine Frau ihre Menstruation zu stark hat, nimm Hirschhorn, schabe es klein oder brenne es zu Pulver und mische Nesselsamen darunter. Aber nimm von dem Hirschhornpulver nicht zu ziel, damit es die Blutung nicht zu fast stellt.

Zahmes Schwein.

Mittel gegen Krankheiten aller Art: Man koche ein Stück Schweinefleisch im Urin des Kranken, bis er eingekocht ist. Giesse alsdann frischen Urin dazu, lasse ihn abermals einkochen und wiederhole es noch einmal. Dieses Fleisch giebt man dann einer hungerigen Sau zu fressen, so ist dem Kranken geholfen.

Gegen den Grind brenne das Schmalz aus den Schwarten der Schweinsbacken, wasche dem Patienten den Kopf mit Lorbeerlauge und salbe ihn dann mit diesem Schmalz.

Wer sich einen Dorn oder Schiefer eingezogen hat, der nehme das Mark aus den grossen Schweinszähnen und binde es auf die schmerzende Stelle. Dies zieht den Fremdkörper binnen kurzem aus.

Wenn einem die Füsse auf weiten Fusstouren aufschwellen und zu schmerzen beginnen, so stecke man sie in Schweinsblasen und ziehe darüber die Socken und Schuhe an.

Gegen die Wolken in den Augen nimm Ferkchengalle und streiche sie in die Augen.

Eine Grindsalbe: Man nehme einen Vierling Schweineschmalz, schneide Meisterwurz darein und siede sie wohl in diesem Schmalz. Dann seihe dasselbe und rühre ein wenig Eidotteröl darunter.

Hast du einen Husten und bemerkst du, dass derselbe von den Nieren ausgeht, so lass Speck und Knoblauch untereinander zergehen und schmiere es warm um die Weichen, wo die Nieren ihren Sitz haben.

Warzen bestreiche man bei abnehmendem Mond mit frischem Speck und vergrabe ihn darauf in der Erde. Sobald derselbe verfault ist, sind auch die Warzen wie weggeblasen.

Wenn ein Ross futterreh[1]) ist, so schiebe ihm Speck und Seife in den After.

Es giebt auch ein einfaches Mittel, zu erfahren, ob ein Patient seiner Krankheit erliegen werde oder nicht. Man reibt nämlich dem Kranken mit einem Stücklein Speck die Fusssohle und wirft es darauf einem Hunde vor. Frisst derselbe den Speck, so wird der Kranke wieder genesen, frisst er ihn aber nicht, so ist dies ein sicheres Zeichen des nahen Todes.

Hat ein Pferd einen Wurm im Ohr, lass frischen Speck in einem Gemisch von Essig und Wein eine ganz kurze Zeit lang sieden, hebe das Pfännlein dann vom Feuer weg und lass die Arznei wieder kalt oder wenigstens lau werden; dann giesse sie dem Pferd in die Ohren.

Bestreicht man einem Schlafenden die Schläfen mit Saumilch, so wacht er drei Tage nicht mehr auf.

Wenn einem der „Zagl“ weh thut oder Löcher hat, die faulen wollen, der nehme „durren Sandreck“, mache ihn zu Pulver und streue es darauf.

Hast du ein Überbein, so schneide die Haut über demselben auf und binde Schweinekot und Weizenmehl darüber.

Wildschwein.

Wenn einem Mädchen die Brüste allzu gross werden, streiche man mit dem rechten Hoden eines Ebers über die linke Brust und mit dem linken Eberhoden über die rechte Brust des Mädchens, so gehen die Brüste wieder auf ihre normale Grösse zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Hausgerätinschriften aus Nieder-Österreich.

Gesammelt von Dr. **Hans Schukowitz.**

I. Auf Stubengeräten.

Der Todt sein Pfeil abschiessen will
GOTT geb, dass er verfehl das Zyl. (Bauerntisch 1782. Zwerndorf. Eingelegte Graphitplatte. Monogramme R. S. F.[2])

1) Gliedersteif, vgl. Schmeller, B. Wb., 2, 80. 81.

2) Ich erwähne an der Stelle auch den historisch denkwürdigen Tisch zu Wagram im Marchfelde (1760), an dem Kaiser Napoleon im Neunerjahre gespeist haben soll.

Herr Jesus sey Unser Gasst
Bey dyser Unsrer Rasst. (Gemeindetisch, 18. Jahrh. Mistelbach.)

Mein Jesu, segne dyse deine Gaben,
Die wir aus deiner Vaterhand empfangen haben. (Speisetisch. Oberhollabrunn.)

Halt Mass! 1804. (Gesindetisch. Gars a. K. Eingelegter Fischbeinschmuck.)

Ziehn Ehleut ungleich
Wern s' nit reich. (Tisch a. d. Beginne des Jahrh. Krems a. D.)

Jesu in der Mitt,
Maria zur Recht,
Josephus zur Link,
Folgt ihrem Wink. Amen.[1]) (Kindertischchen.[2]) Oberhollabrunn.)

Für die Schlimmen,
Die im Unrat schwimmen. (Kindertisch. Prottes im Marchfeld.)

Eine Hand wäscht die andre
Und alle zwei erst das Gesicht. (Waschtisch. 1840. Floridsdorf b. W. Reicher Kerbschnittschmuck[3]).)

Ich mag nit mehr alleine schlaffen,
Sit mich thut meine Liebst angaffen. (Ehebett. 1804. Rogendorf. „Himmel" mit reichem Phantasieblumenschmuck.)

St. Barbara, Himelische Braut!
Leib und Seel sein Dir vertraut. (Ehebett. Um 1800. Zistersdorf. Das Bild der Sterbepatronin im Strahlenkranz. Darüber die Buchstaben W. M.)

GOTTES Will sey Unser Zyel,
Weilen ER uns das Besste wyl. (Burschenbett, 1746. Stillfried a. M.)

Wachet und Betet
Euere Seelen rettet! Anno 1806. (Gesindebett Altenmarkt a. T. Zwei Herzen von einem Ährenkranze umgeben. Drinnen die Monogramme B. R.)

Müh und Arbeit, Angst und Sorgen
Sind mein Frühstick jeden Morgen. (Gesellenbett. Schwechat. Emblem: Ein Zahnrad, durchquert von einer Geissel.)

Wer hat, der behalt·
Die Lieb ist kalt —
Und Unglück komet bald. (Gesellenbett. Mannersdorf a. L.)

Krysti Wig war eine Krypp,
Kyndel, förcht Taifel Sypp! (Wiege, 1780. Floridsdorf b. W. Karger Kerbschnittschmuck.)

Herr Jesu, Dir leb ich!
Herr Jesu, Dir sterb ich!
Dein bin und bleib ich,
Im Leben und Tod ich. (Wiege, Jahreszahl unleserlich. Angern. Eingelegte Amulete[4]).)

1) Erinnert an ein den n.-ö. Kindern geläufiges Abendgebet. (Mitgeteilt Z. f. ö. V. 1897.)

2) Die Kindertische bezeichnet man häufig auch als Katzen- oder Mäusetische.

3) Vgl. hierüber meinen Aufsatz „Ländliche Kerbschnittkunst in Österreich" in der Ztschr. f. östr. Volksk. III, S. 33—42.

4) Die Marchfeld-Slowaken pflegen die Wiege mit Heiligen und Wallfahrtbildchen zu bekleben. Vor dem „bösen Blick" ist der Säugling durch eine Kette aus den Rückenwirbeln der Ringelotter geschützt. Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Bauernmedizin" im „Land". Steglitz, 1897.

Ich bin getaufft auf Christi Blut,
Das ist mein Schatz und höchstes Gut. (Wiege, 18. Jahrh. Matzen. Der geflammte Heilandsname I H S, umrankt von Rosen und Immergrün.)

Wieg und Sarg
Erst und letztes Haus
— — — — — — — —
Im Himmel seied Ihr zu Haus. (Wiege. Vöslau. Die 3. Verszeile ist unleserlich. Darstellung: Der hl. Schutzengel, wie er von einem schlummernden Kinde eine Natter abwehrt.)

Nach der Arbeit folgt die Ruh. Anno 1814. („Ahnl"stuhl. Tullnerbach. Das Herz Jesu umflammt vom Strahlenkranz; darunter ein Lorbeerzweig.)

Der Ähnl hat mich tauft
Sein Enkel hat mich kaufft
Zu End wird um mich g'rauft. (Grossvaterstuhl. Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zwerndorf i. M. Reicher Kerbschnittschmuck.)

I trog Di gern — —
Wirst globt von Hern. (Stuhl. Drösing.)

Komm bald wieder! (Stuhl. Angern i. M. Modern.)

Denk oft an Gott,
Hast keine Not. (Betstuhl. Zistersdorf. Emblem: Das Auge Gottes; darunter Arabeskenschmuck.)

Beten legt dem Teuffel Ketten an. (Betschemel. Hof a. M. Emblem: Ein Totenkopf von einer Schlange umringelt. Perlmutterarbeit. A. d. Beginne d. 18. Jhrh.)

Satans Knecht ward Lucifer. (Fusschemel. Ebenthal, Schloss. Reicher Schnitzzierat.)

Der wohl bedenkt, was wird, was war,
Der kommt nicht leichtlich in Gefahr. (Wandschrank. Marchegg.)

Geduld thut einem Christen not,
Ist ihm so gut wie Himmelsbrot. (Wandschrank, 1816. Horn.)

Wer will haben ein wohlhabend Haus,
Lass Schreiber, Soldaten und Fresser daraus! (Schrank im Rokokostil. Schloss Matzen.)

Gold vergeht und Silber auch,
Der Kopf verfault und auch der Bauch.
Ewig bleibet stark und rein
Die Tugend ganz allein. 1800. (Schmuckkasten aus Ahornholz. Schloss Matzen.)

Sammle nicht, was Mäus und Motten verzehren,
Sinn, wie Du den lieben GOTT magst ehren. (Schmuckschatulle. Marchegg i. M. Reicher Perlmutterschmuck.)

Vil Weisheit stecket in Buechern,
Aber Tugent must Du dir sichern. (Bücherschrank, 1764. Orth a. D.)

Auch wenig Gut
Macht guten Mut. (Sparbüchse. Orth a. D.)

Dem Geld wird auf der Welt,
Wie Mädeln, immer nachgestellt. (Geldtruhe. Oberweiden. Zierliche Eckstücke aus Schmiedeeisen.)

Sorgt nicht allzusehr für mich,
Denk vilmehr auch an dich;
Denn All das, was du je besessen,
Werden dir einst Motten fressen. (Kleidertruhe. 1806. Schönkirchen. Reiche ornament. Bemalung.)

Auch allzugrosse Sicherheit
Ist niemals von Gefahr befreit. (Kleidertruhe. Bad Pirawarth.)

Eine von diesen Ziffern
Wird dich zum Grabe liffern. (Uhrkasten 1778. Stockerau. Emblem: Der Tod mit der Sense und der Sanduhr.)

Die Zeit flieht und GOTT dich sieht! (Uhrkasten. Dürnkrut. Modern.)

Wenn Es Draussen fryret
Herinnen Gross-Hanns regyret. 1770. (Kachelofen. Neu-Lengbach.)

Im Winter ist er ein guter Mann,
Im Sommer aber schaut ihn niemand an. (Kachelofen. Lilienfeld.)

Eltern erziehen die Töchter —
Und Nachbarn verheiraten sie. (Ofenbank-Wand. Tulln a. D.)

Der Winter ist ein Grobian,
Er treibt die Weiber zu Ofen an.

Ein freundlicher Herr —
Ein hurtig Gesind.

Ein Löffel erhalten und das Haus verthun ist Narrenwerk.

Almosen geben armet nicht,
Kirchen gehen säumet nicht.
Wagen schmieren hindert nicht
Und Unrecht Gut, das faselt nicht!

Bringst Du ins Haus nichts herein,
So findest Du auch nichts darein.

A Haus ohne Weib
A Latern ohne Leucht.

(Sämtliche 6 Sprüche auf den Wandschutz-Brettern rings um den Ofen. Zwerndorf i. M.)

Drinnen lauert der Taifl. (Handspiegel a. d. 18. Jahrt. Gumpoldskirchen. Kerbschnittschmuck.)

Trau nicht Deiner Schön!
Glaub's, Sie wird vergehn. (Toilettspiegel. 1845. Tulln. Perlmuttereinlagen. Das Bild der hl. Agatha unter Glas.)

Ich lieb, was schön ist,
Wenn's auch nicht mein ist,
Wenn's auch nicht mein werden kann,
So hab ich eine Freude d'ran. (Im Giebel eines Wandspiegels. Modern. Baden b. W.)

Glücklich, wer das ist: Bauer und Christ. (Spiegel. Mailberg.)

Darhinter stecket ein geheime Sach,
Wer diss errat, der gwint den Schach. (Schachspiel a. d. vorigen Jahrhundert. Schlosshof.)

So bständig ist das Glückesspiel
Gleichwie das Wetter im April. 1752. (Würfelkassette. Tulln. Messingverzierung.)

Gott ist mein Herr und Schöpfer,
Ich bin der Thon und er ist der Töpfer. (Schnupftabakdose, 1824. In meinem Besitze.)

Greif nein
Zwick ein
Gsund sein. (Schnupftabakdose aus Lindenholz. Um 1800. Gänserndorf. Eingelegte Heiligenbildchen.)

Wohl bekomms! (Tabakdose. Mödling b. W. Emblem: Gewehr und Säbel gekreuzt.)[1])

Lycht ist Gotes Gap. (Zunderbüchse a. d. 17. Jahrh. Wr. Neustadt, Museum.)

'S Licht springt aus dem Feuer
Und d' Lieb hupft aus'n Herz. (Zunderbüchse. Ollersdorf i. M. Modern.)

Erst verdinn,
Dann beginn! (Pfeifenständer mit Muschelzierat. Bisamberg.)

So lang mir noch der Tabak schmeckt,
Lasst mich der Tod gwiss ungeneckt. (Pfeifenkopf. Kornenburg.)

Herrgott Sakra — Wieder laar. (Pfeifenkopf. Mannersdorf a. M. Modern.)

Wer dich gar nicht braucht
Und nicht stündlich schmaucht:
Ist das Maul nicht wert
Weil die Natur verkehrt
Und die Gaben, die Dich zieren,
Niemals will probieren. (Tabaktopf. Stammersdorf. Modern.)

Die Leut heissen's Rauchen ein Laster,
Das gilt aber nicht auch vom Knaster. (Tabakbeutel. Stillfried a. M.)

Knecht bleibt Knecht! Halt Dich oder ich tret Dich!
Herr ist Herr! (Schuhentkleider [„Stiefelhund"]. Königstetten.)

Willst nit hörn,
Musst halt füln! (Kniescheit. Ulrichskirchen.)

Trau nicht disem und nicht dem,
Willst Du trauen, so schau wem. (Haupttram. 1772. G. Russbach.)

Wenn die Henne nicht sowohl scharret wie der Hahn,
So kann die Haushaltung nicht bestan. (Mitteltram. Zwerndorf. Reicher Kerbschnittschmuck.)

Eins geht 'nein — 's andere 'naus,
Jeds ist erst im Himmel z' Haus. (Stubentram. 1824. Feldsberg. Hausmarke: Heckenkreuz.)

Der Herr muss selber seyn der Knecht,
Will er im Hause finden Recht.
Die Frau muss selber seyn die Magd,
Will sie im Hause schaffen Rat. (Tram mit reicher Bemalung. Zistersdorf.)

Die alles tadeln und begaffen,
Sind rechte Maulaffen. (Tram a. d. Anfange d. Jahrh. Trumau.)

Gottes Aug Auf Alle Schaut. 1816. (Mitteltram. Leobersdorf. St. Florian ausgegrundet. Freundschaftssymbole.)

Ave Maria gratia plena! Anno D. MDCCXI. (Mitteltram. Matzen. Reicher Kerbschnittschmuck.)

Mit Gott und seinen Heiligen. (Tram. Emblem: Der hl. Geist in Gestalt einer feurigen Zunge. Monogramme: W. A. F. Prottes. i. M.)

1) Im Besitze meines Amtskollegen Herrn Dr. Joh. Peisker befinden sich zwei volkskundlich äusserst interessante Schnupftababakdosen aus dem vorigen Jahrhundert, wovon die eine eingelegte Heiligenbildchen, die andere biblische Darstellungen aufweist.

's kleinste Hundel im Haus
Beisst der grösste Fremde nicht aus. (Tramdach. Mistelbach. A. d. vor. Jahrh. Namen der hl. drei Könige.)

II. Auf Küchengeräten.

Ob Ihr Esset, Ob Ihr Trinket
So Thut Alles Zu Gottes Preis. (Gläserschrank. Zwerndorf. Reiche Bemalung.)

Füll mich nur mit Schüsseln an,
Ich trage, was ich tragen kann. (Schüsselrahmen. Zwerndorf.)

Wer mir lasst was stehen,
Mag von mir zu G'richte gehen. (Tellerrahmen a. d. Anf. d. Jahrh. Stillfried.)

Halt mich stets rein
Sorge schön fein
Für Mann und Kindelein. (Tellerschrank. 1842. Schönkirchen. Reiche Bemalung.)

Meth, hönig, pfeffer und ander gewürtz
Seyn zur Gesundheit dir gar nütz. 1640. (Gewürzschrank, altd. Stil. Ebenthal.)

Sanct Urbani, hailger Mann,
Kennst Uns Durst und Hunger an. (Essgerätkasten. Reicher Holzzierat. Himberg.)

Iss und Trink, zur Sünd nie sinck! (Brotteller. Oberweiden.)

Oculi omnium in te sperant, Domine. (Brotteller. 18. Jhrh. Zistersdorf, Kloster.)

Wer am Teller leckt —
Sagt mir, dass 's ihm schmeckt. (Holzteller. Angern a. M.)

Das Kind hat zum Brei
Den Löffel ja auch dabei. (Holzschüssel. Angern a. M.)

Schmeckt das Brod
Schlaffet der Todt. (Vorlegeschüssel aus Nussholz a. d. Ende des vorigen Jahrh. Orth. Emblem: Der brotbrechende Christus eingegrundet. Jahreszahl unleserlich.)

Trink und iss,
GOTT nie vergiss. (Brotbüchse. Floridsdorf. Modern.)

Unser täglich Brot gieb Uns! (Brotbüchse. Floridsdorf. Modern.)

Kloan ghaut,
Kloana kaut,
Holb vadaut. (1808.) (Hackbrett. Baumgarten. Emblem: 3 eingeritzte Andreaskreuze.)

Brauch nur saur speiss und salven wein.
Dein schlaff soll stets mit masse seyn. 1652. (Küchentisch, altd. Ebenthal.)

Das Wenig gedeichet,
Das Vill zerstreuwet. (Küchentisch. Horn.)

Milch und Brot
Macht Wangen rot (Milchkufe. Horn. Pentagramm eingeritzt.)

Ich darff Gottlob nicht Brod reitten
Bin bestimmt zu Brattenschneiden. (Zerlegmesser. Eschenholzgriff. Hausmarke + eingebrannt. Stillfried a. M.)

Herrgod Hant[1])
Bin ich genant. (Schöpflöffel aus Nussholz. Angern. Schloss. Eine Krone eingebrannt.)

War i nöt,
War s nöt! (Holzgabel. Ebenthal. Der Name Michl eingeritzt. Ende des vorigen Jahrhunderts.)

Beim Essen sey rein,
Sonsten bist ein Schwein. (Gabel mit Beingriff. Ebenthal.)

Liab mi nir —
Gsund bleibst schir! (Hölzener Wassereimer. [„Amper“, „Sechterl“.] Angern. Hausmarke auf dem Boden eingebrannt.)

In nomine Christi Jesu. 1704. (Messer mit Ahorngriff. Maissau.)

Reinlichkeit helfet Butter machen,
Bringt auch Glück zu allen Sachen. (Butterkübel. Grub a. M.)

Wenig Küh, wenig Müh,
Viel Küh, viel Müh. (Butterfass [„Rührküwl“]. Angern.)

Mist im Haus — Sau zu Haus. (Scheuereimer [„Awaschschaffl“]. Krems a. D.)

III. Auf Kammer-, Boden- und Hofgeräten.

Des trosst ich mich in aller Noth:
Trutz sey dem Teuffel, Sünd und Todt. (Mehltruhe. Um 1780. Feldsberg. (Der Blutstrich [Pentagramm] und die Buchstaben F. R. und M. K.)

Herr Gott lass wachsen vil Korn und Wein,
So werden wir fromm und zufrieden sein. 1814. (Mehltruhe. Oberhollabrunn. Hasensprung und Dreikönigsnamen.)

Fremd Gut am Finger nicht kleben will,
Erfahrung lehret das Widerspiel. 1708. (Kornschütt. Horn. Hausmarke eingebrannt. Drei Groschen angenagelt.)

Herr und Gott. Segne Unser Brot. Amen. † † †. (Kornschütt. Mannersdorf a. M.)

Wer will borgen,
Komm nur morgen,
Besser nie. (Kornschütt. Ollersdorf i. M. Sehr reich mit Flussmuscheln geschmückt. Jahreszahl unleserlich. Name: Joseph und Anna Maria Korbler.[2])

Gott Vatter, Gott Sohn und Gott haliger Geist,
Dise drei haligen Wachtmeisterlait,
Mögen uns schützen —
Mögen uns stützen immerdar. (Kornschütt. Gaunersdorf.)

1) „Unseres lieben Herrgotts Hand“ als Bezeichnung für den grossen Suppenschöpflöffel ist unter dem Schnittervolke der Hanna, des March- und Tullnerfeldes ganz geläufig.

2) Die Muschel, besonders die Caurimuschel, gilt im n.-öst. Volksglauben als beliebtes Amulet. Messergriffe, Schlachtbeilgehänke der Metzger, Kornmasse u. m. dgl. werden hiermit mit Vorliebe geziert. Säuglingen hängt man neben Korallen-, Türkisen- und Perlen-, häufig Muschelketten um den Hals oder an den Arm.

's Jahr hat ein weites Maul,
Drum spare Deinen Gaul. (Schüttkasten. Zwerndorf i. M. St. Urbanus eingegrundet.)

Ehrlich währet längst. (Kornmass [„Massl"]. Angern.)

Gerecht Nie schlecht.
Nicht zuviel. Nicht zu weng.
Den Armen aber schenk. (Kornmass. Drösing. Emblem: Drei Ähren, darunter ein Hahn und ein Geldstück.)

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers,
Und Gott, was des Gottes ist! (Kornmass. 1809. Vöslau. Kerbschnittschmuck.)

Gerat das Korn, springt der Bauersmann.
Stirbt der Kaiser, wein, wer weinen kann. (Kornmass. Maissau. Hausmarke.)

Wo Brot, ist keine Not. (Brotrahmen. Stillfried.)

Wenn Neid und Missgunst brennet wie Feuer,
So wär das Holtz nicht gar so theuer. (Hackbrett. Stillfried. Um 1800.)

Ackermann — Wackermann. (Hackbrett. Deutsch-Wagram i. M.)

Bei jungem Weib im alten Haus
Zu flicken gibts jahrein, jahraus. (Kornbottich [„Stanter"]. Mannersdorf a. M.)

Muss mein Weib am Rucken tragen,
Will mich nicht mit Stossen plagen. (Mohnmörser aus Eichenholz. Reicher Kerbschnittschmuck. Hausmarke. Angern.)

Christlich gelebet, seelig gestorben
Hat dem Taiffel die Rechnung verdorben. (Totenbrett.[1]) Scheibs. Darstellung: Speisekelch mit der Laienhostie.)

Alles Leiden hat sein End,
Herr Jesu Christ zu besten wend. † † † (Totenbahre. Gföhl. Randbemalung.)

Das fewer drochet um Gefahr
Drum nembt dasselbe fleissig wahr. (Feuereimer. 1756. Hohenau.)

St. Florianus, Bitte für unser Hab und Gut bei Gott! (Feuereimer. Hohenruppersdorf.)

Man sehe sich mit Wasser für,
Weil Unglück stehet vor der Thür. (Feuerspritze. Mank.)

A flamma immane protege nos, Floriane. (Feuerspritze. Gross-Enzersdorf.)

I drah mi,
Du schleifst Di,
Er schneid si. (Schleifsteinwinde. Waidendorf a. M.)

'N Taub'n ist nicht z' traun! (Taubenschlag [„Kobl"]. O. Sulz.)

Ein und aus. Kommt nur z Haus,
Aus und ein. 's wird Euch gfreun. (Taubenschlag, 1863. Ollersdorf.)

1) In den n.-östr. Bauernhöfen pflegt das Totenbrett auf dem Boden unter Heu oder Altstroh aufbewahrt zu werden. Die Totenbretter des Marchfeldes (Bezirk Matzen) [illegible]

Ich hab sie gmacht,
Die Heahnl habn's pacht
Und der Mader, der lacht. (Hühnersteige. Grub b. Stillfried.)

Hector, pass auf und
Lass dem Dieb nit sein Lauf! (Kötterzwinger. „Hundshütte“. 1872. Hausmarke L. Sch. Mannersdorf a. M.)

In das Wirtshaus kehrt ein,
Hier kriegt Ihr den besten Wein! (Hofbrunnen. Zwettl.)

Frass und Völlerei treibt mann allhier frei. (Viehtränke. Angern i. M.)

(Fortsetzung folgt.)

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung von VII, 412.)

XLI. Gegen Schmerzen.

1.

Isaak schad' dich (so!),
Menschenhand jagt dich,
Maria runde, ich böte dich,
Dass dich die Angel aus der Wunde [rausspringt,
Das rauhe Ding, das dolle Ding,
Das rietene Ding, das splietene Ding.
× < × Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin.

2.

Die Wehdage und die Frommen,
Die sein zusammengekommen,
Und da die Frommen kommen,
Die haben die Wehdage weggenommen.
Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin.

3.

Was ich hier sehe,
Das soll nicht brechen,
Das soll nicht stechen
Und nicht thun wehe.
Neu-Ruppin. Potsdam.

4.

Es wuchsen drei Lilien auf Christi Grab:
Die erste hiess Wohlgemut,
Die zweite Christi Blut,
Die dritte Gottes Wille.
Ich sage dir, Schmerz, stehe stille.
Du sollst nicht gären,
Du sollst nicht schwären,
Du sollst nicht wehe thun;
Ich sage dir, Schmerz, du sollst stille stehn.
Im N. G. u. s. w. (ohne Amen).
Dreimal pusten. Neu-Ruppin.[1]

5. Ich fasse den Schaden bei der Hand und ziehe mit derselben langsam darüber hinweg von oben nach unten, doch so, dass ich mit dem Herunterziehen nicht eher fertig werde als mit dem Sprechen. Nach dem Sprechen wird dreimal auf die schmerzhafte Stelle geblasen. Sprich:

Du sollst nicht eher schwellen noch schwären,
Bis die Mutter Maria den andern Sohn wird gebären. Im Namen Gottes u. s. w.
Dreimal, aber erst nach dem dritten Male „Amen“. Alt-Ruppin.

1) Den Spruch teilte mir eine Dame mit, die ihn in Kuckädel b. Bobersberg gelernt hatte.

6. Gegen Schmerzen an Wunden.

Alles, was ich seh und anfasse, das soll nicht stechen, nicht reissen, nicht willen, nicht schwillen und auch nicht weh thun. Im Namen Gottes u. s. w.
Zippelsförde.

7. Die Schmerzen, die sich erhoben befinden (so!),
Gott gebe, dass sie mögen verschwinden. Rheinsberg.

8. Schmerzen zu stillen.

Ich weiss einen Mann, der ist im Himmel wohlbekannt. Seine Wunden schwören nicht und herren (?) nicht und schlägt auch kein Brand dazu. × × ×
Im Namen u. s. w. Seveckow, Kr. Ost-Prignitz.

9. Um Gliederschmerzen[1] zu vertreiben, zerstosse man ungefähr ein Quart frischer Wacholderbeeren, lasse dieselben in einem alten Topfe mit ¾ Quart Wein sieden, giesse hernach ein Trinkglas voll Branntwein darunter und lege selbiges in einem vierfachen Tuche über den Schmerz. Lichtenberg.

XLII. Gegen schneidendes Wasser.

1. Gegen schneidendes Wasser gebrauche einen Thee aus Katzenpfötchen (Sandruhrkraut, Gnaphalium dioecum L.). Köritz.

XLIII. Gegen Schwämme.

1. a) Man nehme Mistwasser in ein kleines Gefäss und bestreiche damit kreuzweise die Zunge und spreche:

Der Schwamm und der Pfuhl
Gingen vors Gericht:
Der Schwamm verschwand,
Und der Pfuhl gewann. Im Namen u. s. w.

Darauf trage man das Mistwasser wieder zur Pfütze. Neu-Ruppin. Alt-Ruppin.

b) De Schwamm un de Oden,
De gingen beid' nach bōben;
De Oden, de gewann,
De Schwamm, de verschwann. Im N. G. u. s. w. Neu-Ruppin.

c) Schwämme und Spul'
Gingen in die Schul (Reisten nach Polen: W. — nach dem Pfuhl: K.):
Spule gewann.
Schwämme verschwann.
Neu-Ruppin. Buberow. Karwe. Walchow. Lenzke, Kr. Ost-Havelland.
Retzow, Kr. West-Havelland. Dorf Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

d) Der Schwamm und der Aal
Gingen beide zur Wahl:
Der Aal gewann,
Und der Schwamm verschwand.
Köpernitz.

e) Ich und der Schwamm,
Wir fechten uns beide;
Ich gewann,
Der Schwamm verschwand.
Wusterhausen a. d. Dosse.

[1] Hat jemand reissenden Schmerz in den Gliedern, so wird die Ursache den Unterirdischen zugeschrieben, weil diese ihn kneifen. Dierberg.

f) Die Schwämme und die Kohle
Gingen beide in die Schole,
Die Kohle gewann
Und die Schwämme verschwann.
Im Namen Gottes u. s. w. Linum, Kr. Ost-Havelland.

g) Dei Schwamm und dei Gaul,
Dei güngen all' bei tau Paul;
Dei Gaul gewünn,
Und dei Schwamm verschwünn.

Man streicht mit einer Stricknadel oder Spule kreuzweis über die kranke Stelle, geht darauf zu einem Brunnen oder andern Wasser und dreht unter Hersagen des Spruches die Nadel oder Spule darin herum.

Röbel in Mecklenburg.

2. Gegen Hitze und Schwämme.

Die Hitze und die Schwämme gingen beide zusammen vor das Thor nach einem Pfuhl. Die Hitze ist verschwunden, die Schwämme ist vertrunken. Im Namen Gottes u. s. w. Zechlin, Kr. Ost-Priegnitz.

3. Hieraus trinkt Pferd, Katz' und Hund;
Hiermit still ich dir den Schwamm in dem Mund.
Im Namen Gottes u. s. w. Zechlin, Kr. Ost-Priegnitz.

XLIV. Gegen Schweissfüsse.

Nimm Wörmel (Wermut) und lege es in die Strümpfe.

Tarmow, Kr. Ost-Havelland.

XLV. Gegen Schwindel.[1])

1. Schwindel, Schwindel, Schwindel, du plagest mich,
Schwindel, Schwindel, Schwindel, ich jage dich,
Schwindel, Schwindel, Schwindel, du sollst verschwinden.
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

2. Was suchst du hier,
Du Schwindeltier,
Bei dieses (so!) Menschenkind?
Ich will dich heissen stille stehn,
Noch eh' die Sonn' bei dir aufgeht Im N. G. u. s. w.

Beim Besprechen nimmt man ein Messer und streicht damit und legt es dann an einen Ort, wo niemand hinkommt. Neu-Ruppin.

3. Gegen Schwindel und Gichtfluss.

a) Ziehe aus meinem Körper heraus, ziehe in einen Ast darein. Im Namen Gottes u. s. w. ?, Kr. Ruppin.

b) Man nehme einen Rippenknochen von einem Tier, streiche damit bei abnehmendem Monde über die kranke Stelle und spreche:

Knochen, ich klage dir,
Der Schwindel plaget mir;
Knochen gewinnt,
Schwindel, verschwind'. Im Namen u. s. w. Wusterhausen a. d. D.

1) Schwund an Fleisch infolge von Lähmungserscheinungen.

c) Gichtfluss und Schwindel, dass du aus diesem Körper herausziehest und in diesen Knochen hineinfliessest.

Freitag, Sonntag und Montag vor und nach der Sonne. Dierberg.

4. Für Schwindel.

Du Schwindelding, was plagest du das Christenkind? Dich will ich nicht leiden, dich will ich vertreiben, ehe die Sonne aufgeht. Im Namen u. s. w.

Drei Freitage vor der Sonne. Dierberg.

5. Schwindel, du tolles Ding,
Verzehre nicht das Menschenkind. Retzow, Kr. West-Havelland.

XLVI. Gegen Beängstigungen der Schwindsüchtigen.

1. Gegen Beängstigungen der Schwindsüchtigen hilft das Wasser, aus dem die Pferde getrunken haben. Pessin, Kr. West-Havelland.

XLVII. Gegen Sodbrennen.

1. Isst man am Ostermorgen vor Sonnenaufgang einen Apfel, so bekommt man kein Sodbrennen. Brunne, Kr. Ost-Havelland.

XLVIII. Gegen Sommersprossen.

1. Man geht vor Sonnenaufgang an ein Roggenfeld, das noch nicht in Blüte steht und bestreicht die Sommersprossen mit dem Tau, indem man spricht:

Das was ich bestreiche, nehme ab; das, was ich sehe, nehme zu.

Neu-Ruppin.

2. Nimm Senfkörner und Hanfkörner, stosse sie mit Froschlaichpflaster ab, mache eine Salbe davon, und wenn du zu Bette gehst, so schmiere das Gesicht damit ein und wasche dich des Morgens mit destilliertem Froschlaichwasser wieder ab. Neu-Ruppin.

3. Gegen Sommersprossen hilft Osterwasser. Protzen. Walchow.

4. Wenn der Wein läuft (d. h. im Frühjahr der Saft aus den Reben träufelt), muss man ein Glas unterhalten und den Saft hineintropfen lassen. Er bringt Sommersprossen weg, ist auch sonst für alles, besonders für die Augen, gut.

Protzen. Walchow.

5. Wenn bei einem Regen an der Unterseite einer Deichselstange Tropfen hängen bleiben, so wasche mit diesen Tropfen die Sommersprossen; sie werden alsdann vergehen. Kampehl.

XLIX. Gegen die Sücht[1]).

1. a) Appelbôm, ik̦ klâg dî,
Mine 77sterlei Sücht, de plâgt mî;
Jeden Vâgel, de über mi flüggt,
Bitt' ik üm mi̊n' un dine Sücht. Im Namen G. u. s. w.

Dieser Spruch muss des Morgens vor Sonnenaufgang vor einem fremden Apfelbaume gesprochen werden. Wulkow.

1) Bleichsucht, bisweilen auch Gelbsucht.

b) Scheidpfahl, ich klage dir,
Neunerlei Sücht, die plaget mir;
Der erste Vogel, der überfliegt,
Benimm mir meine Sücht. Im Namen u. s. w.
Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

2. Die Sücht und die Wid',
Die liegen beid' in Strit;
Die Wied', die gewann,
Die Sücht und die verschwand. Frankendorf.

3. Gegen Bleich- und Gelbsucht. — Man nimmt neun verschiedene Hölzer, bindet sie in ein Bändchen zusammen, kocht sie im Wasser auf und wäscht sich hiermit den ganzen Körper. Dies muss man dreimal an drei aufeinander folgenden Freitagen thun. Am ersten Freitage trägt man das Hemde, welches man über die Kleider gezogen hat, an eine offene Stelle der Heide und hängt es hier über einen Baum. Damit ist die Krankheit fortgetragen. Nietwerder.

4. Um zu bestimmen, in dem wievielten Stock jemand die Sücht hat, werden neun Reiser von neun verschiedenen Baumarten abgeschnitten und dann dreimal ins Wasser geworfen. Die Zahl der untersinkenden Stäbe bestimmt den Grad der Krankheit. Sinken alle neun, so kann dem Kranken nicht mehr geholfen werden. Die nicht untergegangenen Stäbe werden dem Kranken gegen den Kopf geworfen, die untergegangenen dagegen zusammengebunden und in den Rauch gehängt, wo sie so lange verbleiben müssen, bis sie trocken sind. Ist dies geschehen, so ist auch die Krankheit gehoben. Dabergotz.

L. Gegen Tollwut.

1. Gegen den Biss eines tollen Hundes schreibe man diese Charaktere auf einen Zettel:

† X A † D V X
† I D † A X †

und nehme sie ein. Daneben aber ist noch folgendes Mittel zu gebrauchen: Sassafras, Sassaprill, Foenum Graecum, Allermannsharnisch, Ewitzwurzel und Teufelsdreck, jedes für 6 Pfennig. Neu-Ruppin.

2. a) Gegen den Biss eines tollen Hundes.

† † †
S A T O R
† A R E P O †
† T E N E T †
† O P E R A †
R O T A S
† † † . Neu-Ruppin.

b) Dieselbe Formel, stark verderbt und erweitert:

S. A. J. O. R.
A. R. Z. Q. O.
J. Z. S. F. F.
O. P. S. R. d.
R. O. S. DO. S.
. X. p. A. X. X. M. Av.
. X. X. D. K. † 1. M. A.
. X. 1. V. A. †.

Dies dem Menschen oder Vieh eingegeben. Zippelsförde.

3. Man schreibt auf Papier:

Ursus, Rursus, Retorursus × × ×

und giebt es dem Vieh oder Menschen ein. Zippelsförde.

4. a) Hausse † Nausse † Gausse †
Nausse † Gausse † Hausse †
Gausse † Hausse † Nausse †

Bei dieser Formel kommt alles auf Akkuratesse an. Es muss genau ein Kreuz unter dem andern stehen, und die Worte dürfen nicht anders gestellt werden, weil sonst die Wirkung zweifelhaft bliebe. — Man schreibe die Worte auf ganz dünnes Papier und gebe sie dem Patienten mit einem bischen Butterbrote ein.

Alt-Ruppin.

b) Hausse † Jausse † Nausse †
Jausse † Nausse † Hausse †
Nausse † Hausse † Jausse †

Diese Wörter werden auf ein Blatt feines Papier geschrieben, dies so zusammengelegt, dass die senkrecht unter einander stehenden Kreuze auf einander zu liegen kommen, mit Butter umgeben und dem Patienten eingegeben, der es jedoch ganz heil hinunterschlucken muss. Lichtenberg.

5. Für einen tollen Hundebiss.

Maria ging über Land und Sand,
Sie führte ihren Stab in die rechte Hand,
Die Worte Gottes hat sie in ihrem Mund.
Bewahre sie Gott für tollen Hund. Im Namen u. s. w. Dierberg.

6. Ist man von einem tollen Hunde gebissen, so muss man die Haare desselben auf die Wunde legen, das hilft. Neu-Ruppin.

7. Ein Maiwurm- oder Ölwurmkäfer (Meloë proscarabaeus), der nicht mit blosser Hand berührt werden darf, wird in ein Gefäss gethan, worin man ihn sterben lässt. Ein Pulver von ihm wirkt gegen den Biss des tollen Hundes

Dierberg.

8. Wer sich mit dem Blute des Johanniskrautes (Hypericum perforatum L.) die Kleider bestreicht, wird nicht vom tollen Hunde gebissen. Dierberg.

LI. Gegen Trunksucht

1. Man thue ein Nest voll junger, unbehaarter Mäuse in eine Flasche, giesse Schnaps darauf, lasse denselben 24 Stunden stehen und gebe ihn dem Säufer alsdann zu trinken. Wusterhausen a. Dosse.

LII. Gegen Typhus.

1. Gegen Typhus bereite man einen Thee aus der Goldblume (Totenblume, Calendula officinalis L.) Neu-Ruppin.

LIII. Gegen Überbein.

1. Geh an einem Sonntage vor Sonnenaufgang an einen Hollunderbaum, nimm davon ein Blatt und reibe damit das Überbein, so fahren kleine Blasen auf. Diese öffne mit der Nadel. Thu dies an drei hinter einander folgenden Sonntagen, so wird sich der Schaden allmählich verlieren. Neu-Ruppin (?).

LIV. Gegen Versenkung.

1. Es ging ein Hirsch über eine Heide,
Er ging nach seiner grünen Weide,
Da verrückt er sein Bein
An einem Stein
Da kam der Herr Jesus Christus
Und schmierte mit Schmalz und Schmer (Salb' und Schmer: L),
Dass er ging hin und her. † † † Neu-Ruppin. Lichtenberg.

2. Ich hab' mein Bein verrenkt (Du hast ein Bein verrückt: L.);
Man hat Jesus Christus ans Kreuz gehenkt.
Thut ihm sein Henken nichts,
Thut mir mein Verrenken nichts (dir dein Verrenken nichts: L.).
† † † Neu-Ruppin. Lichtenberg.

3. Unser Herr Jesus ritt über ein Steinlein,
Eselein hat gebrochen sein Bein(lein);
Da kam die Maria gegangen, sprach:
Knacka zu Knacka zu Knacka, Lede zu Lede,
Bis du wieder zurecht werdest.
Im N. G. u. s. w. × × × Amen. Klosterheide.

4. Hat man sich vergriffen, so gehe man zu einer Hausthür, schneide von der Klinke die Schnur ab und binde sich dieselbe um den Arm, das hilft. Zühlen.

5. Wer sich verstaucht hat, beisse im Namen des Vaters u. s. w. den Kopf einer lebendigen Maus ab, brate und esse ihn, den Leib aber vergrabe er an einen Ort, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Brunne.

(Fortsetzung folgt.)

Bastlösereime aus der Provinz Sachsen.

Durch Umfrage gesammelt von R. Reichhardt.

1. Kloppe, kloppe, Pfiefchen,
Witte[1]) nich gerote,
Kämmet Hans Bote,
Schlätt dich in Nacken,
Fliegeste in Graben,
Frässen dich de Micken un de Maden.
Kämmt der Hund
Macht dich bunt,
Kämmt das Kalb,
Frisst dich halb,
Kämmt de Kuh,
Scharrt dich zu,
Kämmt de Katze,
Satt[2]) nich platze. (Nordhausen.)

2. Kloppe, kloppe, Pfiefe
Willste nich gerote,
Kämmet Hans Bode,
Schlett dich in den Nacken,
Dass de Nisse knacken,
Kämmet de ohle Soe[3])
Kannst'se nicht gekaue,
Kümmen de 5 Kloinen
Fressen's ganz alleine.
(Bösenrode b. Berga a. Kyffhäuser.)

1) Willst du. — 2) Sollst. — 3) Sau.

3. Kloppe, kloppe, Pfifchen,
Will de nich gerote
Kommt der Hans Bode
Schlägt dich auf den dicken fetten [Knoten,
Kämmets Kalb,
Frisst dich halb,
Kämmet die Kuh,
Frisst dich ruh[1]).
Pfifchen, gieb Kraft,
Pfifchen gieb Saft.
(Auleben, goldene Aue.)

4. Kloppe, kloppe, Pfiefchen,
Witte nich gerote,
Kämmet der Herr von Bothe,
Schlett dich uf die dicken, fätten Knoten,
Kämt das ohle Käsewieb,
Schleppt dich in den Graben,
Frässen dich die Micken und die Maden.
(Klein-Werther b. Nordhausen.)

5. Pfiefchen witte rote[2]),
Ich schlo[3]) dich uf den dicken fetten [Knoten,
Schmiesse dich in Born,
Frisst dich der Worm,
Schmiesse dich in Graben
Frässen dich de Mutten un de Maden'
Kämmt das Kalb
Un macht dich halb,
Kämmt de Kuh
Un macht dich zu,
Kämmt das Schwin
Quik, quik, quik.
(Pützlingen, Grafschaft Hohenstein.)

6. Wieeich[4]), wieeich ruten,
Dinne Beine bluten,
Witte mich in Himmel ha,
Musst'de äne lange Letter[5]) ha,
Lange Letter übers Hus,
Bäst dön Töibel sin Schiesshus.
(Kehmstedt, Grafschaft Hohenstein.)

7. Kloppe, kloppe, Pfiefchen,
Pfiefchen, witte rote,
Schmiess ich dich in Gorten,
Von Gorten bis in Graben,
Do kommen de Micken und Moden,
Dröi Scheffel, dröi Löffel,
Dröi anderlei Kraft,
Pfiefchen, gieb Saft!

8. Liebes Pfeifchen, habe Saft,
Schöpfe wieder neue Kraft,
Denn es will nun Frühling werden
Musst du wieder grüne werden.
(Daselbst.)

9. Wingechen gieb Saft,
Gieb Kraft,
Gieb allerlei Löffelchen voll Saft.
(Elende b. Bleicherode.)

10. Hippchen, hippchen g'rote! [heim)
'S kämmt der Härr von Schlote (Schlot-
Schlät dich uf den dicken fetten Knoten.
Gehste bin Tiech
Frisst dich der Wiech,
Gehste bin Graben,
Fressen dich die Mücken und Maden.
(Daselbst.)

11. Huppe, wit dänn nich gerote,
So kämmet der Mann von Schlote,
Haut dich uf den dicken fätten Knoten.
Kämmt das Kalb, frisst dich halb,
Kämmt das Schwin,
Frisst dich ganz und gar
:: Hippchen, gib Säftchen,
Gib allerlei Kräftchen. ::
(Grossberndten, Grafschaft Hohenstein.)

12. Pfiefchen witt de nich gerote,
Schmiess ich dich in'n Tiech,
Frisst dich der Wiech,
Schmiess ich dich in'n Graben,
Frässen dich de Micken un de Maden,
Schmiess ich dich in Born,
Frisst dich der Worm;
Kämmt das Kalb,
Frisst dich halb,
Kämmt de Kuh
Un frisst dich ganz
Kämmet Max Stolprian
Als das Pfiefchen längest geroten war.
(Hauröden, Kreis Worbis.)

13. Ich ging emol nach Schlote,
Pfiefchen, Pfiefchen gerote,
Sinst kämmt de Kuh,
Un frisst dich roh,
Kämmt das Kalb, frisst dich halb,
Kämmt das Schwein, frisst dich ganz

14. Kloppe kloppe Pfife,
Witte nich gerote,
Kämmet Hans Knote
Möt dän Biel un Borte,
Schlett dich in Nacken
Dass de Liese knacken. (Rossla.)

15. Wir wollten Piepen maken:
Da kam der lange Hesse
Mit dem stumpen Besse (Besen).
(Hauröden.)

16. Wie, wie, wohten,
Pfiefchen soll geroten. (Daselbst.)

17. Pfiefchen gib Saft,
Drei Löffel voll
Scheffel voll
Allerlei Saft! (Daselbst.)

18. Wie, wie Ruten,
Alle Bäume bluten,
Saft rus,
Saft rus,
Wessel[1]) säft die Eier us.
(Neuseesen, Kreis Heiligenstadt.)

19. Kloppe, kloppe, Piepe,
Bist du balde riepe?
Wenn du noch nich riepe bist,
Kämmt de ohle Hexe,
Mit dem stumpen Meste[2])
Schnitt dich den Kopp af
Schmisst dich in Graben,
Fressen dich de Mücken un de Maden.
(Sophienhof b. Ellrich.)

20. Kloppe, kloppe Pfeife,
Willst du nich gereife, [Garden,
Schmeiss ich dich in Piffels-Paffels
Kommt ein Kalb, frisst dich halb,
Kommt eine Kuh,
Frisst dich auf.
Kraft
Gieb ä Tröppchen Saft!
(Breitenstein bei Stolberg.)

21. Kloppe, kloppe Pfiefe,
Willst du nich gerote,
Kommt der ohle Bode,
Schlett dich in'n Nacken,
Dass de Liese[3]) knacken.
Kickeriki! (Stolberg.)

1) Wiesel. — 2) Messer. — 3) Läuse.

22. Plocks, Plocks, Piepe,
Bist de bale riepe,
Kummt die ohle Hexe
Mit dem stumpen Meste,
Kopp af,
Beine af,
Alles wat dr drann sit,
Dat mot af.
(Der Anfang lautet auch:
Brumm, brumm, Piepe etc.)
(Schierke am Brocken.)

23. Plock, Plock, Piepe!
Ob 'em Möhlendieke
Sat ne olle Hexe
Mit 'nem stumpen Meste.
Wolle meck 'nen Hals afschnien.
Konn meck nich wedder krien.
Woll de ganze Welt bedecken.
Konn nich öbert Water recken.
Piff, paff, puff!
Awe musse sin.
(Aspenstedt, Kreis Halberstadt.)

24. Plock, plock, Piepe,
Op 'm Möhlendieke
Sat Hanswörstchen
Mit 'nem scharpen Mestchen.
Wolle de Katte der Haar afschnien,
Harre keine Scheere.
Schneit af, beit af,
Bist du balle awe?
Awe sast du sie. (Daselbst.)

25. Zweimal durchs Berliner Thor,
Zweimal durch Berliner Brücke.
Tanzt die Ziege mit dem Bocke
Und ein ganzer Schneiderchor.
Sechsundzwanzig Schneider
Und zwei alte Weiber,
Zicke mit dem Zickenbock
Macht zusamm' ein halbes Schock.
(Daselbst.)

26. Pelle, pelle Wieden af,
Pelle den Buck den Büdel af.
Pelle em nich so reine af,
Dat hei morgen wedder wachst.
Klopp af, klopp af,
Gieb Petern und Putern wat af.
(Werbig, Kreis Jerichow I.)

27. Parpe, parpe Bastian,
Löt den Firt int Hemde gahn,
Löt die Sunne schienen
Bes Martinen,
Löt die Hunder leien (legen)
Bes Mareien.
Wenn du nicht willst affer gahn,
Schmiet ick di in Schulten Garten,
Dat di Hund und Katzen bieten,
„Bieten, bieten, bieten.
(Werbig, Kreis Jerichow I.)

28. Rote, rote Hüppchen,
Wenn du nicht gerote witt,
Trag ich dich nach Gothe (Gotha)
Unter steiner' Brücken.
Kummen de Raben und Mücken,
Kimmt das Kalb,
Frisst dich halb,
Kimmt das Schwien,
Frisst dich nien.
Nien, nien, giht Saft,
Get Kraft,
Get Buttermelchsuppen.
(Langula, Kreis Mühlhausen.)

29. Woppe, woppe Saft
Das Heerle es getafft,
Das Heerle is e Zemmermo,
Schlöckt de Klapper henna no.
Äs, zwä, drei, muss de Woppegerote sei.
(Altendambach, Kreis Schleusingen.)

30. Woppe, woppe, Saft
Das Heerle es getafft.
Gät en Börk nauf un ra,
Hot a gal Hösle o,
Sch . . t nei, secht nei,
Muss de Woppe gerote sei. (Daselbst.)

31. Fuper, Fuper, lass dich raten, [Garten.
Sonst schmeiss ich dich in Müllers
(Nietleben b. Halle.)

32. Wide, wide, wab
Und du musst ab!
Kätzchen, Kätzchen,
Geh in'n Garten,
Hol' mir einen Sack voll Pflaumen.
Als das Kätzchen wieder kam,
War das Pfeifchen abgethan.
Wide, wide, wab,
Und du bist ab.
(Würdenhain, Kreis Liebenwerda.)

33. Pfiefchen, wenn du willst nicht abgehn,
Werf ich dich in'n Graben,
Fressen dich die Raben.
Komm' die kleinen Müllermücken,
Die dich hinten und vorne zwicken.
(Daselbst.)

34. Bache, bache, been,
Beissen dich die Flöh'n
Beissen dich die Widemücken,
Die in deinem Pelze sticken,
Kommt die Kuh, scharrt dich zu,
Dann das Kalb, frisst dich halb.
(Daselbst.)

35. Als ich ausging und wiederkam
Sechs Lebendige aus einem Toten [nahm.
Die sechse, die machten den siebenten [frei:
Nun ratet, ihr Herren, was das sei?
(Daselbst.)

36. Holle, holle, Weide,
Gieb mir Saft und Seide,
Gieb mir Saft und süssen Dreck,
Schnapp ihn mit dem Maule weg.
Schmeiss ich dich in'n Graben,
Fressen dich die Raben,
Beissen dich die Müllermücken,
Die in deinem Hemde sticken.
Schab ab, Schab ab! [ab.
Mein Pfeifchen geht gut und glücklich
(Wolteritz, Kreis Delitzsch.)

37. Holle, holle Weide!
Siffen, saffen, Seide,
Siffen, saffen süssen Dreck
Schnapp'en mit dem Maule weg.
Als der König runter kam,
Als er wieder 'rauf kam,
War mein Fapert abgethan
Schab ab, schab ab,
Mein Fapert geht gut und glücklich ab.
(Daselbst.)

38. Hippe, hippe, hin,
Schmeisse dich in Graben,
Fressen dich die Mücken und die
Kommt ein Kalb, [Maden,
Frisst dich halb.
Klipp, klapp, Käsenapp,
Wie schön geht das Pfeifchen ab.
(Pansfelde, Mansfelder Gebirgskreis.)

39. Pfeifchen, Pfeifchen rate,
Wenn das Pfeifchen nicht raten will,
Werf ich dich in Bettelmanns Garten,
Fressen dich die Mücken und Maden,
Kommt die Kuh,
Frisst dich ruh,
Kommt das Kalb,
Frisst dich halb,
Kommt das Schwein,
Frisst dich ganz und gar noch 'nein.
Kommt der schwarze Rabe,
Trägt dich zu begrabe.
Da stand ein Mädchen hinterm Zaun,
Ich dacht' es wär 'ne Eile (Eule)
Wart, ich wills dem Vater sagen,
Soll dir's Loch verkeile,
Keile, keile.
(Tromsdorf, Kreis Eckartsberge.)

40. Gieb Saft, gieb Saft,
A ganzen Eimer voll,
Eine ganze Botte voll. (Daselbst.)

41. Fippen, Fappen, Fupen,
Wenn du nicht geraten willst,
Schmeiss' ich dich in Fippen, Fappen,
Sein' Graben: [Fupen
Kommt das Kalb,
Frisst dich halb,
Kommt das Schwein,
Frisst dich 'nein.
Kommt der schwarze Rabe,
Trägt dich zu begrabe.
(Pansfelde, Mansfelder Gebirgskreis.)

42. Enge, Wenge, Wahn,
Ich schloh dich uf die Knahn!
Emmer vull, Tunne vull.
Saft, Saft, Saft!
(Heiligenstadt.)

43. Zipp, zamm, zumm,
Botter geiht tau Grunn,
Faupen, Fleiten gohn af,
Du musst ok afgohn,
Gohn, gohn . . . . . gohn!
(Rohrberg, Kreis Salzwedel.)

44. Plocke, plocke, Piepe,
Sitt in Fümmelschen Dieke,
Kam die ohle Hexe,
Mit en stumpen Meste,
Frägt, ob die Piepe noch nicht fertig
In veierundtwintig Stunden [werre,
1, 2, 3 — — — — bis 24.
(Benneckenstein im Harz.)

45. Plocke, Piepe, witte gan,
Ich will dick in die Dören schlan,
De Dören söllt dick stäken,
De Raben söllt dick fräten.
Rabe, Rabe, rick;
De Hexe lab am Barge rub
Mit en stumpen Meste.
Kopp af, Bein af,
Alles wat er dranne satt
Dat sall awe sin.
Awe, awe biste!
(Daselbst.)

46. Gäb Saft, gäb Saft, a Stötzchen voll,
Unn wenn du mirs nich gäh wisst,
Do benge ich dech an'n Boom.
Do kämmt das Kalb un fresst dech halb
Do kämmt die Kuh un fresst dech ruh,
Do kämmt das Schwien un fresst dech nien.
Do kämmt de Hund und fresst dech rund
Un fresst dech bes of'n aller-aller-aller-allerletzten Grund.
(Battgendorf, Kreis Eckartsberge.)

Haferungen bei Nordhausen.

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

(Fortsetzung von VII. 427.)

209. Szabas nedewuj,
Zjadła kotka łój;
A ja kotki młotkim:
Nie jic kotki łój.

Schabes nedewuj (wunder dich nicht!),
Es ass die Katze Unschlitt,
Ich schlug die Katze mit dem Hammer:
Iss nicht Katze Unschlitt.

(Nachäffung der jüdischen Gebete.)

210. Z tamtej strony wody
Kąpała się wrona.
A pan N. N. myślał
Że to jego żona.

Von der anderen Seite des Wassers,
Badete eine Krähe;
Da dachte Herr N. N.
Dass es seine Frau sei.

211. Sik, sik, Obertasik.
Sprzedał spodni, kupił pasik,
A w pasiku ładnie było,
A na dupi nic nie było.

Sik, sik Obertasik,
Verkaufte die Hosen, kaufte einen Gürtel;
In dem Gürtel war es schön,
Doch am Hintern nichts zu sehn.

212. Żyd, Jud,
Zasrał but.
A pończoszki
Tylko troszki.

Jud, Jud,
Verscheusste die Stiefel,
Und die Strümpflein
Nur ein bislein.

213. Boli główka
Szkolna wymówka.

„Es schmerzt das Köpflein“
Wird nur Schülerausred' sein.

214. Siedzie babka na przepiecku,
Kazała grać po niemiecku,
Zagrajcie mnie, tudła, tudła,
Niech poskacze, tudła, tudła.

Es sitzt eine Alte am Herd
Liess deutsch spielen:
Spielet mir, tudla, tudla,
Dass ich tanze, tudla, tudla.

215. A ja sobi gospodynia,
Sama sobi rządze;
Do kościoła nie wiem drogi,
Do karczmy nie zabłądze.

Ich bin mir eine Wirtin,
Ganz auf eigenen Füssen;
Zur Kirche weiss ich nicht den Weg,
Das Wirtshaus kann ich nicht missen.

216. Była wojna pod Wirwańcem,
Gdzie się bił duryń z zasrańcem.

Es war ein Krieg bei Wirwaniec
Wo sich schlugen ein Dummkopf mit [einem Verscheussten.

217. Na przepiecku kluski są,
Pójdę ja ich przemiesam;
Która kluska wyskocy,
Ta dostanie przez ocy.

Am Herde sind Klösse,
Ich gehe, sie mischen;
Welcher Kloss herausspringt,
Wird eins übers Aug erwischen.

218. Ubogi szlachcic miałby czym wóz posmarować.

Ein armer Edelmann hätte womit den Wagen zu schmieren.

(Auf einen Rotzigen.)

219.

A. Wojtek, wstawaj, pojedziemy do lasu!	A. Wojtech, steh auf; wir fahren in den Wald!
B. Dyćki, dyćki, do lasu, ta do lasu.	B. Geh, geh, immer in den Wald.
A. Wojtek, wstawaj pojedziemy na	A. Wojtech, steh auf; wir fahren auf die
B. Ehehe, na wesele! [wesele!	B. Juchei, auf die Hochzeit! [Hochzeit.

(Vergl. No. 38.)

220.

Był u hycla na obiedzie.	Er war beim Schinder zum Mittagsessen.

(Wenn jemand einen fahren lässt.)

221.

A. Dzień dobry Tomaszu (Gurgoszu).	A. Guten Tag Thomas (Gorgosch).
B. Niesę koguta w koszu.	B. Ich trage einen Hahn im Korb.
A. Co robi żona?	A. Was macht die Frau?
B. To kogut nie wrona.	B. Das ist ein Hahn, nicht eine Krähe.
A. Co robią dzieci?	A. Was machen die Kinder.
B. Związany, nie wyleci.	B. Er ist gebunden, fliegt nicht heraus.
A. Tomaszu ty głuchi!	A. Thomas, du bist taub. [schnitt sie ab.
B. Byli ucha, ale rzeźnik poobcinał.	B. Es waren Ohren, aber der Fleischer

(Gespräch mit einem Schwerhörigen.)

222.

A. Patrz krowa.	A. Sieh, eine Kuh.
B. Ona zdrowa	B. Sie ist gesund.
A. Patrz ciele.	A. Sieh das Kalb.
B. Na niedziele.	B. Für Sonntag.

(Wie das vorhergehende.)

223.

Powiedz że mi, powiedz,	Sage mir doch, sag mir,
Co mi masz powiedzieć;	Was hast sagen müssen;
Bo jak mi nie powiesz,	Denn wirst mir's nicht sagen,
To nie będę wiedzieć.	Werd' ich es nicht wissen.

224.

Pocałuj mnie w gęby,	Küsse mir das Mündelein, [sein.
Jak głową w piecu będę.	Wenn ich mit dem Kopf im Ofen werde

225.

Dominus vobiscum = do domu szwabisku (babisku) = oddaj nóż babisku.	D. v. = nach Hause Schwabe (altes Weib) = gieb ab das Messer, altes Weib. [1]

226.

Szewc z pałamarzem	Der Schuster mit dem Kirchendiener
Jedli kluski za ołtarzem,	Assen Klössen hinter dem Altar,
Nie mieli ani łyżki, ani miski,	Hatten weder Löffel noch Schüssel
Poparzyli sobie pyski.	Und verbrannten sich die Mäuler.

---

1) An die letzte Deutung knüpft sich folgende Erzählung. Einst hatte ein altes Weib bei einem Priester ein Messer gestohlen. Als dasselbe in die Kirche kam, sprach der Priester gerade die Worte dominus vobiscum. Vom bösen Gewissen gepeinigt, verstand aber das Weib die Worte in der obigen Deutung als eine Mahnung, das Messer zurückzustellen; es glaubte sich ertappt und gestand den Diebstahl. Die andere Deutung (= nach

227.

Szewc z psem jednej mysli,
Do kobyły, razem przyszli,
Pies za ścirwo, szewc za skóry,
Przyjacielu nie zrób dziury.

Der Schuster mit dem Hund einmütig
Kam zu der (toten) Stute,
Der Hund um's Aas, der Schuster um's Leder,
Freund mach kein Loch.

228. Um das lästige Verlangen der Kinder nach Märchen abzuwehren, sagt man ihnen die folgenden Worte und wiederholt dieselben so oft, als die Kinder ihre Bitte wiederholen.

Czy mówić wam bajeczki
O czerwony czapeczki?

Soll ich euch sagen das Märlein
Vom roten Mützlein?

229. Trał, trał, trał,
Święty Michał grał,
Wszystki święty tańcuwali,
Pan Jesus si śmiał.

Trara, Trara, Trara,
Der heilige Michael spielte,
Alle Heiligen tanzten,
Herr Jesus aber lachte.

Wiegenlied.

230. Spało dzicię, spało,
I spać jeszcze będzie,
Sam pan Jesus stróżem będzie,
A Maria, matka jego,
Strzeże dziecka maleńkiego.

Es schlief das Kindlein, schlief,
Und wird noch weiter schlafen,
Herr Jesus wird darüber wachen,
Und Maria, seine Mutter,
Schützt das kleine Kindchen.

Zum Schnellsprechen.

231. Trzy pstre gołębice przeleciały przez trzy pstre kamienicy, przez sklep do piwnicy.

Drei scheckige weibliche Tauben flogen über drei scheckige Häuser durchs Gewölb in den Keller.

232. Piotrze, nie pieprz pieprzem wieprza, bo przepiepszesz Piotrze pieprzem wieprza.

Peter pfeffer nicht mit Pfeffer das Schwein, weil du Peter mit dem Pfeffer wirst verpfeffern das Schwein.

233. Moja pani prosiła pani, aby pani mojej pani pożyczyła masła, a moja pani kupi i pani odesłi.

Meine Frau bat die Frau, damit die Frau meiner Frau Butter leihe. und meine Frau wird kaufen und der Frau zurückschicken.

Abzählreime.

234. Entłyczki, pentłyczki
Czerwone stoliczki,
Jedno się zbiło
A drugi bęc.

Entlyczki, Öschen,
Rote Tischchen,
Eines zerschlug sich
Und das zweite fiel und klirrte.

235. Raz, dwa, trzy,
Nasza pani patrzy,
Nasza pani pójdzie z nami,
Tego wina nie dostanie,
Bo to wino ztargowany
Po dwadzieścia trzy.

Eins, zwei, drei,
Unsere Frau schaut,
Unsere Frau wird mit uns gehn,
Diesen Wein wird sie aber nicht erhalten,
Denn derselbe ist schon verhandelt
Zu zwanzigdrei.

Hause Schwabe!) soll einst einen Deutschen überaus aufgebracht haben, als er in der Kirche die Worte vernahm.

Reiterlied auf des Vaters Knieen.

236. Jedzi jedzi pan	Es reitet ein Herr
Na koniku sam.	Auf dem Pferd einher.
A za panem chłop,	Nach dem Herrn ein Bauersmann,
Na koniku hop, hop, hop.	Der sein Pferd wohl reiten kann.
A za chłopem jedzi żyd,	Nach dem Bauersmann ein Jud,
Na koniku het, het, het.	Sitzt am Pferd nicht gut.
A za żydem żyduweczki,	Judenbuben hinterdrein.
Pogubili patyneczki.	Verlorn die Pantöffelein.

Blindekuh.

Wechselreden zwischen den Kindern, die gefangen werden sollen (A) und demjenigen, dem soeben die Augen verbunden wurden (B).

237. A. Zkąd ty babko?	A. Woher bist du Alte?
B. Z Marcinowa.	B. Aus Marcinów.
A. Co tam słychać?	A. Was hört man dort?
B. Boski słowa.	B. Gottes Wort.
A. Co tam robią?	A. Was macht man dort?
B. Kwaśne ciasto.	B. Sauerteig.
A. Łapaj babku!	A. Fang uns Alte!
238. A. Zkąd ty babku?	A. Woher bist du Alte?
B. Z Pacanowa.	B. Aus Pacanów.
A. Jaki tam chlib?	A. Was für Brot ist dort
B. Jak moja głowa.	B. Wie mein Kopf.
A. Chcecie barszczu, moja babku, to sobi łyszki poszukajci!	A. Wollt ihr Sauersuppe, meine Alte, so sucht euch einen Löffel!
239. A. Zkad ty żydzie?	A. Woher bist du Jud?
B. Z Radzichowa.	B. Aus Radzichów.
A. Co tam słychać?	A. Was hört man dort?
B. Bida jednakowa.	B. Immer dasselbe Elend.
A. Łapaj żydzie!	A. Fang uns Jude!

Paar oder Unpaar.

240. Das Kind hält in einer Hand eine gerade Anzahl, in der anderen eine ungerade Zahl Knöpfe oder dergleichen und lässt das andere raten. Dieses spricht nun folgendes Verschen, indem es bei jeder Silbe auf eine der geschlossenen Hände drückt, und rät' schliesslich auf diejenige Hand, auf welche die letzte Silbe fiel:

Ency, tency (pency),	Ency, tency,
W której ręcy,	In welcher Hand,
Czy w tej, czy w tej?	In der oder jener?
A ja powiadam,	Ich sage,
Że to w tej.	Dass in der.

Reigenspiel.

241. Die Kinder stehen in einem Kreise und so oft die folgenden Verschen gesungen werden, entfernt sich eines von ihnen:

Konopki, Konopki,	Flächslein, Flächslein,
Taki wielki snopki,	Solche grosse Garben,
Dużo nas, dużo nas,	Unser sind so viele,
Idź sobie N. N. od nas	Geh dir N. N. von uns!

Ist auf diese Weise schliesslich nur noch ein Kind geblieben, so singt dasselbe die folgenden Verschen, worauf unter steter Wiederholung des Liedes ein Kind nach dem anderen sich dem Kreise wieder anschliesst:

Konopki, Konopki,	Flächslein, Flächslein,
Taki mały snopki,	Solche kleine Garben!
Mało nas, mało nas,	Unser sind so wenige,
Chodź N. N do nas.	Komme N. N. zu uns.

Beim Händepatschen.

242.

Tosi, tosi, tosi,	Patsch, patsch, patsch,
A mami po trosi,	Dem Mütterchen ein bischen,
A tatowi więcy,	Dem Väterchen mehr,
Aby dał pieniędzy.	Damit es Geld giebt.

Kätzchen — Mitzchen.

243. Indem man am Unterarm des Kindes langsam mit dem Zeigefinger hin- und herstreicht, spricht man:

Kyciu, myciu,	Kätzchen, Mitzchen,
Gdzie ty była?	Wo warst du?
„W komórce	„In der Kammer
Na półce.“	Am Wandbrett“
Co ty robiła?	Was hast du gemacht?
„Mliczko piła.“	„Milch trank ich.“
A nakryłaś?	Hast zugedeckt?
„Nie!“	„Nein!“
Biegaj, biegaj, nakryj!	Lauf, lauf, deck zu!

Bei den letzten Worten fährt man dann rasch mit dem Finger bis zur Innenseite des Gelenkes zwischen Unter- und Oberarm und kitzelt rasch dieselbe.

Isak — Jakob — Abraham.

244. Indem man die Stirne des Kindes mit dem Zeigefinger berührt, sagt man: „Isak“, die linke Wange: „Jakob“, die rechte Wange: „Abra-“, und mit dem Finger in den Mund fahrend, spricht man schliesslich: „ham“, d. h. iss!

Ein ähnliches Spiel.

245. Indem man dem Kinde oder dieses sich selbst auf die Brust zeigt, wird gesagt: „tu mi boli (da thut mich weh)“, dann auf andere Körperteile zeigend „tu mi kole (da sticht es mich)“ und: „tu mi nie ruszajcie (da rührt mich nicht an); schliesslich zeigt man auf den Mund mit den Worten: „tu mi jeść dajcie (hier gebt mir essen)“.

Es fliegt ein Vogel . . .

246. Die Spielenden stellen sich (und zwar stets in ungerader Zahl) in einen Kreis, worauf einer in denselben tritt. Sodann singt der in der Mitte stehende oder auch alle Teilnehmer folgendes Lied, während sich die den Kreis bildenden ringsum bewegen:

Lata ptaszek po ulicy,	Es fliegt ein Vogel über die Strasse,
Zbiera sobie kłos przenicy,	Und sammelt eine Weizenähre,
Co uzbiera, dzióbkiem kole,	Was er findet, hackt er mit dem
A ja sobie ciebie wole.	Ich wähle dich aber. [Schnäbelchen,

Sobald der Gesang beendet ist, wählt der in der Mitte stehende einen der Mitspielenden zu seinem Paare, die anderen wählen unter sich; wer ohne Paar bleibt, giebt ein Pfand und tritt in die Mitte. Statt des obigen Liedes können auch beliebige andere gesungen werden.

Aprilnarren.

247. An das Ende eines Schreibens, welches die Aprilscherze enthält, schreibt man die Worte:

Primaprilis,	Primapril,
Nie czytaj, bo się zmylisz	Lies nicht, denn du täuscht dich.

Die Werbung.

248. Die Mitspielenden (Mädchen) bilden einen Kreis, in welchen ein Mädchen hineintritt. Nun singt der Chor:

Przyjechali do nas gości, mamko nasza,	Es kamen Gäste zu uns, unser Mütterlein,
Przyjechali do nas gości, duszku nasza.	Es kamen Gäste zu uns, unser Seelchen.

Hierauf frägt das in der Mitte des Kreises stehende Mädchen:

Och, czy młody, och, czy młody, dzieci [moji,	Ist er jung, ist er jung, meine Kindlein,
Och, czy młody, och, czy młody, lubki [moji?	Ist er jung, ist er jung, meine Lieblinge.

Und der Chor antwortet:

Stary, stary, starusieńki, mamko nasza,	Alt ist er, ganz alt, unser Mütterlein,
Stary, stary, starusieńki, duszku nasza.	Alt ist er, ganz alt, unser Seelchen.

Darauf singt die „Mutter", indem sie die entsprechenden Gebärden macht und auf die kranken Füsse deutet:

Och, nie mogę na te nogi, na obydwie,	O, ich kann nicht (rühren) mit diesem [Fusse, mit beiden,
Za starego ja nie pójdę, robić nie mogę.	Den Alten heirate ich nicht, kann nicht [arbeiten.

Das Spiel beginnt nun von neuem. Antwortet sodann der Chor auf die Frage, ob der Ankömmling jung sei, mit den Zeilen:

Młody, młody, młodusieńki, mamko nasza,	Jung ist er, ganz jung, unser Mütterlein,
Młody, młody, młodusieńki, duszku nasza.	Jung ist er, ganz jung, unser Seelchen.

so spricht dann die Alte:

Już ja mogę na te nogi, na obydwie,	O, ich kann schon rühren mit diesem [Fusse, mit beiden,
Za młodego ja już pójde, robić już mogę.	Den Jungen heirate ich schon, kann schon [arbeiten.

Vater Wirgileus . . .

249. Aus den Spielenden wird zunächst der „Vater" gewählt; um ihn nehmen die „Kinder" Platz. Nun singen alle:

Ojciec Wirgileusz uczył dzieci swoje,	Vater Wirgileus lehrte seine Kinder,
A miał ich tylko sto czterdzieści dwoje,	Und er hatte ihrer nur 142.
Hejże dzieci, hejże ha,	Heida Kinder, heida ha,
Róbcie to co i ja.	Ahmt mir alle nach!

Hierauf macht der Vater irgend eine spasshafte Geberde oder dergl.: wer ihm nicht genau es nachmacht, giebt ein Pfand oder muss seine Rolle übernehmen.

Das Farbenspiel.

250. Aus den Kindern wird ein Engel und ein Teufel gewählt, welche sich entfernen. Die anderen setzen sich nieder und jeder erhält eine Farbenbenennung. Hierauf kommen Engel und Teufel, ersterer den Glockenklang, letzterer den Hahnenschrei nachahmend, abwechselnd herbei und es findet folgendes Zwiegespräch zwischen dem Engel (Teufel) und einer der „Farben“ statt:

Farbe: Kto tam?	Wer ist da?
Engel (Teufel): Anioł (diabeł).	Ein Engel (ein Teufel).
Farbe: Czego potrzebuje?	Was will er?
Engel (Teufel): Farby.	Eine Farbe.
Farbe: Jakiej?	Welche?

Hiernach nennt der Engel (Teufel) irgend eine Farbe und nimmt das Kind, dessen Farbe er erraten hat, mit, oder geht auch ohne „Farbe“ weg, wenn er eine nicht vorhandene nannte. Sind alle Farben abgeholt, so kommt es zum Kampfe zwischen der Partei des Engels und jener des Teufels. Dieser Kampf findet in der Weise statt, dass an einem langen Stabe an einer Seite der Engel und die Seinen, an der anderen der Teufel mit seiner Partei ziehen. Der stärkeren Partei gehört auch die besiegte, so dass am Ende des Spieles alle Engel oder alle Teufel sind.

Rätsel.

251. Byli dwaj bracia,	Es waren zwei Brüder,
Strączyk i Wylazło:	Stengel und Krochheraus:
Co Strączkowi Wylazło? (Brat)	Was [ist] Krochheraus dem Stengel? [Ein Bruder.

Glückwünsche.

252. Winszuje, winszuje, winszować [nie przestanę,	Ich wünsche, wünsche, höre nicht [auf zu wünschen,
Dopóki czego nie dostanę!	Bis ich etwas erhalten werde.
253. Słoneczko zabłysło,	Die Sonne ging auf
Promyczek swój w scisło,	Und sandte ihren Strahl,
Ja pierwszy z nad gosci	Als der erste von den Gästen
Biegnę życzyć mamie pomyślności	Eile ich der Mutter Glück zu wünschen.

Czernowitz.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schwankdichtung des Hans Sachs.

Von **A. L. Stiefel.**

1. Das Fastnachtspiel ‚Der plint Messner‘ und ein indisches Märchen.

Hans Sachs der wohlbelesene, der sich kaum irgend einen interessanten Stoff der Weltlitteratur entgehen liess, bietet auch Beziehungen zu dem Erzählungsschatze der Inder. Darüber brauchen wir uns weiter nicht zu wundern, denn die beiden indischen Märchen- und Fabelbücher des Bidpai

und Sindbad waren in Deutschland schon seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in deutschen Übersetzungen durch den Druck verbreitet und Sachs schöpfte aus beiden, namentlich aber aus dem ersteren. In der von E. Goetze veranstalteten Sammlung seiner Fabeln und Schwänke sind es z. B. die Nummern 15 (*Die Löwin mit den Jungen*), 244 (*Der karg Wolff*), 245 (*Der Mann mit der Hausschlangen*), 268 (*Der Einsiedel mit dem Honigkrug*), 330 (*Die Wolfsbrucken*), 331 (*Die drei Dieb auf dem Dach*) und 347 (*Der Affe mit der Schildkröten*), die auf „*Das Buch der Beispiele der alten Weisen*“ — so betitelt sich bekanntlich die im 15. Jahrhunderte verfasste Übersetzung der Fabeln des Bidpai — zurückgehen. Unter den Meistergesängen des H. Sachs, welche Goedeke veröffentlichte, sind es die Nummern 44 (*Die schererin mit der nasen*, 1538), 98 (*Das toten erquicken*, 1546) und 99 (*Der fuchs mit dem hahn*, 1546), die darauf zurückgehen. Sogar ein Drama des H. Sachs verdankt dem indischen Fabelbuch seine Entstehung: Die 1560 gedichtete *Comedi König Sedras.*

Merkwürdig ist es aber, dass H. Sachs eine Fabel zu einem Fastnachtspiel verarbeitete, die dem Erzählungskreis des alten indischen Fabelbuches angehört, sich aber nicht im *Buche der Beispiele der alten Weisen*, sowie überhaupt nicht in den meisten orientalischen und occidentalischen Bearbeitungen des Bidpai findet. Es handelt sich um das 69. Fastnachtspiel des Meisters, das den Titel führt: „*Der plint messner mit dem pfarrer vnd seim weib.*“

Um das Verhältnis zwischen Sachs und der indischen Erzählung zu bestimmen, wird es nötig sein, den Inhalt beider Versionen anzugeben. Beginnen wir mit dem Fastnachtspiel des H. Sachs.

Der Messner eröffnet das Spiel mit einem kurzen Monolog. Er hegt Verdacht gegen die eheliche Treue seiner Frau. Er sagt:

> Mich dünckt, vnser pfaff, der bösswicht
> Der bul heymlich mit meiner frawen.

Er hat sie beide tags zuvor in der Kirche beobachtet. Als seine Frau gerade erscheint, lässt er ihr seinen Argwohn merken und droht ihr schliesslich:

> Kombt mir der pfaff mehr in mein hauss,
> Ich wil in freylich bringen nauss.
> Und dich dergleichen blewen wol,
> Dass ewer keines lachen sol.

Er geht fort, um dem Geistlichen das Haus zu verbieten. Die Messnerin, allein bleibend, ist nicht wenig aufgeregt und geht schliesslich weg, um mit dem Pfarrer zu beraten,

> ·· die sach angreiffen vnd treffen,
> mein mann narren vnd äffen
> ·ndert vor im bleiben,
> ·fft wie vor zu treiben.

Wären wir nicht schon auf diese Weise unterrichtet, dass der Verdacht des Messners wohl begründet ist, so würde uns der nun folgende Monolog des unwürdigen Geistlichen keinen Augenblick darüber im Unklaren lassen. Er gesteht, dass die Messnerin ihm liegt „tag vnd nacht im sinn“; er verwünscht den Mann, der ihm im Wege steht und den er stets mit dem „Fuchsschwantz“ streichen muss. Eben kommt der Messner, und nicht der freundlichen Worte achtend, mit welchen ihn der Geistliche empfängt, verbietet er ihm sein Haus und sagt ihm auch warum. Vergebens sucht ihm der andere seinen Verdacht auszureden: Der Messner mit mehr Mut und Schneidigkeit ausgerüstet, als Leute seines Handwerks zu haben pflegen — er ist nach Annahme des Dichters ein Schneider — droht, ihn die Stiege hinunterzuwerfen, falls er ihn nochmals im Hause fände. Aus dem Banne, womit ihn der Geistliche belegen will, macht er sich nichts und den Messnerdienst, den er ihm nehmen will, verliert er gerne; er hat ohnehin nicht viel davon. Der Pfaffe bleibt bestürzt zurück. Er sieht ein, dass er sich vor dem Manne hüten muss. Denn die Bauern würden es ihm „gunnen gern“, sollte ihm der Messner „ein platten schern.“ Da erscheint „mit gantz trauriger geper“ die „allerliebste“ und beide klagen einander ihr Leid. Die Messnerin, welche erklärt, die Trennung von ihrem Buhlen nicht ertragen zu können, verlangt von ihm „einen rhat“,

> Wie wir durch ein listige that
> Mein mann möchten närren vnd blenden,
> Unser Bulschafft wie vor zu enden.

Der Pfarrer verweist sie an den wunderthätigen „sant Stôlprian“ — die Legendarien lassen uns bei diesem Heiligen im Stich —, an dessen Kirche er wirkt. Sie solle ihm ein Opfer verheissen, damit er den Messner erblinden lasse. Das leuchtet der Frau ein. Nachdem sich beide entfernt, tritt der Messner wieder auf. Wir haben uns zwischen dieser und der vorigen Scene einen Zwischenraum von mehreren Tagen zu denken. Dem Messner ist es aufgefallen, „wie geistlich“ seine Frau mit einem Male geworden:

> All tag sie in der kirchen leit,
> Sanct Stôlprian vmb hilff anschreyt.

Den Inhalt ihrer Gebete kennt er nicht, darum will er sich hinter den Altar stellen, die Beterin belauschen und in der Person St. Stölprians Antwort geben. Kaum hat er sich verborgen, so kommt die Frau und bittet den Heiligen, dass er ihren Mann blind werden lasse,

> Welcher mir mag vergônnen nicht,
> Dass der frumb pfarrherr in sein Hauss
> Bey tag vnd nacht geh ein vnd auss.

Der Messner antwortet als St. Stölprian. wenn sie wolle, dass ihr Mann erblinde, so möge sie ihm brav Kuchen backen, Schweinsbraten auftischen und nur guten Wein zu trinken geben; dann werde derselbe,

ehe drei Tage vergingen, „stockblindt“ werden. Freudig erhebt sich die Erhörte und geht dankend fort. Alsbald „der messner geht herfür“. So war denn sein Verdacht begründet! Er will aber Weib und Pfaffen „ein possen reissen“, dass „sie der teuffel beyde walg“.

Schon die nächste Scene zeigt uns die Messnerin beschäftigt mit einem „kucheltayg“. In der folgenden bestätigt der Messner, wie sein „schleppsack“ in der Küche „ir Artzeney versuchen“ wolle, und er bekundet die Absicht zu

Thun, samb werd ich blind allermassen.

Die Messnerin lasst mit „ir Artzeney“ nicht lange auf sich warten. Der Mann thut aber ganz erstaunt, dass sie so freundlich mit ihm rede und ihm so gut zu essen gebe. Er meint ironisch:

Ich muss mir gleich gedencken eben,
Du wölst mich morgen lassen hencken.

Ob denn sein Hosenflicken und Kittelmachen „es wers ertragen“? Sie beschwichtigt seine Bedenken. St. Stölprian habe ihm „das gut mahl“ beschert. Er trinkt den ihm dargereichten Wein „reibet darnach die augen“ und weiss nicht, warum sie ihm mit einemmale trübe werden. Zuletzt giebt er vor, er könne „kein stick mer sehen“: kurz, er erklärt sich und sie hält ihn für vollkommen erblindet. Nun eilt sie fort und der Messner vermutet in einem kurzen Monolog mit Recht:

Du wirst dem pfaffen ansagen eben
Mit freude, dass ich erblindet sey.

Er eilt hinaus, um seine Armbrust zu holen. Indessen bringt die Messnerin ihren Buhlen. Dieser „sicht sich weit vnd forchtsam umb“ und sagt zur Frau:

Red nit so lautreisiger weiss;
Die blinden hören marterleiss.

Er sieht voll Angst den Messner daher kommen, welcher tastend „get an wenden ein, tregt sein armbrust“. Die Frau geht ihm entgegen und fragt ihn, was er mit der Armbrust wolle. Die Zeit in seiner Blindheit sich damit vertreiben, ist die Antwort. Als er nun sogleich auf den Geistlichen anlegt, beschwört ihn die Frau, doch nicht zu schiessen, er könnte sie ja, blind wie er sei, erschiessen; allein „der messner scheust den pfaffen, dass er umbfellt; darnach schlegt er mit dem stecken sie „beyde hinauss“ und schliesst das Spiel mit einer Betrachtung über die schlechten Geistlichen, denen er die „züchtigen gelerten frommen“ gegenüber stellt.

Soweit Hans Sachs in seinem am 25. Oktober 1554 gedichteten Fastnachtspiel. Wie sich dazu sein 5 Jahre früher (Sept. 1549) geschriebenes Meisterlied gleichen Inhalts verhielt, lässt sich nicht sagen, da das elfte Meistergesangbuch, in dem es stand, verloren ist. Doch ist zu vermuten, dass der Dichter darin den ersten Teil der Fabel — der im Spiel ganz

den Charakter einer von Sachs ersonnenen Einkleidung trägt — nur kurz andeutete.

Betrachten wir nun die indische Erzählung. Sie befindet sich im Pantschatantra, III. Buch, 16. Kapitel und lautet nach Benfeys Übersetzung:

„In einem gewissen Orte lebte ein Brahmane mit Namen Jadschajadutta. Der hatte eine ehebrecherische Frau, die ihr Herz an einen anderen gehängt hatte, stets für ihren Liebhaber mit Zucker und geschmolzener Butter Leckerbissen machte und sie ihm hinter dem Rücken ihres Mannes gab. Aber einst sah es der Mann und sagte zu ihr: Liebe! wozu wird das gebacken? oder wohin bringst du das immer? sag mir die Wahrheit! Sie aber, die ihren Kopf rasch bei der Hand hatte, antwortete mit lügnerischen Worten: Nicht weit von hier ist eine Kapelle der erhabenen Göttin. Dahin bringe ich, nachdem ich vorher gefastet habe, Opfer und mannigfache unvergleichliche Speisen. Darauf nahm sie all' dieses und machte sich vor seinen Augen auf den Weg zur Kapelle der Devî: „Denn“, sagte sie, „wenn ich dieses der Devî darbringe, wird mein Mann denken, dass seine Brahmanin die ausgewählten Speisen stets zu der erhabenen Göttin bringt.“ Während sie nun, nachdem sie zu der Kapelle der Devî gegangen war, zum Flusse herabsteigt, um sich zu baden .... kam ihr Mann auf einem anderen Wege heran und stellte sich hinter den Rücken der Devî .... Die Brahmanin aber, nachdem sie sich gebadet und zu dem Altar der Göttin gekommen war, besorgte die Ceremonien des Waschens, Salbens, Bekränzens ... u. s. w., verbeugte sich aldann vor der Devî und sprach: Erhabene, durch welches Mittel wird mein Mann blind werden? Nachdem er dies gehört, sagte der Brahmane, hinter der Devî Rücken stehend mit verstellter Stimme: Wenn du diesem Manne immer Kuchen und andere Leckereien giebst, dann wird er bald blind sein. Die Ehebrecherin aber, deren Herz durch die verstellte Rede getäuscht war, gab nun eben dieses dem Brahmanen beständig. Da sagte der Brahmane eines Tages: „Liebe, ich kann nicht ordentlich sehen.“ Als sie dieses hörte, dachte sie: das ist die Gnade der Göttin, die sich jetzt eingestellt hat. Darauf kam ihr Galan jeden Tag zu ihr, indem er dachte: was kann mir dieser blind gewordene Brahmane thun? Als der ihn aber einst ins Haus kommen und nahe bei sich sah, packte er ihn bei den Haaren und traktierte ihn mit Stockschlägen und Fusstritten und ähnlichem so lange, bis er den Geist aufgab. Der schlechten Frau aber schnitt er die Nase ab und verstiess sie.

Rechnet man ab, was H. Sachs seiner Fabel bei der Umgestaltung zum Fastnachtspiele hinzufügte und was anderseits das Märchen auf seiner Wanderung nach Europa an ausschliesslich indischer Lokalfarbe verlor, so haben wir hier eine und dieselbe Fabel vor uns. Hier und dort das dumme buhlerische Weib, das, um ungestört den gefährdeten Verkehr mit dem Liebhaber fortsetzen zu können, ein Heiligenbildnis befragt, durch welches Mittel ihr Ehemann erblinden würde. Hier und dort der Verdacht schöpfende Gatte, der sich hinter das Bildnis heimlich schleicht und an dessen Stelle antwortet. Hier und dort das seltsame Orakel, dem Ehemann Kuchen und andere Leckereien zu verabreichen. Hier und dort die leichtgläubige Befolgung dieses Rats und die dadurch herbeigeführte Bestrafung der sicher gemachten Schuldigen; indes mit dem Unterschied, dass bei Sachs — ganz sinnlos, aber vielleicht aus dramatischen Gründen beliebt — das Mittel gleich bei der ersten Anwendung wirkt. Die Abweichungen

sind zahlreich, aber meist nebensächlich. Aus dem Brahmanen ist ein Messner, aus dem unbestimmten Liebhaber ein Dorfpfarrer geworden. Ich glaube, man darf beide Änderungen auf Rechnung des Nürnbergers setzen. Sachs liebte es, Geistliche, besonders Dorfpfarrer zu Helden verliebter Abenteuer und schlechter Streiche zu machen. Man vergleiche z. B. die Fastnachtspiele 34, 54, 65, die Schwänke 192, 314, 358 u. dergl. mehr. Auch die Figur des Messners verschmäht er nicht und stellt sie gern mit dem Pfarrer zusammen, so z. B. im 117. Schwank, wo er sie in seiner Vorlage nicht fand, im 71. und 319. Schwank u. s. w. Ebenso fällt dem Meister der St. Stölprian zur Last, der die Stelle der Devi vertritt. Sachs machte von diesem Heiligen seiner Erfindung bereits sehr frühe Gebrauch. Schon am 28. April 1546 dichtete er den 31. Eulenspiegelstreich unter dem Titel *Eulenspiegel mit dem heiltum* zu einem Meistergesang um und ersetzte den „St. Brandanus“ des Volksbuches durch „den heiling Stolprian“. Auch in dem 1563 gedichteten Spruchgedichte gleichen Titels kehrt der hl. Stolprian wieder. Kein Zweifel, dass der Protestant H. Sachs sich über den Heiligenkultus lustig machen wollte. Der Hauptunterschied zwischen Spiel und Märchen liegt aber in der Rolle, welche Kuchen und Leckereien darin spielen. Im Märchen sind sie der Hebel, der die ganze Handlung bewegt, im Spiel sind sie ausschliesslich das Mittel, wodurch die Erblindung des Messners, oder richtiger die Ertappung des Ehebrecherpaares herbeigeführt wird.

Wie kam nun Sachs zu dem Stoff? Las er das indische Märchen in irgend einer der vielen Reisebeschreibungen, womit in seinen Tagen die Welt überschwemmt wurde? Oder gelangte die Erzählung, wie viele andere indische, durch Vermittlung der Perser, Araber, Juden schon frühe ins Abendland und dadurch in die Hände des Meisters? Ich kann heute trotz eifrigen Nachforschens darüber nichts Sicheres mitteilen, ich kann mich nur dunkel erinnern, eine ältere — ich glaube romanische — Version, die der Darstellung des H. Sachs nahe kommt, irgendwo gelesen zu haben. Ich hoffe indes, dass es schon von Interesse war, den Zusammenhang zwischen dem Meistergesang, bezw. Fastnachtspiel aus der Mitte des 16. Jahrhunderts einerseits und dem Pantschatantra anderseits zu erfahren, um so mehr als Benfey derselbe unbekannt geblieben. Dieser grosse Forscher hatte nur auf ein modernes Märchen bei Heinrich Pröhle Kinder- und Volksmärchen (Leipzig 1853) hingewiesen. Dieses führt den Titel *Frauenlist über alle List* und steht S. 162 (No. 51). Hier will eine schlechte Frau — es ist nicht gesagt aus welchem Grunde — ihren Mann blind machen. Ihre Nachbarin, die sie darüber befragt, wie sie es anfangen solle, rät ihr, ihren Mann stets das Obere von allem wegessen zu lassen und selber das Untere zu geniessen. Das geschah. „Da wurde sie so dürr wie eine Spindel und der Mann wurde so dick, dass er mit Händen und Füssen nicht den Boden berührt haben würde, wenn er sich auf den

Bauch gelegt hätte." Da die Nachbarin ihm den Anschlag der Frau verraten, so stellt er sich nach einiger Zeit blind. Als ihn nun eines Tages seine Frau in hinterlistiger Weise ins Wasser stossen will, so tritt er rasch zur Seite, so dass sie selbst ins Wasser fällt und ersauft.

Pröhle verweist noch — was Benfey übersah — S. XLIX auf eine Variante in Wigands Volkskalender für 1853 und meint, sie sei „wol von Karl Simrock". Dieser Volkskalender ist mir nicht zugänglich gewesen; aber in Simrocks *„Deutsche Märchen"* (Stuttg. 1864) S. 273 findet sich eine nahe verwandte Version, die vielleicht mit der im Volkskalender identisch ist. Sie führt den Titel *Der Eierkuchen*. Ähnlich wie bei Pröhle will hier eine gottlose Frau ihren Mann verderben. Wie dort fragt sie eine Nachbarin um Rat. Diese meint, sie habe schon viel gewonnen, wenn der Mann blind werden würde, und um letzteres zu erreichen, rät sie, ihm täglich einen Eierkuchen zu backen. Eierkuchen ist gerade das Leibgericht des Mannes, das er nun täglich bekommt. Von der Nachbarin unterrichtet, stellt sich der Mann zuletzt blind und giebt an, er wolle sein elendes Leben durch Selbstmord enden, seine Frau möge ihn doch an des Müllers Teich führen. Das geschieht. Er bittet die Frau, ihn ins Wasser zu stossen. Sie nimmt einen Anlauf dazu, er springt auf die Seite und sie fällt ins Wasser. Auf ihren Hilferuf sagt er: „Wo bist du? ich kann dich nicht sehen, du weisst ja, die Eierkuchen haben mich ganz blind gemacht."

Aus welcher Quelle diese Märchen geflossen, vermag ich nicht zu sagen. Auf H. Sachs dürften sie kaum zurückgehen, wenn sie, auch besonders das letztere, eine gewisse Ähnlichkeit damit zeigen.

Liebrecht in der Besprechung der Simrockschen Märchen führt bei diesem (No. 60) ausser Pröhle und Benfey, noch *Göttinger Gel. Anz.* 1861 S. 440 an; allein an letzter Stelle finden sich nur Hinweise auf Erzählungen, die nicht bezüglich des Ganzen, sondern nur in einem Nebenpunkte mit unserer Fabel übereinstimmen.[1])

2. Über die Quelle des Fastnachtspiels Der Bawer mit dem Plerr.

Verwandt mit dem vorigen Fastnachtspiel, jedoch so, dass dieses Mal der Ehemann hinters Licht geführt wird, ist das ein Jahr früher gedichtete *„Der Bawer mit dem Plerr"* (1553). Auch von diesem ist 5 Jahre früher ein Meistergesang erschienen. Ich habe in meiner Arbeit über die Quellen der Hans Sachsischen Dramen (*Germania* Bd. 37, 212ff.) ein älteres deutsches

1) Vorliegende Abhandlung war seit Jahresfrist abgeschlossen und seit beinahe einem halben Jahre aus meinen Händen, als mir J. Boltes vortreffliche Ausgabe von J. Freys *Gartengesellschaft* zu Gesicht kam, in deren „Zugaben" S. 284, Anm. ebenfalls auf unsere Fabel verwiesen ist und weitere Nachweise gegeben sind. Leider kann keine derselben als die Vorlage des H. S. betrachtet werden; denn Montanus (Ander theyl der gartengesellschaft No. 104) erschien etwa neun Jahre später als der Mgs. des H. Sachs.

Gedicht als Quelle bezeichnet, dessen Existenz durch eine Anspielung bei H. Folz bezeugt wird. In einem früheren Teil derselben Arbeit (*Germania* 36, 35) hatte ich als in der Fabel mit dem Fastnachtspiel verwandt das altdeutsche Gedicht in den *Gesamtabenteuern* (II, 265 ff.) No. 38 *Der wibe list* herangezogen. Aber weitaus näher als dieses steht Hans Sachs eine Version, die sich in den Predigtmärchen (Exempla) des Jacques de Vitry findet. Ich teile sie nach dem Texte Th. F. Cranes hier vollständig mit:

De quadam iterum muliere audivi quod, cum haberet secum quemdam adulterum, et maritus vidisset eum in lecto, exiens insidiabatur ei in tali loco quod per alium non poterat transire. Mulier vero misit ad quamdam vetulam levam, valde maliciosam, que multa sciebat, ut in hoc articulo juvaret eam Que mandavit ei ut absconderet juvenem et transiens vetula coram marito ait: „Dominus sit tecum et cum sociis tuis (richtiger socio tuo vgl. weiter unten).“ At ille: „Quid dicis vetula? solus sum.“ At illa: Domine ignoscite mihi, quia aliqua est hora diei in qua oculi ita solent transmutari, quod de una persona creditur quod sint due. Tunc cepit ille cogitare, quod forte ita accidit ei quando vidit uxorem, at ivit ut probaret si ita esset, et cum videret uxorem solam peciit ab ea veniam quod malum credidisset ab ea.

In dieser Darstellung wie bei Sachs wird die Ehebrecherin bei ihrem Galan von dem Manne überrascht und „maritus vidisset eum in lecto“. Hier und dort wird ihr die Unterstützung eines verschlagenen Weibes zu teil, welches sie in raffinierter Weise aus der fatalen Lage herausreisst. Wenn dieses Weib bei Jacques de Vitry den betrogenen Ehemann anredet, als ob er einen Gefährten bei sich habe, und dann erklärend hinzufügt „est hora diei in qua oculi ita solent transmutari quod de una persona creditur quod sint due“, so entspricht dies vollkommen dem Verfahren der „*schalckhafftig Nachbewrin*“ bei H. Sachs, welche ihre arglistige Anrede mit dem „Plerr“ entschuldigt und dieses Leiden folgendermassen erklärt:

— — — wer frū aufsteht
— — — — — — — — — —
Dem vberzeucht der Nebl sein Augen,
Dass sie scharff zu sehen nicht taugen.
Sonder dass sie jm zwifach wern
Was er ansicht — — —
Das dünket jn alles zwey seyn.

Hier wie dort zieht der bethörte Ehemann den Schluss, dass sein Auge mit diesem Übel behaftet gewesen, als er seine Frau mit einem anderen zusammen gesehen und peciit ab ea veniam, quod malum credidisset ab ea.

Die Ähnlichkeit zwischen Hans Sachs und Jaques de Vitry erstreckt sich sogar auf eine fast wörtliche Übereinstimmung. Man vergleiche:

Sachs.	J. de Vitry.
Die Nachbäwrin kombt vnd spricht: Gott geb euch beydn ein guten Morgen! — — — — — — — — — — — — — *Der Bawer* Ey Nachbäwrin, ich bin allein.	.... transiens vetula coram marito ait: Dominus sit tecum et cum socio tuo (sicher die allein richtige Leseart). At ille: Quod dicis vetula? solus sum.

Die Abweichungen zwischen den beiden Versionen sind unbedeutend und finden ihre vollständige Erklärung einerseits in dem Streben des Meistersängers, den Stoff dramatisch wirksam zu gestalten und anderseits darin, dass sich Jacques nicht gerade wörtlich an seine Vorlage hielt; denn dass letzterer hier in der Hauptsache ein altes Fablel wiedergab, bedarf wohl keines Beweises. Es ist ja längst bekannt, dass Jacques de Vitry fleissig aus dem grossen altfranzösischen Erzählungsschatze borgte.[1] Hans Sachs kannte natürlich den alten französischen Prediger nicht. Die Ähnlichkeit zwischen Fastnachtspiel und Predigtmärchen macht es aber zur Gewissheit, dass Sachsens verlorene Vorlage eben nur eine Bearbeitung des gleichfalls verlorenen Fablels war, das Jacques de Vitry zur Quelle gedient hatte.

Weil ich einmal bei dem Stoffe verweile, so will ich gleich hinzufügen, dass auch das verwandte Gedicht in den *Gesamtabenteuern* No. 38 — zu welchem von der Hagen keine Parallellen beizubringen vermochte — schon sehr frühe aus der deutschen Dichtung, stark verkürzt, in die lateinische Unterhaltungslitteratur übergegangen war. Die *Mensa philosophica*, die in einigen Drucken dem Michael Scotus zugeschrieben wird — ob mit Recht oder Unrecht soll an anderer Stelle untersucht werden — die aber offenbar ins 13. Jahrhundert zurückgeht, bietet davon folgende lateinische Nacherzählung (IV. Bd., 19. Kap., Ausg. Heidelberg 1489, Sig. 94b):

Cum quedam mulier a marito suo cum amasio inuenta fuisset, illa habito consilio cum quadam vetula, inuenit quod vir herbam *keruele* vulgariter nominatum comedisset et cum viro in platea occurrisset ait: Deus saluet vos ambos. Cui vir: Quomodo sic dicis, cum sim solus? Ipsa extergens oculos ait: Ista maledicta herba *keruele* quam comedi semper facit unum videri pro duobus. Recordatus quod in sero illam comederat, credens verum dictum vetule, habuit uxorem excusatam.

Die Hauptabweichung dieser Version und des ihr völlig entsprechenden Gedichtes in den *Gesamtabenteuern* ist, dass an Stelle des Plerr, aber mit gleicher Wirkung, das Kerbelkraut (*keruele*) getreten ist.

Wenn hier die *Mensa philosophica* aus dem Borne deutscher erzählender Dichtung schöpfte, so bietet sie an anderen Stellen wieder Benutzung altfranzösischer Schwänke. Die scherzhaften Erzählungen gingen, wie es scheint, in jenen Tagen rascher, als man es glauben möchte, von Volk zu Volk und von einer Sprache in die andere über. Die Anleihen, die die deutsche Dichtung bei der französischen machte, sind jedenfalls grösser,

[1] Und nicht nur er allein. Th Wright sagt vollkommen richtig in der Einleitung zu seinen *Latin Stories* (*Percy-Society* Bd. VIII pref. S. 6): The preachers of the thirteenth, fourteenth and fifteenth centuries attempted to illustrate their doctrines by fables and stories .... These ... they collected from every source which presented itself, the more popular the better ... Sometimes they moralised the jests and anecdotes of the people — sometimes they adopted the fabliaux — of the jongleurs etc.

als man bisher angenommen hat. Ich hoffe, die Nachweise, die ich an verschiedenen Stellen u. a. betreffs des Ritters Beringer[1]) und der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners[2]) lieferte, demnächst durch weitere Funde vermehren zu können.

München.

(Fortsetzung folgt.)

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von J. R. Bünker in Ödenburg.

(Fortsetzung von Zeitschr. VII, 403.)

VII. Dr. Schuista' ouda' ta' Tåt åls G'våtta'.

(Märchen.)

Tå wåa' amål an-åa'ma' Schuista unt tea' håt zwölf Kinda' pan Lëib'm g'håpt unt pan traizëijat'n håt a' schouñ mea' kåañ G'våtta'n kriagt, wal a' z' åa'm wåa'. In ta' Stådt is' a' 'plieb'm[3]), hiatz is' a' a'f a Tåa'f g'gånga' an G'våtta'n suicha'. Sou kimmpt an-ålta' Grais zan eam mit an långa' waiss'n Påa't.

Sågt a': „Wou gehst tëinn tu hiñ?"

„Åwa'", sågt ta' Schuista', „um a G'våtta'schåft", unt hëipt zan wåana'-r-auñ. Sågt a': „In maina' Åa'muit kriag-i' kåañ G'våtta'schåft ninda'scht nit mea'."

„Nou", sågt ta' Grais, „za taiñ traizëijat'n Kint wüll i' tia' a G'våtta'-schåft å'gëib'm. Mea'k[4]) mi' auñ, i' håass Tåt. Waita' kauñ-i' tia' niks gëib'm, åls tu wia'st a Toukta' wea'n. Waita' prauchst tu niks va'schraib'm åls an Kraita'thee unt a frisch' Wåssa'", håt a' g'sågt. „Åwa' tås såch'-i' tia', wou-r-i' pan Koupf steh', tå is' kåañ Hülf ni't, tå såg' 's nia' glai' unt tui tu sunst kåañ-åndas Mitt'l pråwia'n, sunst is' 's taiñ Schåd'n. Hiatz geh' håam unt nëinn' maiñ Nåma' unt tauf taiñ Kint. Schraip' tu ti' hiatz åls perimta'[5]) Toukta' aus unt hëiñk tëin Tåf'l[6]) a'f 's Tåa' auffi."

Tå kimmpt a Gråf unt håt a schaini Frau.

„Sëi", sagt a', „Hea' Toukta', wauñs maiñ Frau g'sunt måcha' kinna', zwåañzichtaus'nt Guld'n giew i' eana'."

Wia-r-a' hiñkëimma-r-is', steht ta' Tåt, saiñ G'våtta', pan Koupf.

„Jå", tëiñkt si' ta' Toukta' Schuista', kuaria'n muiss i' s' touch, kåañ Kraiza' Gëlt håw' i' ni't z' Haus. Muiss i' hålt 's Pëitt umkea'n låss'n."

1) Ztschr. f. deutsch. Altert. 39, S. 426 ff.

2) Ztschr. f. vgl. Litteraturgesch. 8, S. 257 f.

3) Geblieben in der Bedeutung von „gewohnt". — 4) höre mich an. — 5) berühmt. — 6) Tafel, Schild.

Hiatz is' nâcha' ta' Tât stâtt pan Koupf pa t' Fiass g'ståndt'n unt hât niks auñhâb'm kinna' pan Krånk'n. T'aunda'n hâb'm ihn ni't g'seg'n, nia' ea' alläanich, wal 's ta' G'våtta' is' g'wëin. Ea' va'schraipt glai' tëin Kraita'thee unt a frisch' Wåssa' zan Tringa'. „In trai Tåg'n wia't si g'sunt saiñ", hât a' g'sågt.

Gipt eam ta' Grâf in tritt'n Tâch saini zwåañzichtaus'nt Guld'n, wia s' g'sunt wåa'.

Sou wia't tås ausg'rëid't, unt kimmpt tea' Grâf zan an Fia'scht'n. Ea' sågt: „Wia is' tëinn taiñ Frau g'sunt wåa'n? Maini liegt a' schouñ sie'm Jåa'."

Sågt ta' Grâf: „In teara Stâdt is' a Toukta' unt tea' nëinnt si' Toukta' Schuista'."

Ta' Fia'scht lâsst 'n hul'n. Wia-r-a' hiñkimmrt, steht ta' Tât a' wied'rum pan Koupf pa saina' Frau.

„Sëi", sågt ta' Fia'scht, „wëinn s' ma' maiñ Frau g'sunt mâcha', kriag'n s' fimpfzichtaus'nt Guld'n."

„Nou", sågt a', „mia' mëiss'n hâlt van-âlla'ea'scht 's Pëitt umkea'n", unt hât ti Fiass wied'rum zan Tât hing'kea't. Hât a' wied'rum tëiñ Kraita'thee va'schrieb'm unt a frisch' Wåssa' zan å'kial'n. „In tritt'n Tâch wia't s' g'sunt."

Is hiñ'këimma', unt hât eam ta Fia'scht ti fimpfzichtaus'nt Guld'n auf'zöllt.

Unt ta' Fia'scht fåa't glai' zan Këinich unt tëiñ saiñ Frau, ti Këinichin, liegt a schouñ sie'm Jåa'.

Sågt ta' Fia'scht: „Is' ti Këinichin nou' krauñk?"

Sågt ta' Këinich: „Jåwull!"

„I' wåass an perimpt'n Toukta'", sågt ta' Fia'scht, „tea' håasst Toukta' Schuista'."

Unt ta' Këinich lâsst 'n glai' hul'n.

„Sëi", sågt a', wia-r-a' hiñkëimma'-r-is', „kinna' s' maiñ Këinichin g'sunt mâcha'?"

Ta' Tât steht åwa' wied'rum pan Koupf.

„As is' wull", sågt a', „Majestät, schwa'."

„Wëinn s' maiñ Frau g'sunt mâcha' kinna', mâch-i' eana' za-r-an Fia'scht'n."

Sågt a': „Wea'-ma' hâlt wied'rum 's Pëitt umkea'n." Unt hât wied'rum t' Fiass zan Tât hiñg'gëib'm. Ea' va'schraipt ia' wied'rum tëiñ Kraita'thee unt 's frischi Wåssa' zan Tringa'. In tritt'n Tâch wia't s' a' g'sunt. Ta' Käinich wåa' vulla' Fraid'n unt gipt eam naiñzich Giata' unt hât 'n nou'

Sågt a': „Tu, traimål håst mi' umg'kea't, åwa' 's via'timål nimma'mea'. Kimm' mit mia'!“ Fia't 'n in t' Ewigkait. „Tåhea' pist 'këimma' unt waita' åwa' ni't.

> Tå' schau tëi Liachta' auñ,
> Tëi prëinna' àlli nouñ;
> Taiñ's is' klaiñ,
> G'hea'st a' maiñ.“

Åwa' wia-r-eam ta Tåt tås ållas ausanånda'lëigt' påckt ta' Schuista' hinta' saiñ Rugg'n a gråssi Kia'z'n unt va'tauscht s' mit saiñ Funsal[1]) unt stëickt t' gråssi Kia'z'n in saiñ Laichta' aini.

Ta' Tåt kea't si' um, hiatz siacht a', tåss tea' tås 'tauñ håt.

Sågt a': „Tu håst mi' 's via'timål a' ta'wischt.“ (G'schait wåar-a' jå, ta' Schuista'.) „Tås is' taiñ naigepåa'na' Kint saiñ Liacht“, sagt a'.

Unt wia tås klåani Funsal is' z' Ëiñt g'gånga', tå is' in Schuista' saiñ jingstas Kint å'g'ståa'b'm.

„Pet'n wia'st tu vüllaicht“, sågt ta' Tåt.

> „Unt wëinn tu sågst ‚Amen'
> Sou wiar-i' kamen.„

„Is'guit“, sågt ta' Toukta', „tåss t' ma' 's håst g'sågt, hiatz pet' i' gåa' niks.“

Sou håt a' nou' fua'tg'lëipt a zëija Jåa'. Is' schouñ recht aufg'gånga'[2]), wal a' schouñ ålt wåa'. Sou geht a' våa' t' Ståadt amål spazia'n. Sou kimmpt a klåana' Pui[3]) unt wåañt.

Frågt a': „Wåarum wåañst tëinn tu?“

Sågt ta' klåani Pui: „Vouñ Vàtta'unsa' kauñ-i' ållas unt nia' tås lëitzti Wåa't kauñ-i' ni't unt i kriag wëig'n tëiñ ållwal sou vüll Schlëi'.“

Sågt a': „Tëis Wåa't håasst Ama'.“
„Unt hiatz kam a'“

sågt t'rauf ta' klåani Pui. Wåa' 's ta' Tåt. Håt 'n Toukta' ta' Schlåch 'trouff'n, unt wåa' manståt.

Saiñ t' Lait' z'såmmg'louff'n unt håb'm ihn a'f an Kåless[4]) unt in saiñ Wouning ainig'fia't. Unt is' åls Fia'scht pegrab'm wåa'n. Unt nåch saina' Laich[5]) håt saiñ Wai' unt saini Kinda' nou' lång fua'tg'lëipt åls Fia'scht'n in tëiñ Ståmm.

[Eine Variante des bekannten Märchens vom Gevatter Tod, Grimm, Kinder- und Hausmärchen, No. 44. — Vgl. J. Bolte in unsrer Zeitschr. IV, 34 ff. K. W.]

VIII. T' Wåas'ln.[6])

(Märchen.)

As wåar-an åami Paua'ns-Witfrau, tëi is' å'g'ståa'b'm unt håt zwåa' Kinda' hinta'låss'n, an Puib'm, tea' håt g'håass'n Edewa't unt a Mad'l, tëi håt Marie g'håass'n. Ta' Pui wåa sechzëija' unt 's Mad'l via'zëija' Jåa' ålt.

---

1) „Funse“, schwach brennendes Licht. — 2) gebeugt gegangen. — 3) Bube. — 4) Kalesche. — 5) Begräbnis. — 6) Die Waisen.

Wals kåañ Mëintsch'n g'håpt hå'm a'f ta' Sait'n, tå håb'm s' t' Såch' va'kaft, wås eana' 'plieb'm is' va' da' Muida' unt saiñ fua'tg'råast. Tå saiñ s' a vullas Jåa' g'gånga', Tåa'f va' Tåa'f unt Stådt va' Stådt unt ninda'scht[1]) hå'm s' kåañ Teañst ni't 'krigst. Sou këimma's aussar-a Krouñstådt a'f tå' Fraijan a Wia'tshaus auñ. Tua't saiñ s' aiñ'kea't. Ëtwëlichi[2]) Kraiza' hå'm s' nou' g'håpt, tëi håb'm s' nou' va'zia't. Tëi Wia'tin wåa' åwa' a Zauwarin. Tå håt s' tås Mad'l glai' g'hålt'n[3]), si muiss pa ia' plaib'm åls an-Å'wåsch-mad'l[4]) unt si håt mëiss'n plaib'm. Unt zan Puib'm håt s' g'sågt zan Edewa't: „Tu gehst in t' Stådt. Ta' Këinich praucht an Kutscha'."

Ta' Këinich håt 'n glai' za-r-an Kutscha' g'måcht mit via' Rouss. Unt is' a vullas Jåa' pai tëi via' Rouss 'plieb'm. Sou schraipt a' saina' Schwëista', si sull amål in t' Stådt këimma', wal a' s' schouñ sou lång ni't g'seg'n håt. Hiatz is' 'këimma' unt saiñ nåcha' zan an Pua'tremålla' g'gånga' unt håb'm si' å'nëimma'[5]) låss'n alli zwåa. Sou håt ta' Pua'sch ia' Pült g'nomma' unt si håt saiñ Pült g'nomma'. Sou is' z' Haus g'gånga' unt sou hå'm si si' wied'rum a Jåa' åañ tëiñ ånda'n ni't g'seg'n. Sou kisst ea' amål tås Pua'tre va' saina' Schwëista' in Ståll. Tå kimmpt g'råt ta' Këinich in Ståll unt schaut nåch.

Sågt ta' Këinich: „Hea' mit tëiñ Pült. Wea' is' tås?"

Sågt ea': „Maiñ Schwëista'."

„Wëinn tås taiñ Schwëista' is', tu spauñst måaring[6]) via' Schimml'n aiñ unt hulst ma' s'!"

In anda'n Tåch spauñt a' aiñ unt fåa't za saina' Schwëista'. Wia-r-a' hiñ'këimma'-r-is', geht a' aini unt sågt: „Schwëista', tu muisst mit mia' zan Këinich fåa'n."

Sågt t' Wia'tin: „An sou an Påtsch wia't ma' tou' ni't zan Këinich fia'n!"

Tå håt s' a Tåchta' g'håpt tëi Wia'tin, tëi håt Luis g'håass'n unt tëi håt a spauñlångi Nås'n g'håpt unt is' g'scheckat[7]) g'wëin iwaraus. Tëi håt a' mëiss'n mitnëimma' mit saina' Schwëista'.

A'f 'n Wëich zan Këinich saiñ s' tua'ch an Påch g'fåa'n, tå sågt ti Tåchta' va' da' Wia'tin:

„Madl tunk ti'[8]),
Tåss ti' ta' Rëig'n ni't auñspritzt
Unt tass ti t' Sun ni't auñplitzt,
Sunst pist tu tes Tåtas."

Tå håt si' 's Mad'l tuckt, unt wia' si' s' tuckt, håt s' ti Gråssnåsati[9]) iwa'n Wåg'n åwig'stess'n in 's Wåssa' aini. Hiatz is' aus tëiñ Mad'l an Ant'n wåa'n unt is' tavouñg'schwumma'.

Hiatz håt's eam tëis Mad'l va'pout'n, tåss a' ni't tea'f såg'n, tåss ni't saiñ Schwëista' is', sunst geht 's eam schlecht.

1) Nirgends. — 2) etliche. — 3) behalten. — 4) Abwäschmagd. — 5) abnehm[en]

Wia-r-a' ainifåa't hiatz håt ta' Këinich in ta' Aiñfåa't schauñ håa't g'wåa't't a'f tëis schaini Kint. Ea' mächt glai' in Wåg'n auf, sou ståigt tëi Gråssnåsati aussa'. Ea' håt s' ni't auñg'rëid't, åwa' a Tina' håt s' glai' auffi g'fia't, unt tå håt s' glai' an extra Zimma' unt Petinung kriagt.

Sou sågt ta' Këinich, wia ta' Pui ausg'spauñt håt g'håpt: „Is' tås taiñ Schwëista'?"

„Jå", sågt a', „Majestät, jå!"

Unt traimål håt a' 'n g'frågt unt traimål håt a' g'sagt: „Jå!"

Sou håt a' g'sågt: „Wëinn tås taiñ Schwëista' is', sou kimmpst tu in 's stia'kasti Gefänknis."

A vullas Jåa' håt a' sitz'n mëiss'n pa Wåssa' unt Pråt fia' tëi Lug.

Sou kimmpt saiñ Schwëista' åls Ant'n in t' Pua'gt[1]. Ta' Pua'tia'[2], tea' håt Klinga'waiñ g'håass'n. Si is' 'këimma' in ta' Fria unt håt g'schria'n: „Kwa, kwa, kwa!" unt håt g'sågt:

„Guit'n Måaring, Hea' Klinga'waiñ!"

„Schaiñ Taunk, maiñ liawi Jungfrau, faiñ!" håt ea' g'sågt.

„Wås macht maiñ liaw's Priadalaiñ?" frågt si.

„Ea' sitzt in ålla'tuifast'n Tuin[3]) traiñ", sågt ea'.

„Hiatz kimm' i' nou' zwåamål."

In zwait'n Tåch is' s' wied'rum këimma':

„Guit'n Måaring, Hea' Klinga'waiñ!"

„Schaiñ Taunk, maiñ liawi Jungfrau, faiñ!"

„Wås mächt maiñ liawas Priada'laiñ?"

„Ea' sitzt in' ålla'tuifast'n Tuin traiñ."

„Hiatz kimm' i' nou' åamål."

Sou håt 's ta' Pua'tia' in Këinich auñg'gëib'm, tåss schauñ zwåa Tåch an Ant'n kimmpt unt wås s' sågt unt måaring kimmpt s' schouñ 's lëitztimål.

Sou sågt ta' Këinich zan Hea'zpischouf[4], ouw tå kåañ Hülf ni't wea' triwa'.

Sou sågt ta' Heaʼzpischouf: „Ou jå! Mia' håb'm a hunda'tjåa' ålt's Tuich van Åltåa' unt mit tëiñ wia't s' a'lest, wëinn ma' 's triwa'wia'ft."

Unt wia s' am lëitzt'n Tåch wied'rum 'këimma'-r-is', håt s' wied'rum g'sågt: „Kwa, kwa, kwa!" unt håt g'sågt:

„Guit'n Måaring, Hea' Klinga'waiñ!"

„Schaiñ Taunk, maiñ liawi Jungfrau faiñ!"

„Wås mächt maiñ liawas Priada'laiñ?"

„Ea' sitzt in ålla'tuifast'n Tuin traiñ."

Unt wia s' wied'rum fua't wüll, wea'fa' s' glai' tëis Tuich triwa', unt t' Ant'n is' a Tam' wåa'n, is' ta'lest g'wëin.

Ta' Këinich håt s' glai' in Åa'm g'noumma' unt håt s' in saiñ Schlåfzimma' g'fia't.

Frågt si ta' Këinich, ouw tås ia' Pruida' is', tea' Kutscha'.

1) Burg. — 2) Portier. — 3) Turm. — 4) Erzbischof. — 5) eine Dame.

Sågt s': „Jå! T' Wia'tin håt mi' va'wuntsch'n."

In ånda'n Tåch låsst a' añspauña' unt låsst ta' Gråssnåsat'n ia' Muida' pringa'. Wia s' auñkëimma'-r-is', ia' Muida', tå wåa' ti Tåfl schouñ fia'ti', saiñ s' schouñ ålli painånt g'sëiss'n. Sou håb'm s' g'gëiss'n unt trunga' unt sou hab'm s' nåcha' Råats'l g'gëib'm.

Tå sågt ta' Këinich za da' Zauwarin, wås sou an Mëiñtsch'n g'scheg'n sull, tea' åana' tëiñ ånda'n tås Lëib'm peraupt?

Sou sågt si sëlwa': „In a Fåss aini sull ma' an sou an Mëiñtsch unt in Poud'n nachtëim zuischlåg'n unt 's Fåss vulla' långi Nëig'l auñschlåg'n unt iwa' an håch'n Pea'ch awiroull'n låss'n unt in 's Wåssa' aini."

Tås is nåcha' mit ia' unt iara' Tåchta' g'scheg'n. Fua'tg'schumma'.

In Pruida'n håt ta' Këinich nåchtëim glai' aussa'låss'n. Saiñ Schwëista' håt 'n glai' g'kisst. Ea' is' åwa' våa' Fraid'n umgfåll'n unt is' mauståt g'wëin. Ta' Këinich håt 'n åwa' pegråb'm låss'n wia-r-an Genaral'n.

Tës Mad'l håt a' g'hairat't unt håt s' za-r-ana' Këinichin g'måcht. A'f 's Wia'tshaus håt ar-an Va'wålta' g'gëib'm unt mit ta' Zauwarai wåa' 's tua't aus.

[Das Märchen gehört zu der Familie der Geschichten von der untergeschobenen Braut, worüber P. Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, Schwerin 1897 (vgl. J. Bolte in unsrer Zeitschrift VII, 215), gehandelt hat; im besondern zu der Gruppe, nach der die Braut auf der Fahrt zu dem Bräutigam von der Nebenbuhlerin in das Wasser gestürzt und in eine Ente verwandelt wird, Arfert a. a. O. S. 11. — K. W.]

IX. T' va'wuntschani Prinz'nspraut.

(Märchen.)

Tå wåa' amål a Këinich. Tea' håt an-åañzich'n Prinz'n g'håpt. Z' Winta'szait is' ta' Prinz amål in Gåa't'n spåzia'n g'gånga', wia 's g'schnieb'm[1]) håt. Tå nimmpt a' saiñ Tåsch'nmëissa' unt schnaid't si' sou a klåañ's Stawal[2]) å'[3]) in Gåa't'n. Ea' nimmpt tëis Stawal unt putzt 's aus unt ta'wischt[4]) in Finga' åwa' in Ausputz'n. Hiatz troupft saiñ Pluit a'f 'n Schnee åwi[5]). Ea' is' nåcha' iñ saiñ Qua'tia' g'gånga' van Gåa't'n unt håt si' saiñ Finga' va'piut'n låss'n.

Sou sågt a': „Våda' i' håb' mi' in maiñ Finga' g'schnitt'n, åwa' maiñ Pluit wåa' gåa' sou schaiñ[6]) a'f 'n Schnee, unt i' wintschat[7]) mia' a sou a Praut, waiss wia Schnee unt råt wia Pluit sullt' s' saiñ."

Sågt saiñ Våda': „Tå muisst tu wait råas'n[8]) in åndari Lëinta'[9])!"

Råast ar-a gånzas vullas Jåa'. Sou kimmpt ar-in a-r-a gråssi Ståda. Sou geht a' trai Tåch spazia'n in teara[10]) Ståat. Sou schaut åani åwa'[11]) paij-an Fëinsta', tëi wea' sou hipsch g'wëin[12]), wia-r-ea' si s' va'långt håt.

1) Geschneit. — 2) Stäbchen. — 3) ab. — 4) erwischt (trifft unversehens mit dem Messer den Finger). — 5) hinab. — 6) schön. — 7) ich wünschte mir. — 8) reisen. — 9) in andere Länder. — 10) in dieser. — 11) herunter. — 12) gewesen. —

Ea' màcht glai' a Kupliment[1]), wia' s' åwa'schaut unt sågt: „Kaum-ma[2]) mit eana' ni't rëid'n?"

Sågt si: „Schwa[3])! Ti Tia'n[4]) saiñ ålli zuig'spia't, kauñ kåañ Mëintsch aiua' za mia'[5]). Gëinga' s' am Plàtz[6]), unt tua't wia't a grausslich's Waiw sitz'n, tëi håt Oupst fal[7]). Tå kaffa' s' eana' Pia'n, Nuss unt Ëipfl. Wëinn s' tëis håb'm, këimma' s' z'ruck za mia'."

Wia-r-a' hålt hiñkimmpt, håt a' s' schouñ va' wait'n g'seg'n. Tå håt s' a gråssi Schnupftus'n[8]) g'håpt unt tå håt s' imma' g'schnupft tavouñ unt ta' Routz is' ia' ållwal åwa'g'runna' pa da' Nås'n. Håt'n völli' g'schitt'lt tavouñ. Ea' kaft ia' t' Nuss unt t' Ëipfl unt t' Pia'n å' um a påa' Kraiza' van-an-iada'[9]) Gåtting.

Wia-r-a' wied'rum pan Haus wåa', pan ia', håt s' g'sågt, ea sull a Nuss aufstëicha' mit saiñ Mëissa'. Wia s' aufg'stoucha' wåa', saiñ[10]) ålli Tia'n ouff'n g'wëin. Hiatz is' ar-anffi'këimma' zan ia', in ia' Zimma'.

Hiatz håt a' g'sågt: „I' piñ-a Prinz unt i' wüll eana'[11]) hairat'n."

„Jå", sågt s' „maiñ Muida' is' a Zauwarin, unt i' håw' wëinich Gëlt", håt s' Mad'l g'sågt.

Sågt a': „I' prauch' kåañ Gëlt, i' håw' a Frait zan eana'[12])."

Sou sågt si: „Guit, sou wea' i' z'fried'n."

Si geht a'f t' Sait'n, tå wåa' a Tisch'l unt a'f tëiñ Tischl is' a klåana' Tëig'l[13]) g'ståndt'n. Graift aini unt schmia't 'n Prinz'n unta'n Åa'm aiñ. Unt si nimmpt ia' Zawa'stawal unt fluig'n alli zwåa pan Fëiñsta' fua't. Sou kimmpt tëi Ålti z' Haus, wåa' kåañ Mëintsch tå, unt ållas ouff'n. Sou màcht si si' z'såmm[14]) unt fluigt eana' nåch.

Sou sågt 's Mad'l: „Maiñ Muida' kimmpt. Wia'f åwi tëi Ëipf'l!"

Sou wåa' a gråssas Mea' hinta' sëi. Tå håt si' t' Ålti ausrast'n mëiss'n, tåss s' håt iwri[15]) këimma' kinna'. Is' umig'floug'n[16]) unt håt s' aiñg'hult wied'rum.

„Wia'f taini Pia'n å'!"[17]) sågt hiatz 's Mad'l.

Sou is' a gråssa' pråata'[18]) Wålt tå g'wëin, tåss fåst ni't håt iwrifluig'n kinna', sou hàchi Pama'[19]). Håt si' wied'rum a piss'l ausg'råst't. Sou is' nouch amål iwri'këimma' unt hat s' wied'rum ta'wischt[20]).

Sou håt 's Mad'l 's Zauwa'stawal g'nomma' unt håt 's a'f trai Tåal[21]) z' proucha' unt håt 's fåll'n låss'n. Sou is' aus tëiñ a gråssi Wistung g'wëin, wou s' gåa' ni't håt aussig'fundt'n.

„Unt tu wia'f", håt s' g'sågt, „taini Nuss wëik!"

Sou saiñ ti Schlånga' iwa' si 'këimma' unt ånda's wült's Tia' unt hå'm t' Ålti z'riss'n.

1) Kompliment. — 2) Kann man. — 3) Schwer. — 4) Thüren. — 5) es kann kein Mensch herein zu mir. — 6) Gehen sie auf den (Markt-) Platz. — 7) feil. — 8) Schnupftabakdose. — 9) von jeder. — 10) sind. — 11) Ihnen = Sie. — 12) eine Freud zu Ihnen, = liebe Sie. — 13) Tiegel. — 14) So rafft sie sich auf. — 15) hinüber. — 16) hinübergeflogen. — 17) Wirf deine Birnen hinab. — 18) breiter. — 19) Bäume. — 20) erwischt, erhascht, eingeholt. — 21) Drei Teile.

In ånda'n Tåch këimma' s' in saiñ Lånt, won-r-ea' hea' wåa'. Tå saiñ s' in ta' Nåcht af a-r-a Wia'tshaus auñ'këimma' aussa' ta' Stådt. Tua't saiñ s' iwa' Nåcht plieb'm. Tëi Wia'tin wåa' ëib'mfålls a' a Zauwarin. Håt a Tåchta' g'håpt mit naiñzëija' Jåa'n, tëi håt Luis g'håass'n. Tëi wåa' åpschailich wült[1]).

Sågt ia' Muida': „Tu kauñst a Këinichin wea'n. Tå håst a Nåd'l unt wëinn s' schlåft, sou stëick' ia' s' in Koupf aini unt måchst 's Fëiñsta' auf, unt tå wia't s' åls a Taub'm pan Fëiñsta' aussifluig'n. Nåchtëim måchst 's Fëiñsta' zui unt lëigst ti' zan eam aini. Wëinn a' munta' wia't in ta' Fria unt ea' ti' frågt, wåarum tåss t' sou graussli' ausschaust, sågst, t' Råas' håt tås ausg'måcht!"

Nåchtëim is' a' hålt munta' wåa'n unt håt s' hålt auñg'schaut. Sou is' a' ta'schrouck'n unt håt g'sågt: „I wåass ni't, pist as onda' pist as ni't?"

Sågt si: „Jå! I' wia' schouñ wied'rum schaiñ wea'n", håt s' g'sågt, „tås måcht ti gråssi Råas' aus."

Nåcha' saiñ s' aufg'sëiss'n unt saiñ za saiñ Våda'n z' Haus g'fåa'n, zan Këinich. Tå håt ea', ta' Prinz, schouñ hiñpericht't g'håpt, zu wås fiar-ana' Stunt tåss këimma' wea'n.

Saiñ Våda' wåa' vulla' Fraid'n unt håt schouñ nimma' wåa't'n kinna' trauf. Wia s' in t' Pua'cht[2]) ainifåa'n, springt saiñ Våda' glai' hiñ unt måcht van Kaless ti Tia' auf. Ti ea'schti wåa' si åwa' zan ausstaig'n. Wia-r-a s' g'seg'n håt, springt a' glai z'ruck ricklisch[3]).

„Maiñ Kint", håt a' g'sågt und håt t' Hent z'såmmg'schlåg'n, „tu håst tëi zwåa Jåa' vüll ta'rouwa't! A sou a graussligs Waipspült pringst tu mia' in maiñ Pua'gt?"

„Åwa' Våda", håt ta' Prinz g'sågt, tåss måcht jå t' långi Råas' aus. Si wia't schouñ wied'rum schaiñ wea'n."

Si kriagt glai' ia' Zimma' unt ia' Tinna'schåft.

Wia sëiks Woucha' va'pai saiñ g'wëin, is' af amål a Taiwal[4]) g'floug'n 'këimma' unt fliagt in Prinz'n saiñ Fëiñsta' auñ in ta' Fria um naini. Hiatz håt a' 's Fëiñsta' aufg'måcht, hiatz is' s' tavouñg'floug'n. Hiatz pind't a' aiñwëintich[5]) an Spåchåt[6]) auñ, tass a' 's Fëiñsta' glai' zuizuig'n[7]) kauñ, wëinn s' kimmpt. Ti Taub'm fluigt wied'rum af 's Fëiñsta' hiñ, unt ea' zuigt auñ, unt ti Taub'm wåa' hearinna'. Fluigt ti Taub'm glai' am Tisch unt spazia't am Tisch hiñ unt hea'.

Sou laft ta' Prinz glai' za saiñ Våda'n unt sågt: „A schaini Taub'm håb' i' g'fångt."

Ta' Këinich is' glai' mit eam mitg'gånga' unt in saiñ Zimma'. Sou spazia't ti Taub'm sou umanånda'.

Sågt ta' Këinich: „Is' tås a schaiñ's Taiwal!" unt håt iwa' 's Taiwal sou hiñg'wischt. Unt tua'ch tås Wisch'n håt a' tås Tinnal[8]), wou t' Nådl

train g'wëin is', sou g'griff'n. Hiatz nimmpt a' tås Këipfal va' da' Nådl unt zuigt[1]) 's aussa'. Hiatz måcht 's an Kråcha'[2]), unt si steht am Tisch åls a schaini noubli Tam'.

Ta' Prinz nimmpt s' glai' in Åa'm[3]) unt sågt: „Våda', tås is' tëi, tëi wås mit mia' g'råast is'."

Sågt ta' Këinich: „Tëis ëib'm låss' i' ma' g'fåll'n. Tå is' a' tëin Wuntsch a'füllt."

Sou håb'm s' g'frågt, wia tås zuig'gånga'-r-is'. Sou håt s' g'sågt, tåss ia' tëi Zauwarin tëi Spëinnåd'l[4]) håt ainig'stëickt in Koupf in Schlåf.

Ea' nimmpt s' glai' pa da' Hånt, ta' Prinz, unt fia't s' in sain Zimma'. Unt unta' trai Tråg'n håt a' schouñ tua't hiñg'schrieb'm, tåss tëi Ålti këimma' sull, tëi Zauwarin. Unt wia s' këimma'-r-is', tå wåa' schouñ a schaini Tåfl 'tëickt pan Këinich.

Sou håb'm s' nåchtëim g'gëiss'n unt trunga' unt håb'm nåchtëim Gespräch g'måcht.

Sou sågt ta' Këinich: „Åda[5]) wås sull tëinn an sou an Mëintsch påssia'n[6]), tea' åana' in ånda'n 's Lëib'm peraupt?"

Sou sågt ti Zauwarin: „Åda', Sr. Majestät, an sou an Mëintsch'n gepia't[7]) ni't mea' åls va'prëinna'. An Schaita'hauf'n auñzindt'n, unt in 's Faija' ainiweaf'n."

Sågt ta' Këinich, håt a' g'sågt: „Eink[8]) zwåa ålti Hex'n gepia't 's.

Ta' Schaita'hauf'n wåa fia'ti'[9]), unt håb'm ihn auñzundt'n. Håb'm s' glai' g'nomma' unt am Wåg'n auffi, unt saiñ hiñg'fåa'n mit sëi zwåa'. Wia-r-a' in pëist'n Prëinna' is' g'wëin, håb'm s'-a-s' g'noumma' unt glai' ainig'schmiss'n[10]) in 's Fua'[11]). Onnihiñ[12]) saiñ s' taun krepia't.

Is' glai' a frischi Tåfl hea'g'richt't wåa'n, unt tëi håt a' nåchtëim aussa'g'noumma', wås saiñ rechti wåa'. Sou wåa' ta' Pischouf tå, unt in ta' Kåpëll'n, tå håb'm s' glai' g'schwåa'n[13]), tåss ållas fiati' wåa'. Håb'm eam ålli saini håch'n Haipta' g'wuntsch'n vüll Glick unt saina' Frau, unt ea' sull rechia'n åls Këinich.

[Die Geschichte gehört wie die vorige (No. VIII) zu der Familie der Märchen von der untergeschobenen Braut, und zwar zu dem phantastischen südlichen Zweige, über den Arfert a. a. O. 27 ff. zu vergleichen ist. Der Eingang mit den Blutstropfen auf dem Schnee stimmt zu der neapolitanischen Erzählung bei G. Basile, Pentamerone No. 49 Le tre cetre. Die drei Obstarten werden in der heanzischen Variante bei der Verfolgung des flüchtigen Paares zum Hindernis der Hexe verwandt. Die Verwandlung der Braut in eine Taube durch den Nadelstich und die Erlösung durch zufälliges Herausziehen der Nadel gehört auch der Gruppe von den drei Wunderfrüchten an; auch die kleinasiatische Variante bei Carnoy et Nicolaides, traditions populaires de l'Asie mineure No. 5 hat dieselbe. K. W.]

1) Zieht. — 2) „Kracher" mas. (Detonation). — 3) Arm. — 4) Stecknadel. — 5) aber. — 6) passieren, geschehen. — 7) gebürt. — 8) Euch. — 9) fertig. — 10) hineingeschmissen, hineingeworfen. — 11) Feuer. — 12) Ohnehin. — 13) geschworen.

Kleine Mitteilungen.

Die Quelle von Nonza auf Korsika.

Hinter dem Altare zu Nonza, an der Ostküste von Korsika, befindet sich das Bildnis einer gekreuzigten Sancta Julia (unsere deutsche St. Kumerniss), die am 22. Mai jedes Jahres kirchlich gefeiert wird, zu welchem Feste die korsischen Weiber mit nackten Füssen zu gehen pflegen. Nach der Legende ist die Sta. Julia 287 pCt. von einem herangesegelten fremden Tyrannen, weil sie diesen nicht heiraten wollte, ihrer Brüste beraubt worden. Da, wo diese abgeschnittenen Körperteile zu Boden fielen, seien zwei wunderhaft wirkende Quellen entsprungen, die zuerst von Milch und Blut flossen, bis die Sonne unterging. Hernach sei die Heilige gekreuzigt worden; eine Taube sei aus ihrem Munde geflogen und seitdem ergössen sich zwei mächtige Wasserquellen etwa 80 *m* unter dem Orte aus dem Felsen am Meere. Diese zwei für die Ortschaft Nonza sehr wichtigen Wasserquellen befinden sich zu beiden Seiten eines kapellenartigen Aufbaues und ergiessen sich aus zwei gewaltigen Röhren; auf einer derselben steht: Che di questa acqua bevera, indulgenza guardagnera 1851. Von Nonza sollen die Gebeine der Sta. Julia nach dem (langobardischen) Brescia gebracht worden sein. Die Quelle, die einzige der Ortschaft, war sicher von jeher unter den Schutz eines (wechselnden) Kultus gestellt worden. Ich habe Nonza selbst besucht.

Auch bei uns standen solche für Gemeinden im wasserarmen Moraenen-Gebiete sehr wichtige Bäche oder Quellen unter dem Schutze eines besonderen Heiligen, dessen Kirche meist unmittelbar angebaut ist. So z. B. in Humbach unter dem der verchristlichten Ainbet (!) in Schaftlach, wo die älteste Kirche der Umgegend sein soll.

Tölz. Dr. M. Höfler.

Aus der Rauris.

Unendlich leid thut es mir, früher nicht verstanden zu haben, alles zu notieren, was ich während unsers alljährlichen Aufenthalts in dem weltabgelegenen, damals höchstens von einem Mineralogen oder Bergmann besuchten Rauriser Goldberg[1]) gehört habe. Welche Fülle von Stoff ging da verloren! Stundenlang konnten die alten Bergknappen erzählen, viele waren mit zwölf Jahren als Hundejungen dorthin gekommen und hatten ihr ganzes Leben dort verbracht. Mancher schier trostlose Tag voll Schneegestöber (oft habe ich dort im August einen grossen Schneemann gebaut) oder voll eisigkalten Regenwetters habe ich in der mächtigen alten gewölbten Knappenküche verbracht, die kohlschwarz von jahrzehntelangem Rauch, düster und unheimlich aussah, und manchen Fremden erschreckt umkehren liess, wenn er die wilden Gestalten abends nach der Schicht an der offenen Feuerstelle hantieren sah, die durch den ganzen Raum lief. Der alte Knappe, der „gamma“ (gaumen, aufpassen, haushüten) musste, war froh, wenn seine Geschichten

1) Das Rauriser Goldbergwerk liegt oben im Rauriser Thal, das bei Taxenbach in das Salzachthal (Kronland Salzburg) mündet.

ihm ein Päckchen Tabak oder dergl. eintrugen, hatte ich mich doch längst eingeschmuggelt, schrieb ihnen ihre Briefe an ihre Angehörigen (sie waren alle von jenseits des Tauern und meist Analphabeten), rechnete oder besorgte ihnen etwas, denn bei ihrer Bedürfnislosigkeit warteten sie mit ihren Wünschen ruhig wieder ein Jahr, bis „d' Moaari mit der Muata" (wir wurden nie anders genannt) wieder kam. Aber dafür erhielt ich manch seltene Pflanze oder schönen Krystall und Erzählungen von Sage und Brauch in Fülle. Für mich war es dort oben eine neue Welt. Jetzt ist alles zerstoben, auch Rojacher[1]) tot; eine französische Gesellschaft haust dort drinnen, alles fremd, modern, ungemütlich, keiner der Alten mehr dort zu finden.

Nachfolgendes notierte ich, während es mir Junger, ein alter, vor vier Jahren verstorbener Knappe des Rauriser Goldbergwerkes erzählte. Er arbeitete in Lend[2]) bei dem zur Gewerkschaft gehörigen Waschwerk als junger Bursche und lief selbst als Percht mit. Seine Angaben waren stets verlässlich, wie er es auch sonst war. Hauste er doch in der Interimszeit (als das Bergwerk an eine belgisch-russische Gesellschaft verkauft war), ganz allein im Kolm. An Samstagen ging er früher allen voran zur kleinen Knappen-Kapelle und betete vor; aber er unterliess auch nicht, seinen Ziegen neben dem Glöckchen ein kleines Säckchen anzuhängen, worin ein geweihtes „Palmkatzl", „a bisl von aner Hollerstaud'n und von aner Haselnussstaud'n", „a wengerl a Salz und a Benedictuspfennig" eingenäht waren. Er grub alljährlich ein Antlass-Ei (Gründonnerstags-Ei) an der am meisten von der Lawine gefährdeten Stelle ein und streute etwas Roggenmehl hinaus, wenn der Südwind von der Höhe herabstürzte, der Nordwind durch das Thal brauste; „windfüttern" nannte er es. Ich fragte ihn, ob er sich denn im Winter nicht fürchte, wo stundenweit kein Mensch wohne, da ja auf den Almen niemand hause. Er verneinte: meinte aber, nur am Weihnachtsabend, nachdem er geräuchert und alle Thüren fest zugemacht („denn an solchen Tagen mag alles Böse leicht eina") sei es ihm einsam vorgekommen, als er beim „Bachlkoch" ganz allein war.[3]) Im Sommer aber zeigten noch alle Thüren, vom Keller bis zum Dachboden C + M + B +, feine Kreidezeichen vom Dreikönigstage.

Das letzte, was ich von ihm erhielt, war ein dunkelgrüner Filzhut, mehr als $^3/_4$ *m* im Durchmesser, den ich von seinem Erben erstund, und dem Verein für österreichische Volkskunde nach Wien sendete.

Junger erzählte also: „Die schiachen (hässlichen) Perchten liefen nur an den drei Donnerstagen der Adventzeit, aber stets erst, wenn es bereits ganz dunkel („finster") war, bis zur Mitternacht. Die Burschen, oft waren ihrer 50—60, verabredeten sich vorher, wo sie sich am ersten Pfinztag (Donnerstag) im Advent treffen und welchen Weg, zu welchen Gehöften und Weilern sie laufen würden, am ersten, zweiten und dritten Pfinztag. Von Lend, von Schwarzach, St. Veit, St. Johann, Goldeck gingen sie aus.

Voraus war der mit dem Bums[4]), andere folgten mit Fackeln (hin und wieder hatten sie Laternen an Stangen), dann kamen drei bis vier mit Rumpelglocken[5])

1) Der geniale damalige Besitzer des Bergwerks.

2) Der bekannten Station der Giselabahn, von der man hinauf nach Gastein fährt.

3) Am Weihnachtsabend bereitetes Mehlkoch, worin Anis gegeben wird, oben auf kommt eine dünne Schicht Honig.

4) Trommel.

5) Gehämmerte (nicht gegossene) Glocken, nicht rund, sondern breit und hoch, ungefähr 30—40 *cm* hoch.

und eine Menge „Zinngiarss“[1]); diese alle aber hatten nur eine „rupferne Pfoad (grobleinenes Hemd) über's G'wand“ und waren vermummt mit „aner Leinwand über's G'sicht“. Dann kamen erst die Perchten, „die habm alm schwarze Schaffell umg'habt, höchstens d' Haub'n war von an Dachs, und Larven aus Holz mit Hörner oder Schnabeln“ oder dergl., und alle hatten „Roll'n[2]) am Gurt“, und „die Lappin (Närrin) is â a Mannsbild g'wesen und der Öltrager[3]) hat an Hauferts (Menge) Glaseln für die Weibsbilder g'habt.

Kriagt ham wir Schnaps, Brot, Kas, Kletzen und Äpfel, und 1848 ist's uns von der Gensdarmerie verboten worden.“

So weit mein Gewährsmann. Später sah ich, dass mir fehlte, was sie eigentlich bei den Gehöften thaten. Junger war aber „im Berg“ und ein anderer Knappe, der das Perchtenlaufen aus der Gegenwart mit Vermummungen (ohne Teufelslarven) kannte, erzählte, dass einige von ihnen in das Gehöft eintreten, einen „Glöckelspruch“ sagen und ebenfalls in Versen in verblümter Weise das Thun des Bauers und dasjenige seines Gesindes rügen. Dann auf Besserung hoffend wird „der Trager“ hereingeholt, der Nüsse verteilt, dann ziehen sie weiter. In Rauris wurde mir erzählt, dass die „Anglöckler“ nur zur Nachtzeit, entweder im Advent oder am Vorabend vor dem Dreikönigstag kommen. Anglöckler und schiache Perchten vermischen sich vollständig, man vermag sie nicht zu trennen.

Die „schönen Perchten“ (St. Johann, Zell am See, Rauris, Gastein) erscheinen stets am Tage und tanzen dann, meist an einem Faschingtag.

Wer im Perchtengewand mit der Teufelslarve erschlagen wird, wird im Friedhof nicht beerdigt. Das sagte mir Junger, und ich hörte es in Rauris, auch von einem alten Bauer hier in Salzburg, als ich nach der Ursache des Steinkreuzsetzens fragte und man bei einem angab, es liege da ein Percht begraben.

Dem Perchtenläufer Geld zu geben, wäre eine Beleidigung (Rauris). Sie bekommen namentlich Krapfen und ähnliche Gaben.

Im Rauriserthal gehn die Anglöckler noch heute. Werden sie am Kommen verhindert, so heisst es, das wird ein schlechtes Jahr werden. Im Sarnthal in Tirol lässt der Bauer die Klöpfler tüchtig auf seinen Feldern herumspringen, damit es ein gutes Jahr gebe.

Salzburg. Marie Eysn.

Brantreite.

Von Oswald v. Zingerle.

Mehringer (Studien zur germ. Volkskde. in den Mitteil. d. anthrop. Gesellsch. in Wien XXI, 150) zieht die Richtigkeit der Erklärung brantreite = Feuerbock, die A. Schultz, Höf. Leben² I. 55 gegeben hat, in Zweifel und glaubt, es sei darunter eine Kienspanlampe zu verstehen. Da in dem citierten Gedichte von dem husrate (Pfeiffer, Altd. Übungsb. No XIV) fúrisin und brantreiden verzeichnet sind, lag seine Interpretation allerdings nahe, aber sie ist irrig. Schon die von M. angezogene Angabe in dem von Diefenbach edierten mittellatein.-hochd.-böhm. Wörterbuche vom Jahre 1470 S. 161 Ipogirgium (l. Ipopirgium) est instru-

1) Kleine gegossene Glocken. Altdeutsch singoz: Schmeller Wb. II², 290.

2) Schellen, etwa 10—11 *cm* im Durchmesser.

3) Auf der Photographie, welche 1897 in Salzburg beim Volksfest aufgenommen wurde, hat der Öltrager ein zierliches Körbchen in der Hand, das man ihm ohne Verständnis gab. als er wahrscheinlich nach einem Korbe verlangte. Es erklärt sich aus obigem.

mentum ferreum, quod sustinet ignem, eyn brantreyte (vgl. Schröer Latein.-deutsch. Vocabular v. 1420 No. 1359) scheint mir nicht dafür zu sprechen, ganz entschieden weist aber auf den Feuerbock Andena brantraite ferrum trium pedum super quo ponuntur ligna ad faciendum focum (Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gloss. III, 645, 34), wo wir es mit einem dreibeinigen zu thun haben (Abbildungen solcher in Mitteil. d. anthropol. Gesellsch. XXV, 58, 59, 60). In den mittelalterlichen Hausinventaren, die ich in nächster Zeit veröffentlichen werde, finden wir die prantrayt, woneben auch die Bezeichnungen fuirrait, prantfus, prantrauch, brantschragen und herd-, feurhundt[1]) begegnen, auch regelmässig unter der Kücheneinrichtung und zwar gewöhnlich wie in dem oben erwähnten Gedichte in unmittelbarer Nachbarschaft der häln, das sind die Ketten, an deren Haken der Kessel über das Herdfeuer gehängt wird. In einem dieser Inventare ist ein prantschragen zu braten verzeichnet, also ein zum Braten adaptierter Feuerbock, wie solche noch hier und dort vorhanden sind. Zuweilen treffen wir auch Feuerböcke mit einer Vorrichtung zum Einstecken der Kienspäne, anderswo (s. Mitteil. d. anthropol. Gesellsch. XXIII, 177. XXV, 59) wieder solche, an welchen zu oberst ein Eisenkorb zur Aufnahme des Lichttiegels oder eine Lichtschale angebracht ist.

Was nun das fúrisin (Feuereisen) betrifft, so kann man allerdings auf das von O. Brenner herausgegebene italienisch-deutsche Sprachbuch verweisen, wo es S. 9, 15 heisst die fewereissen, -schragen ly chanedoni (darauf die hahellchett la chadena de fuogo), ferner etwa auf die Verdeutschung andela, tedifera pranteisen (Herrigs Archiv 47, 416 u. a.), aber mit Feuereisen wird auch fugillus, igniferrum, ignitabulum übersetzt. Warum soll an der bezeichneten Stelle nicht der Stahl, mit dem Feuer geschlagen wird, gemeint sein? Wenn der Dichter schon die Steine, auf welchen die Töpfe gestellt wurden (havenstein), anführt, konnte er auch das Feuerzeug der Erwähnung wert finden wie Folz in seinem Gedichte von allem hausrot (Keller, Fastnachtsp. S. 1215 ff.) und wie es in mittelalterlichen Inventaren der Fall ist.

Czernowitz.

Tiroler Trachten nach Beobachtungen aus den Jahren 1852—53.

Von Prof. **Eduard Ille.**[2])

Der Meraner trägt eine braune, wenig nur über die Hüfte reichende Lodenjacke mit scharlachrot ausgeschlagenen, ziemlich breiten Brustklappen, mit gleichfarbigem Brustlatz, darüber einen grünseidenen breiten Hosenträger, kurze schwarze ziegenlederne Hosen, weisse Strümpfe und Bundschuhe; schwarzen oder hellgrünen Hut mit sehr breiter Krämpe (schwarz bei Verheirateten, grün bei Ledigen).

Der Passeirer und Untervintschgauer trägt die braune kurze Lodenjacke mit verschiedenfarbigem oder gar keinem Wams. Die Jacke des ersteren ist öfters bloss mit weisser Leinwand ausgeschlagen und wie die des Vintschgauers etwas

1) Feuerhund ist in Tirol am verbreitetsten; im Zillerthal kommt hierfür die Bezeichnung „Fuirhahnl“ (Feuerhähnlein) vor, doch scheint sie im Verschwinden begriffen zu sein, wenigstens war der mir von einer 70jährigen Person von Pankrazberg mitgeteilte Ausdruck jüngeren Leuten aus Fügen unbekannt. Diese nannten das Geräte „Unterleg“.

2) Der treffliche Maler, Herr Prof. Ed. Ille in München, hat auf seinen häufigen Wanderungen in Tirol von 1847 ab eine Menge Aufzeichnungen gemacht als Freund von Volkssitte und Volkssage, aus denen manches hier mitzuteilen er gütig erlaubt hat. Die Notizen über die Trachten machen den Anfang davon. K. W.

länger und weiter. Des ersteren Knie sind immer nackt. Beide sind mit minder strenger Gleichförmigkeit und Nettigkeit gekleidet als die Meraner.

Der Ötzthaler trägt eine schwarzwollene Lodenjacke ohne Klappen, jedoch an beiden Brustseiten und an den Vorderärmeln mit bunter Seide, bei vielen recht zierlich arabeskenartig oder geblümt ausgenäht; einen roten breiten Hosenträger über das weisse Hemd, einen breiten ledernen Gurt mit eingenähter Verzierung oder mit Zinnstiften beschlagen und einen schwarzen oder auch grünen Hut, fast immer mit Gemsbart, Wildfedern oder mit Blumen geschmückt.

Der Zillerthaler hat die grauwollne Jacke mit schwarzsamtnen Aufschlägen, kurze schwarzlederne, knapp anschliessende Hosen, ein rotes Leibstück oben am Hals mit einer Silber- (oder Gold-) borte und einem grünen Seidenstreifen besetzt. Der sehr hohe Gürtel ist künstlich mit Pfauenfederkielen durchnäht. Weisse Strümpfe, Bundschuhe oder niedere Schnürstiefel und ein dunkelgrüner Hut mit spitzem Kopf und breiten, nach abwärts gebogenen Krämpen mit Wildfedern oder einem Strauss besteckt.

Die Wildschönauer und Alpacher tragen sich fast geradeso, nur ist die Joppe des letzteren sehr hellgrau.

Im Dux ist die graulodene Jacke lang und weit und das gleichartige Beinkleid, ehemals sehr weit und faltenreich, eng und dabei so kurz, dass es das Knie nicht bedeckt. Die Verheirateten tragen ein weisses, die Ledigen kein Wams. Der Hut hat einen niedrigen, fast runden Kopf und kleine abhängende Krämpen.

Im Sarnthal, bei Sterzing und im Unterpusterthale trägt man wieder die schwarze schafwollene Lodenjacke und zwar in letzten zwei Gegenden mit grünen Bändern an den beiden Brustenden eingefasst, bei Brixen sogar mit Stickereien verziert. Um Brunneck sind gelbgrüne Hüte und weisse Strümpfe, dagegen in Toblach schwarze Hüte mit vielen Reihen grüner Schnüre umfangen, allgemein üblich.

Die jungen Männer bei Lienz kleiden sich in lange Jacken aus braunem Loden mit violetten Ärmelaufschlägen, in weisses Wams, schwarzlederne Hosen und weisswollene Strümpfe mit zierlichen Zwickeln. Ein schön genähter lederner Gürtel umgiebt die Lenden. Den Kopf deckt ein grüner, mit Federn geschmückter Hut mittlerer Grösse. Die Kleidung der Buchensteiner besteht häufig aus weissem Loden. Die Weiber in der Umgebung von Insbruck und im Wippthale bei Brixen sind in die vielfaltigen, äusserst schwerfälligen und sehr kurzen Wiflingsröcke mit breiten blauen Querstreifen gekleidet.

Die Meranerinnen tragen ein sehr steifes Mieder, lange Röcke mit breiten Falten und plumpe Hauben von gestrickter Wolle, blau oder weiss, in Form eines stumpfen Zuckerhutes, die in Passeier so niedrig sind, dass sie fast einem Türkenbunde gleichen. In Defereggen tragen die Weiber ein weiss lodenes, einfaches Kleid, das den ganzen Leib bedeckend, dem Anzug einer Nonne nicht unähnlich ist, und ein kleines schwarzes Filzhütchen, beinahe platt auf dem Kopfe sitzend, das die am Hinterhaupte über eine Nadel gewundenen und mit Bändern durchflochtenen Haare nicht bedeckt.

In Ampezzo trägt die Frau an Festtagen einen schwarzen Rock mit rotem, sehr kurzem Korsett und schwarzen Männerhut mit Federn und Blumen geschmückt.

Die Lienzerin trägt einen schwarzen, nicht zu langen Rock, leichtes Mieder mit etwas längerer Taille und enge Hemdärmel mit gut stehenden Falbeln (Krausen).

Die Lechthalerinnen haben langen Rock von dunklem Tuch oder Seide, kurzes Mieder von schwarzem Samt, eine Schürze von schwerem Seidenstoff, eine weiche Brustbedeckung von Seidendamast mit eingewebten Goldblumen, von Silber-

ketten vielfach umschnürt, um die Lenden einen zierlichen Riemen und auf dem Kopfe eine Samthaube oder einen Bieberhut. Bei den Reichen sieht man auch goldene Busenketten, kostbare Ohrgehänge, ein paar goldene Sackuhren unter der Brust und wertvolle Ringe. Ein solcher Anzug ohne das Geschmeide kann immer auf 120 fl. und mit diesem auf 4—600 fl. kommen.

Die Pfafflarerinnen trugen zu der nonnenähnlichen Halsverhüllung einen Anzug von weissem Loden und einen ziemlich hohen Filzhut ohne Krämpe. Jetzt haben sie die Tracht der Lechthalerinnen.

Ostfriesisches Rammerlied.

Hergestellt von **C. Dirksen.**[1])

Trekt mit alle man!
Lât 't jo dâr nich sûr bi war'n[2])
wen d'r ôk för'n mâl
'n pund anhangd.
Sêt, wo he geid,
sêt, wo he sleid!
Wo hoger dat he geid,
wo beter dat he sleid.
Hôg in de top,
de pâl wol[3]) up sîn kop!

Hôg in de rul!
Stokfis mit knul,
êrdappels[4]) dârbi —
'n gode knapperi!
'k wil di noch 'n spâs fertellen,
dat sal elk wol gôd gefallen[5]):
Hôg in de schêrn,
dat hed de meister gêrn,
hôg in de wed,
un dan noch 'n mâl inset.

Pater Guardian.

(Zeitschrift IV, 335. 437. V, 106.)

Ein paar Varianten zu dem hier in der Zeitschrift mehrmals besprochenen Liede sind in P. de Monts und A. Gittées Volkskunde VI, 127 verzeichnet:

1. „Mijnheer pastoor, ik koom te biechten" —
„Wel Mieken, wat hebt ge gedaan?"
„Mijn moeder was naar de markt gegaan,
en ik heb al het melk uitgedronken."
„Och wat groote zonden!
die kan ik u niet vergeven.
Geef mi honderd duzend kuskens,
kuskens, kuskens, kuskens!"

1) Unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Lehrer C. Dirksen in Meiderich, ein geborener Ostfriese, hat diese Herstellung des in unserer Ztschr. VII, 437 ff. mitgeteilten Rammerlieds „in gutem ostfriesischem Platt nach der Schreibweise des Herrn ten Doornkaat-Koolman" eingesendet.

2) In Leer und dem südwestl. Teile Ostfrieslands: nêt sûr bi worren. Wo man nich gebraucht, sagt man auch warren.

3) Wir sagen in Leer: wal.

4) Die Mehrzahl von êrdappel heisst êrdappels.

5) Ich hörte als 10 oder 11jähriger Junge, als am sogenannten Ufer in Leer in unmittelbarer Nähe der städtischen Wage und der Kanzlei eine neue Anlegestelle für Schiffe eingerichtet und zu dem Zwecke Rammarbeiten vorgenommen wurden, die bezeichnete Stelle folgendermassen singen:

'k wil jo noch 'n spâs ferkallen,
de sal elk un ên gefallen.

2. „Mijnheer pastoor, ik kom te biechten."
 „Antoinet, wat hedde gedaan?"
„'k heb gelogen, 'k heb gestolen, 'k heb me katteken kwaad gedaan,
'k heb nen heelen stokvisch gêêten en 'nen halven abberdaan."
 „Hum, Hum, 't Is een affaire!
 Hum, Hum, Babbeleere(n)!
 Hum, Hum. Kerste(n)kind!
 Hum, Hum, 't Hee(ft) gesch . . ten,
 Hum, Hum! Op de baan.
 Hum, Hum! 't Is gedaan."

3. Noch scheint das folgende Lied, von welchem Hr. P. de Mont sagt, dass es jeden Eingeweihten an die gute, alte „Geuzentijd" erinnern muss, hierher zu gehören:

1. Wij waren laatst op eenen dries
 Op een begijntjes kerremis.
2. Wij dansten samen rond een komfoor:
 Drij begijnen en enen pastoor.
3. Waar zullen wij nu te biechte gaan?
 Mijnheer pastoor heeft meê gedaan.
4. Wij zullen gaan bij pater Andries,
 die valt van zulke dingen niet vies.
5. Pater Andries aanhoort mijn bi(e)cht!
 'k heb gistren in mijn kous gepist.
6. „Begijntes, zich dat ge dat nimmer en doet
 of ik moet u slagen in de boet."
7. Pater Andries, wat is de boet?
 „Dat gij mij drij keer kussen moet."
8. Pater Andries, dat wordt geern gedaan,
 als we dan niet meer moeten te biechten gaan.
9. Hij heeft de Begijntjes eens ferm gekust —
 en nu blijuen al de begijnen in rust.

Nach dem obenstehenden Liede werden auf Kermissen in Braband, Flandern, Antwerpen oftmals auf der Strasse Rundtänze von zahlreichen Scharen aufgeführt.

Askov bei Vejen, Dänemark. H. F. Feilberg.

Professuren für Volkskunde.

An der Universität Christiania wurde 1886 eine Professur für Norwegische Volkssprache und Volksüberlieferungen errichtet und Herrn Moltke Moe verliehen; 1888 eine Docentenstelle (Extraordinariat) in Helsingfors für finnische und allgemeine Volksdichtung, die Herr K. Krohn erhielt; im Sommer 1897 ist Herr Axel Olrik zum Docenten (Extraordinarius) für Nordische Volkskunde (Nordiske folkeminder) an der Kopenhagener Universität befördert worden. Wir freuen uns der vortrefflichen Besetzung dieser neuen Stellen für ein neues Lehrfach und rufen Vivat sequens! K. W.

Bücheranzeigen.

Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbildungen und einer Karte. Strassburg, Trübner, 1897. VIII, 362 S. 8°.

Die grössten Verdienste hat sich E. H. Meyer um die sogenannte „niedere Mythologie“ erworben: die breite Grundlage volkstümlicher Vorstellungen, auf der das eigentliche System der Götter und ihres Kultus ruht, hat er für die deutsche Mythologie weiter aufgedeckt und in ihren Beziehungen erläutert. Diese Beschäftigung brachte ihn in die Gefahr, was sich irgend beträchtlich über diese Basis erhob, vorschnell als „gelehrte Erfindung“ anzusehen, und auch in sein neuestes Buch spielt dies Vorurteil hinüber. Dass man bei Deutschen und Skandinaviern kein Echo der eddischen Weltschöpfungs-, Weltentwickelungs- und Weltuntergangssagen vernimmt, beutet er (S. 348) gegen die „Echtheit der Edda“ aus; aber das Volk überlässt in aller Welt das Grübeln über solchen Problemen einzelnen Denkern, die deshalb noch lange keine „Gelehrte“ zu sein brauchen. M. selbst hat ja doch auch von anderen einheimischen Sagen zur Geschichte der Welt keinerlei Spuren verzeichnet. — Aber wenn M.s mythologische Arbeiten Bedenken mit sich brachten, so gaben sie ihm auch auf der anderen Seite einen grossen Vorsprung. Sie schützten ihn davor, die Vorlesungen, die er in Freiburg über Volkskunde gehalten hat, und das nun daraus aufgebaute Buch in jenem Behagen an Kuriositäten aufgehen zu lassen, das sich nur zu oft als „Volkskunde“ geberdet; das Werk ist durchaus in jenem höheren Sinne gehalten, wie ihn das Programm unseres Vereins und dieser Zeitschrift verlangt: es will „die Erkenntnisse der Vorgänge in dem Seelenleben der Völker und das Wissen von den äussern und innern Zuständen fördern, welche im Laufe der Zeiten entstanden sind“ (K. Weinhold, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde I, 1).

Wenn daher M. in sieben Kapiteln (Dorf und Flur — Das Haus — Körperbeschaffenheit und Tracht — Sitte und Brauch — Die Volkssprache und die Mundarten — Die Volksdichtung — Sage und Märchen) gleichsam ein zierliches Gesamtmodell deutschen Volkslebens aufrichtet, jenen kunstvollen Spielwerken österreichischer Barockgärten vergleichbar, in denen, vom Wasser getrieben, Fischer und Zimmermann ihre Arbeit verrichten, in der Kinderstube gespielt, in der Kapelle gebetet wird, ein Hochzeitszug sich quer über die Bühne bewegt — so geht sein Buch doch nie ganz auf in dieser knappen, aber anschaulichen Vorführung der „Zustände“ (das Wort in Goethes Sinn gebraucht). Vielmehr fehlt nirgends der Hinweis auf die höheren Zusammenhänge: auf die uralt-symbolischen Grundlagen der Ackergebräuche (S. 228; das heilige Schweigen S. 222), auf die Aneignung des von den gebildeten Ständen dargebotenen Gutes (Volkstracht S. 91; Volkslieder und volkstümliche Lieder S. 326: Motivierung der Umgestaltungen von Uhlands „Gutem Kameraden“ S. 327); es fehlt auch nicht das Augenmerk auf internationale Übereinstimmungen (dreier Herren Gründe S. 143; Arbeitslieder S. 332; Brautkauf S. 169; Totenklagen S. 331; Rätsel S. 333 f. u. a.) Erfüllt von der Freude am Leben des Volkes verdeckt M. doch auch die Schattenseiten nicht, hält sich bei der sehr lehrreichen Betrachtung der deutschen Worte für „lieben“ (S. 152 f.) von Überschwenglichkeiten frei, wie sie uns jetzt täglich von dilettantischen Sprachlehrern geboten werden, und denkt über die Sittsamkeit der Mädchen auf dem Lande (S. 164) so skeptisch, wie darüber einst Weinhold (Altnordisches Leben

S. 255) geurteilt hat — auch hier im Gegensatze zu einer gewissen chauvinistischen Art, die unserem Volk im ganzen oder mindestens dem „unverdorbenen Landvolk" eine für alle andern Völker oder Klassen beschämende Gloriole unberührter Tugend auf das Haupt drücken möchte. Ebenso nüchtern denkt er über die Volkstracht und hält eine Verbesserung der Hygiene auf dem Lande für wichtiger als ihre Rückführung (S. 205, vgl. S. 92).

M. hütet sich auch, den Begriff „Volk" zu eng zu fassen. Der Übergang vom Bauernhaus in das städtische Kaufmannshaus (S. 52) erscheint ihm so gut zur Volkskunde gehörig, wie das Eindringen christlicher Sage (S. 348). Das Verhältnis zu Staat und Kirche (S. 260) wird freilich etwas sehr knapp abgemacht, die Hauslektüre aber (S. 202) in belehrender Weise herangezogen; systematische Sammlungen wären gerade hier sehr wünschenswert. Sage und Märchen, sonst ein Hauptkapitel, sind dagegen bei M. (S. 341 f.) zu kurz gekommen, vielleicht weil er hier durch andere genügend vorgesorgt sah.

Nicht so glücklich wie bei der typischen Charakteristik ist Meyer beim Individualisieren der einzelnen Stämme. Eine Übersicht der deutschen Volkstypen fehlt ganz; und die Beurteilung der Mundarten (S. 296 f.) geht über eine Aufzählung grammatischer Unterscheidungsmomente nur selten heraus, während der Charakter der Volkssprache überhaupt im Gegensatz zur Schriftsprache (S. 278 f.) glücklich beschrieben wird (über Steigerungen und Flüche S. 291). Eine ganz summarische Auswahl von Büchern zur speciellen Volkskunde würden wir ebenfalls gern einer neuen Auflage anwünschen, während Druck und Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen. Im ganzen ist diese Einführung in die deutsche Volkskunde wohl würdig, dass man auf sie jene herrlichen Programmworte anwende, mit denen Achim von Arnim sein „Wunderhorn" zum Denkmal des grössten neueren Volkes, der Deutschen, weihen wollte: „das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mahl der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens" steht die deutsche Volkskunde vor uns. Richard M. Meyer.

Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin. Herausgegeben von dem Vorstande des Museum-Vereins. 1. Heft. Berlin 1897. S. 32. 8°.

Das vorliegende Heft ist der Anfang von zwanglosen Veröffentlichungen, die der Vorstand des Volkstrachten-Museums von jetzt ab herausgeben will, um auf die reichen Sammlungen desselben aufmerksam zu machen und für das Museum die Teilnahme in weiten Kreisen zu wecken, die es verdient und bedarf. Das Heft enthält von Prof. Eug. Bracht „Volkstümliches aus dem Hümling", dem Höhenzuge in dem Meppener Lande. Darin werden Hauben der Frauen, der Strohhut der Mädchen und ein zum Sonntagsstaat gehöriger Metallschmuck, Bengel genannt, beschrieben und durch hübsche photographische Abbildungen anschaulich gemacht; zuletzt der Schäfermantel, Heiken genannt, behandelt. Das Wort Bengel im obigen Sinn weiss ich nicht weiter nachzuweisen, auch nicht zu erklären, wenn man es nicht mit mittelniederdeutsch bendel, Binde, zusammenbringen darf, ursprünglich also ein Schmuckband. Heiken, Heike ist im Plattdeutschen bekannt mit der Bedeutung eines Mantels, Überwurfs gegen den Regen, Schäfermantel (Doornkaat Koolman, Wörterb. d. ostfries. Sprache, II, 59), es ist das niederländ. huik. Über die Heuken in der Tracht des 14. Jahrhunderts vgl. mein Buch: Die deutschen Frauen in dem Mittelalter II, 276. 3. Aufl. Wien 1897. — In der

zweiten Mitteilung des Heftes handelt Herr H. Sökeland über eine Anzahl hausgewerblicher Gegenstände aus Westfalen unter Beifügung guter Zeichnungen in Holzschnitt. Das Heft hat bei den Mitgliedern des Vereins sehr beifällige Aufnahme gefunden und wir wünschen eine baldige Fortsetzung. K. W.

Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde. Heft 1. Hamburg 1898. Selbstverlag.

Im Februar 1896 hatte Referent in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage vorgeschlagen, die Materialien zur Volkskunde der Juden zu sammeln und nach dem allgemeinen volkskundlichen Schema, welches Hr. Geheimrat Weinhold in Bd. I, S. 3 f. dieser Zeitschrift aufgestellt hat, zu ordnen. Dieser Wunsch ist schnell in Erfüllung gegangen; nach kurzer Zeit teilten ihm Hamburger Freunde mit, dass dort ein Komitee für diesen Zweck zusammengetreten sei und bereits im November 1896 erging ein Aufruf, um die Sammlung in die Wege zu leiten. Jetzt liegt ein erstes Heft von 120 Seiten vor, welches Hr. Rabbiner Dr. Grunwald aus den auf den Aufruf ergangenen Zuschriften zusammengestellt hat und welches im wesentlichen nach dem Weinholdschen Schema geordnet ist.

Das Heft zeigt einige hübsche Bildertafeln. Eine aus einem italienischen Machsor (Gebetbuch) des 14. Jahrhunderts stammende Miniatur stellt eine Trauung dar. Der Bräutigam trägt den spitzen (kegelförmigen) Judenhut; die Augen der Braut sind mit einem Tuche verbunden, während heutzutage nur das „Bedecken“ (Verhüllen, nubere) mit dem Brautschleier üblich ist. Sie trägt auch eine hohe Krone, welche auffallenderweise mit drei kreuzblumenartigen Aufsätzen verziert ist. Ebenso interessant ist die Photographie eines im Hamburger Privatbesitz befindlichen Traurings — Zeit und Ort der Provenienz ist leider nicht angegeben —, derselbe stellt ein festungsartiges Giebelhaus dar.

Der reichhaltige Text des Heftes, der eine grosse Anzahl volkstümlicher Ausdrücke, Sprichwörter, Kinderlieder u. dergl. — auch ein mit Noten versehenes Volkslied aus der Zeit der russischen Judenverfolgung 1881 — Spiele, Sagen, Märchen, Gebräuche, Speisen und vieles andere enthält, zeigt, welch eine reichhaltige Fundgrube der Volkskunde sich hier aufthut! Leider hat der Herausgeber auf die Erklärung der von ihm gebrachten jüdisch-deutschen Worte, Sprichwörter u. s. w. fast ganz verzichtet und zwar, wie er in der Voranzeige sagt, mit Rücksicht darauf, dass eine solche den geplanten Umfang erheblich übersteigen würde. Er verweist auf einen anzulegenden „Fragekasten“. Wir bedauern aber diese Beschränkung sehr; denn der Kreis der Personen, die das Jüdisch-deutsche verstehen, ist ein sehr eng begrenzter, und die Schwierigkeit, zu seinem Verständnis zu gelangen, ist unendlich viel grösser, als etwa diejenige, sich in einen plattdeutschen oder oberbayrischen Text hineinzulesen. Wir glauben, dass die Publikation viel mehr Interesse erregen und auch der Wissenschaft mehr nützen würde, wenn sie sich auf den vierten oder sechsten Teil des Textes beschränkt und überall Übersetzungen in das Hochdeutsche und anderweitige, möglichst gemeinverständliche Erklärungen gebracht hätte. Der Herausgeber des Unternehmens, dem wir guten Fortgang wünschen, wird hoffentlich später Gelegenheit nehmen, dasselbe nach dieser Richtung hin zu ergänzen. Es mag auch noch bemerkt werden, dass uns der Ausdruck „jüdische Volkskunde“ nicht so korrekt erscheint, wie der früher auch von Hrn. Dr. Grunwald gebrauchte „Volkskunde der Juden“. Jüdische Volkskunde wird vielfach aufgefasst werden als „Kunde des jüdischen

Volkes" und es wird sich hieran die Kontroverse spinnen, ob man in der Jetztzeit noch von einem „jüdischen Volke" sprechen darf oder nicht. Mit solchen Streitfragen wird dann viel Zeit und Kraft unnütz vergeudet, die nützlicher zu verwenden wäre. Dr. G. Minden.

Jiriczek, Otto Luitpold, Deutsche Heldensagen. Erster Band. Strassburg, K. J. Trübner. 1898. XII, 331 S. gr. 8°.

Der bündige Titel des Buches könnte die Vorstellung wecken, dass Jiriczek eine auf kritischer und vergleichender Vorarbeit ruhende Nacherzählung deutscher Sagen bieten wolle. Aber es ist eine sehr ins einzelne gehende Durchforschung der Sagen, wobei J. eine mittlere Linie zwischen monographischem und lehrbuchmässigem Verfahren mit Glück innegehalten hat. Die Berichte der Quellen und was J. als anerkannte Ergebnisse der Forschung betrachtet, werden kürzer in Erinnerung gebracht, die noch ungelösten Fragen mit weiterem Ausgreifen erörtert. So treten die behandelten Sagenstoffe vollständig und abgerundet entgegen; und im Hinblick darauf kann der Verf. mit Recht erwarten, dass sein Werk nicht nur den „engsten Kreisen specieller Fachgenossen auf dem Gebiete der Sagenforschung" geniessbar sein werde, sondern „auch den Bedürfnissen von Benutzern entgegenkomme, denen an ernstlicher und eingehender Orientierung über die hier behandelten Probleme gelegen ist." Die Darstellung hat eine behagliche Ausführlichkeit, die sich nicht schämt, belehren zu wollen; an Klarheit würde sie noch gewinnen, wenn sich J. die Mühe gäbe, gewisse lange und parenthesendurchkreuzte Satzgebilde in überschaubare Sätze aufzulösen.

Den Verfasser haben seine Arbeiten auf dem Felde des mhd. Epos, die philologische Vertrautheit mit den Quellen in nordischer Sprache und eine grosse Belesenheit auf volkskundlichem Gebiete gut ausgerüstet, um ein Werk wie das vorliegende anzugreifen. Von den Auswüchsen der folkloristischen Methode wird man nichts bei ihm finden. Dass man dem weiten Umkreis der Quellen nicht losgerissene Einzelheiten entnehmen und in Beweisketten einfügen darf, verliert er nie aus dem Auge: jedes Zeugnis wird zuerst in dem besonderen Gesichtskreis seiner Überlieferung abgeschätzt; der stilistischen und psychologischen Eigenart der Denkmäler geschieht ihr Recht. Ohne Zweifel haben hier Olriks ausgezeichnete Saxoschriften auf J. eingewirkt.

Aber was das Werk zu einer so erfreulichen Erscheinung macht, sind Vorzüge, die über die nachahmbare, erlernbare Methode hinausgehen. J. hat einen hellen Blick, ein lebendiges Gefühl für die in der Sagengeschichte wirksamen Faktoren. Die Grenzen zwischen der subjektiven That des einzelnen Erzählers und dem Bestande breiterer Überlieferung; zwischen dem gemein-menschlichen Motiv, das sich spontan überall einstellen kann, und der individuell gestalteten Fabel; die vielfachen Arten, wie eine „Entlehnung" vor sich gehen kann; die Bedürfnisse, die zu einer Umbildung, einer Verschmelzung drängen, — diese und andere Dinge werden von J. sehr fein empfunden. Und die Folge ist, dass wir nicht mit ein paar einfachen Schlagwörtern und scheinbar zwingenden Gleichheitsformeln bedient werden. Das ganze Verfahren ist weniger mechanisch geworden; das findet seinen Ausdruck auch in einer bereicherten Terminologie: man merkt dieser das Ungeübte an; sie knarrt noch ein wenig und weiss mit dem Wortschatz aller Kultursprachen noch nicht recht Haus zu halten.

Besonders sympathisch hat mich berührt, dass J. nicht dem (wie es scheint, an Beliebtheit gewinnenden) Grundsatze huldigt: was uns nicht überliefert ist, sei

als niemals dagewesen zu behandeln. Dass unsere Litteraturwerke aus dem Mittelalter ein Fragment der Fragmente sind, hält sich J. gegenwärtig — ich glaube, er könnte hier und da noch etwas weiter gehen und mit der Annahme willkürlicher und unlogischer Erfindung noch behutsamer zurückhalten.

Man darf hoffen, dass es dem Buch gelinge, der Forschungsweise entgegen zu wirken, die besonders in Bugges neueren Schriften zur Sagenkunde sich behauptet. J. widmet seine Arbeit dem Andenken Wh. Grimms, Uhlands, Müllenhoffs. Wer den Lehren dieser Meister gefolgt ist, dem öffnet er keine überraschenden Blicke auf grosse ungeahnte Zusammenhänge. Aber im einzelnen wird man doch recht vieles um ein Stück vorwärts geschoben, manches Halbdunkel erhellt finden. Die Fortschritte werden deutlich, wenn man Arbeiten der letzten Jahre, die denselben Gegenständen gelten, daneben hält.

Der vorliegende erste Band behandelt die Wielandsage (S. 1—54), die Ermanarichsage (S. 55—118), Dietrich von Bern und seinen Sagenkreis (S. 119—326).

Zu den beiden ersten Teilen möchte ich ein paar Kleinigkeiten anmerken. — S. 7 f. Den Namen Wēland aus der in nord. vél fortlebenden Wurzel zu erklären, hat doch wohl seine Bedenken, da als westgerm. Form, soviel ich sehe (vergl. Bugge Ark. 4, 133. Sievers Beitr. 16, 243), Wīl- zu erwarten wäre, oder, nach der von Kögel Litt. I. 1, 101, Anm. vertretenen Etymologie Weol- (Wehl-). Wie wäre der Übergang von isl. Vǫ́lundr > Vǫlundr (bezw. Volundr) zu erklären? Dass der Versbau Vǫ́lundr fordere, kann man auch nicht behaupten; nur die sprachliche Länge der ersten Silbe wird durch einige Verse vorausgesetzt: wenn wir von *Vǫlvandr absehen, wäre schon bei der Silbentrennung Vǫl-undr jener Bedingung genügt, und der Eigenname könnte wohl diese, den Composita gemässe, Aussprache gehabt haben (vgl. Sig. sk. 48 $_3$ ok hiǫr-unduð). — S. 15 [2]). Die fitiar in Vǫl. 29 $_2$ können sich nicht auf die Vogelgestalt beziehen, sondern, wie der folgende Relativsatz zeigt, nur auf die menschlichen Fusssehnen. Ich fasse verða als verð-a: ‚nicht komme ich auf die Fusssehnen, die mir N.s Krieger raubten'; die Halbstrophe mit dem Gedanken ‚aber auf anderm Wege entrinne ich jetzt (nachdem mir der Ring zurückgewonnen ist)' ist verloren gegangen; 29 $_5$ ist neuer Strophenanfang.

S. 93 (109. 111). Bei der Annahme, dass in den Hamðismál die Unverletzlichkeit der Rüstungen an ein Redetabu gebunden sei, entsteht der Übelstand, dass die Steine zu einem gänzlich müssigen Motive herabsänken. War die Zauberkraft der Rüstungen durch den Bruch des Schweigens aufgehoben, so wäre die notwendige poetisch-logische Folgerung: die bisher wirkungslos abprallenden Waffen thun jetzt ihr Werk, und für die Steine wäre kein Platz mehr. Das Redetabu kann man nun aus Str. 26 sicher nicht herauslesen: dieser belgr kann nur der Iǫrmunreks sein, denn die bǫll rǫð sind die Worte 25 $_{5-8}$. Und auf die zerstörten Zeilen 22 $_{5.6}$ eine so tiefgreifende Annahme zu bauen, geht doch nicht an! Ich vermute, dass diese Zeilen, mit einem weiteren Langvers zusammen, eine Aufforderung an Erp enthielten (denn auf diesen bezieht sich við mǫg þenna 22 $_4$), mit den Brüdern zu ziehen; die folgenden vier Zeilen (lies megat oder megut) geben die Begründung zu der Aufforderung.[1]) — S. 104. J. vermutet, die Sage von Ermenriks Sohne sei erst dadurch entstanden, dass sich das Verführungsmotiv von den Harlungen ablöste und einen eigenen Träger erlangte. Dann hätten wir aber in der Þiðrekssaga eine merkwürdige Rückbildung; denn bei dem Sohne — der sich

1) Man erwäge diese Reihenfolge der Verse: 11 $_{1.2}$, 12 $_{1.2}$, 22 $_{1-4}$. 22 $_{5-10}$ (+ eine Langzeile zu Anfang). 12 $_{3.4}$ (von einer inquit-Langzeile eingeleitet). 13. 11 $_{3-6}$. 14 ff.

sogar schon verdreifacht hat — fehlt das Buhlmotiv, bei den Harlungen (c. 281) ist es noch recht lebendig. Darnach wird doch der Königssohn einen von dem Harlungenmythus unabhängigen Ursprung haben; erst in dem nordischen Randvér finden wir eine Verschmelzung der beidseitigen Rollen. Andreas Heusler.

Pineau, Léon, Les vieux chants populaires scandinaves, étude de litterature comparée I. Époque sauvage. Les chants de magie. Paris, Emile Bouillon, 1898. S. XIV. 336. 8°.

Nach einer Introduktion gliedert der Verfasser den Inhalt: I. animation de la nature, was ich wohl Seelenglauben nennen darf, mit den Unterabteilungen a) Runen und Beschwörungen, b) Gestaltveränderungen, c) Seelenwanderung, d) Wiedergänger. II. Personifikation der Natur, unter welcher Überschrift er im 1. Kap. von Riesen und Trollen handelt, im 2. von Zwergen und Elben, im 3. von Nixen. In drei darauf folgenden Kapiteln bespricht er Naturgeister, die mit den Seelen der Verstorbenen in einem gemeinschaftlichen, finstern Aufenthaltsorte wohnen. In einigen Liedern, die von zurückkehrenden Gatten oder Liebhabern aus fernen Ländern handeln, findet er Sonnenmythen, die Abwesenheit des Sonnengottes während der sieben Wintermonate und seine Rückkehr zu seiner Gattin, der Erde, welche von ihm befruchtet wird. In einem anderen Liede DgF. No. 183 „Kvindemorderen“ sieht er ebenfalls mythischen Inhalt: der Winter wird vom Sommer überwunden. In der dritten Abteilung behandelt er die Form der Volkslieder, die er als primitiv betrachtet, darnach den Tanz nach den gesungenen Liedern mit dem Refrain, zeigt, dass die Lieder traditionell sind, und schliesst darnach ab.

Sein Buch giebt natürlich einem Dänen zu verschiedenen Betrachtungen Veranlassung. Die alten Lieder haben einen so besonderen nationalen Klang, einen so eigentümlichen heimischen Duft, dass man sich fragt, ob es wirklich einem Ausländer, besonders einem Manne, der einem lateinischen Volke zugehört, gelingen könne, Geist und Rythmus dieser Lieder aufzufassen. Den Anzeiger hat es aber im hohen Grade überrascht, zu sehen, wie sicher der Verf. die ältere Sprache in der manchmal unverständlichen Buchstabierung der Adelsdamen zu entwirren verstanden hat; ich bin aber mit der französischen Sprache nicht so vertraut, dass ich ganz beurteilen kann, ob etwas von der eigentümlichen Poesie dieser Lieder in ihrer französischen Form wiederzufinden sei. Rücksichtlich Hrn. Pineaus Versuch, Naturmythen in ihnen zu suchen, bin ich unzweifelhaft anderer Meinung; ebenso wenn er in seinen Schlussbemerkungen die Ansicht vertritt, dass diese ganze Liedergruppe während „l'état sauvage“ der skandinavischen Völker, also vor den Eddaliedern, entstanden sei. Er wird wohl unter den nordischen Gelehrten der Jetztzeit, die mit dieser Frage vertraut sind, kaum Meinungsgenossen finden. Die Anschauung, dass die Motive alt sein mögen, die Benutzung derselben in den Liedern aber einer verhältnissmässig viel neueren Zeit angehört, wird vom Verf. besprochen und abgewiesen.

Ungeachtet nicht ganz weniger und nicht geringer Differenzen mit den Gesichtspunkten des Herrn Verfassers hat mich das Buch sehr interessiert; es ist mit französischer Feinheit geschrieben, zeigt eine erstaunliche Bekanntschaft mit einem fremden Stoff, giebt gute Übersichten über den mythischen Inhalt der Lieder und ist, was man immer rühmen muss, mit einem ziemlich ausführlichen Register versehen. Es soll hiermit deutschen Lesern bestens empfohlen sein.

Askov, Dänemark. H. F. Feilberg.

Nutt, Alfred, The Celtic Doctrine of Re-birth with Appendices: the Transformation of Tuan mac Cairill, the Dinnshenchas of Mag Slecht edited and translated by Kuno Meyer (= The Voyage of Bran Son of Febal Bd. II). London, David Nutt, 1897 (Grimm Library No. 6). XII, 352 S. 8°.

Im Verlauf seiner Untersuchung über das glückliche Jenseits (s. diese Ztschr. VI, 104) war Nutt zu der Erkenntnis gekommen, dass das behandelte Problem nicht ohne ein genaueres Eingehen auf die keltischen Vorstellungen von Inkarnation und Wiedergeburt in allen Punkten gelöst werden konnte. Diesen ist die vorliegende Studie gewidmet. Es werden zunächst die irischen Sagen, in denen sie eine Rolle spielen, erzählt und erörtert; der Reihe nach werden vorgeführt: die Monganlegende, die Geburt Cuchulinns, die Werbung um Etain, die Geschichte der beiden Schweinehirten (bekannt als eine der Einleitungen zu der ‚irischen Ilias', der Táin Bó Cúailnge), die Geburt des Conchobar, Conall Cernach, die Geschichte von Tuan mac Cairill, der bis zu seiner Wiedergeburt 320 Jahre als Mensch, Hirsch, Eber, Adler und Lachs lebte, die Geburt des Aed Slane. Es ergiebt sich als charakteristisches Merkmal der älteren unter diesen Erzählungen, dass das Motiv der Wiedergeburt eng mit der Vorstellung von den Tuatha De Danann, d. i. den euhemerisierten Göttern Altirlands verknüpft ist. Mongan ist ein Sohn des Manannan mac Lir, Cuchulinn, der grösste irische Held, eine Inkarnation des Gottes Lug, an den noch die heutige irische Bezeichnung des ersten August (lughnasadh) erinnert. Es fragt sich, ob dieser Wiedergeburtsglaube der Iren einheimischen oder fremden Ursprungs ist. Im letzteren Falle sind a priori zwei Quellen denkbar, erstens das Christentum, in dessen Mittelpunkt die Fleischwerdung Christi steht, zweitens die Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung. Erstere Möglichkeit ist deshalb ausgeschlossen, weil nach dem Zeugnis klassischer Schriftsteller bereits in vorchristlicher Zeit bei den Kelten des Kontinents die Lehre von der Fortdauer der Existenz nach dem Tode und der Seelenwanderung bestand, diese aber von dem irischen Wiedergeburtsglauben nicht zu trennen ist. Um so näher liegt zunächst der Gedanke, dass die griechische Bevölkerung von Massilia ihren keltischen Nachbarn das System des Pythagoras vermittelte, wie das Maass annimmt, und dass somit auch die in Frage stehenden irischen Vorstellungen im letzten Grunde auf dieses zurückgehen. Nutt bemüht sich, die Unhaltbarkeit dieser Ansicht nachzuweisen. Die genauere Argumentation muss ich bitten, bei ihm selbst nachzusehen, hier kann ich nur das wichtigste hervorheben. Die irischen Vorstellungen von der Wiedergeburt sind nach Nutt, gegen die Pythagoraeischen gehalten, so naiv und rudimentär, dass sie nur als Vorstufe, nicht als Ausläufer dieser verständlich sind. Ich vermag diesem Argument nicht viel Beweiskraft beizumessen. Man vergegenwärtige sich, was für Vergröberungsprozesse manche litterarischen Stoffe in Irland durchgemacht haben, beispielsweise die Odysseussage. Es fällt schwer, zu glauben, dass das Merugud Uilix ein Abkömmling des homerischen Epos ist. Könnte nicht ein ähnlicher Vorgang den scheinbar so primitiven Wiedergeburtsglauben geschaffen haben? Gewichtigere Gründe für seine Auffassung gewinnt Nutt aus einer eingehenden Betrachtung der orphischen Lehre, insbesondere des Dionysuskults. Bekanntlich haben wir glaubwürdige Zeugnisse ähnlicher Ceremonien, wie sie letzterem geläufig sind, bei den Kelten: die Erzählung Strabos von den Priesterinnen der Namnites und des Pomponius Mela von denen der Insel Sena. Vorstellungen, wie sie dem Dionysuskult zu Grunde lagen, dürfen daher für die irische Vorzeit angenommen werden. Nun kennt die irische Sage

eine Verbindung der Jenseitsidee und der Wiedergeburtsidee. Auf den ersten Blick ist das etwas rein zufälliges, unbegründetes. Man sieht nicht ein, weshalb Cuchulinn, die Inkarnation Lugs, das Feenland aufsuchen muss, weshalb Mongan mit der Fahrt Brans nach dem Lande der Frauen in Zusammenhang gebracht wurde. Dagegen finden wir nach Nutt im Dionysusglauben Elysium und Wiedergeburt in verständlicher Weise verbunden; das gleiche dürfen wir für ein früheres Stadium des irischen Glaubens voraussetzen. Da die Übereinstimmung der griechischen und keltischen Vorstellung vom Elysium auf vorhistorischer Gemeinschaft beruht, ist mit ziemlicher Sicherheit für die Wiedergeburtsidee dasselbe zu behaupten.

Nutt bewegt sich auf dem schlüpfrigen Boden mit anerkennenswerter Vorsicht und Zurückhaltung, die sich auch in vielen Einzelheiten verrät, so z. B. wenn er aus dem Liede Amairgens „Ich bin der Wind, der über das Meer bläst, ich bin die Woge u. s. w.“ durchaus nicht mit d'Arbois de Jubainville auf das Bestehen eines pantheistischen Systems im Sinne Erigenas schliesst. Trotzdem fürchte ich, dass Nutt in seinen Folgerungen und Deutungen im allgemeinen doch noch zu kühn ist; für irisch oder kymrisch stellt sich etwas zu leicht gemeinkeltisch ein, und historische und sachliche Verwandtschaft werden nicht immer genügend auseinander gehalten. Mancher wird als Ergebnis des Buches wohl nur den Nachweis betrachten, dass die Iren des Mittelalters ähnliche Vorstellungen kannten, wie auch andere keltische Stämme und wie die griechischen Orphiker. E. Zupitza.

Bergische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Schell. Mit fünf Lichtdruckbildern. Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung, 1897. S. XXXIV. 608. 8°.

Der stattliche, gut ausgestattete Band bringt eine reiche Sammlung von Sagen des alten Herzogtums Berg von Herrn Otto Schell, der als Pfleger der Bergischen Geschichte und Volkskunde bekannt ist. Die Sammlung ist nach Flussthälern geordnet: Ruhr, Deilbach, Angerbach, Düssel, Itter, Wupper (besonders umfänglich), Dhün, Strunderbach, Sülz, Agger und Wiehl, Bröhl, Sieg, Rhein, woran sich die Sagen des Siebengebirges und einige Nachträge schliessen. Die Anordnung hat eine unleugbare Berechtigung, erschwert aber, da die Sagen nicht durchnumeriert sind, das Citieren. Die Quellen waren teils mündliche, teils schriftliche. Unter diesen ist leider der ganz unzuverlässige Montanus mehr als wünschenswert benutzt; auch die vorhandenen poetischen Bearbeitungen, die gerade die rheinischen Sagen erfahren haben, dürfen nur einen sehr geschmälerten Wert beanspruchen. Ob es richtig war, auch Siegfried und Mimer (S. 494), Ecken Ausfahrt (S. 503), König Goldemar (S. 62) aufzunehmen, sei dahingestellt. Lebendig sind diese Sagen kaum je im Bergischen gewesen.

Den Inhalt bilden die Überlieferungen von Zwergen (Querge, Heinzelmännchen) und kaum noch kennbaren elbischen Geistern, so von der Mahr (wie die Elbin oder der Alp auch hier heisst); von Hexen; von Geburten kirchlich gefärbten Aberglaubens (Gespenster, Vorgesichte, Feuermänner, Teufel), dann vom Werwolf, vom ewigen Jäger (auch eine ewige Reiterin erscheint S. 131) und natürlich verschiedene Heiligengeschichten und einige Marienlegenden. Schatzsagen fehlen nicht. Eine Wolf- und Fuchssage lesen wir S. 53. — Zu erwähnen sei eine Variante der Leonorensage S. 45 (dass diese in der Helgaquida ihren Ursprung habe, hätte S. 570 nicht gesagt werden dürfen); ferner eine geschwächte Form der Geschichte vom Glockengiesserjungen (S. 115); eine Variante des Schwanks vom

Abt von St. Gallen (S. 117), und der alten Geschichte von dem als Wasser angeschauten Flachsfelde (S. 471), die nach der Anmerkung (S. 600) als im Bergischen wirklich erzählt bezeugt wird.

Jedenfalls haben wir Herrn O. Schell für seine Sammlung Dank zu sagen.

K. Weinhold.

Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Köslin. Gesammelt und herausgegeben von F. Asmus und O. Knoop. Kolberg, C. F. Postsche Buchhandlung, 1898. S. V. 100. 8°.

In den bisher veröffentlichten Sammlungen Pommerscher Sagen war der Kreis Kolberg-Köslin wenig vertreten. Dadurch sah Hr. Oberlehrer O. Knoop in Rogasen sich veranlasst, Eingesessene des Kreises zur Ergänzung der Lücke anzuregen. Er fand in Herrn F. Asmus und dessen Freunden sehr geeignete Helfer. So ist das kleine Buch entstanden, das wieder einmal beweist, welche Fülle von Volksüberlieferungen auch heute noch aus dem Boden mancher Gegenden herauswächst. Den mythischen Sagen, die den Hauptteil bilden, sind geschichtliche, dann Geschichten von Tieren, Neckereien der Orte und Stände und einige Erzählungen angeschlossen. Wir machen auf diese Sammlung, die leicht übersehen werden könnte, aufmerksam und wollen bei dieser Gelegenheit auch auf das Rogasener Familienblatt, eine Beilage zum Rogasener Wochenblatt, hinweisen, worin Herr O. Knoop ab und zu Sagen und andre Überlieferungen aus dieser Gegend der Provinz Posen veröffentlicht. K. W.

Rügensche Skizzen. Herausgegeben von Dr. A. Haas. Greifswald, Julius Abel, 1898. S. 140. 8°.

Herr Dr. A. Haas, der den Freunden rügischer und pommerscher Volkskunde und Geschichte längst bekannt ist, hat in dem vorliegenden Büchlein eine Reihe seiner kleineren Aufsätze aus den oben genannten Gebieten gesammelt. Über die Stadt Bergen, über Ralswiek, Schloss Spieker, das älteste rügische Bad Sagard, über Binz und Granitz, über Stubbenkammer und Herthasee erhalten wir genaue und zuverlässige Auskunft. Ich hebe namentlich die Besprechung des Herthasee lobend hervor. Zur Volkskunde gehören die drei letzten Aufsätze: Ehemalige Hochzeitgebräuche auf Rügen, Rügensche Erntegebräuche, Rügensche Rauchhäuser. Dreizehn Bilder (mit einer Ausnahme) nach photographischen Aufnahmen veranschaulichen Bauten und Örtlichkeiten der schönen Insel. Von Interesse sind die zwei Aufnahmen der letzten Rauchhäuser, es sind altsächsische oder genauer westfälische Bauernhäuser ohne Schornstein. K. W.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus Nah und Fern, gesammelt von Oskar Dähnhardt. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. S. VIII. 163. 8°.

Das nette Büchlein bringt eine Sammlung von 126 Märchen aus dem Märchenschatz der verschiedensten Völker, innerlich aber dadurch verbunden, „dass sie eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen“. Es sind

Märchen oder auch Sagen, die sich an die verschiedensten Tiere und Pflanzen, weniger an Naturerscheinungen geknüpft haben und die eine gute Beobachtungsgabe des ungelehrten Menschen, ein warmes Gemüt und eingeborene Poesie sehr häufig bekunden. Der Gedanke, gerade diese Gruppe einmal ins Auge zu fassen und aus den zahlreichen gedruckten Quellen sorgfältig und genau zusammenzustellen, war glücklich, und die Ausführung ist wohl geraten. Wir zweifeln nicht, dass das Buch weitere Kreise angenehm und lehrreich unterhalten wird und dass es namentlich auch auf die Schülerwelt anregend und zur Naturbeobachtung erziehend wirken kann, wie der Sammler, ein junger Lehrer der alten Thomasschule in Leipzig, hofft. K. Weinhold.

Deutsche Kinderreime und Verwandtes, aus dem Munde des Volkes vornehmlich in Pommern gesammelt von Friedrich Drosihn, nach seinem Tode herausgegeben von Karl Bolle und Friedrich Polle. Leipzig, Teubner. 1897. 209 S.

Kinderreime bedeutet hier dreierlei: Reime von Kindern verwendet, für Kinder von Erwachsenen verwendet, von Kindern gemacht. Ob sie nun von ihnen gemacht sind oder nur bei mancherlei Gelegenheit verwendet werden, so haben sie ihr Interesse für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung. Sie bewahren, wie bekannt, z. B. alten volkstümlichen Glauben (hier No. 395), alten Rhythmus und ein Verhältnis zur belebten und unbelebten Natur, welches vielleicht atavistisch die Neigungen primitiverer Poesie wiederholt. Endlich schliessen sich die Kinderreime am liebsten an Bewegungen an.

Was wir von den Ursprüngen der Poesie zu kennen glauben, gilt uns wohl ohne Ausnahme als Poesie Erwachsener. Die Form war, so weit wir urteilen können, überwiegend Gesang, oder ein Vortrag, der sich ihm annäherte. Oft, nicht immer, war der Gesang mit einer Bewegung verbunden. Auf die Bedeutung der Arbeit (im weitesten Sinne) für den Ursprung des Rhythmus ist neuerdings durch K. Bücher in seiner Schrift „R. und Arbeit“ (1896) hingewiesen. Auch da entsteht Poesie, oder das, woraus und woran sie sich entwickelt, aus dem Augenblick für den Augenblick, wie wir es von einfacher und volkstümlicher Poesie zunächst immer erwarten.

Betrachten wir die hier vorliegenden Lieder nach diesen Kategorien, so schliessen sich zunächst die Wiegenlieder an eine Bewegung an. Ihr Inhalt ist nicht nur meist kindlich, sondern zeigt auch nicht selten den Mangel an Sinn, der uns in scheinbar primitivster Poesie begegnet. Denn nicht sehr sinnvoll werden wir es nennen, wenn die Feuerländer, nach Hyades, eine einzige Silbe beim Tanz stetig wiederholten, oder die Indianer, nach Bücher, das Rudern nur mit den Silben ah yah begleiteten, ja Sklaven beim Reisstampfen in Amerika, nach Chamisso, den Takt nur durch Ächzen markierten u. a. m. Poesie ist also noch oft ein Gefühlsreflex, nicht grundsätzlich alogisch, aber doch oft um den Sinn unbekümmert. Unter den „Koseliedchen“ knüpfen ebenfalls mehrere an eine Bewegung an. So 45 Das ist der Daumen und noch deutlicher 51 Backe backe Kuchen. Denn bei dessen letzten Worten macht man nach E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen, I, 120 (1884) die Bewegung des Fortschiebens. Vielleicht ahmte man früher noch mehr die Handlung nach, wie das griechische Anthema beim Blumenpflücken oder dessen Nachahmung gesungen wurde. Ebenfalls mit einer rhythmischen Bewegung verbunden sind die im III. Abschnitt folgenden „Knieliedchen“, wie Hopp hopp Reiter u. s. w.

Das Verhältnis zur Tierwelt zeigt die Naivität, welche wir für die Anfänge der Tierfabel voraussetzen. Ausserdem finden die Tiere ein Echo ihres Wesens durch Nachahmung ihrer Laute, wie auch anderwärts. Die Lappen, so wird uns berichtet, vertreiben sich auf ihren Schlittenfahrten, wenn ihnen nichts anderes einfällt, die Zeit mit Nachahmung von Tierschreien. Ebenso ahmte man, nach Lundell, im skandinavischen Norden, ausser dem Klang der Glocken und dem Geräusch der Wagen, Tierschreie nach. Bei den Azteken gab es Anfänge des Dramas, in denen man, nach Featherman, Tiere in Charaktermasken darstellte, wie Käfer (beetles), Frösche, Vögel — begleitet von Summen, Quaken, Pfeifen. Analog nach demselben Anthropologen in Nikaragua (vgl. auch J. Poppelreuter, de comoediae atticae primordiis, Berlin 1893, p. 15 f. O. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung, I, 208. R. Andree, Ethnograph. Parallelen und Vergleiche, Neue Folge, 1889, p. 116 f.). Finden wir doch auch bei Béranger ähnliches, wie mia-mia-ou. Der Pirol wird wiederum zuweilen Junker oder Jungfer Bülo genannt (Lemke I, 97).

Ist dies schon mehr eine Deutung eines Namens, so deutet das Kinderlied auch andere Geräusche, wie 352 f. den Trommelschlag, das Futtersignal u. s. w.

An Thätigkeiten schliessen sich an die sogenannten Huppuplieder, die man singt, wenn man sich aus dem Bast der Weiden Pfeifen klopft. Auch die Abzählreime sind nicht eine von „Arbeit“ gelöste Poesie. Noch deutlicher ist dies bei Tanz-, Spiel- und Puppentanzliedern. Mitunter ahmen dabei die Kinder die durch die Worte bezeichneten Bewegungen wie Klatschen, Knicksen, Dienern nach (299). Der XIII. Abschnitt hat die Überschrift Orakel. Da zählen die Knaben an den Knöpfen ab, was sie werden sollen; die Mädchen erforschen, was für einen Mann sie bekommen, indem sie beim Ballfangen die Worte der Verse nach der Reihe hersagen. Das Wort, das sie gerade sagen, wenn der Ball fällt, ist das weissagende.

Die Kinderpredigten (No. 370 f.) sind ein Beweis dafür, wie oft Poesie nicht verstandesmässig genossen wird. Die alte Vorliebe für Rätsel zeigt sich in einer Reihe von Kinderrätseln. Endlich finden wir Reste von Dreikönigsliedern No. 387 f., wozu Weinhold, Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien u. s. w. 1853 zu vergleichen ist.

Fr. Polle handelt S. 16 f. über Volks- und Kinderrätsel, die sogenannten wilden Wörter, d. h. willkürlich geschaffene Wörter, denen kein Begriff entspricht, Zahlwörter, Wiederholungen und Ablaut, die Verfasser der Kinderreime, Reim und Assonanz, Versmass, Stimmung anregende Eingänge, vom Schatz (Liebchen), Verhältnis zur Tierwelt, der Mundart. Ausserdem verdanken wir Polles philologischer Thätigkeit eine ausführliche Wörtererklärung S. 180—201, eine Aufzählung der sogenannten wilden Wörter S. 202—204, und der Anfänge der Kinderreime. So lässt sich sagen, dass wir eine erfreuliche und lehrreiche Sammlung vor uns haben, welche vielfach Interesse erregen wird. Zu den auch von Polle citierten Arbeiten Dungers vgl. noch Ztschr. f. Völkerpsychologie XI, 28 f.

Berlin. K. Bruchmann.

Löwenstimm, A., Aberglaube und Strafrecht. Ein Beitrag zur Erforschung des Einflusses der Volksanschauungen auf die Verübung von Verbrechen. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Jos. Kohler. Berlin, Joh. Räde (Stuhrsche Buchhandlung) 1897. S. XV. 232. 8°.

Herr Löwenstimm ist ein Jurist, der im Justizministerium in Petersburg angestellt, reichliche Gelegenheit hatte, den Einfluss des Aberglauben auf die Ver-

übung von Verbrechen kennen zu lernen. Er hat in diesem seinem Buche in vierzehn Kapiteln die verschiedenen kriminalen Wirkungen abergläubischer Volksmeinungen behandelt: Das Menschenopfer, Das Umpflügen, Die Ermordung von Missgeburten, Zauberei und Behexung, Die peinliche Befragung des Verbrechers, Die Vampyre und das Öffnen von Gräbern, Die Talismane, Der Falscheid, Die Volksmedizin, Diebstähle, Der Betrug, Die Besessenheit, Unruhen zur Zeit von Epidemien, Vermeintliche Verbrechen. Zunächst sind es ihm bekannt gewordene Fälle aus Russland; Herr L. hat aber mit Recht sich nachzuweisen bestrebt, dass jener verbrecherische Aberglaube keine Eigentümlichkeit der russischen Völker ist, sondern sich in gleicher Art leider häufig genug auch in Westeuropa, so auch in Deutschland findet. Es sind das, wie Prof. Kohler in seinem beachtenswerten Vorwort ausspricht, düstere Dinge, die in den innersten eingeborenen Instinkten der Menschennatur begründet sind, die durch die mühsam darüber gelegte Kulturhaut oft mit vulkanischer Gewalt durchbrechen. Erziehung, Belehrung können hier allein helfen. — Der von Hrn. L. gesammelte Stoff wird sich ohne grosse Mühe aus den verschiedensten Ländern und Völkern vermehren lassen. Ich beschränke mich darauf, eine Bemerkung zu dem 2. Kapitel, Das Umpflügen, zu machen, dass bei Epidemien angewandt wird, um das Dorf durch das Ziehen einer Pflugfurche abzuscheiden von dem Gebiete der Seuche. Ein Graben wird gezogen, um den Tod, die Pest oder welche Krankheit es sei, von dem Orte abzuhalten. Wenn Hr. L. meint, der Brauch habe im Westen entweder niemals existiert oder sei wenigstens nicht nachzuweisen, so erlaube ich mir, ihn auf meine akademische Abhandlung: Zur Geschichte des heidnischen Ritus. Berlin 1896. S. 39 f. zu verweisen. Die dort gegebenen Belege könnte ich jetzt ziemlich stark vermehren. Vor allem möchte ich auf den Indiculus superstitionum et paganiarum verweisen, der auf der Synode von Liptinum in Flandern 743 aufgesetzt wurde und einen Titel de sulcis circa villas enthält. K. Weinhold.

Wandbilder der Völker Österreich-Ungarns. Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn in Wien. Lithograph. Anstalt von Karl Prochaska in Teschen. 2. Lieferung. 5 Blatt. fol.

In Band VII unsrer Zeitschrift, S. 216 f. habe ich die erste Lieferung dieses für die österreichischen Mittelschulen vornehmlich bestimmten löblichen Unternehmens der Pichlerschen Buchhandlung angezeigt, durch welches die zahlreichen Völker des Staates Österreich-Ungarn in ihren Trachten nach ihrem ganzen Typus in charakteristischer Umgebung dargestellt werden. Der Historienmaler Herr Aug. Trentin hat nach grossen, an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien wirkungsvolle Farbenbilder entworfen, die von der Prochaskaschen Anstalt in Teschen sehr gut in Farbendruck wiedergegeben sind. Die fünf neuen Blätter stellen dar Tiroler, Tschechen (aus der Pilsener Gegend), Ruthenen, Bosniaken, Magyaren. Wir wünschen dem Werke den besten Fortgang. K. W.

Die Schweizer-Trachten vom XVII—XIX. Jahrhundert nach Originalien, dargestellt unter Leitung von Frau Jul. Heierli und auf photomechanischem Wege in Farben ausgeführt. Serie III. Druck und Verlag Polygraphisches Institut Zürich. (1897.) fol.

Die dritte Serie dieses Prachtwerkes (Unsere Zeitschrift VII, 217. 454) bringt die Blätter: 13. Solothurn (Oltnertracht). 14. Zürich (Knonaueramt). 15. Schwyz. 16. Glarus (Sernfthal). 17. Tessin (Verzasgathal). 18. Wallis (Lötschenthaler Hochzeittracht). Nach einer Bemerkung auf dem Umschlage dieser dritten Lieferung stammen die Originalaufnahmen von dem Schweizertrachtenfest des Lesezirkels Hottingen in Zürich am 14. März 1896. Dadurch erklärt sich auch, dass dieses und jenes Blatt, wie wir das bei den Greyerzer Sennen (Bl. 11) hervorhoben, den Eindruck von Mache, nicht von Natur erweckt. Man muss sich aber vergegenwärtigen, dass das Werk nicht bloss die heute noch getragenen, sondern auch die ehemaligen Trachten wiedergeben will, und dass es bei dem entschiedenen Schwinden der alten Volkstrachten der Schweiz auf jene zurückgreifen musste. Dass nun nicht Figurinen, wie anderwärts geschehen, sondern lebendige, besonders geeignete Menschen zu Trägern der alten Gewänder gemacht und mit meist vortrefflichem Geschick sich in dieselben und in das, was sie darstellen sollten, hineingefühlt haben, giebt dem Werke einen besonderen Wert. Über die ganz ausgezeichnete Ausführung und photomechanische Wiedergabe kann ich auch bei dieser 3. Serie nur das früher gerühmte wiederholen. K. Weinhold.

Comte Eugène de Zichy: Voyages au Caucase et en Asie centrale. La Migration de la race Hongroise par le Comte Eugène de Zichy. La Description des collections par les docteurs Jean Jankó et Béla de Pósta. Ouvrage illustré de 150 planches hors texte et de nombreuses gravures. (Premier et deuxième volume.) L u. 613 S. 4°. 121 u. 28 Tafeln und 85 Textabbildungen. Magyarisch und französisch. Budapest (Gustav Rauschburg) 1897.

Graf Zichy ist durch eine sorgfältige Zusammenstellung und Untersuchung der uns erhaltenen historischen Aufzeichnungen zu dem Ergebnis gekommen, dass, als im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt der Kaiser von China, Chi-Hoang-ti, die chinesische Mauer errichten liess, um sein Reich vor dem Einfall der westlichen Barbaren zu schützen, die im nördlichen China oder an dessen Grenzen lebenden Alanen, denen auch der Stamm der Hiu-Huns, der Hunnen, angehörte, sich auf die Wanderschaft nach Westen begaben, und endlich von dem Lande zwischen dem kaspischen und dem schwarzen und Asowschen Meere, von Transkaukasien und dem südlichen Kaukasus Besitz ergriffen. Die Hunnen sind weder ein finnisches, noch auch ein türkisches Volk, aber sie sind mit diesen beiden Nationen in Berührung getreten und haben einzelnes von ihnen übernommen. In dem neueroberten Gebiete lassen sie sich Jahrhunderte lang unter mannigfachen Namen nachweisen, die hier nicht alle wiederholt werden können. Unter diesen ist der wichtigste der bei mehreren Schriftstellern sich findende Name Hunugur oder Unugur, in welchem Graf Zichy wohl mit Recht das Wort Ungar wiederfinden will; ebenso wie er einen Stamm der Hunnen im sechsten Jahrhundert unter dem König Mager mit den Magyaren identificiert. Im Beginne des neunten Jahrhunderts wurde dieses grosse Volk von den Petschenegen aus seinen Sitzen verdrängt. Sie teilten sich bei dieser Gelegenheit in zwei Gruppen, deren grössere in das heutige Ungarn eindrang, während der Rest nach Osten auswich in das persische Reich und teilweise auch im Kaukasus Zuflucht fand. Unter den hier erhaltenen Namen zeigen mehrere eine überraschende Ähnlichkeit mit magyarischen Namen.

Um den Spuren dieser Vorfahren des magyarischen Volkes nachzugehen, hat Graf Zichy mehrere Reisen in den Kaukasus unternommen und reiche Sammlungen mitgebracht, die er in dem vorliegenden Prachtwerke der wissenschaftlichen Welt zugänglich macht. Er wollte die Stämme des Kaukasus in linguistischer, anthropologischer und volkskundlicher Beziehung studieren, [um zu erforschen, ob von der ungarischen Sprache, der Rasse und den Sitten und Gebräuchen, den Geräten u. s. w. sich dort noch Spuren auffinden lassen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit einem ganzen Stabe von Fachgelehrten umgeben, welche ihn in seinen Studien unterstützten, und zur Zeit rüstet er eine neue, im grössten Stile geplante und bis an die Grenzen Chinas sich ausdehnende Reise aus.

Eine reiche Sammlung von photographischen Aufnahmen und von volkskundlichen und von vorgeschichtlichen Gegenständen hat er dem ungarischen Staate überwiesen. In vortrefflichen Abbildungen und in ausführlicher Beschreibung werden uns dieselben vorgeführt. Wir lernen aus der Feder des Dr. Johann Jankó, des Vorstehers des ethnographischen Museums in Budapest, die erhebliche Zahl der den Kaukasus und seine Nachbargebiete zur Zeit bewohnenden Volksstämme kennen, sie werden uns in ihrer äusseren Erscheinung, in ihrer Tracht, in ihren Sitten und Gebräuchen geschildert und auf 121 Tafeln liegen vortreffliche Abbildungen vor, die uns das Aussehen der Leute zeigen, sowie ihre Nationalkostüme, ihre Gebäudeanlagen, ihren Schmuck, ihre Waffen und ihr Hausgerät, eine reiche Fundgrube für den Volksforscher. Dem Prähistoriker bietet Dr. Béla von Pósta die archäologischen Funde aus dem Kaukasus, die mit den Fundobjekten aus ungarischen Gebieten in Vergleich gestellt werden. 28 Tafeln und 85 Textabbildungen führen uns dieselben vor. Dem Verfasser und seinen Mitarbeitern kann man zu dieser vortrefflichen und so ausgezeichnet ausgestatteten Veröffentlichung nur gratulieren und auf seiner neuen Expedition werden unsere besten Wünsche ihn und seine Gefährten begleiten. Max Bartels.

Nyrop, Kristoffer, Kulturhistoriske Skitser. I. Kysset og dets historie. København, det nordiske Bogforlaget (Ernst Bojesen) 1897. Anden Udgave. S. 292. 8°.

Das geistreiche hübsche Buch des bekannten dänischen Romanisten, Kulturhistoriker und Volksforscher Professor Nyrop wollen wir auch deutschen Lesern empfehlen als anmutende und lehrreiche Unterhaltung. Über den Kuss und seine Geschichte handelt es, natürlich nicht gelehrt und pedantisch, sondern aus der Fülle des Lebens und der Poesie. Treffende dichterische Citate aus allen möglichen Sprachen durchwirken das Buch; in welchem Sinne, können die Anfangs- und Schlussmottos andeuten: Heines Verse erstens: „Wenn ich nur selber wüsste, Was mir in der Seele zischt! Die Worte und die Küsse Sind wunderbar vermischt." Und zum Schlusse als Nachschrift P. Flemings Verse: „Küsse nun ein Jedermann Wie er weiss und wie er kann! Ich nur und die Liebste wissen, Wie wir uns recht sollen küssen." Die einzelnen Kapitel lauten: 1. Was ist ein Kuss? 2. Der Liebeskuss. 3. Der Zärtlichkeitskuss. 4. Der Friedenskuss. 5. Der Ehrerbietungskuss. 6. Der Freundschaftskuss. 7. Verschiedene Küsse. 8. Des Kusses Ursprung. — Eine Woche nach dem Erscheinen des sehr hübsch ausgestatteten Buches war die zweite Auflage notwendig. Ich zweifle nicht, dass diese kulturhistorische Skizze Hrn. Kr. Nyrops in guter deutscher Übersetzung auch bei uns viel Freunde und Freundinnen finden würde. Das Buch ist durchaus frei von jeder Frivolität.

K. Weinhold.

Esser, Max, An der Westküste Afrikas. Wirtschaftliche und Jagd-Streifzüge. Berlin, Köln, Leipzig: Albert Ahn, 1898. S. VIII. 225. Mit 11 Bildtafeln und zwei Karten. 8°.

Das schön ausgestattete Buch des Herrn Dr. M. Esser über seine Fahrten in Kamerun und Angola, im wesentlichen unternommen zur Ermittelung der Frage, welche gewinnbringende Geschäfte in unsern Kolonien Erfolge versprechen, liegt im wesentlichen ausserhalb unseres Bereiches. Es kann nur insofern für die Volkskunde Interesse bieten, als bei Besprechung der Bevölkerung von Kamerun, die bekanntlich teils zu den Bantus, teils zu den Sudannegern gehört, manches charakteristische über ihre Sitten, ihre religiösen Vorstellungen, ihren Hausbau unterläuft. Das meiste ergiebt dafür der Bericht über den Zug nach Bali. Unter den im Lichtdruck ausgeführten, meist landschaftlichen Bildtafeln enthält das Buch auch eine mit Fetischen aus Bulo N'Guti. Darauf sind zwei ganz nackte lebensgrosse Holzstatuen dargestellt, eine männliche mit zu den Schultern gleichmässig erhobenen Händen, eine weibliche, die rechte Hand segnend erhebend, die linke an den Unterleib haltend, dazwischen ein grosses Brett mit merkwürdig gut geschnitzten Ornamenten; in der Mitte treten in gerader Linie von oben nach unten verteilt drei Menschen- und ein Hundekopf heraus. Die Menschenköpfe sind weit feiner ausgeführt als an den Holzfiguren.

Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. (o. J.) S. 448.

Wir haben von dem bekannten badischen Volksschriftsteller Pfarrer Hansjakob im 5. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 114 eine Sammlung Erzählungen, Schneeballen betitelt, angezeigt, welche bäuerliche Menschen vom Schwarzwald in vier Erzählungen darstellten. In dem neuen Bande, nach schlechter Manier ohne Jahrzahl ausgegeben, führt uns Herr H. in das waldreiche obere Kinzigthal. Die erste Geschichte, der Fürst vom Teufelstein, macht uns mit einem wackern Förster bekannt, einem Original, der auf einsamem Forsthause mit Weib und Kindern lebt und bis zu seinem späten Tode in Freud und Leid ein braver und heiterer Mann bleibt. Die zweite, Theodor der Seifensieder, erzählt von einem Bürschlein aus Wolfach mit gerade nicht löblichem Anfang und wie er als Kinzigflösser und Seifensieder als wohlhabender und wackerer Bürgersmann es wie der Fürst vom Teufelstein zu hohen Jahren bringt. Die Kriegsgefangenschaft von 1849 nimmt sich besonders gut unter den Lebensscenen aus. Die dritte Erzählung Afra entfaltet den schweren Lebensgang eines Waldmädchens, einer Märtyrin, die ihr hartes Geschick in Ergebung trägt und auch unter dem Unglück ihrer beiden kranken Maidle sich aufrecht hält in Gottvertrauen und daher nicht untergeht. Es sind alles Menschen, die wirklich gelebt haben, und da sie lange gelebt haben, ist auch der Faden des Erzählers lang gesponnen. K. W.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 10. Dezember 1897. Herr Sökeland legte ein Instrument zum Bültenstechen (Torfstechen) aus dem Holsteinischen vor. Zweitens wies er die geschickte Verfälschung der weithin versandten sogenannten Teltower Rüben nach, die man aus Beelitzer Rüben herstellt, wobei Herr Geheimrat Friedel an die missglückten Züchtungsversuche von Johann Heinr. Voss in Heidelberg erinnerte. Ferner wies er einen Desemer, Desen, Besemer, Besener, Uenzel, eine Stock- oder Stangenwage vor, d. h. eine der in ganz Deutschland, ausser in Schlesien (und Thüringen?) gebrauchten, einfachen Wagen, die aus einem mit Masseinteilung versehenen Holzstabe bestehen, an dessen einem Ende sich ein Holzklumpen, innen mit Blei beschwert, an dessen anderem sich ein Haken befindet. Ihren Stützpunkt hat die Wage in einer auf dem Stabe verschiebbaren Schnur, an der sie mittels eines Holzgriffes gehalten wird. Die Schnur muss so lange verschoben werden, bis der Stab wagerecht steht. Natürlich wiegt diese Vorrichtung sehr ungenau, weshalb sie auch, wie Herr Geheimrat Weinhold bemerkte, in Dänemark, wo man sich des Bismer (holstein. Besemer) früher ebenfalls bediente, zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Regierung verboten worden ist. Die beliebte Ableitung der Namensform Desemer von lat. *decem* wies Herr Geheimrat Friedel zurück, da es sich bei dieser Wage gar nicht um eine dezimale Einteilung handle. Endlich zeigte Herr Sökeland kleine irdene und hölzerne, etwa 10 *cm* lange Schuhe, die mit Hafer gefüllt waren. Solche Klausschuhe oder ihre eigenen Schuhe stellen die Kinder am Vorabend des 6. Dezembers, des Nikolaustages, an die Thür oder auf den Herd u. s. w. und erwarten, dass sie am andern Morgen mit Näschereien gefüllt seien oder sonstige Geschenke daliegen. Der Hafer ist für das Pferd des Nikolaus bestimmt. Die Sitte ist am Rhein, in den Niederlanden, an der pommerschen Küste, auf Rügen und sonst noch in Niederdeutschland verbreitet. Ob auch anderwärts? Übrigens bescherten früher die Katholiken am Niederrhein bereits am Nikolaustage und erzählt man dort und in Westfalen, dass auch das Christkindchen auf einem goldnen Schimmel reite, den der Vortragende mit dem Schimmel oder Falben des Nikolaus in Verbindung brachte. In der Oberlausitz (Kreis Rothenburg) stellen die Kinder der evangelischen Wenden einen Eimer mit Wasser an die Hofthür und legen ein Bündel Heu dazu, beides für den Schimmel des Christkindes. Herr Geheimrat Schwartz kannte diesen Brauch aus dem Havellande. — Herr Oberlehrer Dr. Bethge sprach sodann über Recht und Gericht in der germanischen Urzeit. Die Rechtsverhältnisse ruhen, wie bei der Heeresverfassung, auf den Sippeverbänden. Die Freiheit des einzelnen geht weit, aber der Begriff des für alle verbindlichen Rechtes mangelt keineswegs. Seine Verletzung zieht nicht eigentlich eine Strafe nach sich, sondern vielmehr eine Busse, einen Schadenersatz an den Geschädigten oder ein Opfer an die erzürnten Götter. Denn der Friede ist dadurch gestört, d. h. der Zustand der gegenseitigen Liebe. Der Staat greift aber von sich aus nur ein, wenn sein

d. h. Feindschaft zwischen den beiden Sippen, die aber nicht zu einem Kriegszustande zu führen braucht. Einigte man sich nicht privatim, so konnte der Staat angerufen werden, der dem Schuldigen eine in Vieh zu zahlende Busssumme und die Gerichtskosten, das Friedensgeld, den *fredus* auferlegte. Die Eintreibung blieb der siegenden Partei überlassen. War sie unmöglich wegen des Widerstandes des Gegners, so verfiel er der Feindschaft der Gesamtheit, wurde friedlos. Sein Zusammenhang mit der Familie wird gelöst, seine Habe zerstört, wer es vermag, muss ihn töten. — Gerichtsversammlungen, Dinge der freien Männer giebt es für das Dorf, den Gau, das ganze Land. Sie sind zuständig je nach der Wichtigkeit der Streitfälle und werden abgehalten an geweihter und (ein)gehegter Stätte unter dem Dingfrieden, den der Priester gebietet. Der Richter führt den Vorsitz und fordert die Schöffen zu einem Urteil auf, das der Umstand, d. h. die übrige Versammlung annimmt oder verwirft. Die Ladung führt der Kläger aus. Folgt ihr der Verklagte, so kann bei klarer Sachlage eine Beweisaufnahme unterbleiben, andernfalls wird sie durch Eide der Parteien und ihrer Eideshelfer, die die Vertrauenswürdigkeit der Schwörenden beschwören, vollzogen. Auch der Zweikampf zwischen Kläger und Verklagtem oder ihren Stellvertretern kann als Beweismittel dienen, was zu den selten angewandten Gottesurteilen der Feuer- und Wasserprobe überleitet. Man greift dazu, wenn das Gericht sich ausser stande fühlt, ein Urteil zu fällen. Der Verurteilte hat sich zu fügen oder wird friedlos; nur wenn er in contumaciam verurteilt worden ist, darf er die Sache auch dann noch durch Zweikampf zum Austrag bringen. Von grösster Wichtigkeit war beim Verhandeln die Anwendung der richtigen Formeln. — Bemerkungen fügten hinzu die Herren Minden, Heusler (Friede vielmehr die gegenseitige Schonung; Gottesurteil ungermanisch, weil die Götter gar nicht das Wahre und Gute schützen), **Roediger** (keine Berufung vom niedrigeren an das höhere Gericht, Urteil unanfechtbar), Walden (Wroge[Rüge]gerichte für Bagatellen im Lande Hadeln) und Petsch (Gottesurteil im Märchen; ungermanisch, aus dem Orient). — Auf Antrag des Herrn Sökeland wurde der Vorstand für das Jahr 1898 wiedergewählt.

Freitag, den 28. Januar 1898. Herr Sökeland sprach über die in Westfalen bei der Flachsbereitung früher üblichen volkstümlichen Sitten und Gebräuche. Beim Jäten, *weihen* des Flachses halfen geladene Jäterinnen (*Weihelsken*) aus befreundeten Familien, denen ein *Weihelbeer* (Bierspende, Abendessen, Tanz) ausgerichtet ward. Für die Knechte und Mägde bildete die Flachssaat einen Teil des Lohnes, obwohl das bereits Friedrich der Grosse verboten hatte. Der *Leinsichter* reinigte die Saat, die dem Bauern an manchen Orten durch den Ertrag des Leinfeldes vergütet wurde. Knechte und Mägde halfen einander bei der Bearbeitung ihres Flachses in den Freistunden, falls nicht der Flachs der Dienstboten mit dem der Herrschaft gemeinsam bearbeitet wurde. Das Spinnen des Dienstbotengarnes aber fand immer nach Feierabend statt und zwar in gemeinsamen Spinnstuben vom Eintritt des Winters an. Auch das Spinnengehen verbot Friedrich II, ebenfalls ohne Erfolg. Die Knechte spannen gewöhnlich für die Herrschaft und erhielten

wurde *Sünne Peter* (22. Febr.) eine *Anwenddiesse* geschickt, d. h. eine Figur aus Stöcken, Hanf und Flachsabfall, die in einer umgehängten Tasche einen Spottbrief trug. Hilfe bei der Flachsbereitung und dem Spinnen brachten dem Bauern die Leute, die seinen Bullen benutzten, oder es wurde ein *Dickentag* veranstaltet. Die geladenen Helfer spannen vom Abend bis Mitternacht und nach zweistündiger Pause so lange, bis jeder 60 *Bind* (über 4000 *m*) gesponnen hatte. Ein Morgenimbiss, Tanz, Spiel und Gesang, endlich ein tüchtiges Mittagessen beschlossen den Dickentag. Auch der Schneider und Müller erhielten Gaben an Garn oder Geld, deren Ablieferung in einer Schenke zu Gelage und Tanz Anlass gaben, der *Spinnerigge*. Im Frühjahr wurde das Garn mit Holzasche gekocht, gebleicht, gewoben. Die Kante wurde mit einem Glättknochen oder einem *Gniddelstein* glatt gerieben und das Leinen in Rollen (*Löwend*) gewickelt. Das zum Verkauf bestimmte brachte man auf die *Legge*, eine öffentliche Prüfungs- und Verkaufsanstalt. Man unterschied die Sorten *Overband* oder *Kronenband*, *Unnerband*, *Einband*. Von Trinitatis 1780—86 wurde auf der Tecklenburger Legge für 826 633 Thaler Leinwand verkauft, zu einer Zeit, wo die ganze ehemalige Grafschaft nur 17 200 Einwohner hatte. Das Gewebe ging in die Hände von Bremer Kaufleuten über, bei denen die Bauern gewöhnlich im Vorschuss standen, was Friedrich der Grosse in unschädliche Grenzen zu bannen suchte. Ein grosser Leinenschatz ehrte die Braut. Er wurde am Hochzeitstage ausgestellt, auch in den Ehekontrakten oder *Degensbriefen* erwähnt. Der Vortragende legte acht solcher Kontrakte aus derselben Familie im Original vor, hatte auch eine Fülle verschiedenartiger, durchweg alter, im Hause gefertigter Leinengewebe, dazu Flachs- und Garnproben, sowie Spindeln, Spinnräder u. s. w. ausgestellt, die zum Teil dem Museum für Volkstrachten entnommen waren. Herr Dr. Schulze-Veltrup knüpfte an den Vortrag eine Reihe von Bemerkungen, u. a. über die früher starke Ausfuhr von westfälischem Segeltuch nach England. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr cand. phil. R. Petsch, und zwar über Volksrätsel. Er ging davon aus, dass die schon von Herder erwünschte, von Karl Müllenhoff aber erst energisch in Angriff genommene Rätselforschung in unseren Tagen endlich in zwei trefflichen Sammlungen von Pitré für Sizilien und von Wossidlo für Mecklenburg eine feste Grundlage gefunden habe, charakterisierte kurz die ältere germanische Rätselpoesie, die altdeutschen Rätselbücher und wandte sich dann dem lebenden Volksrätsel zu, das er in zwei grosse Gruppen, die wirklichen und unwirklichen Rätsel einzuteilen vorschlug. Zu letzteren gehören alle die Aufgaben und Fragen, deren Lösung entweder ganz unmöglich oder unendlich vieldeutig, oder irgendwie bemäntelt und nur bei scharfem Aufpassen zu erfassen, oder eine Aufgabe des Wissens und nicht des Witzes ist. Der Vortragende musterte dann das wirkliche Rätsel nach seinen Vorstellungsgebieten. Der Kreis, innerhalb dessen es sich bewegt, ist ein beschränkter, wird aber äusserst gewissenhaft ausgenutzt. Sehr wenig Abstraktes wird verwandt, so z. B. der Gedanke seiner Schnelligkeit wegen mit einem Hunde verglichen. Dagegen wird der menschliche Körper und seine Teile, das Haus und seine Geräte, das Feld und das Landleben beschrieben. Vor allem aber verweilt das Rätsel gern bei den Haustieren, auf die sich etwa 10 pCt. aller deutschen Rätsel beziehen, und mehr als die Hälfte von diesen wieder beschäftigt sich mit dem Federvieh. Der Haushahn ist der erklärte Liebling der volkstümlichen Kleinpoesie. Der Redner führte eine grosse Anzahl deutscher und englischer Rätsel über „den Herrn von Hickenpicken“ (Hahn), über „Entepetente“ (Ei) u. s. w. an. Seine Ausführungen über Stil und Metrum der Rätsel musste der Vortragende der vorgeschrittenen Zeit wegen fortfallen lassen. [R. Petsch.]

Der Jahres- und Kassenbericht des Herrn Vorsitzenden und des Herrn Schatzmeisters des Vereins boten Anlass, dem Herrn Minister der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten D. Dr. Bosse für den sehr erwünschten Zuschuss zu danken, den er auch in dem vergangenen Jahre dem Verein bewilligt hat. In den Ausschuss für 1898 wurden gewählt Fräul. Lemke und die Herren Bartels, Mielke, Bolte, Friedel, Er. Schmidt, Voss, Lübke, Walden, Sökeland, Möbius, Bastian, die Herrn Friedel zu ihrem Vorsitzenden ernannten.

Max Roediger.

Nachtrag.

Zu dem inhaltsreichen Vortrage des Herrn Sökeland (S. 114), dem ich leider nicht beiwohnen konnte, möchte ich ein paar Bemerkungen an dieser Stelle machen:

1. *weihen*, besser *weien* zu schreiben, ist ein altes niederdeutsches Wort für jäten, das auch im Grubenhagischen weien lautet, in andern nd. Gegenden, so in Holstein wêden, eiderstädtisch wieden; nl. wieden; engl. weed; alts. wiodôn; ags. weodjan.

2. Die Walriesken sind die ostfries. walrîders, elbische Nachtgespenster, ursprünglich Totenreiterinnen bedeutend und den Walkyren entsprechend.

3. Trudemännekes, ein meines Wissens noch nicht nachgewiesener Name der Zwerge; Truden- oder Drudenmännchen, dadurch als männliche Elbe bezeichnet.

K. Weinhold.

Bastian, A. Religions-philosophische Probleme auf dem Forschungsgebiete buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abteilungen. X, 190 und 112 Seiten in einem Bande gr. 8. 1884. geh. M. 9 —

Behla, Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer prähistorischen Karte im Maassstabe von 1 : 1 050 000. X und 210 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 6,50

Joest, Wilhelm. Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Mit 11 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 30 Zinkätzungen nach Originalzeichnungen von O. FINSCH, CL. JOEST, J. KUBARY und P. PREISSLER, nebst Original-Mitteilungen von O. FINSCH und J. KUBARY. X und 112 Seiten Folio. 1887. In Halbleinwandband. M. 40 —

Joest, Wilhelm. Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 113 Seiten. Mit 3 Lichtdrucktafeln gr. 8. 1889. geh. M. 3 —

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 1—60, 3 Indexhefte und 7 Supplementhefte. Jedes Heft Mk. 6 —

Schroeder, Leopold von. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. VIII und 265 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 5 —

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend-archäologische Studie. 1 Band Text, 157 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten, 4. geh. und ein Atlas von 11 Lichtdrucken, Folio, in Mappe. 1883. M. 48 —

Virchow, Rudolf. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener Amerikanischer Schädeltypen. Mit 27 Tafeln und 29 Textillustrationen. Folio. 1892. cart. Mk. 36 —

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Achter Jahrgang. 1898. Heft 2.



Mit zwei Tafeln.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.

'tschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 15, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Prof. Dr. Rödiger, Berlin SW., Wilhelmstr. 140, und der Schatzmeister entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Me
Berlin W., Unter den Linden 11.

Der Jahresbeitrag ist 12 Mk., wofür die Zeitschrift an di
frei geliefert wird.



Gossensasser Jugend.

Von **Marie Rehsener.**[1])

Luschtig beim Brantiwein, luschtig beim Bier,
Luschtig sein alle Leut, warum denn nit mir —
Wenn uns der frische Kopf überschi steht?
Steht er nit überschi, schaut er ins Thal,
Wo die schön Madler sein, hat man die Wahl!

Eben kommt die Dorfjugend den Bichl auer (die Anhöhe herauf). Ein Mädchen geht hier, das andere dort.

„Wann hat man das je gesehen, dass die jungen Madln dem Weg nachgehn! sie gehen wie die Lämmer, die Goase“, sagt eine Frau, die mit schwerem Strebekorbe (Streukorb) auf dem Rücken am Wege rastet.

Wer ist jene Gitsche (Mädchen)? frage ich, auf ein hochaufgeschossenes Mädchen weisend, das mir durch ihr noch kindliches Gesicht auffällt.

„Ich kenn die Leut, die kirchenkemmen, lange nit alle“, antwortet die Frau. „Die Jungen verwachsen sich.“

Wer bist du? frage ich selbst drauf das Mädchen, als sie herantritt, Glanen (Preisselbeeren) zum Verkaufe anzubieten.

„Ich bin die Marie von den Huiselern auf dem Giggelberg.“ Bist du die Älteste? „Ich bin die Älteste und gleichzeitig auch die Jüngste; denn ich bin die Einzige.“

Du bist sehr gross! — „Ja, und noch nicht 14 Jahre“, ruft sie lachend, „sie sagen, ich gäb eine rechte Riesin ab.“

Das Beerweible hat auch eine Tochter, die sehr gross ist —

„Eine schiene! schien, wie die Mutter Gottes! Das Gesicht thut völlig glitzern. Auch die S.s sein tolle Lüterinnen (kräftige Frauenzimmer)! stehn da wie ein Paar Lärchen.“

Aber die Kurze, die jetzt heraufkommt?

„Die schaut wohl schlecht her! und so kleine Öhrler bei einem erwachsenen Menschen hab ich mein Lebtag nicht gesehen“, sagt die steinalte Moidl. Auch die S. L. ist bleich. — Bleich wie ein Mehlbalg!“

weiss und rot ist jeder Fåken (Schwein). Das wird alles anders. Dort der Bube, der über Feld geht, war ehnder auch ein armes Häuterle (ein Kränklicher), jetzt ist er gesund wie eine Esche."[1])

„Jener aber hat ein Gesicht wie ein krankes Kalb. Ist es derlogen?" „Der jetzt kimmt, der Silbergasser", wandte sich die zuerst angeredete Frau zu mir, „den kenne ich. Er hat dasselbe G'lass (Haltung, Benehmen) wie sein Vater. Wie der beim Sitzen das Knie spitz hebt, thut er es auch."

Jetzt gehen Herrische (Vornehme) vorüber und werden ôg'furmt (abgeformt, beurteilt).

„Manche Männerleut haben wohl ein Gangl, als ob sie's zeigen wollten, dass sie es könnten; aber die Weiberleut — das ist ein G'schlamper um die Schinken (Lenden) und zieht sich lang nachn. Es geht wohl hin und her, aber dass es einem Gang gleicht, selle kann man nit sagen." (Zenze.)

Besser das lötzigste Hoamit (die ärmlichste Heimat) als der beste Dienst! Wo in einem Hause viele Kinder sind, ist der Segen in den Kindern; es ist gut wirtschaften mit eignen Leut' (Familienmitgliedern).

Noch sind in einem Hause alle Kinder beisammen; aber einer Gitsche ist aussrentboten in Dienst zu kommen (ein Dienst angetragen). Wohl sagt der Vater: „Du brauchst nicht unter die Leut' zu gehen. wo du hier Wohnung und Kost umsüst hast"; doch die Gitsche hat Schneid und sie geht.

Auf einem anderen Hofe erwacht nachts ein grösserer Sohn, der beim Vater im Bett schläft, stösst diesen mit dem Ellenbogen an und sagt: „Geht's ein wenig ummer, ich hab kein Ort." Da sieht er, dass der Vater gestorben ist. Der älteste Bruder wird Bauer, Schaffer, etliche Jahr dient der jüngere ihm noch als Knecht, dann geht auch dieser.

Eweile (vor Zeiten) war es nicht wie jetzt. Da hat man nicht um die Leut gehen müssen, sie kamen zu den Bauern um Arbeit. „Wenn fünf zur Hausthür aussngehen, kommen zehn zur Hinterthür eier", sagte man.

Zwei Knechte gingen nach einem Ort für sich sehen (Stellen suchen). Sie kamen zu einem Bauern, welcher sagte, dass er sie brauchen könne. Er gab jedem ein Paar Schuhe zum einschmirben. Der eine ging damit an den Herd, der andere vor die Thür. Nun raten Sie, welchen Knecht der Bauer behalten haben wird? Den, der vor die Thür ging; der hatte die Schuhe eingerieben, der andere aber hatte sie eingebrennt.

Mit Aufgeben erreicht man nichts, denkt, der sich's verthun (verdorben) hat und geht weiter. Was nicht ist, wird werden. Am Ried, wo der Weg óreitet (abzweigt), trifft er die Grossdirn des Hofes.

---

1) Selten ist hier ein einseitiger Mensch (der schief gewachsen), oder thut einer schilchen (schielen).

Viel zu gut hat es die Schmattl, die Praschl[1]) beim Bauern, da kommt der Übermut, „wird ja ein Vieh übermütig“, und sie spottet des Knechts:

> Higern Bach, entern Bach (diesseits, jenseits) fliegen zwei Tauben.
> Geh', mein Schatz, geh', mein Schatz, Federn auklauben.

Aber er weiss zu antworten:

> Federn auklauben ist ja auch nit gar schlecht —
> Der Sterzinger Schinder braucht â noch ein Knecht[2]).

Zwei andere, rechte Lumpen, liess der Kurat kemmen, ermahnte sie und sprach: „Ich bin überall hin gekommen, landaus, landein; doch solche Lumpen wie ihr hab' ich nirgends getroffen.“ Der eine Knecht, ein k'auter[3]) Mensch, dachte, dass der Herr, da er so weit umanand gekommen, wohl auch manches nicht recht gemacht haben mochte und antwortete: „Ein guter Knecht[4]) braucht nit viel Örter.“

Bei der Annahme einer Dienststelle ist es oft entscheidend, ob ein Hof in der Nähe der Kirche gelegen, die Ehehalten ein feines Kirchengehen haben.

Sie stehen am liebsten zu Mariä Lichtmess ein, um welche Zeit sie auch schläuggeln (die Stellen wechseln).

Die Arre, Capâre (Handgeld, mlt. arrha, südtirol. capâri, ital. caparra), die sie vorher angenommen, dienen sie erst ab und so lange dürfen sie noch den Dienst verlassen. Am Donnerstag nach Lichtmess, Jennewein[5]), abends mit Feirumläuten schnellt die Wiede ab (reisst für sie das Band, das sie mit der Dienstherrschaft verbunden hatte). Von der Zeit an bis Montag, wenn sie in den neuen Dienst treten, brauchen sie nicht zu arbeiten. „Lustig ist man, wenn es auf die letzten Tage geht“, sagte ein älterer Knecht, „da kriegt man Geld, Freiheit!“ Manche rêren (weinen) auch.

> Heut' ist mei Schlänggelstag, morgen mei Ziel.
> Heut geht mei Pinkele (Pack), morgen geh i.

Im Dienste heisst es, das Gelernte bethätigen.

„Nannele, mei Dirnle, kann Schüssele spülen und Tellerle reiben[6]) und Bratwürstl schneiden.“

Arbeiten thut der fremde Knecht auch früh und spät, reden genug; aber du weisst nie recht, was es ist: der Mensch ist nit ganz akrât (es ist nicht ganz richtig mit ihm).

---

1) Ein fettes, dickes Weibis.

2) Aber besser ist's noch beim Schinder, sich zu verdingen.

3) g'hauter, geriebener, vom Zimmermannsholz hergenommen, zugehauenes Holz. Gleichbedeutend damit: der ist mit allen Salben g'schmirbt.

4) Anspielung auf den Ausdruck G'sellpriester (Cooperator).

5) Ingenuin, 5. Februar.

6) Früher wurden die Teller mit Sägmehl abgerieben nach dem Waschen.

Die Postmeisterdirn wohl, die sorgt so gut fürs Vieh und Feld, dass, wenn alle das Heu vor dem Regen eierhätten und sie es im Regen führen (fahren) müsste, *unser Herrgott im Himmel nicht mehr sicher* wäre.

Und der Bauknecht des S. — einen solchen liess sich gern jeder gefallen — *der ist ein Mensch wie eine liebe Stund'!* Kein lautes Wort, kein Flucherle hört man von ihm den ganzen Tag.

Ja ehnder (früher) haben die Dienstboten die Vorräte im Hause wie ihr Eigentum zusammengehalten, jetzt sagen sie: essen kann man von allem, was man will, und auch dem Kunter (Vieh) geben; man darf es nur nicht aus dem Hause tragen.

Es ist immer das Gleiche: viel Geld und wenig Arbeit wollen sie und zu essen gut und genug, hat der Zillerthaler gesagt. Fürs Sorgen und Geldgeben bin ich — der Bauer — gut. Sie — die Frau — wird mit den Madlen noch die grössere Stampenei[1]) kriegen.

Sorgt sie sich um die Kuh, die schwer kalbt, so denkt die junge Dirn, wie die F. L. es einmal aussprach: „Selber g'thun, selber haben; selber schwer auflegen, selber tragen. Ich leg' alles der Kuh auf. Wegen der spalt ich mir nicht den Kopf.“

Wenn eine Dirn nur einer Kuh òerstecken (Futter durch die kleinen Löcher im Boden der Tenne in den Stall herabwerfen kann, also eine Kuh zu versorgen versteht), möchte sie *frei gleich was Rares* sein, hat ein Cooperator einmal gepredigt. Die Unzucht (Unsitte und Unsittlichkeit) und der Hochmut werden schon auf Erden gestraft, alle andern Sünden in der Hölle.

Die kleine (zweite) Dirn meint es gut, aber sie ist ein Bissel ein Schuchluggis[2]), arbeitet schlauderisch (ist vor Übereifer nachlässig).

„Was wird Milch verschüttet! Mehl gesät (verstreut)! Das Schmalz sieht her, als wär' es nicht aussrgestochen, sondern von den Hennen aussrgekrahlt.“

„Die Gitsche läuft aus jeder Arbeit, deshalb kimmt sie aus keiner.“ Sie ist noch sehr jung.

„Wegen der Jünge (Jugend) ist es nicht. Ihr Vater hat die Kinder sovl (sehr) derschlagen. Allm (immer) schlagen und gar nit schlagen ist gleich schlecht oder gleich gut.“

„*Mich* fragen *alle* wegen der erkrankten Kuh“, sagt mit Selbstbewusstsein eine junge Magd, die sich mit guter (unabgerahmter) Milch das Gesicht wäscht, während im Hause die Milchnot ist; die ihren blonden Haaren durch Waschungen mit Aschlauge einen rötlich

„Pass auf“, muss sie von der Bäuerin, bei der sie in Dienst ist, hören, „dass dir der Verstand nit obern Haar wächst“ (du nicht zu gescheit, glatzit wirst)!

Wer sich selber lobt und übernimmt (zu gut von sich denkt), ist der grösste Büffelsgrint (Ochsenkopf).“

Und der St. N., die nichts an den unrechten Ort bringt (das Anvertraute nicht weiterspricht), klagt die Frau ihr Leid:

„Alle Nacht die Löeter (Burschen) um's Haus herum, wegen der Dirn, das ist mir sovl zuwider. Sie hat stille zu liegen in ihrem Eck, da werden sie bald gehen.“ Aber die Lasche (Hündin) steht jeden Abend mit offenem Haar am offenen Kammerfenster, das breite Gesicht gegen die Eisenspäne (Gitter) gepresst, nachdem sie auf der Maulorgel gespielt hat (Mundharmonika, wenn man's recht grobe sagen will, sagt man Fotzenhobel) oder sie wischpelt auch. Wenn Mädchen wischpeln (pfeifen), rêrt (weint) die Mutter Gottes und bittet nicht mehr für sie. Der Witzbeutel weiss aber nicht von dem Fensterln der Buben, hört nicht, wie sie sagt. An der ersten Luge ist sie nit derstickt und die letzte hat sie noch nit gesprochen. Die Luge und das Stehlen sein dicht beianand daheim. Der Gensdarm hat bei den Buben, die ihr Wein gebracht, was zu thun gehabt und bei ihr auch nachfragen müssen — es soll Wein aus einem Keller gestohlen sein. „Muss sie nur einmal bei Landgericht ochn (hinunter)! da werden sie ihr das Gesimse schon ökehren!“ (die Lügen beseitigen, wie man ein Gesimse vom Staube reinigt).

Sie meinen, besser ziehen sollte man die Dirn? Ja, in einen Mistgrätn (Mistkarren) setzen und bei Gasse auerziehen.“

Am Blutstag (Frohnleichnamtag) morgens stand unter ihrem Fenster ein dürrer Baum aufgerichtet. „Was das heissen soll? Das können Sie leicht denken. Den Jungfraunkranz hat sie für den Umgang (die Prozession) wohl aufgesetzt und ihn auch im Wirtshaus eingeweicht (eine Halbe Wein dort getrunken); aber ich hann Sorge, er wird nimmer frisch.“

Ein anderes Mädchen will eine gestandene Dirn[1]) sein und fasst nicht einmal morgens die Asche auf dem Herd zusammen; „abends kann sie es ja nicht thun, es könnten leicht glühende Kohlen drein sein. Das Mus[2]) ist oft knietief angebrannt, die Knödel sind heute gleime (hart) gewesen, dass, wenn man einen an die Wand geworfen, ich zweifle nicht, es eine Matze (Loch) dergeben hätte; die Nudeln waren so sperre (trocken), dass, wenn ein Wind gangen wäre, er sie verweht hätte. Mit der Milch hat sie einen Geit (Geiz), ich glaube nicht, dass der Tuifel mit einer Seele einen sellen Geit hat. Die Pfannen sehen aus! grad, dass man's noch kennt, dass sie flêss (flach) sind, so wenig sauber; aber sagen Sie nichts.

1) Die ihren Platz ausfüllt.

2) Mus, Mues, mhd. muos, Brei aus Mehl, Schmalz und Wasser oder Milch.

Ein Furm (eine Unordnung) ist in der Kuchl! Neben dem Holzstock ein Raumhaufen (Unrat), wie neben der Stallthür der Mist. Die ist faul! wenn die heiratet und Kinder hat, verfault sie mitzammt den Kindern. Da kann man sagen, sie sein vor Faulheit derstunken. — Häkeln thut sie: dass sie sich nicht vom Tag (weg) schämt, die verlurenen (unnützen) Arbeiten zu thun! Sagst du etwas (wenn ich etwas sagen würde), ist es gefehlt, brennt's im Dach und ich bin das schlechte Mensch.“ Die Frau schweigt, macht Grint (schmollt) und die Dirn macht auch Grint. Muss eine notgedrungen etwas fragen, so giebt die andere ein Schnarrer, ein Schnabler (zorniges oder boshaftes Wort) zur Antwort. Ein gutmütiges Mädchen hätte noch gefragt: „Weshalb machst du Kopf? was habe ich gethan?“ und hätte sie auch dann keine Antwort erhalten, gesagt: „Bald kann ich es auch — s'Kopfmachen.“

Jetzt, Christi Kreuz (hilf)! dass sich's entweder wehrt oder annispreizt (der unsichere Zustand ein Ende hat).

Da redet die Frau doch. Ich bin ja gezwungen, denkt sie, sich vor sich selbst entschuldigend, soll nicht alles zu Grunde gehen. „Eil' dich, das ist ein Gestiere (Gestochere)!“ ruft sie der Magd zu, der die Arbeit nicht von der Stelle geht. „Wenn du den hölzernen Schmalzstotz (Kübel) sauber haben willst, musst du ein siediges Wasser einithun und einen glühendigen Bolzen, dann kocht er aus.“

„So hab' ich's mein Lebtag nicht gethan“, antwortet die Dirn heiss, doch ohne recht hingehört zu haben. „Einem jeden soll ich Pudel machen“ (nach eines jeden Pfeife tanzen)!

„Wirf mir nicht alles gleich übers Dach aus!“ (Verwirf nicht, was ich eben gesagt habe) erwidert die Frau.

Die Dirn wird scharf, mault hinter ihr her, doch so, dass sie es hören muss: „Wenn ich einen Zorn auf wen kriege, bin ich kein Mensch mehr; ich muss ihm zu Fleiss thun (absichtlich), was er nicht will.“

Die Frau thut das gallen; es macht sie falsch (böse).

Ein Wort noch, da bricht der gâche Zorn bei der Dirn aus: „Du bist heute tribulant, müelich (machst anderen Mühe), den ganzen Tag hast du das Maul auf, thust backlen und pefflen (anhaltend schelten). Du mühselige Trindl, thu' die Murfl (den mürrischen Mund) zu! Ich kann jeden Augenblick gehen, so schlecht wie bei dir, find ich es ninderst (nirgends).“ Und sie selbst reisst die Gosche vonanand wie eine Radscheibe (Wagenrad); süst (sonst) meint man, sie brächt sie nicht weiter auf als die Mutter Gottes.

Die Bäuerin achtet (auf) das Mädchen nicht mehr und dieses ist ganz derrittet (zerrüttet). Wer will da noch zum Frieden reden? Wenn eins derrittet ist, ist bald gemusiget (Musik gemacht ohne Harmonie). Aber ein Scheit brennt nicht lang, wenn man nicht nachschürt und ein Mensch streitet nicht lang; wenn eins geht, ist es bald ein Friede.

Die Magd geht ausser der Zeit und niemand bittet sie zu bleiben. Ausgeschaut hat sie wie eine Wetterkatze, wie ein Thal voll Wetter, und hergesprozt (hergeblickt) wie eine rietige (brünstige) Kuh nach dem freundlichen Mädchen, welches zur Aushilfe bereit, in die Hausthüre trat, als sie ging.

„Ich mein“, sagt die Zenze, „wenn eins sich gar nichts sagen lässt, das ist auch nicht das Rechte: denn dass eins allm (immer) gescheit ist, das giebt es nit.“

Taugt ein junger Knecht nichts, so flunzt ihn wohl der Bauknecht (Grossknecht) an; hilft alles nichts, so stanzt ihn der Bauer (jagt ihn fort).

Die R. Müllerin hat einer Dirn, die ihr Jahr nicht aushielt, sondern nach $^{3}/_{4}$ Jahr ging, von allem, was sie zu bekommen hatte, nur $^{3}/_{4}$ gegeben, auch vom Gewand. Die Mädchen bekamen ausser dem bedungenen Geld einen vollen Anzug, grad zum eichnschliefen (einschlüpfen) fertig gemacht. Nicht etwa gab die Frau ihr von allem Zeug zusammen nur $^{3}/_{4}$, sondern an jedem Stück $^{1}/_{4}$ weniger, als man dazu braucht. Also für die Pfât (Pfait, Hemd) $^{1}/_{4}$ weniger und ebenfalls so für den Schalk (weisse, kurze Jacke), den Kittel (Rock), das Fürtich (Schürze) u. s. w. Als ihr die Nähfrau sagte: „Da kommst du ins Gerede!“ antwortete sie: „Ich gebe nur, was ich zu geben brauche, mehr nicht.“ Und ein Bauer, dem eine Dirne nach einem halben Jahr ging, erklärte, ausgemacht wäre, sie bekäme das Jahr 3 Paar Schuhe, das träfe 1 Paar und 1 Schuh auf $^{1}/_{2}$ Jahr. Ein Schuh machte ihm kein Schuster, also könne er nur 1 Paar als Lohn geben.

Solche Leute werden noch schwerer Ehehalten (Dienstboten) bekommen; bald wird es heissen: Die ist eine Zange (Geizige). Der ist ein Schinder, der schindet mir noch die Haut ab, da gehe ich nicht zu.

Noch suchen Mädchen Dienst in Wirtshäusern und Hotels. Die neue Köchin, hann ich Sorge, wird kein Staar (Mass = $^{1}/_{2}$ Wiener Metze) Salz im Wirtshaus fressen, nicht so lange bleiben, bis sie so viel verzehrt hat. Sie hat allm den Thürnagel in der Hand (will täglich gehen).

Und die Kellnerin, wie die dasteht! ein totes G'lass (Benehmen) in einem Wirtshaus, das geht nicht. Die muss gehen. Was aus den Gitschen (Mädchen) wird, die allm beim Gesöff (als Kellnerinnen) sind und unter alle Leut kemmen, muss man erst sehen. Wie der Tag war, das weiss man erst die Nacht. Sie sind jung und narrig und es wächst ihnen ja ein (sie gewöhnen sich an die Lebensweise). Es wird ihnen ante thun (abgehn), wenn sie das Gesöff nicht mehr haben. Hat doch die schöne Kellerin (Kellnerin) aus Meran gar gesagt, sie könne die Gossensasser Luft nicht mehr entbehren. —

Wieder andere lernen nähen. Für Männer durften sie früher nichts arbeiten. Selbst für die kleinsten Buben wurde alles beim Schneider gemacht, jetzt gehen sie mit den Schneidern als Maschinennäherinnen auf

die Stêr (auf Arbeit in den Häusern der Besteller). Drüben in der guten Stube der Zenze sass ein Schneider und nähte für ihren Bruder. Neben dem Schneider sass ein Mädchen mit der Pfeife im Munde. Sie rauchte und spie auf die Erde, dass es einen grossen, nassen Fleck gegeben hat. wo sie gesessen.

Einmal gab es eine Nähterin, die nähte so gut, dass sie glaubte, besser als sie könnte es keine und sie fragte sich, ob sie es wohl mit dem Teufel aufnehmen könne — da stand er schon vor ihr und fragte: „Was wollen wir wetten? Du hast es so gedacht. Wir nähen jeder eine Pfåt und wenn du nicht eher fertig bist als ich, bist du mein.“ Mit Zuschneiden waren sie gleich, dann fädelte der Teufel ein ganzes Knäul Garn ein, um einen langen Faden zu haben[1]; doch er musste bei jedem Stich dreimal um das ganze Haus laufen, um den Faden auszuziehen. Die Nähterin aber sass still und nähte mit kurzen Fäden und war mit der Pfåt fertig, als der Teufel erst eine Naht hatte.

Wo bleibt das Geld, das sich die Dienstboten und Tagewerker, die ihren selber (für sich allein) leben, verdienen?

Die Mädchen hängen den Lohn ans Gewand. Jetzt kaufen sie viel schwarzes Schürzenzeug. „Sie klagen damit die Welt aus“ (betrauern sie), sagte eine Krummerin (Krämerin). „Schwarz ist die letzte Hoffart. Wenn die Bauern anheben schwarz zu tragen, dann geht die Welt bald unter.“

An die Buben hat sich mit obiger Frage auch ein Bussprediger gewandt. Er hub an mit einer Erzählung. Einmal hat mich ein Wirt gebeten, zuzukehren. Als ich in der Stube sass, nachher ist ein Knecht eier (herein) kemmen bei Thüre. „Wie viel Lohn hat der“, fragte ich den Wirt. — „135 Gulden.“ — „Da wird er sich wohl etwas derspart haben? — „Ja“, sagte der Wirt, „heute ist Lichtmess und er hat noch 48 Kreuzer gut. Heiraten will er und (hat) nicht e ganze Hose.“ — „Wo ist das Geld geblieben?“ rief ich. „Früher hatte man einen Spar- und Zehrpfennig, jetzt hat man nur den letzten Zehrpfennig und der ist etliche Kreuzer.“

Zu einer Gitsche, bei der das Löhnele mit dem Jahr auch immer gar (fertig) war, sagte deren Mutter, eine Sterzingerin: „Dich muss ich kürzer halten, du hast so das zmeiste vom Vater, die — Tücken und die Kniffe davon (von ihm) alle.“ Der Mann hatte im Zuchthaus gesessen und war, als er herauskam, von der Frau erhalten worden.

Das Geld ist des Menschen Feind oder Unglück. Das Sparen muss man beim Luck (Deckel) anheben und nicht beim Boden (wie man aus einem vollen Gefäss etwas ausschöpft) und soll es von den Reichen lernen.

Mit Sparen und Klemmen hat man nichts bekemmen (bekommen) als a tiemal (irgend einmal) an blowen Fleck.

1) Näht jemand mit einem solchen, so heisst es: Der fädelt ein wie der Teufel.

Der **Leichtsinnige** aber denkt:

Woans (wenn es) nur frei schiene geht, — woans nit viel hat!

Auch was das **Kirchengehen** anbetrifft, warnte ein geistlicher Herr: Der Teufel fällt nicht mit der Thür ins Haus, er fängt es sovl kluge (fein) an. Erst saumt man nachmittags den Rosenkranz, dann meint man, es wäre nicht nötig, zur Frühmesse zu gehen; nachher, eine Messe am Tage genügte u. s. f., bis man garnicht mehr zur Kirche kommen möchte. Eine volle Kirche, hat sich ein z'nichter Bub ausgedacht, ein voller Stall und ein voller Backofen sein die drei grössesten Lugen: sie sein nur bodengelucket (bodenbedeckt). Andere singen das Lied:

Der Messner haugt (läutet), — der Pfarrer schreit: — wo sein die Leut? — im Wirtshaus drein — und trinken a Seidl Wein.

Aus dem Wirtshaus aber erschallt es:

Mei lieber Rebensaft[1], — giebst du mir ein die Kraft? — Du musst wissen, — dass du mich gestern hast niedergerissen. — Ich beschwöre dich, du lebendiger Geist, — dass du mir im Bauch bleibst und nicht in den Kopf steigst!

Doch bald giebt es Anpeffeln (durch Spotten reizen), Prefelexen und G'toas (Getöse).

Die übrigen Reden bringen übrige Werke. Vom Mut kommt der Übermut, und Übermut thut selten gut.

Es wird gerauft. Wer aber von den raufenden Männerleut der Schuldige, ist ebenso wenig zu sagen, als wenn man in einen Sack voll junger Katzen greift, zu wissen, welche einen krahlt.

Umsonst ruft ein Besonnener, als ein Robler (Raufer) gar so gross thut, dazwischen: Ich bin wolte (sehr) weit kemmen, als (nur) im Unterland nie, und hab' viel Leut gesehen, als ein Leutfresser nie (einen, der vor Zorn die Leute frisst).

Doch schon fliesst Blut. So ist auch ein junger Mensch nach nur kurzem Wortwechsel im letzten Sommer (1897) auf dem Rosskopf[2]) erstochen worden.

„Wenn die Fremden (die alle Tage nichts thun, nach der Ansicht der Bauern) so unerzogen wären", meinte die Jendel Moidl, „was würde es für Unglück in Gossensass geben! Hier können die Leute nicht acht Tage nichts thun."

Das **meiste Geld** der Bubn wird **verwichst** und **verblitzt**[3]). Kommen sie aus dem Wirtshaus, beginnt das Fensterln, werden Dummheiten — mancher sagt Bosheiten — verübt. Wohl soll der Bube das

1) Anklang an ein altes Trinklied: Nu bis mir gottwillkommen, du edler Rebensaft! Ich habs gar wohl vernommen, du bringst mir grosse Kraft, Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, III, No. 1139.

2) In dem Wirtshaus unterhalb des schönen Aussichtspunktes 2187 *m* über dem Meer.

3) Verputzt, für Getränk ausgegeben.

Mädchen erst fragen: „Darf ich gassegehen?" Sagt sie „ja", kommt er allein oder mit einem Freunde. Manche aber denken:

Der (welcher) nichts fragt, — (dem) wird nichts versagt —

und versuchen es bei einer jeden.

Das Fensterln geht nicht leicht ohne Lärm ab. Der eine hat schon einen Dunst, der andre hat noch Getränk (Wein oder Schnaps) mit, und der oben auf der Leiter vor dem Mädchenfenster steht, dient hinzukommenden Burschen als Zielscheibe, wird mit Scheitern und Ästen geworfen. Das ist ein alter Brauch.[1])

Tusche, dumpfe Schreie, das Klirren von zerbrochenen Fensterscheiben: Lachen, Flüstern, Fluchen, heiseres Singen stören die Stille der Nacht. Die Löter klaffen (führen unanständige Reden), dass es einen Rauch giebt; verdolmetschen es nicht, sagen es deutsch. Der den Anhebfaden gemacht, muss es beichten und für alle büssen.

Auch versuchen die Übermütigen mitunter, ein Fenster gewaltsam zu erbrechen, wenn das Mädchen nicht öffnen will. Als sie von der S. kamen, haben sie am Eck, dass man's in der Gasse gehört hat, geschrieen: Heute in der Früh um 5 Uhr wird die S. auf dem Kirchplatz versteigert.

Das Mädchen lachte, als es davon hörte.

„Da ist nichts zu lachen! Das ist nichts Schienes!" Sie meint, sie hat bei den Männerleut' Wert und Kredit und sie halten sie nur für eine Närrin. Man sagt nicht umsüst: Jung und dumm. Sie ist dumm wie die Nacht — weil man in der Nacht nicht sieht —, noch dummer als die Nacht!

Wenn die Eltern den Buben das Fensterln nicht abstellen, hilft alles nichts. Aber wer hat's gethan? „Nachts sind es alle und tags will es kein einziger sein", meinte ein Vater, der um seine Hilfe gegen den Unfug angegangen worden.

„Die Eltern sollten ihre Kinder Not leiden lassen."[2])

Stille Wasser gründen tief und suchen alleweil immer tieferen Grund. Das Gemüt ist einmal so, es geht einen tie[3]) selle Schwermut zu. Die Silbergasser Moidl war allm ein stilles Moidl. Sie ist ins Kloster gegangen; jetzt ist sie gestorben. Auch eine Tochter der Steidl Nanne, die der 15. Nothelfer[4]) im Dorfe, ist im Kloster.

1) Nur der Hausbesitzer dürfte etwas dagegen sagen, ist der aber alt, wagt er sich auch nicht vor die Thüre.

2) knapp halten.

3) tie für etie = et ie (mhd. eht ie), irgend einmal, sagt man, wenn man's kurz machen will.

4) Es giebt 14 gute und 14 schlechte Nothelfer, der Teufel unter den letzteren mitten drein.

Von der Einkleidung ihrer Tochter und anderer Barmherzigen erzählte sie. Die Feier ist schön! und geweint hat auch ein jedes, aber — nicht vor Verdruss. Die Mädchen kommen in ihren gewöhnlichen Kleidern, doch schon mit kurz abgeschnittenen Haaren vor den Altar, nehmen das Gewand der Barmherzigen (Schwestern) auf und gehen damit wie in die Sakristei. Darauf kommen sie an der anderen Seite des Altars als barmherzige Schwestern wieder hervor. Ihre Bündel liegen in einer Reihe bereit, und es weiss keine, ob sie dableibt oder fortgeschickt wird und wohin. Als wir aus der Kirche kamen, sahen wir die Mädchen, die fort mussten, schon in den Eisenbahnzug einsteigen.

Wenn sie Profess leisten, entsagen sie allem und können nicht mehr aus dem Kloster heraus. Eine Klosterfrau hörte, dass ihr Vater im Sterben läge. Da hat sie sovl geweint, dass die Oberin sagte: Geh' zu Deinem Vater, vielleicht wirst Du dann ruhiger. Das Mädchen packte ihre Sachen und ging; kam aber nur bis zur Klosterpforte — dann kehrte sie um und blieb. Weil sie gehen gewollt und gedurft, wurde sie ruhiger.

Wäre es Ihnen nicht lieber, dass Ihre Tochter hier verheiratet wäre? fragte ich die erzählende Frau.

„Wenn sie einen guten Mann hätte?! — ich hab' einen guten Mann gehabt. Gott vergelt's ihm!“

Aber wie ist das? All' die schön geschriebenen Briefe von Ihrer Tochter sind an Sie, Frau Anna Graber — nicht Steidl — wie Ihr Mann hiess, adressiert. — „Das ist mein Mädchenname, wenn der Mann tot ist, hat man den wieder.“[1])

Wird unsre Dirn auch ins Kloster gehen?

„Ja, die geht ins Kloster! In das Kloster, wo man mit den Wiegenbändern läutet.“

Sie geht aber doch so viel zur Kirche?

„Das Kirchengehen ist bei ihr ein G'stüad (ein heuchlerisches Anstellen).“

Die vielleicht grösste Freude einer Tiroler Mutter ist es, wenn ihr Sohn Priester werden kann. Reicht das Geld nicht fürs Studieren, sie spart, ja bettelt für den armen Studenten, bis er ans Ziel gelangt ist.

Eine Tagewerkerin in Sterzing hatte ein lediges (uneheliches) Kind. Es war ein kleber (schwacher, kümmerlicher) Buab, den liess sie studieren. Die andern neckten ihn: Du giebst keinen Geistlichen ab, weil Du ein Lediger bist. Da klagte er es der Mutter, und diese riet ihm zu antworten: „Wir sind wohl alle Ledige; verheiratet kommt keiner zum Studieren.“ Nachher hatte er Ruhe.

Als er beinahe fertig war, brauchte er noch 17 Gulden zu Büchern. Seine Mutter war wohl notig (arm), aber sie hat es zusammengebracht.

1) Nicht allgemein gebräuchlich, ihre „alleinige Eigenheit.“

Sie tröstete den Sohn: „Jetzt wird es besser gehen, wenn Du Geistlicher bist.“ — „Meinst Du? Die Geistlichen müssen auch was auf sich nehmen“, antwortete er.

Als wir zu einem Manne von seinen vielen lieben Kindern und der Freude, die er an ihnen haben müsse, sprachen, erwiderte er ernst: „Ja, wenn sie gut bleiben!“

Kleine Kinder kleines Kreuz, grosse Kinder grosses Kreuz! Die Jungen verwachsen (verändern) sich auch in ihrem Wesen, besonders die Mädchen. Die A. war brav. Wie hat sie, als sie noch zur Schule ging, bei einer alten Frau gearbeitet! „Habe ich Freude um sie gehabt, als ich noch, ein halbes Kind, bei ihr diente“, sagte noch später das erwachsene Mädchen, „so will ich die jetzt Kranke gern pflegen, bis sie wieder gesund ist.“ Und ein andermal: „Das will ich meinen Verwandten nicht anthun, dass sie müssen Schand' tragen“ (um meinetwillen).

Jetzt, nachdem sie in mehreren Diensten gewesen, ist sie ein Umgeschlagenes[1]), wie nur eine.

„Ich mag hier keinen Loeter (Geliebten)“, sagte die B., ein lediges (uneheliches) Kind, das noch mehrere ledige Geschwister hat, zu ihrer Mutter. Das Mädchen schrieb sich mit einem Schmiedgesellen, der aber zur Zeit in Bayern war. „Du innigstgeliebter meines Herzens“, fing sie einen Brief an, und machte selbst einen Vers zum Schluss. Die Mutter lachte. Dann wurde es anders mit dem hübschen Mädchen. Das wird in acht Tagen anders! Der C. hat wollen aus seiner Gitsche eine Frau (etwas Vornehmes) zügeln (erziehen). Hätte er sie arbeiten gemacht! Jetzt ist sie eine Hoffartsschnalle und ein rechter Klaubauf[2]).

Der Hoffart folgt der Fall   und Schimpf und Schande überall.

Wie es mit seiner ältesten Tochter geworden, hat einem Witwer, erst 14 Tage ehe der Ofen brach (ehe sie niederkam), einer zu Lieb und Leid gesagt. Als sich das Mädchen gegen die jüngere Schwester verantworten wollte, musste sie hören: Schweig nur, Du bist auch nicht vom heiligen Geist überschattet.

Die D. bringt ihr G'spun[3]), die Freundin, mit der sie am Frohnleichnam in der Prozession geht, ganz auf ihr Bandl (ihre Seite). Die treibt es (die Liederlichkeit) sovl gewerbig, und die ausg'schamten Reden!

Umsonst warnt eine freundliche Bäuerin die E.: Ja, Gitschele, hüt' Dich vorm Fuir (der Hölle)! Das Fuir ist heiss! Und es erinnert

---

1) Auch von Kartoffeln wurde gesagt, sie wären in der Erde umgeschlagen, entartet, weil immer dieselbe Sorte zur Aussaat genommen wird.

2) Der Klaubauf ist eine hässlich vermummte Gestalt, die den hl. Nikolaus bei seinem Umzuge begleitet.

3) Gspûn, am Eisak für Gespann gesagt.

die Schwester: „Keins von uns zehn Kindern hat die Mutter sovl ausgemacht (ausgescholten) und ihr fürgesagt als Dir!“

Wenn einmal eine Unordnung in den Gedanken ist, wenn der Leichtsinn auch nicht geschwind auffiattert: aber er kimmt. —

Die Männerleut haben die Weiberleut allm gern wie überall. Der A. kann nicht einmal beim Essen neben einem Weibis (Weibets, Weibsbild) sitzen, ohne zu seitlen (sie mit dem Ellenbogen in die Seite zu stossen). Wie der B. ein Mädchen klein ang'griffen, hat man vom Nachbarhause gesehen.

Der C. thut überall anbandln, vogln, fischen, doch heisst es:

Was man versprochen, soll man halten
Den Jungen und auch den Alten.

Der D. lügt mehr, als er hinter sich Blowe (Himmelsbläue) hat und dem E. kann man nicht den Atem glauben.

Die Männer und die Hasen haben es dick hinter den Ohren.

Lustiger sind die jungen Leut ehnder gewesen, ganze Kutten (Scharen) abends umanand bei Strasse; frei g'juhzt und g'sungen haben sie von Haus zu Haus.

Jetzt schleicht einer allein in die Winkel. Was heimlich ist gefährlich.

„Heut morgen sind weizene Balln (Kleie) gestreut gewesen vom G. Stadl ins Dorf hinein — bis wohin, hab' ich weiter nicht gesehen“, erzählte ein Bauer. „Da muss was gewesen sein.“ Was das heissen soll? „Es wird einer von dort zu einem Weibis gegangen sein und ein anderer hat es g'wôrnt (bemerkt) und nachher den Weg so bestreut, zum Zeichen, dass er darum wüsste.“

Das wird ein G'raschl (Lärm) geben!

Die Leute sind schnell dabei, einem den **ehrlichen Namen** ôzuklauben (wegzunehmen), mit dem aber ist es gerade so, als wenn man einen Sack mit Federn in den Wind trägt und der darunter fährt. Man greift hierhin und dorthin, fasst wohl drei, vier Federn; aber man bringt sie nimmer alle wieder zusammen. Das Gleichnis hat der Kienast Hannes gemacht.

Das Gerede über sich wird ein Mädchen nicht mehr los und wenn sie bis nach Innsbruck geht, geht es voran.

Das Schlechte kommt schneller umanand als das Gute (spricht sich schneller weiter, weil es mannigfaltiger, verschiedenartiger ist, wie die Unzahl der schiefen Winkel dem einen rechten gegenüber). Selbst wenn man des Spruches eingedenk ist: mit Sagenhören lügt man gern, wird das Gehörte weiter erzählt. Und nur, wenn man ganz gewiss weiss, dass etwas nicht wahr ist, aber doch davon spricht, fügt man bei: Das ist auf Brixen ein Jahr her, dass es auf Bozen geschehn ist.

(Schluss folgt.)

Der Kobold in nordischer Überlieferung.

Von **H. F. Feilberg.**

(Fortsetzung von VIII, 20.)

6. So wie Menschen gewöhnlich denken, so muss der Niss etwas für seine Mühe haben. Besonders glaubt man das unter dem Volk, aus dessen Gedankenkreis wohl die meisten dieser Vorstellungen über den Niss hervorgewachsen sind. Er dient um Lohn, fordert seinen Lohn, und erhält er nicht was ihm zukommt, wird der Bauer es teuer bezahlen müssen. Was in späteren Zeiten als Lohn betrachtet wird, war wohl in früheren das Opfer, durch welches man den guten Willen des „kleinen Volkes" gewann und damit Hilfeleistungen, Gedeihen, Überfluss. Was und wie geopfert wurde, werde ich durch eine Reihe von Erzählungen, mit den heimischen anfangend, darlegen.

Die Katze erhielt ihr Abendessen am „kleinen Weihnachtabende" (23. Dezember), der Niss das seine am „grossen" (24. Dezember), und seins wurde ihm in den Kuhstall gebracht.[1]) Auf Mors wohnte ein Mann, Laust Hylledig genannt; er konnte immer im Vergleich mit seinen Nachbarn weit mehr Getreide verkaufen als irgend jemand unter ihnen. Er hatte aber auch einen Niss. Natürlich musste er dem Niss Speise verabreichen, und er ging jeden Abend in die Vorstube mit Grütze und Milch, welche er durch die Bodenluke für den Niss hinsetzte. Noch immer, wird anderswo erzählt, setzen die Leute jeden Sonnabend für Nis Puge Buchweizengrütze beiseite, und so ist auf dem Hofe seit undenklichen Zeiten gethan worden. Die Grütze wird unter einen Stein gestellt und immer wurde dabei für Butter gesorgt; dann holte der Niss sein Essen von dort.

Meine Pflegemutter, erzählt Anne Margrete Jensdatter aus Meilby, war aus Egaa gebürtig und stand bei Niels Andersen daselbst im Dienste. Da hielt sich ein Niss auf, den sie oft gewahr wurde. Da sie furchtsam an ihm vorüberging, sagte er ihr, sie dürfe nicht bange sein, er würde ihr nichts zu Leide thun, denn er merkte wohl, sie konnte ihn sehen. Immer melkte sie ihre Kühe unter einer Esche; da wohnte der Niss, und sie hatten dann immer mehr Butter und Milch. Jeden Tag musste die Frau für Niss Mehlgrütze kochen, und mit dem Überbleibsel seiner Mahlzeit fütterte er das Pferd. Als sie eines Tages mit dem Melken beschäftigt war, erschien Niss und schlug der Frau den Milcheimer aus den Händen. „Ja wohl", sprach sie, „ich weiss es wohl, es war zu wenig Butter in deiner Grütze, aber", fügte sie hinzu, „willst du es jetzt gut sein lassen, so wirst du morgen mehr erhalten; heute hatte ich selbst blutwenig!"[2])

1) Kristensen, Almuel. IV, 98, 300.
2) Kristensen, Sagn II, 47, 33. 78, 145. 147.

Sehr oft wird die Erzählung von der Grütze des Niss auf die Weise variiert, dass er die Butter nicht entdecken kann; entweder ist dieselbe durch einen Unfall auf den Boden der Schüssel gesunken oder das Dienstmädchen hat sie mit Willen verborgen, oder aber sie ist zufälligerweise von einem Bettler, welcher sich in der Scheune ein Nachtlager gesucht hatte, gegessen worden, und immer sucht der Niss schleunige Rache. Er dreht der besten Kuh den Hals um, schleppt aus dem Hause fort, was er an Überfluss gebracht hat, so dass die Bewohner arm und elend werden. Indessen kann er sich auch, wenn er seinen Irrtum gewahr wird, eines Besseren besinnen und sein Versehen wieder gut machen.

Auf einem Hofe verschwand immer die Milch der Katze. Es war leicht zu erraten, dass es der Niss war, welcher dort sein Wesen trieb, und um dem zu steuern, nahm die Frau jeden Abend, wenn sie gemolken hatte, eine Schale voll Milch, welche sie mit den Worten hinsetzte: „Das ist für den Niss!“ und abermals eine Tasse, die sie füllte: „Diese ist für die Katze.“ Das half und seit der Zeit behielt ein jedes das Seine.[1])

Zwischen den Dörfern Börglum und Wollerup streckt sich eine grosse Heide, die Skrolles Heide genannt wird. Rund um sie her liegen Bauernstellen: in einer derselben wohnt ein Niss, welcher die Kühe in der Winterzeit füttert, weshalb sie auch weit besser als die der anderen aussehen. Er will natürlich aber seinen Lohn dafür haben: er fordert eine Schüssel süsser Grütze mit Butter, und erhält er zu wenig, rächt er sich. Eines Abends, als er wie gewöhnlich seine Grütze aufsuchte, war keine Butter drinnen, er fand sich sehr beleidigt und beschloss, sich zu rächen. In den Kuhstall hineingegangen, ergriff er die grösste und beste Kuh an den Hörnern und drehte ihr den Hals um. Als sie tot vor seinen Füssen lag und er eine Weile sich über seine schleunige und schwere Rache erfreut hatte, kam ihm die Grütze wieder in die Gedanken und er entschloss sich, zu essen. Er fand aber bald die Butter unten an der Schüssel; die Mädchen hatten es so, um ihn ein bischen zu necken, gemacht. Jetzt verdross es ihn, und er dachte daran, ob er es nicht wieder gut machen könne. Er erinnerte sich einer anderen Kuh von derselben Grösse und Farbe, wie die von ihm getötete, und so nahm er die tote Kuh auf den Rücken, trug sie fort und tauschte sie gegen die lebendige um, die er wiederum über die breite Heidestrecke zurücktrug. Er band sie in dem Stall an; da er aber damit fertig war, brach er in Klagen über Rückenweh aus: „Ach weh, mein Rücken! Skrolles Heide war lang, die rote Kuh schwer, ach weh, mein Rücken!“[2])

---

1) Kristensen, Folkem. VIII, 52, 96.

2) Kristensen, Sagn II, 88, 183, seine Klage bildet einen Vers:
„Aa haa, mi ryg, | Skrolles hie wa laang, | Den ro' kow wa taang, | Aa haa, mi ryg!“

Der Niss will Grütze und sonst keine anderen Gerichte. Auf Anholt (D.) war es alte Sitte, Grütze für den Gaardbo am Weihnachtsabend hinzustellen. Einst geschah es aber, dass die Hausfrau an diesem Abende Grünkohl kochte, sie mochte so gern Kohlsuppe, und während die Suppe lustig im Topfe sang, erschien der Gaardbo und sprach:

> Im Topfe des Bauers Kohlsuppe singt,
> Glück dieselbe dem Bauer nicht bringt,
> Weihnachten übers Jahr im Grabe er liegt.

Augenblicklich ergriff die Frau den Topf, schleuderte die Kohlsuppe weit von sich hin und setzte in aller Eile Grütze über das Feuer, denn sie mochte ihren Mann nicht verlieren. Darum kochen sie noch immer am Weihnachtsabende Grütze für den Gaardbo.[1])

Der Niss ist doch nicht ganz unempfindlich gegen die Fortschritte der Civilisation, was aus der folgenden Geschichte wohl erhellen kann. Der Viehknecht, aus dem Dorfe eines Abends zurückkehrend, entdeckte den Niss, welcher auf den Sprossen der Leiter sitzend, ganz gemütlich seine Pfeife rauchte. Nun war er gewillt, seinem Kollegen einen Schabernack zu spielen und riss die Leiter von ihm weg, dass der Niss rücklings in den Heuboden purzelte, während seine Pfeife zur Erde fiel. Natürlich ergriff der Knecht die Pfeife, verbrannte aber seine Hand übel. Jetzt war aber die Reihe an den Niss gekommen, und er zog die ganze Nacht den Knecht hin und her im Bette; aber er besann sich am Ende eines Besseren, heilte die verbrannte Hand des Knechtes, welcher jetzt verstand. dass der Niss nicht so schlecht sei, wie sein Ruf und als Sühnopfer eine neue Pfeife mit Tabak für ihn kaufte. Alles wurde auf den bestimmten Platz hingelegt und nachher holte er selber jeden Abend Grütze und Milch für den Niss und sie wurden Busenfreunde.[2])

Aus den Nachbarländern werden ganz ähnliche Geschichten erzählt: als Proben mögen folgende dienen. Zunächst aus Norwegen.

Wünscht man mit dem Niss gutes Einverständnis, so darf man ihn nicht durch unzeitiges Lärmen stören und nicht vergessen, gutes Essen und Trinken für ihn unter die Scheunebrücke jeden Donnerstagabend und besonders am Weihnachtsabend hinzusetzen. Er wird an solchen Abenden mit süsser Grütze, Kuchen, Bier und anderen guten Sachen traktiert. Ist er bei guter Laune und schmeckt ihm die gute Zehrung — er ist ziemlich leckerhaft — so isst er alles auf. Spott aber und Vernachlässigung duldet er nicht[3]) (N.). Aus Thelemarken wird berichtet, dass der Bauer am Weihnachtsabende Grütze und mit Butter bestrichenes weiches Fladenbrot

unter das Haus und am Fusse des Hügels für die Wichte (Vätter) hingesetzt, damit sie nicht nur keinen Schaden thun sollten, sondern Segen und Überfluss brächten.[1])

Wehe aber demjenigen, der es versucht, den Niss um sein Recht zu betrügen.

Irgendwo, erzählt der Norweger (wenn ich mich nicht irre, war es in Hallingdal) sollte das Mädchen, entweder am Donnerstagabend oder am Weihnachtsabend, das ist mir nicht mehr erinnerlich, Rahmgrütze für den Niss hinsetzen. Nun schien es ihr aber sündlich, dem Niss so gute Sachen zu bringen; sie ass selber die Rahmgrütze, trank noch dazu die Butter und setzte in die Scheune saure Milch und Hafergrütze für ihn in einem Schweinstroge hin. „Da hast du das deine, du böser Bube!“ sprach sie. Kaum aber war die letzte Silbe aus ihrem Munde, als der Niss auf sie losstürzte, sie ergriff, und mit ihr zu tanzen anfing, indem er sang:

„Aa du har iti op Grauten for Tomten, du,
Aa du skal faa danse med Tomten, du!“

„Du hast die Grütze für den Tomte aufgegessen, du wirst den Tanz mit dem Tomte versuchen, du!“

Und er fuhr fort mit ihr zu tanzen und als am Morgen Leute kamen, fanden sie das Mädchen mehr tot als lebendig.[2])

Bisweilen zieht aber der Niss den kürzeren, wie ich jetzt erzählen werde.

Auf Jönneberg in Bö (N.) steht noch eine grosse Eiche, die über die ganze Gegend wegen ihres Alters und ihrer Grösse berühmt ist. Am Fusse dieses Baumes hat man seit uralten Zeiten den „Haugebonde“ (Hügel-Bauer) angebetet und das geschah so, dass man jeden Weihnachtsabend eine Schüssel voll Grütze am Fusse des Baumes hinsetzte, und wenn man sie am anderen Morgen wegnahm, war sie gewöhnlich leer. Dann glaubte man gewiss, dass es der „Haugebonde“ war, der sich an der Grütze eine Güte gethan hätte. Zum Lohn blieb man dann samt dem seinigen mit den Unterirdischen in Frieden und konnte Glück für Pferde und Kühe erwarten.

Vor etwas mehr als 200 Jahren lebte auf Jönneberg ein Mann, welcher ein sehr hohes Alter erreichte und deswegen den Namen „der Alte des Jönneberges“ erhielt. Am Weihnachtsabend war er gezwungen, sein Haus zu verlassen und wegen eines notwendigen Geschäfts ins Thal hinab zu gehen. Auf dem Wege wurde er von Freunden und Verwandten so gut traktiert, dass er etwas angetrunken war. Am Abende zurückgekehrt sah er seine Frau die Grütze kochen. „Wir müssen wohl auch dies Jahr ein wenig Grütze am Fusse der Eiche hinsetzen?“ fragte sie. Der Alte aber

1) Wille, Optegn. S. 183.
2) Asbjörns. III, 77, cfr. S. 43.

wurde zornig und meinte, jetzt müsse das alles ein Ende haben, sonst würde man im ganzen Kirchspiel den Leuten zum Gelächter werden. Kurz vor dem Bettgehen war der Dienstknecht die Pferde zu füttern gegangen, und er sah, dass der „Haugebonde“ an der Eiche mit einem Lichte in jeder Hand nach der Grütze umschaute. Da er wieder eintrat und dem Alten was er gesehen erzählte, fuhr dieser geschwind auf, ergriff seine Flinte und schlich sich in der finsteren Nacht zur Eiche herunter, wo er gleich den „Haugebonde“ mit seinen Kerzen entdeckte. Nahe genug gekommen gab er Feuer, und die Kerzen erloschen. Er ging nach Hause, legte sich zu Bett und am folgenden Morgen sah man nur einige Blutspuren an der Eiche, und von dem Tage an hörte die Verehrung des „Haugebonde“ auf Jönneberg auf.[1])

Jetzt wende ich mich nach Schweden.

Am Weihnachtsabend versäumte die verständige Hausmutter selten, den geheimnisvollen Wesen, von deren Gunst das Gedeihen und Glück des Hauses abhängig war, „ihren Lohn“ zu geben. Irgendwo wurde ein Tischchen mit den gewöhnlichen Weihnachtsgerichten für sie hingesetzt und zwar an einen Platz, wohin niemand zu kommen pflegte. Es geschah mit einer gewissen Geheimthuerei, doch so, dass alle darum wussten. Der Mitteiler, J. Sundblad, fügt hinzu: ich selber habe diese Weihnachtssitte allerdings nicht gesehen, von sehr zuverlässigen Personen aber sagen hören, dass diese Sitte vor 20 Jahren (1868) noch nicht ausgestorben war. Ein Dienstmädchen, das mehrere Jahre bei mir war, sagte mir bestimmt, dass wenigstens eine ihrer früheren Hausmütter niemals diese Gewohnheit versäumte.[2]) Aus Nerike wird erzählt, dass während der Abendmahlzeit am Christabende etwas Grütze auf einen Teller gelegt wurde, und dass eins von den Dienstmädchen, während sich alle ganz still verhielten, diese für den „Tomt“ in die Scheune brachte.[3]) Der reiche Bauer in Smaaland pflegte alle Weihnachtsabende eine Schüssel Grütze für den „Tomte“ in die Dreschtenne zu setzen und wenn dieser die Grütze aufgegessen hatte, füllte er die Schüssel mit Geld.[4]) Am Morgen des ersten Christtages wird an anderen Orten dem „Tomte“ sein „Lohn“ ausbezahlt: einige graue Friesfetzen, etwas Tabak und eine Schaufel voll Erde. In Blekinge und auch anderswo pflegen die Arbeiter, wenn sie auf dem Felde oder in den Wiesen beschäftigt sind und bei der Mahlzeit sitzen, ein Stücklein Brot, ein bischen Käse unter einen grünen Rasen hinzulegen. In Schonen wird das Essen für ihn auf den Ofen gesetzt.[5]) In Södermanland stellt man

ihn auf die Dreschtenne oder in die Hausflur hinter die Thüre oder die Treppe; er wird bisweilen auch mit Butterbrot traktiert.[1]) In Ingelstad in Schonen erzählt man, dass der Niss auf seine Privilegien sehr genau hält. Wo er wohnt, muss die Hausfrau ihm jeden Abend sein Essen hinstellen und am Weihnachtsabend fordert er etwas von jeder Schüssel zu kosten. Eines Weihnachtsabends wurde er auf einem Hofe Ingelstorps vergessen, gleich fingen die Kühe zu brüllen an, die Pferde bäumten sich, Funken stoben aus dem Schornsteine, das Haus bebte, und so ging es fort, bis der Niss sein Recht erhalten hatte.[2]) In einem anderen Teile Schwedens, Fjelkinge, erzählt man von einem bestimmten Felde, dass der Bauer, wenn die Saat auf demselben reif war, eine grosse Schüssel voll Reisgrütze und ein Fass Bier kurz vor Sonnenuntergang auf das Feld brachte, wonach er sich stillschweigend nach Hause begab. Am anderen Morgen war die Grütze gegessen und das Fass geleert, aber das Feld auch geerntet und das Getreide in Garbenhaufen gesetzt. Nun starb endlich der Bauer, sein Sohn wurde Herr und seine Frau wurde neugierig und versteckte sich eines Jahres hinter einen grossen Stein. Gegen Mitternacht entdeckte sie drei Männlein, grau angezogen und mit roten Mützen auf dem Felde erscheinen. Der erste trug eine Sichel, womit er das Getreide schnitt; der zweite einen Rechen, womit er dasselbe in Haufen zusammenharkte; der dritte band es in Garben, die er in Hocken zusammenstellte. Alles ging sehr geschwind, in kurzer Zeit war das Feld gemäht, und darnach fingen sie an zu essen und zu trinken. Die Frau trat dann aus ihrem Verstecke hervor und sprach zu den Wichten: „Ihr seid die tüchtigsten Schnitter, die ich je gesehen; ich danke Euch bestens für Eure Mühe!“ Im selbigen Augenblicke waren sie verschwunden und kehrten nimmermehr zurück.[3])

Wenn der „Tomte“ sich beleidigt wähnt oder beleidigt wird, ist er geschwind zur Selbstrache; er ist aber auch geschwind, wenn es gilt, seinen Irrtum wieder gut zu machen. In Nykil (S.) lagen einander gegenüber zwei Höfe, deren einer seinen „Tomte“ hatte. Jeden Weihnachtsabend wurde er mit weisser Grütze und Honig traktiert und da geschah es einmal, dass die Grütze so heiss war, dass der Honig in ihr zerrann. Da der „Tomte“ seine Grütze fand und den gewöhnlichen Honig nicht entdeckte, wurde er so erzürnt, dass er augenblicklich in den Kuhstall ging und der besten Kuh den Hals umdrehte, wonach er zurückkehrte und seine Grütze

1) Aminson VI, 107. 108.

2) Bruzelius S. 87; gebettelte Milch wird in den vier Ecken der Stube ausgegossen, Wigström II, 156; in Finland wird eine Garbe ungedroschenen Getreides beim Ausdreschen dem Tomte hingestellt, und eine Flasche Branntwein für ein angekauftes Tier in Stall oder Scheune ausgegossen, Nyland S. 69. 120.

3) Kristensen, Sagn II, 49, 38; auf den Färoer wird Milch für den Hausgeist hingesetzt, Hammershaimbs Anthologie I, 329, 17; Unsre Zeitschr. f. Volkskunde II, 4.

verzehrte. Gleich wurde er seinen Irrtum gewahr, als er den Honig am Boden der Schüssel fand. Reuig trug er die tote Kuh nach dem benachbarten Hofe und führte aus diesem eine andere, die er an der Stelle der getöteten festband.[1]) Anderswo wurde für den Niss jeden Abend in einer Schüssel Grütze und Milch hingestellt. Da der Hausherr eines Tages verreist war, wollten die Knechte den Niss necken, indem sie seine Schüssel hässlich verunreinigten. Dann fingen sie an zu tanzen, indem sie ein Lied über ihre That sangen. Aber sie büssten, denn sie mussten ihren Tanz fortsetzen, bis sowohl Schuhe, als Strümpfe, ja die Haut an ihren Füssen abgetanzt war. — Einst hatten ein paar Hausierer Nachtquartier gesucht, wo ein Niss sich aufhielt. Sie waren hungrig und wurden gewahr, dass der Bauer in der Nacht eine grosse Schüssel mit Grütze und Milch für den Niss hinsetzte. Was dann? Sobald der Bauer aus dem Wege war, assen sie die Speise und verunreinigten die Schüssel. Nach einer Weile erschien der Niss mit so viel ungedroschenem Getreide, dass er unter der Last keuchend kaum fortkommen konnte. Dann ging er seine Schüssel zu nehmen, rief aber gleich ärgerlich aus: „Achtzehn Garbenhaufen getragen und als Lohn Dreck zum Abendessen!“ Zornig verliess er in aller Eile das Haus und riss im Wegfahren das Dach mit sich fort.[2])

7. So ist es überall im Norden Sitte gewesen, dem Niss Grütze, Tabak oder was ihm sonst angenehm sein könnte hinzusetzen, und ich irre wohl nicht, wenn ich in diesem Gebrauch ein altes Opfer, dem Schutzgeiste des Hauses dargebracht, erblicke. Es wird nicht ohne Interesse sein, die Frage zu erledigen, welcher Art Wesen der Niss zugerechnet werden muss, und diese Opfer näher zu betrachten. Ich erlaube mir hier, einen kleinen Exkurs über die verschiedenen Wichte (vätter) zu geben, welchen im skandinavischen Norden Speise und Getränke geopfert worden sind.

Überall wo der nordgermanische Heide hinblickte, entdeckte sein Auge nicht nur unbewusste Natur, sondern bewusste, wollende und waltende „Vätter“ (Wichte). Gemeinschaftlicher Name für das stille „verborgene Volk“ sind isl. álfar, Elben, die sich im dänischen „Elverfolk“, „Ellefolk“ wiederfinden und die durch Volksetymologie an „Elletræer“ (Erlenbäume) bei den Dänen, unter den Schweden an den „Elf“ (Bergfluss) angeknüpft sind. In ihm lebt der „Älvkall“, der Alte im Flusse, welcher durch sein Spiel Menschen toll machen kann. Weil sie verborgen leben, nennen sie die Isländer „huldufólk“, norwegisch „Huldrer“. Bei uns sind sie als „Hyldefolk“ bekannt, gewiss auch durch eine Volksetymologie, indem sich

die „Skogsfru“ oder „Skogsnufva“; wo der Bergfluss im brausenden Wasserfalle hinabstürzt, wohnt der „Fossegrim“ (N.), „Nøkke“ (N. D.), „Neck“ (S.), der Nix. In Schweden benutzt man als gemeinschaftliche Namen für viele dieser Elben „Rå“ oder „Rådande“, d. h. die Waltenden, oder auch „Vitra“, ein Wesen, das überall wo Menschen mit Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt sind, sich findet, im Gebirge, in den Wäldern, in Seen, Wasserfällen, an der Meeresküste, auf Klippen und Scheeren (Västerbotten).

In den finsteren, stürmischen Nächten der Weihnachtszeit fährt im Gebrause des Sturmes die „Asgaardsreia“ dahin, der gespenstische Zug mit Sigurd Snarensvend und Guri Rysserova (Pferdeschwanz) an der Spitze. Für den glücklichen Ausfall der Ernte muss man sich mit einem gespenstischen Tiere, dem „Gloso“ (S.) befreunden.

Neben der Wohnung des Bauers wächst seit undenklichen Zeiten das „Boträ“, eine Eiche, Birke, Hollunder, Bergahorn, dessen Leben und Gedeihen aufs engste mit dem der Familie verknüpft ist. Im Thale wohnt, lebt, arbeitet der Bauer; der Fels, der mit Lawinen- oder Erdsturz droht, überragt sein Haus; der Stein, der endlose Wald, sind seine Nachbarn; unten strömt der Fluss vorüber. Dauert der Winter zu lange, so können ihm Lebensmittel und Futter für das Vieh ausgehen; die Sonne, die Schnee und Eis verjagt, ihm Frühlingslust einflösst, die den Sommer hervorruft und die Ernte verheisst, ist sein Wohlthäter. Von allen diesen Naturmächten hängt Leben, Gedeihen, Glück für ihn ab, wie für das Haus; er muss notwendig mit denen, die ausserhalb seiner Wohnung leben, wie mit dem Niss, der mit ihm unter einem Dache wirtschaftet, auf freundlichem Fusse stehen, darum teilt er mit ihnen, bringt ihnen in Festzeiten ein Opfer, meistens aus Esswaren bestehend, dar. Dann hofft er, das Jahr werde er in Frieden mit seinen mächtigen, ihn rings umgebenden Nachbarn leben können.

Deshalb also, um Glück und Gedeihen zu erhalten, wird alle Abende für den Niss Milch und Grütze hingesetzt. Wo dieses vernachlässigt wird, ist es mit Fortgang und Gedeihen aus.[1]) Unter dem Havredalshause wohnten „Bjærgfolk“, Unterirdische, und jedesmal, wenn die Hausfrau buk, legte sie ein Brot für sie hin; wenn sie sich entfernt hatte und wieder zurückkehrte, war das Brot fort. Immer hatten sie im Hause Glück, bis die Frau einst das Brot ihnen zu geben vergass, dann misslang ihr alles. Nachher unterliess sie nimmer, beim Backen ein Brot für sie hinzulegen.[2]) — Von einem anderen Orte wird erzählt, dass die Leute für den „Bergmann“ Essen hinaussetzten; darum war in dem Hause immer Reichtum.[3]) Die Mutter eines Bauern auf Öland setzte alle Abende Milch und Grütze für

1) Kristensen, Sagn II, 78, 146.
2) Kristensen, Sagn I, 112, 482.
3) l. c. 114, 440.

die Zwerge aus.[1]) Im Hügel wohnt das „Ellefolk“, unter einem Weidenbaume war ein Loch, wo man in ihre Wohnung hinabging. Die Leute hielten mit ihnen gutes Einverständnis und setzten jeden Weihnachtsabend Grütze für sie hin, darum hatten sie auf dem Hofe mit allem Glück.[2]) Alle Weihnachtsabende, ehe das Essen aufgetragen wurde, ergriff der Bauer einen Korb, den er mit allerlei guten Sachen füllte, Brot, Speck, Würste u. s. w., auch einiges Geld wurde hineingelegt. Mit diesem allem ritt er zum Hügel hinaus, umkreiste denselben mehrmals (dreimal?) und legte das Ganze auf einen grossen Stein neben dem Hügel hin. Am nächsten Morgen war alles weggenommen.[3]) Am Anfange dieses Jahrhunderts lebte in dem Hofe, auf dessen Felde Manglehöj liegt, eine Frau, die immer den Unterirdischen opferte. Sie butterten damals meist am Abende, und sobald sie ausgebuttert hatte, füllte sie einen kleinen Napf mit Buttermilch und stellte denselben auf den Hügel hin. Es gab immer Glück, wenn man das „Hügelvolk“ freundlich behandelte.[4])

Alle diese Beispiele sind dänisch. Aus Norwegen wird erzählt, dass das „Huldrefolk“ jeden Weihnachtsabend am Birkenhügel erschien. Damit es nicht im Hause den Frieden stören sollte, liess der Bauer auf dem Hofe Tveit im Simothale Bier und Essen allerlei Art für sie auf den Birkenhügel hinaustragen, und eine Kuh am selbigen Abend im Stalle ungemolken. Am Morgen des ersten Weihnachtstages war die Kuh gemolken und die Esswaren verzehrt.[5]) — Im Ober-Thelemark opferte man den „Vätter“ (Wichte) etwas von dem besten Essen, das man besass, auf ihren Hügeln, besonders Buttermilch, und wenn gebraut wurde, Bierwürze. Diejenigen, welche keinen „Vättehügel“ hatten, gossen den Opfertrank auf die Herde aus. Ihre Freundschaft war dem Bauer für sein Vieh und sein sonstiges Wohlsein sehr nützlich. An mehreren Orten des Raa-

1) l. c. 49, 217.

2) Krist., Sagn II, 36, 144; cfr. Waldleuten im Dienste des Bauern wurden Überbleibsel hingestellt, Mannh. Baumk. I, 80; auf Amrum für die „Onnerbänkes“ Speise hingesetzt, Müllenhoff S. 387, 1; für Hausgeister setzt man Butterbrot, Suppe mit Brot auf den Tisch, Kuhn, Westf. S., I, 156, 161. 159, 164, Schönwerth, Aus d. Oberpfalz, II, 300, 301; Unterirdischen Geld oder Brot hingelegt, Grimm, Sagen², I, 41, 37, 38, 71: Mythol.² S. 417; der Frau Abundia Mythol. S. 264; leave a bit of one's dinner for the „knockey“ Folkl. Journ. V, 185f. (Cornwall); Milch, Würze, Speisen für Elfen: Black, Folk Medicine S. 70, Yeats, Irish Fairy Tales 2, Dalyell, Darker Superst. S. 530, Scott, Demonology S. 461, Grimm, Irische Elfenm. XVII, XCVI; a pot of whisky, Folkl. V, 181 (Irland); allerlei Esswaren, Revue d. Tr. popul. I, 146 (Bretagne); Milch für die Pestfrau, Krauss, Volksgl. d. Sl., S. 68; Honig und Milch den Neraiden, Schmidt, Volksl. d. Neugriechen, S. 127, Garnett, Women of Turkey I, 183.

3) J. Kamp S. 403, 1331 (Seeland).

4) Krist., Sagn I, 282, 941; der Schwede Rudbeck († 1702) erzählt, dass es noch zu seiner Zeit Sitte war, sich im See zu waschen und darnach Essen und Getränke auf dem Hügel zu opfern, Cav. Wärend I, 157;

5) Haukenæs I, 127; ein Flachbrot mit ungesalzener Butter wird auf den Hügel hingesetzt, Sande I, 69, cfr. S. 4.

bygdelaug opfert man noch dem „Heerdvätte“ Bierwürze, wenn gebraut wird (N.).[1]) Eine ganze Reihe von Beispielen, dass man alle Weihnachtsabende Bier und Grütze auf verschiedene Hügel hinsetzte, wird von Storaker angeführt; die Hügel wurden „Vätte-Hauge“ genannt. Wenn man seine Gaben an Ort und Stelle hinsetzte, musste man immer grüssen, indem gesprochen wurde: „Gottes Frieden im Hügel!“ Wenn man einen Krug Bier auf Helle in Undal neben dem Stamm des „Vättebaumes“ des Hofes hinsetzte, sagte man: „O du Gottes Vätte!“[2]) Im Bjäre Härad, Schonen (S.) war es in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts noch Sitte, dass die Hausfrauen an den drei grossen Festabenden des Jahres den guten „Hausvätter“ auf die Weise opferten, dass sie etwas vom Festessen für sie in eine Ecke neben dem Ofen hinstellten. Die „Vätter“ waren Beschützer des Hausfriedens, darum wünschten alle, dass sie im Hause wohnen möchten (S.).[3])

Gerät etwas in der Mühle, im Stall oder in der Brennerei in Unordnung, so deckt man an solchen Orten bei Nacht einen zierlichen Tisch mit allerlei kleinen Gerichten und spricht: „Ist hier ein „Râ“ anwesend, er trete hervor!“ Das thut man mehrere Male. Sobald der „Râ“ erscheint, empfängt man ihn freundlich und gastfrei und fragt was an den Unglücksfällen Schuld habe. Gewöhnlich ist es mangelhafte Sauberkeit, welcher abgeholfen werden muss (S.).[4]) War das Kind bei Nacht unruhig, so nahm die Mutter etwas eingegorenen Teig, buk daraus ein Brot, das sie an den Zaun hinlegte, indem sie zu den „Jordbarn“ (Erdkinder) sprach: „Das ist für euch, kehret euch nicht an uns!“[5])

Von alten Auerhahnjägern wird berichtet, dass sie pflegten für die „Skogsnufva“ Essen oder sonst etwas auf einen Stein oder einen Holzstoss hinzulegen. Dadurch erhielten sie Jagdglück und konnten schiessen, was sie nur wollten. In Dalarne sagt man, dass die „Skogsjungfru“, die Waldjungfer, Gaben annimmt, aber nicht aus der Hand; was man geben will, muss man für sie irgendwo hinlegen. Ein Jäger, der der „Skogsjungfru“ begegnete, legte für sie Essen auf einen Holzstoss hin. Da sagte sie ihm: „Morgen wirst du meinen besten Borg schiessen.“ Am folgenden Tage gelang es dem Jäger, einen Bären zu schiessen. Noch erzählt man, dass der Jäger eine Schlinge oder Falle für sie hinlegt, indem er spricht: „Was hier gefangen wird gehört der Skogsjungfer!“ Er lässt es darnach unangerührt (S.).[6])

1) Faye S. XXII, Anm.

2) Storaker S. 62 f. cfr. Folklore VI, 5: On two hills in the Highlands of Aberdeenshire the Banshee had to be propitiated . . . This was done by placing near a well on each hill a barley-meal cake marked on one side by a round figure C.

3) Wigström I, 225, 138.

4) Rääf I, 69.

5) Aldén S. 123.

6) Cav. Wärend II, 53; Rääf I, 65 (Öster Götland).

In anderen Gegenden Schwedens regiert die „Vitra“. Man darf ihr nicht trotzen, das beste ist, dass man thut, als ob man nichts von ihr wisse, opfert ihr aber eine kleine kupferne oder silberne Münze (Västerbotten). Im südlichen Lappland ist sie Seejungfrau. Zürnt sie dem Fischer, muss er sie durch ein Opfer versöhnen, dann ist ihre Gunst leicht zu gewinnen. Um Silber und Gold kümmert sie sich wenig, davon hat sie genug. Messing dagegen ist ihr lieb, das wird nämlich weder in Seen noch Bergen gefunden. Für einen grossen messingen Knopf giebt sie dem Fischer eine ganze Tracht Fische, dem Jäger ebensoviel Wildpret.[1])

Der Fischer, der in grösseren Seen sein Gewerbe treibt, opfert der „Seejungfrau“ Früchte, Geld und hofft dadurch Wind und Glück von ihr zu kaufen (S.).[2]) Der im See waltenden, der „Sjörå“, opferte man in Finnland ein kleines Geldstück, wenn der Fischer das erste Mal im Jahre auf sein Gewerbe auszog.[3]) Bei uns erzählt man von einem der grösseren Bäche, Ry Aa, dass, wenn Leute eine der Furten passierten, sie einen Schilling dem „Aamand“, dem Nix opferten.[4])

Mit dem Nix verwandt ist in Norwegen der Fossegrim, Fossekall oder Kvernknurre. Er hält sich in Bergflüssen oder in Mühlen auf und man war gewohnt, für ihn neben dem Mühlstein Flachbrot, einen Krug Bier oder etwas dergl. zu stellen[5]), damit er das Mehl in den Säcken vermehre. Der alte Isländer, Thorstein Rotnase (Rauđnefr), ein grosser Götzenanbeter, opferte dem Wasserfalle und liess alle Speisereste zu ihm hintragen.[6])

Ich schalte hier, ehe ich fortfahre, einige häusliche Opfergebräuche ein, anders kann ich wenigstens diese Sitten nicht betrachten. Ein Mädchen aus Laaland trank ihren Kaffee. Da ein wenig Bodensatz in der Tasse übrig war, goss sie das letzte auf den Boden aus. „So pflegen Häusler zu thun“, sprach sie. Was die Sitte bedeutete, verstand sie nicht; so war es aber immer Gebrauch, wenn man aus dem Glase oder der Tasse trank. Der es mitteilte, erinnert sich, dasselbe in Westjütland erlebt zu haben. Ein alter Bettler, wenn ihm ein Schnaps eingeschenkt wurde, pflegte einige Tropfen auf den Boden auszugiessen, ehe er das Glas leerte.[7]) Beim Bierbrauen lässt die Hausfrau immer einige Tropfen auf den Boden fliessen, sonst erzürnt man die Unterirdischen.[8]) Als die Hausfrau unwillig dem

1) Hazelius V, 40; Lindh. Lappb. S. 12.

2) Erikssons handschr. Samml. Stockholm (Södermanl.).

3) Nyland IV, 124.

[illegible] Quellen, 58.

Bier und

stillen Volke sein Recht verweigerte, fiel sie und brach ihr Bein, das war Blut statt Bier.[1]) Eine Kuh muss das letzte Mal am Sonntagmorgen gemolken und das letzte Mass Milch auf die Erde ausgegossen werden.[2])

In der fröhlichen Weihnachtszeit sind beinahe alle höllischen Mächte losgelassen; man muss, was man kann, thun, um von ihnen nicht überwältigt zu werden. Unter ihnen ist eine der furchtbarsten die Asgaardsreia; an gewissen Orten Norwegens setzte man für sie etwas vom Weihnachtessen und einen Krug Bier auf den Hof hinaus. Am nächsten Morgen war alles verzehrt[3]), „und so ist die jährliche Sitte bis weit hinab in unsere Zeit gewesen", fügt der Mitteilende hinzu.[4]) Für das mystische Tier, die „Gloso", wurde am Weihnachtsabende Bergfisch und Grütze hingestellt, damit sie niemand etwas zu Leide thun möge.[5]) Sie scheint ein Feuergeist zu sein: „Glüh-Sau" hat feurige Augen, Funken stieben aus den Bürsten, und sie fährt dahin wie eine lohende Flamme. Wenn die Ernte vorüber ist, giebt man der „Gloso" etwas zum Weihnachtsfutter, d. h. man dreht einige ungeschnittene Strohhalme zusammen, legt sie flach auf die Erde mit einigen kleinen Steinen bedeckt und spricht dazu: „Dieses ist für die Gloso!" Andere hinterlassen auf dem Felde drei Ähren, sprechend: „Diese sind für die Gloso, eine am Weihnachtsabende, eine am Neujahrsabende, eine am Dreikönigsabende!" Wenn der Bauer ausgedroschen hat, wirft er in eine Ecke eine Handvoll Getreide für die Gloso hin. Er hofft dann, was er hat, mit Frieden vor Ratten und Mäusen behalten zu können und erwartet künftiges Jahr eine gute Ernte.[6])

Noch eine Gruppe von Opfern muss besprochen werden. Wo die alten Sitten in Norwegen und Schweden noch Macht haben, findet man in der Nähe des Hofes oder auf dem Hofplatze einen alten Baum, wohl meistens einen Laubbaum: Eiche, Birke, Ulme, Hollunder, Bergahorn. Dieser Baum ist der „Boträd", der Baum der Wohnung, „Vårdträd", der Schutzbaum, von dem das Glück der Familie abhängt, und dem nimmer Schaden zugefügt werden darf (S.). Unter ihm wurden Gebete gesprochen und besonders am Donnerstagabend hat man, um Unglück, Krankheit, Not von Mensch und Vieh abzuwenden, ihm Milch oder Bier über die Wurzeln gegossen.[7]) In Norwegen wurden diese Bäume „Tuntrær" genannt. Von vielen solchen weiss man noch zu erzählen. Auf dem Hofe Egeland war eine Eiche, an deren Stamm die Bewohner des Hauses alle Weihnachten einen Krug Bier, ein bischen Fleisch, einige Flachbrote hinsetzten, oder

1) Krist., Sagn I, 131, 501.
2) Krist., Folkem. IX, 13, 119.
3) cfr. Zingerle, Sagen² S. 5, 8, Milch wird für die wilde Jagd hingesetzt.
4) Hankenæs V, 238.
5) Wigström II, 159.
6) Cav. Wärend I, 240 f., Till. S. VII, Aldén S. 108.
7) Cav. Wärend I, 143.

nach anderer Mitteilung Bier und eine Schüssel Weihnachtsgrütze. Auch von einer mächtigen, schattenreichen Eiche auf einem Hofe in Hiterdal wird Ähnliches berichtet. Sie wurde als heilig angesehen und am Weihnachtsabende trug man das beste, das man im Hause hatte, für sie hinaus, damit man das gute Einverständnis mit dem „Höjfolk" bewahre.[1]) Auf dem Hofe Lien war eine alte Frau gewohnt, wenn sie am Sonnabend gebuttert hatte, die Buttermilch in eine alte und hohe Linde auszugiessen. Sonst scheint die Birke ein gewöhnlicher „Tunbaum" zu sein. Auf dem Klingevold, wo der Hof Hortvedt liegt, sollen vormals zwei Birken gestanden haben, an welche der Besitzer jeden Sonnabend den Dienstknecht ein Stück Flachbrot mit ungesalzener Butter hinlegen liess, ausserdem wurde über ihre Wurzeln ein Eimer Buttermilch ausgegossen, und am Weihnachtsabende schüttete man die Hopfen vom Gebräu um sie aus. Ähnliches soll mit einer Tanne auf dem Hofe Refsnes desselben Kirchspiels geschehen sein. Auf dem Oberen Sandsmark stand eine grosse Birke, an welche man immer die ersten Milchtropfen der Kalbkuh ausgoss. Ein grosser Bergahorn wächst neben dem Hofe Moseid, Vennersland, neben welchem die Bewohner alle Jahre Bier ausgiessen.[2]) Noch nenne ich als Opferbäume Esche und Hollunder; über die Wurzeln des letzteren wurde Milch ausgegossen.[3])

Nun wird ausdrücklich gesagt, dass solche Bäume auch „Tomteträd" genannt werden und dass in oder unter ihnen „Tomtegubbar" wohnen[4]); der Tomtegubbe ist ja aber der Niss, des Bauers treuster Helfer und Schutzgeist.

Auch gab es Opfersteine, denen Geld gespendet wurde (S.). Neben dem Hofe Omland, Kirchspiel Fjotland, war ein Felsen und in ihm eine Spalte, in welche die Hausleute um Weihnachten Bier und Essen hineingossen (N.).[5]) Vielleicht könnte man auch hier den Krossastein auf Island herbeiziehen, der mit Blumen, Gras, Reisig, Knochen u. dergl. von Vorbeireisenden beworfen wurde.[6]) In der Nähe der Vestmannaeyar, südlich von Island, ist eine Klippe, Skerið genannt, wo Meervögel eingefangen werden. Sie ist schwer zugänglich, und wer das erste Mal dorthin kommt, opfert etwas Kleingeld in eine Höhlung des Steines an den „Skerprest", den Klippenpriester.[7]).

Noch ein Gebrauch sei erwähnt. Im hohen Norden steht die Sonne in der Winterzeit sehr tief am Himmel und wo die Wohnung des Bauern

1) Storaker S. 57, 78. 79. 60, 81. 69, 91. Tvedten S. 59.

2) Storaker S. 62. 67, 87. 68, 89.

3) Cav. Wärend I, 310.

4) Cav. Wärend I. IX, 81. Mannhardt, Baumkultus I, 60. Grimm, Myth.[1] CXII, 110. Ödmann, Bohusläns Beskrifn. S. 75.

5) Cav. Wärend I, 157. Storaker S. 65, 85.

6) Maurer, Isl. Sag. S. 207. Arnason II, 53.

7) Arnason II, 46.

im Thale liegt, geschieht es, dass die Sonne sich Wochen lang hinter dem Berge versteckt. Die Hausmutter schnitt in der finsteren Zeit, wo der Schatten des Winters düster über ihrer Heimat ruhte, ein bischen Butter von ihrem Vorrate ab und das Stücklein wurde auf die Fensterbank für die Sonne hingelegt, da, wo sie zuerst ihre wärmende Strahlen wieder hinsandte. — Auch ein anderes Opfer war gebräuchlich. Die Leute in Vang nahmen vom Eise Orakel und meinten, wenn das Eis dem Strome im Frühling folge, müssten sie im künftigen Winter mit dem Eise hinab, um Getreide zu holen, reisen. Darum war es Sitte, dass die Leute nach Lillemjösen mit einer gefüllten Bierkanne hinabgingen und sobald sie eine Eisscholle, welche wieder ans Ufer anstiess, entdeckten, setzten sie den Krug an den Mund, indem sie sprachen:

Ich trinke dir zu und danke dir,
Dass du wiederum zu mir zurückkehrtest;
Ein gutes Jahr versprichst du mir;
Glaub mir, du bist mir willkommen![1])

8. Eine Gruppe von Koboldgeschichten verdient eine besondere Erwähnung. Dem Niss wird nicht ein Krug Bier noch eine Schüssel Grütze hingesetzt, sondern ein neues Kleid. In den skandinavischen Ländern ist mir dies in zwei Fassungen bekannt. Die eine lautet, dass der Bauer einen rotmützigen Niss in seinem Hofe hatte und von ihm viele Dienstleistungen erhielt. Wenn der Bauer abends aus der Stadt zurückkam, war er gewohnt, die Zügel auf den Boden zu werfen, ohne sich weiter um die Pferde zu kümmern. Der Niss schnallte ab, tränkte, fütterte und striegelte die Pferde, alles mit der grössten Sorgfalt. Nun war es aber Winter, und der Frau des Bauern that es um den kleinen Mann weh; darum nähte sie ihm eine gute neue Friesjacke. In den ersten Tagen nachher fuhr der Bauer wieder nach der Stadt, und zurückgekehrt, liess er wie gewöhnlich die Pferde aussen stehen und ging in sein Bett. Er hörte allerdings ein paar Male: „Ach, die armen Pferde! ach, mein guter neuer Rock!“ kümmerte sich aber um nichts. Am nächsten Morgen lagen die Pferde erfroren im Geschirr, der Niss wollte seine neue Jacke nicht beschmutzen.[2]) — Die andere Fassung gehört dem östlichen Teile des Landes, Seeland, an und stimmt mit der schwedischen. Die Frau wundert sich über die Unerschöpflichkeit ihrer Mehltonne und durch eine Ritze guckend entdeckt sie den Niss eifrig in die Tonne beutelnd. Dankbar näht sie ihm ein neues Kleid, der Niss zieht es an, spricht aber: „Jetzt bin ich fein angezogen

[1]) Bergh I, 75.

[2]) [illegible]

und mag mich nicht bestäuben, ich beutle nimmermehr!"[1]) In englischen Sagen wird nur ganz im allgemeinen gesagt, dass ein Gentleman wünscht, den Brownie für seine treuen Dienste zu belohnen und ihm ein Kleid schenkt; dann spricht dieser:

„Gie Brownie coat, gie Brownie sark,
Ye's get nae mair of Brownie's wark."

Dem Cauld Lad of Hilton, der den Dienstleuten lästig geworden war, legen sie ein neues Kleid hin; sobald er dasselbe entdeckt, ruft er aus:

„Here's a cloak and there's a hood,
The Cauld Lad o Hilton will do nae mair good."[2])

In einer ganzen Reihe von deutschen Varianten wird derselbe Gedanke ausgesprochen. Er will nicht mehr schustern (Kuhn. Westf. S. I, 157, 163 mit vielen Hinweisen; Zingerle, Sagen², S. 606; Grimm, K. M. No. 39); nicht mehr schleifen (Kuhn, Westf. Sagen, I, 151, 155; Wolf, Zeitschr. f. Mythologie I, 458); nicht mehr stampfen noch futtern gehen (Vernaleken, Alpensag., S. 230—31); „jez nimme Mülli mehle gan!" (ebd. S. 232, 162); „nun mag ich nicht mehr Senn sein" oder „hirten gehn" (Rochholz, Aargauer Sag., I, 286, 201; Zingerle S. 58, 92. 97. 98); „jetzt kann ich dem Zwergenkönig dienen" (Schambach-Müller, Sagen, S. 141)[3]); „ich jiz tanze ga" (Henne am Rhyn S. 166, 325).

Auch wird dem Kobolde ein Paar Schuh hingestellt, nach deren Annahme er verschwindet.[4]) Noch bemerke ich, dass bei Pröhle die Redensart von einem, der seines Dienstes entlassen werden soll, angezogen wird, dass er bald ein Paar Schuh bekommen werde.

Wie ist denn nun dies alles zu verstehen? Der Niss, Brownie, Kobold oder wie er sich sonst nennt, ist immer als sehr dankbar gegen die Menschen, die ihm sein gebührendes Opfer reichen, dargestellt. Hier wird noch mehr gegeben. Schuhe, Mantel, bisweilen auch Mütze; statt sich dafür dankbar zu erweisen, geht er, als ob sich das von selbst verstehe, seines Weges. und sein Wohlthäter muss hernach seine Dienste entbehren.

Aus einer anderen Reihe von Erzählungen sieht man, dass der Kobold ungern und unwillig seinen Platz verlässt, er geht jammernd und weinend

1) In der schwedischen Sage: „Junker är granner, han sig dammer, han siktar aldrig mer" sieh Hofberg S. 108; Arne S. 46 (D.); Aldén S. 127; Afzelius Sagoh. III, 80; Gr. Tjust S. 34; Wigström I, 138; Jonsson S. 15; cfr. Olai Wormii Epistolæ II (1751), S. 669 die Nisser „nocte operas exercent: ut exemplo recenti Pistoris Leidensis notum est, qui non reversus est, postquam nova tunica donatus fuit a Pistore." .

2) Denham Tracts I, 56, 201; Henderson, Folkl. of the N. Counties S. 266; Keightley Fairy Myth. S. 296; Folklore Journ. V, 179 (Cornwall). VII, 54 (Skotl.); Dalyell, Dark. Superst. S. 530. Anm.: Grimm. Irische Elfenm. S. XLIX—LII. XCIX; W. Scott. Demonol.

mit dem neuen Gewand unter dem Arm, lässt sich nicht mehr sehen, spricht: „Ich muss fort!" Da er ein rotes Gewand erhält, sagt er:

„Ich soll nur haben grün und grau Gewand,
Das rote macht mich wandern übers Land." [1])

Eine Erklärung, warum er fort muss, wird allerdings hier im Verse gegeben, dieselbe wird aber nur für den einzelnen Fall passen und nicht für die vielen. — Eine zweite Erklärung giebt der Erzähler bei Zingerle No. 86: „Hätte man das Nörgel so lange unbelohnt gelassen, bis ihm das Gewand vom Leibe gefallen wäre, so wäre es erlöst worden." Dem entspricht die Sage bei Schönwerth II, 379, 21. Die Bäuerin lässt dem Holzfräulein ein Kleid machen. Da jammerte es und sagte, es müsse jetzt aufs neue so lange leiden, bis dieses Kleid zerrissen sei, selber dürfe sie es nicht zerreissen. Im Winter darauf verschwand sie. [2])

Eine dritte Erklärung ist noch übrig, sie wird vom Kobolde selber ausgesprochen: „Meister, nun hast du mich abgelohnt, nun ist es mit der Arbeit aus!" (Temme, Pommersche Sagen, S. 257, 218). „Mein Jahr ist aus!" (Kuhn, Westf. Sagen, I, 159, 164); als die Kleider für sie hingelegt wurden, vermeinend, sie seien abgedankt, sagten sie weinend: „ausgelohnt, ausgelohnt!" (Panzer, Sagen, I, 156, 179). „Jetzt haben mir die Bauern bezahlt" (Zingerle S. 62, 96); die Erdmäunle nahmen die Kleider, weinten aber und sprachen: „Wenn man jemand auszahlt, so muss er gehen" (Meier, Sagen, S. 61, 69. 71. 74). Der Müller erfuhr, wie man den „Razen" keinen höheren Lohn reichen dürfe als drei Stückchen Brot auf die Bank hingelegt, damit sie nicht glauben sollen, man habe ihnen den Dienst aufgesagt und zahle sie aus. Und noch eine Variante: Die Bäuerin liess den Zwergen zum Christkindl neue Kötzerln und Holzpantöfferln machen, legte sie ihnen hin und bedankte sich für ihre Dienste, vergass aber dabei zu sagen, sie möchten wiederkommen. Da packten die Zwerge zusammen und verliessen den Ort; man hörte sie noch weit in den Gang hinein weinen (Schönwerth II, 302. 326). [3])

Welche von diesen verschiedenen Erklärungen muss man wählen? Soweit ich die Sache verstehe, bin ich nicht zweifelhaft. Die beiden Sagen von dem Kobolde als einer Seele in der Pein, die durch das Abtragen ihres Rockes erlöset werden muss, scheint mir eine Kontamination mit den anderen vielen Erzählungen ähnlicher Art, nichts in der Natur des

1) Zingerle S. 57, 87—91. 93—95. Schönwerth II, 332.

2) cfr. Mannhardt, Baumkultus, I, 80; vgl. auch Kennedy, Fictions of the [illegible]
S. 129, der frierende Poska erhält von den dankbaren [illegible]

Puck deutet darauf hin, dass er sich mit Gott im Himmel zerworfen hat. Spätere Sagen deuten ihn allerdings als einen Teufel, wovon mehr nachher. Mir kommt es als wahrscheinlich vor, dass das Geschenk der Kleidung ursprünglich als das Aufkünden seines Dienstes aufgefasst worden ist, also geht er unwillig und weinend, weil er gern bleiben möchte. Wenn dem aber wirklich so ist, muss es in Gegenden, wo eine solche Sage entstanden ist, Sitte gewesen sein, dass ein Geschenk von einem Paar Schuhe oder einer Kleidung ein Aufkünden bedeutete. Ein Buch, das mir nicht zugänglich ist, scheint eine solche Aufklärung zu geben, nämlich Auning, Über den lettischen Drachen-Mythus, S. 55. In seiner Besprechung des Buches sagt Mr. S. Hartland: „The drudging goblin must not be gifted with clothes. And the reason for this prohibition, obscure in German and English variants, seems to be that it was the custom to dismiss farm-servants with new clothes.“ Seine Anfrage möchte ich zu der meinigen machen: Ist diese Sitte sonst bekannt?[1]) Die älteste mir bekannte Sage, wo das Motiv von der Kleidung sich vorfindet, die Erzählung vom Puck im Schwerinschen Franziskaner-Kloster, scheint mir eine solche Annahme zu erhärten. Der Puck fordert als Lohn einen Rock von allerhand Farben und voll Glocken und dass sie ihm denselben bis zu gelegener Zeit verwahren sollen. Der Lohn wird ihm zugesagt und als seine Zeit um ist, verlangt er den Schellenrock, erhält ihn und verschwindet.[2])

In nordischen Sagen ist dies Motiv vergessen oder nicht verstanden worden und es wird eine andere Erklärung gegeben. In englischen[3]) und vielen deutschen Sagen ist es ebenso gegangen; man sagt ohne weitere Erklärung: man darf den Kobolden kein Kleid schenken, oder man sucht die Lösung anderswo: in der Farbe des Rockes, in dem Fluche einer unerlösten Seele, während manche süddeutsche und ostdeutsche Varianten die richtige Deutung behalten haben: der ausgelohnte Kobold verlässt weinend seinen Dienst.[4])

1) Folklore IV, 93. VI, 199.

2) Schwerinische Chronica von M. Bern. Hederico (Rostock 1598) bei Bartsch, Sagen aus Mecklenburg 1, 74 f. Grimm, Mythol.[3], 479.

3) The farmer so valued the services of the Fenodyree, that one day he took it into his head to provide clothing for him. The F. examined each article carefully and expressed his idea of it and specified the kind of disease it was calculated to produce. In a word, he found that the clothes would make head and foot sick and so he departed in disgust. Folklore II, 286 (Manx Folklore).

4) In einigen Sagen werden ihm als etwas selbstverständliches Kleider gegeben, die er behält und bleibt: Grimm, Sagen, I[2], 41. Wolf, Niederl. Sagen, S. 308.

(Schluss folgt.)

Hausgerätinschriften aus Nieder-Österreich.

Gesammelt von Dr. **Hans Schukowitz.**

(Fortsetzung von S. 56.)

IV. Auf Keller- und Presshausgeräten.

Segne Deine Gab Herr Jesu Christ,
Dass sie uns nicht zu Schaden ist. (Familienweinfass. Freundschaftssymbol. Buchstaben K. R. B. Angern.)

Hoch dem Bachus, höher dessen Gab!
Am Höchsten er uns lab! (Fass. Darstellung ausgegrundet: Zwei in Freundschaft verschlungene Hände. 1841. Soos.)

Dös Weinl in Zwie-Eimer
Is Zoag unsrer Liab! (Ehrentag-Fass. 1836. Hadres.[1])

A Weibl ohne Mann, o mein!
Ist grad so wia's Fassl ohni Wein. (Brautfässchen. Gumpoldskirchen.)

Ex calice bibit Christus vinum consecratum. (Weinfass [Hunderteimer] 1724. Das Bildnis Leopolds des Heiligen, des Landespatrones von Nied.-Österreich. Klosterneuburg.)

Es labt ja des Menschen Herz
Bloss Liebe, Wein und Scherz. (Fass. Reicher Kerbschnittschmuck. Modern. Drösing a. M.)

Du segnest, Herr, die Frucht der Erd,
Die Gut und Bös zugleich begehrt. 1811. (Fass. Hollabrunn. Eingeschnitten eine Traube, darüber ein strahlender Stern.)

In vino veritas, | In corde caritas.
Im Jubeljahr 1826 erbaut J. M. (Fass. Wr. Neustadt. Das Bild des drachentötenden Ritters Georg.)

Es geh Euch wohl! (Trinkbecher. Hadres.)

Kauf Deines Nachbars Rind
Und frei Deines Nachbars Kind. (Pokal. Hadres.)

Ein guter Trunk macht Alte jung
und Lahme gehend. (Krug. Ollersdorf. Reiche Bemalung [1820].)

Der Beutl wird leer und's Gewissen wird schwer. (Krug. Mattersdorf bei Hollabrunn.)

Dreimal Ex der Schönsten! (Studentenpokal. Wien. Modern.)

Most und Trauben | Oft Besinnung rauben. (Bottich. Hausmarke eingebrannt: Ein Herz mit dem Monogramm L. S. Ebenthal.

In Wein ist Wahrheit allein. (Kellerkrug. Mannersdorf i. M.)

Halt Maass, | Wirst nass. (Weinkrug. Mannersdorf a. M.)

Aus der Trauwen komet Saft,
Aus dem Safte erst die Krafft. (Obstpresse. 18. Jahrh. Schöngrabern.)

---

1) Vgl. hierüber Ztschr. f. österr. Volkskunde 1897, III. Jahrg., S. 40.

So ist die Welt eingericht,
Vil der Blüt und wenig Frücht. 1781. (Presse. Bild des hl. Johannes d. Täufers. Stillfried a. M.)

Jesus, Maria und Joseph steht uns bei,
Dass von dem Dach Unglück ferne sei. (Traubenpresse. 1842. Matzen.)

Befiehl Gott Deine Wege, Du Lieber Frommer Christ,
Und Falle Nicht Vom Stege, Wenn Du Betrunken Bist. (Presse aus dem vorigen Jahrh. Reicher Kerbschnittschmuck. Ober-Hollabrunn.)

Trau auf Gott | In aller Noth. 1846. (Presse. Wuzelburg am Rochusberg bei Stillfried.)

Thu nicht aufwiegeln auch die Weiber,
Es giebt ja gnug der Rädelstreiber. (Mostschaff. Matzen.)

Wer da liebet Wein, Gesang und Weib,
Der geniesset freilich vielen Zeitvertreib. (Fassganter. Vöslau. Trudenfuss.)

Der Muss ist ein Teiflfressen.
Leut gibt's, die sind besessen. (Mostbottich, 1824. Stillfried.)

Wer am Bam sizzt, hat leicht runtergukn. (Keller-„Zega"[1]). Ollersdorf. Das Sprüchlein ist gestickt.)

Alte hasch! | Junge nasch! (Keller-„Zega". Stillfried.)

Der Knecht ist nicht mehr wie sein Herr,
Drum dieser von jenem nur Rechtes begehr. (Weinheber aus Blech. Retz. Der Spruch ist gemalt.)

In Namen Gotts trink ich Eins,
Des Sohns zwei, des hl. Geists drei. (Gläserständer. Bisamberg.)

Was hineingeht, ist nie ein Sünd gewesen,
Nur was Du ausspeist. Merke das! (Gläserständer. Grub.)

A Busserl für'n Mund
Und die Pipe für'n Spund. (Fasspipe. Wullersdorf. Modern.)

V. Auf Scheuer- und Stallgeräten.

St. Florian, schirme dies Dach,
Bei Tag und bei Nacht es bewach. 1863. (Scheuerthor. Tulln. Bild des hl. Florian. Zwifelstrick[2]).)

Vil Haffer und Korn | Ersparn Uns die Sorgn. (Tennendach[3]) (Mantl genannt). Unter-Gänserndorf.)

---

1) Zega (Zager) = Lederne Tasche. Vgl. Schmeller, Bayr. Wörterb. II, 1090. Über die mundartlichen Benennungen der gebräuchlichen Gefässe (Butten, Eimer, Zuber, Schaffl u. s. w) siehe übrigens Vernaleken, Mundartl. Studien i. d. Pädagog. Ztschr., Graz 1881.

2) Zwifelstrick = Arabeskenlinie, die vom Zimmermann mittels der „Rotfarbschnur" an Scheunenthoren mit Vorliebe angebracht wird. Nach dem Volksglauben werden hierdurch böse Menschen, sowie Unglück abgewehrt. Vgl. übrigens hierüber: Rochholz, Altdtsches Bürgerleben, Berlin 1867, S. 108 f.

3) Der „Mantl" ist häufig mit Blumen, Arabesken und Spirallinien geschmückt. Im südlichen Marchfelde pflegt man auch alte Filzhüte, Fledermäuse, Glockenstricke u. ä. daran zu nageln. Der Bauer sieht es ferner nicht ungern, wenn hier der Goldzeisig und die Schwalbe nisten. Bei Gewittergefahr ist unter dem „Mantel" auch der Teufel in Gefahr (Volksspruch).

Pax intrantibus † † †. (Thor. Stillfried.)

Herr, steh Deinen Knechten bei.
Herr, sei mit uns bei Arbeit und bei Ruh.
O Maria, schütze unser Dach.
Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohn, dem hl. Geist.
Gelobt sei der Herr und gepriesen werd sein Name.
Heut und allezeiten, Amen.

Sechs Einzelinschriften auf Tennenbalken (Tenbam). Angern. Symbole: Drei gekreuzte Ähren. Fünf fliegende Lerchen. Eine Eiche von 2 Schlangen umwunden. Der Auferstandene auf dem Pfluge sitzend. Der Speisekelch mit der Priesterhostie. Ein Korb voll Trauben.

Bitt Gott | Um Brot. (Kornsieb [Reitter]. Zwerndorf i. M. Drei Alpkreuze.)

Bet und arbeit | Heut und allzeit. (Kornsieb. Prottes. Hausmarke.)

Leicht und schwer, bös und gut — thut nimmer gut. (Spreusammler [Henigl]. Sieghartskirchen. Hasensprung = vier rhombisch gestellte Punkte, das Schutzzeichen gegen Feuer und Hungersnot.)

Du bist mein Dinstman,
Ich sag Dir: Schib an! (Karren [Scheibtruhe]. Gross Enzersdorf.)

Gott trennt Böck von Lämern,
Ich scheid Spreu von Körnern. (Windmühle. Reich ornamental verziert und bemalt. Aus dem Beginne dieses Jahrh. Zwerndorf.)

Du schlafst über den Säun,
Lass dir das nicht reun — denn die
Unter den Säun, thun ja die Menschen scheun. (Stallthür. Solenau.)

St. Leonhardi wir wenden uns an di,
Bittn di, schütz doch Unser Vieh. (Stallthür. Trudenfuss C. M. B. angekreidet. Mistelbach.)

Leonhard Bitt Für Mi
Und Auch Fürs Vieh. (Stallthür. Drei Kupfermünzen angenagelt Drüber ein Palmbusch. D. Wagram.)

Man hat mych gemacht
Anno sechzenhundertacht
Zu nutzen und frommen
Mag es dem Viehe kommen. (Futterbarren. 1608. Stockerau.)

Halt Rast, Ross grast, du bürscht, 's Vieh dürst. (Viehtränke vor dem Einkehrgasthofe zum „Hahn“ in Mannersdorf.)

Magst Du Ross und Küh und Säu nicht tränken,
Wollest Du das Bauerngschäft am Nagel hänken. (Viehtränke. Edlitz.)

Die Luzzi hab i mir auserkorn,
Ist mit mir in einer Sunn geborn. (Pferdekummet. Aus 1780. Retz.)

VI. Auf Werkstattgeräten.

Kalt Eisen, warm Brod
Ist den Schmiden ihr Todt. (In der Schmiede: Ambosstock. St. Lorenzen.)

Die Ess ist die Orgel, darauf der Schmied spielt.
Der Gsell tritt den Blasbalg, am Amboss wird zielt. (Essdach. Das Bildnis des hl. Florian. Die Drei Königsnamen eingeschnitten. Brunn.)

St. Florian, blas Feuer an!
Lösch es wieder aus, bleib in unserm Haus. (Blasebalg. Anhängsel: Drei Kanonenkugeln von Anno Neun. Mannersdorf a. M.)

Christ in Allen Sachen
Sollst mit Gott den Anfang machen. (Beim Drechsler: Drechselbank. 1734. Gr. Mugl.)

Thuest sitzen, | Brauchest nicht zu schwitzen. (Raspelbank [„Hoanzlbank"]. Strass.)

Gott der Anfang — Gott das End. 1803. (Raspelbank. Strass.)

Hin war ich. | Der Eichinger reparyrt hat mich. Anno 1784. (Beim Tischler: Hobelbank. Grub.)

Glatt auss, hinauss,
Glatt ein, herrein. (Hobel. Zunftzeichen: Säge, Hobel und Pfrieme. 17. Jahrh. Krems a. D.)

Du lebest in so schönem Stand,
Mache diesem keine Schand. (Beim Schuster: Dreifuss. Stein.)

Wenn man gern schlagen wolt den Hundt,
Findt sich nit der Knüttel selb zur Stundt. (Beim Riemer: Schraubenstock. Korneuburg.)

Alsdann ist der Metzker Sitt,
Das sye förchten Horn und Beiner nit. (Beim Metzger: Brühtrog. 1768. Jedlersee b. Wien.)

Eins, zwei und drei | Jetzt dein Ende sei. (Schlachtbeil. Ollersdorf.)

Wache und bete, liebe Grete. (In der Mühle: Am Mahlkasten. Rosenkranzperlen angenagelt. Heiligenbildchen aufgeklebt. Oberhollabrunn.)

Preiset ihr Völker unsern Gott
Und lasset erschallen sein Lob. (Beim Bäcker. Backtrog. Trudenkreuz. Stillfried.)

Segne unser Brott, Herr Jesu Christ,
Dass es allen Kunden zu nutzen ist. (An der Backofenthür. Stillfried.)

Im Namen der Dreieinigkeit
Sei mein Brodt geweiht. („Ofenschüssel" [Einschussbrett]. Stillfried.)

Binderei ist Spielerei,
Wenn nur Geduld dabei. (Beim Binder: Hobelbank. Enzersdorf.)

Gewalt wird nicht alt! 1826. (Beim Gelbgiesser: Feilstock. Wr. Neustadt.)

Die Lieb ist süss, | Bis ihr wachsen Hand und Füss. (Beim Glaser: Stampfe. Dürnkrut.)

Wo Saufen eine Ehre ist, ist Speien keine Schand. (Beim Selcher: Hackstock. Floridsdorf.)

Gute Füll in fescher Hüll —
Hat Mund was wie's Gefühl. (Beim Selcher. Wurstspritze aus Blech. Spruch gemalt. Floridsdorf.)

VII. Auf Garten-, Feld-, Jagd- und Fischereigeräten.

Sorg nur allermassen,
Dass man dich ehret recht gelassen. (Giesskanne. Enzersdorf. Reich bemalt.)

Der Herr ist König immer und ewig! (Giesskanne. Waidhofen a. Th.)

Mein Haus, meine Burg. (Giesskanne. Angern.)

Unkraut wächst am besten Boden. (Giesseimer. Hausmarke. Strass.)

Lasst sich Mehlthau erst blicken,
Geht der Winzer auf Krücken. (Spaten [„Haun“ im Marchfeld] a. d. Ende des vorigen Jahrhunderts. Prottes.)

Mit Gott besinn, | Dann beginn. (Spaten. Stockerau.)

Ist auch die Arbeit sauer,
Muss sich doch rakkern der Bauer. (Stechspaten [Grabscheit]. Mailberg.)

Schwein, das passt nit für Rein. (Stechspaten. Um 1800. N. Lengbach.)

Das best Wappen in der Welt
Bleibet doch der Pfluk im Feld. (Pflug. Ollersdorf.)

Was zu der Erden gehet,
Bald wieder auferstehet. (Pflug. Ein Kreuz und die Hausmarke eingebrannt. Wöllersdorf.)

Ackerwerk — Wartewerk. (Pflug. 1846. Neudörfl.)

Die Lerch singt Gott Jubellieder,
Ruh erst, wenn müd deine Glieder. (Karren [Scheibtruhe]. Einfache Kerbschnittverzierung. Orth.)

Wia du ölest, so du fahrest,
Wia du arbeitst, so du erntst. (Karren. Zwettl.)

Burgern und Bauern scheidet
Nichts wie die Mauern. 1834. („Bretterwagen“. Hausmarke eingebrannt. Wolkersdorf.)

Wer will gut und selig sterben,
Lass sein Gut den rechten Erben. („Bretterwagen“. Mailberg.)

Ohne Fleiss ist nichts gethan,
Das saget Dir der Bauersmann. (Egge. Retz.)

Eine Henn hat Recht über neun Zäun. (Heugabel. Kerbschnittzierat. Ollern.)

Simandl tritt 's Habermandl! (Heurechen. Drei schiefe Kreuze eingeschnitten. Ollern.)

Greif nie in ein Wespennest —
Und wenn Du greifst, so greife fest. (Rechen. Sehr schadhaft. Wagram i. M.)

Heut an mir | Morgn an dir. (Sense. Eingeritzt der Tod mit der Sanduhr. Darunter die Buchstaben L. R. Ollern.)

Halb aus Blut, halb aus Gut. (Sense. Matzen.)

Für d' Hasen | Geh grasen. (Sichel. Eingelegtes Amulet. Feldsberg.)

Habts a Schneid, | Liawi Leut? (Wetzsteinbecher [Schleifsteinhörndl]. Feldsberg.)

Mit der Sonn auf mit der Sonn nieder. 18. Martin Stoller. 56. („Danglstöckl“. 1856. Gänserndorf i. M.)

Wollt ihr Bauern sein geehrt,
Haltet stets den Dünger werth. (Walze [„Walligl“ im Marchfeld]. Tulln.)

Alle Ehren wird zu Schanden,
Kommet Axt und Pflug abhanden. (Axt. Stiel schön geschnitzt. Sieghardskirchen.)

Im Sommer früh, früh aufsteh,
Dass es im Winter besser, besser geh. (Harke. Stammersdorf.)

Trucken Erden ist dem Spathen wohl,
Kinderzahn ausfallen soll. (Rübenharke. Angern i. M.)

Bein Hasenlauf | Hänk Dich auf! (Garbenknebel. Hausmarke. Amstetten.)

Der Nächste im Blut, | Der Erste am Gut. (Heubaum [Wisbaum]. Stillfried.)

Bua! Hau zua! | Iss Knödel gnua! (Dreschflegel [„Drischl“ im Marchfelde]. Zwerndorf.)

Der Michl hat sein Drischl gern,
Man soll sich nit nach Flegln kern. (Dreschflegel. Zwerndorf.)

Gieb uns unser täglichs Brot! (Dreschflegel. Ein schiefes Kreuz eingeritzt. Hof.)

Schlechter Trieb | Ist nirgens lieb. (Baumschere mit Handhaben aus Nussholz. Mannersdorf i. M.)

Noth suchet Broth.
Trunken gesündigt, nüchtern gebüsst.
Der Tod erbt den Lebendigen. (3 Einzelsprüche auf Schollenhämmern [Haun]. Tulnerfeld.)

Hab Muth! | Ziel gut! (Gewehrkolben. Kerbschnittschmuck. Hohenruppersdorf.)

St. Hubert † † † (Gewehrkolben. Aus dem vorigen Jahrh. Perlmuttereinlagen. Ebenthal.)

Ich muss den Hirschen und Hasen
Grad zum Loch hineinblasen. (Gewehrkolben. Silberbeschlag. Ebenthal, Schloss.)

Piff, paff | Larv aff. (Treiberstock. Hansl eingeritzt. Oberweiden.)

Vor dem Schuss man Hut abnehmen muss! (Zielscheibe. Forsthaus bei Weidling a. B.)

Teufelsherz — Schützenscherz. (Zielscheibe. Klosterneuburg.)

Das Best von Allerlei
Bleibt doch die Jägerei. (Jagdtasche. Gestickt. Zwerndorf.)

Hätt der Hase hintn Augn,
Thät ich nicht zum Schiessen taugen. (Jagdtasche. Reich mit Muscheln besetzt. Zwerndorf.)

Herr, auf Dein Geheiss, | Ich das Netz ausschmeiss. † A † W †
(Kahn. Spärlich bemalt. Crux ansata. Spitz a. D.)

Rette Uns aus Sturmes Noth,
Vor Krankheit und vor Hungertodt. (Fischerboot [„Schinakl“]. Gars a. Kamp.)

Herr, bleib in Unserer Mitt. 1866. (Fischerboot. Grafenwörth.)

Die Liab vo zwoa junge Leut,
Is grod wia a Schiffl, mein Eid;
Heund thuats windstill sein — grod wia in Paradies,
Moring blitzt's und kracht's, dass schier allas aus is. (Boot. Baumgarten i. M.)

Geduld thut dem Angler noth! (Angelstange. Rosenburg a. K.)

Fürchte Gott und scheue niemand. (Angelstange. Eingelegtes Amulet. Hainburg.)

Ist der Finger beringt, | Ist die Jungfer verdingt. (Netzstange. Emblem: Ein pfeildurchbohrtes Herz. Stillfried.)

Zwei Hunde an einem Bein.
Kommen gewiss nit überein. (Fischkasten. Emblem: Drei durchkreuzte Fische. Name: Joseph Hollenberg. 1886. Fischamend.)

Fischl im Netz, | Hiasl sein Hetz. (Krebsezwinger. Hof a. M.)

Beim Tag kauf ein Weib und ein Tuch,
Sonst kaufst du dir Reue und Fluch. (Fischköter. Hof a. M.)

VIII. Auf Kinderspielzeugen.

Eine weinende Braut, eine lachende Frau. (Puppenschatulle. Krems a. D.)

Den braven Kindern zur Freude! (Puppenkasten. Floridsdorf.)

Mit Kleinem fängst Du an,
Mit Grossem hörst Du auf. (Baukasten. Modern. Floridsdorf.)

Vom Lehrling zum Meister.
Vom Schüler zum Lehrer. (Baukasten. Baden b. W.)

's Werkle wär da, | Der Aff geht noch a. (Leierkasten. Gars a. K.)

Eh noch die Trauer aus,
Ist schon ein neues Weib im Haus. (Kindertrommel. Scheibbs.)

Will auch schrein! (Holzpfeife. Angern a. M.)

Du verdienst es! (Holzpfeife. Angern a. M.)

Ich bin der König,
Süss bin ich wie Hönig.

Ich bin der Bauer,
Mach' es dir sauer.

Ich bin die Dam,
Mach es Bam, bam.

Alle Neune
Dem Schützen das Seine.

(Auf einer Kinderkegelbahn. Hütteldorf.)

Wer hat das Schwein, | Der trifft alle Neun! (Kinderkegelbahn. Gemaltes Bild: Ein Schwein zerwühlt die Kegel. Jahreszahl 1873. Gars.)

Die Glocken sollen schweigen
Weil Jesus thuet leiden. (Schnarre [„Ratschn"[1]) i. Marchfeld]. Mannersdorf a. M.)

Christ ist erstanden
Befreit aus Todesbanden. (Schnarre. Oberhollabrunn.)

Alte Weiber und junge Änten,
Die plaudern drüben und drenten. (Schwirrholz[2]) [„Pfnurrn" i. Marchfeld]. Steinbach.)

1) Vgl. über das „Ratschn" im Marchfelde meine Mitteilung in der Ztschr. f. österr. Volkskunde, 1896, S. 217 f.

2) Vgl. hierüber Ztschr. f. österr. Volkskunde, 1896, S. 224 und 256.

Graz.

Volkskundliches aus Island.

Von M. Lehmann-Filhés.

Die nachstehenden Mitteilungen sind der grossen Sammlung isländischer Volkssagen und Märchen von Jón Árnason[1]) entnommen und zwar mit wenigen Ausnahmen dem Abschnitt „Kreddur" im zweiten Bande des Werkes. Mit „kreddur" (sing. kredda) sind abergläubische Vorstellungen, richtiger Lehrsätze, gemeint, welche zwei anscheinend von einander ganz unabhängige Begriffe in geheimen Zusammenhang bringen, so dass z. B. irgend ein verborgener Umstand oder ein der Zukunft vorbehaltenes Ereignis durch einen sinnlich wahrnehmbaren Zustand oder einen gegenwärtig sich abspielenden Vorgang bald enthüllt oder vorher verkündet, bald geradezu bewirkt wird. Im letzteren Falle steht es meist in des Menschen Macht, die Folgen abzuwenden oder herbeizuführen, während er im ersteren das vom Schicksal Verfügte, so klar es sich ihm auch kundgiebt, nur in ganz seltenen Fällen abändern kann. Von diesem Gesichtspunkt und nach der guten oder bösen Bedeutung der Anzeichen hat Jón Árnason seine „kreddur" eingeteilt. Hier ist jedoch der Übersichtlichkeit wegen eine andere mehr sachliche Einteilung gewählt und nur solche „kreddur" werden mitgeteilt, die sich in irgend einer Weise mit dem Körper des Menschen befassen; auch von diesen sind einige übergangen, die in ein ganz specielles Gebiet gehören. Dagegen glaubte ich einige, die sich bei uns ebenfalls finden, nicht fortlassen zu dürfen.

I. Das Niesen.

Wie bei uns, so giebt auch in Island das Niesen zunächst Veranlassung, einen guten Wunsch auszusprechen; man sagt, wenn ein anderer niest: „Gott helfe dir", aber auch der Niesende selbst sagt: „Gott helfe mir." Diese Sitte wird aus der Zeit des schwarzen Todes hergeleitet; da bemerkten nämlich zwei Geschwister, dass alle, die auf dem Gehöft der Pest zum Opfer fielen, zuerst von einem gewaltigen Niesen befallen wurden. Sie begannen daher, beim Niesen jedesmal für sich und für einander zu Gott zu rufen, und wurden allein im ganzen Bezirk vom Tode verschont. Wer ihrem Beispiel folgt, wird also am Niesen nicht sterben.

Je nach der Zeit und den gerade dabei obwaltenden Umständen hat das Niesen verschiedene Bedeutung.

Wer am Sonntagmorgen im Bette niest, dem wird in der Woche etwas geschenkt werden.

Sehr gut ist es auch, am Montagmorgen zu niesen, denn „besser ist

Trollen sind nicht nur treu, sondern auch wahrhaftig, weshalb man daran wohl glauben kann. Welchen Glücksfall das Montagsniesen im Gefolge hat, wird nicht verraten.

Wer am Neujahrsmorgen im Bette niest, der wird das Ende des Jahres erleben.

Wenn jemand in seine Netze niest, während er sie strickt oder ausbessert, so wird er mit ihnen beim Fischfang Glück haben.

Wenn der älteste Mann im Hause niest, während man Lebensmittel herrichtet, wird ein Hungriger kommen und von dieser Speise essen. Man nennt das „andern einen Gast niesen“. Niest aber der jüngste Mann, so niest er mehr Speise ins Haus.

II. Gähnen.

Wenn man in einem Gehöft, in dem man erst angelangt ist, vor dem Einschlafen im Bette gähnt, so bleibt man daselbst nicht lange.

Selten gähnt nur einer, wenn zwei beisammen sind, es sei denn, dass sein Tod nah bevorsteht[1]), oder dass kein gutes Einvernehmen zwischen ihnen herrscht.

Selten kommt Gähnen aus gutem Herzen oder Schlucken aus guter Gesinnung.

III. Schlucken.

Schon das Vorhergehende bildete den Übergang zum Schlucken; von diesem handelt noch folgendes.

Wenn jemand den Schlucken hat, so wird dort von ihm gesprochen, wo er nicht zugegen ist. (Wörtlich: „man ist da im Wort — á orði —, wo man nicht bei Tische — að borði — ist.“)

In dem Abschnitt „Aberglauben aus katholischer Zeit“ („Hjátrú úr pápisku“) stehen bei Jón Árnason einige Gebete, die man auch als Beschwörungen ansehen kann, zu welchem Zwecke sie zum Teil noch heutzutage auf Island angewendet werden. Hier ein Beispiel davon:

Gebet gegen den Schlucken.

„Christus (sei) in der Brust mir,
Hinweg fahre der Schlucken;
Früher war ich (dir) im Sinne (o) Gott,
Als der Schlucken.
Gott gebe Frieden der Seele des Menschen, der am Schlucken starb.“[2])

Jeder, der dieses Gebet in einem Atem neunmal hersagt, wird von allem Schlucken befreit werden.

---

1) Isländisch: „er sei denn feigur“. Das Wort „feigur“ (fem. „feig“) bedeutet ganz dasselbe, wie das mittelhochdeutsche „veige“, nämlich: „dem Tode verfallen“, „dem Tode nah“. — Da diese Prophezeiung hier noch sehr oft vorkommen wird, werde ich der Kürze wegen künftig stets den isländischen Ausdruck brauchen.

2) Herrn Sanitätsrat Bartels ist es gelungen, den ziemlich dunkeln Sinn dieser Beschwörung aufzuhellen durch Einschaltung der eingeklammerten Wörter.

IV. Jucken und Kitzeln.

Wem die Augen jucken, der wird bald weinen.

Wenn jemandem die linke Augenbraue juckt, so geht ihm etwas nach Wunsch, aber zuwider geht ihm etwas, wenn ihm die rechte juckt. Manche sagen es umgekehrt.

Das Jucken der Nase bedeutet, dass man bald zornig werden wird.

Wem das innere Ohr juckt, der wird Neuigkeiten erfahren.

Wem der Mund oder das Kinn juckt, der wird etwas zu essen oder zu trinken bekommen, was er lange nicht geschmeckt hat.

Wenn jemandem die rechte innere Handfläche juckt, steht ihm eine Ausgabe, juckt ihm die linke, eine Einnahme bevor.

Wenn einer Frau die Hand zwischen den Fingern juckt (wörtl.: „wenn ihr die greipar jucken"; greipa = mit der Hand umfassen, grípa = greifen), so wird sie bald geholt werden, um Hebammendienste zu verrichten.

Wem die Fusssohlen jucken, der wird in die Fussstapfen eines Menschen treten, der „feigur" ist.

Fühlt ein Mann einen Kitzel an den Fusssohlen, so wird er seiner Frau wegen eifersüchtig werden.

Wenn jemand aufhört, gegen das Kitzeln empfindlich zu sein, so ist er nicht mehr ein reiner Jüngling oder eine reine Jungfrau. Man sagt: „Du hast den Kitzel abgelegt."

V. Das Essen.

Von den zahlreichen Verboten, die den Genuss gewisser Speisen betreffen, mögen einige hier stehen, welche nicht für besondere Verhältnisse gelten.

Wenn jemand seinem Freunde von einer Seehundsniere abgiebt und beide sie gemeinsam verzehren, werden sie Feinde auf Lebenszeit.

Sehr gefährlich ist der Genuss eines gewissen Muskels beim Fisch (besonders beim Dorsch), der „sonarfiskur" genannt wird.[1]) Von einem Riesenweibe (einer „tröllkona") soll die Mahnung stammen: „Niemand würde einem andern „sonarfiskur" geben, und keine gute Mutter ihrem Kinde, wenn man wüsste, welche Gefahr dabei ist." Über die Art der Gefahr verlautet jedoch nichts.

Der Haifisch wäre ein ungeniessbarer „Seewurm", wenn die heilige Dorschhaut ihn nicht verbesserte. „Man muss also wahrscheinlich Haifisch und Dorschhaut zusammen essen", fügt Jón Árnason hinzu.

Alles ist Speise, was in den Magen hineingeht, nur nicht ungeschabte Hechthaut und ungesottene Wurzeln von Silene acaulis (isländisch: holta-

1) „Sonarfiskur", wörtlich „Sohnesfisch", ist vermutlich ein Muskel in einer Höhlung des Brustflossenbeines der Fische. Etwas Näheres darüber wissen selbst die bedeutendsten jetzt lebenden isländischen Sprachforscher nicht, hegen aber die Vermutung, dass vielleicht mancher Fischer Auskunft geben könnte.

rætur; „stengelloses Leimkraut“, ein zu den Nelkengewächsen gehöriges Pflänzchen).

Man soll nicht die (eingeschnittene Eigentums-) Marke an den Ohren der Schafsköpfe essen, denn davon wird man ein Schafdieb.

Man soll nicht Butter zum Hängefleisch essen; wer das thut, wird niemals Grundbesitzer. (Hängefleisch, isl. hangiket, ist geräuchertes Schaffleisch und gilt als etwas besonders Gutes; es ist sehr fett, weshalb diese Vorschrift wohl als eine Warnung vor Verschwendung anzusehen ist.)

Stets sind Hunger und Mangel in einem Haushalt, wo viel Schneehühner aufgetischt werden.

Man soll in der Speisekammer nicht rezitieren (kveða) oder singen, denn dann „rezitiert“ man Hunger in die Speisekammer oder „singt Unsegen in die Speisekammer“. (Streng genommen gehört dies nicht hierher, sondern gemahnt an eine andere Vorschrift, nach welcher Fischer bei ihren Angelschnüren oder Netzen oder beim Ausladen ihrer Ware nicht singen dürfen, weil dies Unsegen bringt.)

Aber nicht nur was, sondern auch wie man isst und was sich beim Essen zufällig ereignet, ist von Bedeutung.

Wenn man einen Bissen Speise von sich fort, anstatt zu sich hin schneidet, so schneidet man einen Bissen für den Teufel.

Wenn Kinder ihr Essen nicht mit dem Messer, sondern mit der Schere schneiden[1]), so wachsen sie nicht mehr.

Man muss nicht vom Rande des Grapens[2]) trinken oder über den Grapen steigen, weil, wer das thut, nicht sterben kann, wenn ihm nicht im Todeskampfe ein Grapen über den Kopf gestülpt wird.

Wenn jemand sich beim Essen in den Finger schneidet, wird ihm eine neue Speise gegeben werden.

Wenn man sich beim Essen oder Trinken verschluckt, begehrt irgend ein Anwesender nach dem, was man geniesst.

Andere sagen, es komme in diesem Falle ein Hungriger.

Auch sagt man, wenn sich jemand verschluckt, es werde ein spukhafter Angriff in seinen Hals gemacht.[3]) Man spricht dann zu ihm: „Es bekomme dir (wörtlich: geniesse du) besser, als es hinunter geht.“

Wenn ein gesunder Mensch, indem er von den Speiseüberresten eines andern geniesst, plötzlich Widerwillen empfindet, so ist derjenige „feigur“, der zuerst gegessen hat.

---

1) Mit dem Messer schneiden, heisst im Isländischen „skera“, mit der Schere schneiden „klippa“.

2) Der Grapen (pottur) ist ein eiserner Kochtopf mit Füssen, der auch über dem Feuer aufgehängt werden kann; auch in Deutschland war er im Mittelalter und ist er noch jetzt in einigen Gegenden unter diesem Namen im Gebrauch.

3) Wörtlich: „es suche in seinem Hals“; „sækja“ (eig. suchen) bedeutet auch angreifen, oft von zauberischen, spukhaften Angriffen.

Wenn man in ein Gehöft kommt, während dort gerade gegessen wird, ist man nicht „feigur“.

VI. Körperpflege.

Diesem Begriff muss ein ziemlich weites Feld eingeräumt werden. denn nicht nur die Behandlung der Haare und Nägel, sowie das Waschen darf man dazu rechnen, sondern auch die Kleidung, zumal sie in einem Klima wie dem Islands dem Körper vielleicht noch unentbehrlicher ist als Reinlichkeit.

Zuerst sei hier der Körperpflege im engeren Sinne gedacht. Viel Gutes und Böses kann der Mensch dabei anrichten.

Wenn man sein Haar bei abnehmendem Monde schneiden lässt, nimmt das Haar ab, es wächst dagegen, wenn es bei zunehmendem („wachsendem“) Monde geschnitten wird.

Wer sich absichtlich das Haar abbrennt, der brennt sich den Reichtum ab.

Man muss sich nicht im Bette kämmen, denn davon wird man bettlägerig vor Altersschwäche; dieses Unglück kann man abwenden, wenn man spricht: „Ich werfe von mir die Altersschwäche, aber nicht den Kamm.“[1])

Wenn eine Frau sich im Bette kämmt, wird sie schwere Entbindungen haben oder ihren Mann verlieren.

Wer sich gegen Norden wendet, während ihm Haare oder Nägel verschnitten werden, der verkürzt sein Leben.

Wenn man sich lange Nägel wachsen lässt und sie alle auf einmal ungeteilt abschneidet, versieht man den Teufel mit Schuhen.

Man soll seine Nägel, gleichviel ob mit dem Messer oder der Schere, immer in drei Teilen abschneiden, sonst fügt aus ihnen der Teufel dem Totenschiffe eine ganze Plankenreihe hinzu.[2])

Nach einem andern Glauben macht der Teufel aus ihnen schöne Schiffe und Ruderfahrzeuge, mit denen er die Menschen ins Verderben lockt. Die Mannschaft eines Schiffes, die zu lange geschlafen hatte und erst an den Strand kam, als alle anderen bereits abgefahren waren, bestieg ein Schiff, das sie für das ihrige hielt, weil es an dessen Stelle lag, stiess eilends vom Lande ab und war natürlich verloren. Leute, die das Schiff an dem Morgen hatten liegen sehen, berichteten, es sei ganz aus Menschennägeln zusammengesetzt, aber wunderschön gewesen.

Noch andere sagen, der Teufel nagele nur das Schiff mit solchen ungeteilt abgeschnittenen Nägeln zusammen.

Wenn zwei sich in demselben Wasser waschen, werden sie sich binnen kurzem entzweien.

1) Bettlägerig vor Altersschwäche: karlægur; die Altersschwäche: kör; der Kamm: kambur. — Viel mag bei einer solchen Zusammenstellung die Alliteration mitgewirkt

Oft auch sollen dadurch ihre Kinder einander ähnlich werden.

Wer den Schmutz liebt, sich also gar nicht wäscht, wird reich.

Aus dem schon erwähnten Abschnitt „Aus katholischer Zeit“ möge hier stehen:

Ein Gebetlein, wenn man sich wäscht.

„Ich wasche mich im Tau und im Tagwinde (dagleiði[1]), ich wasche von mir ab meine Feinde und meine Unfreunde. Es vergehe ihr Zorn. Ich trage meine Freundlichkeit, mein Herr (Gott), zwischen meinen Brauen[2]). Es werde jeder Mensch, der mich heute mit Augen sieht, so froh über mich, wie meine[3]) Maria, Gottes Mutter, über ihren Sohn ward, als sie ihn auf dem Friedenssteine fand, östlich vom Flusse Jordan. Der Fluss Mará, Grasá, Plená.[4]) Domine-ste-kúm. Benedictatum, Fructus, Herbus benedictus.“

Man darf vor dem Spiegel nicht Gesichter schneiden, davon wird man im Gesicht entstellt.

Wir kommen nun zu der Kleidung, die im isländischen Volksglauben eine grosse Rolle spielt. Ihre enge Zugehörigkeit zum Körper des Menschen scheint sie mit geheimen Lebenskräften auszustatten und ihre Unentbehrlichkeit macht sie zum Gegenstande steter Aufmerksamkeit. Je nach dem Verhalten, das man den einzelnen Kleidungsstücken gegenüber beobachtet, schadet oder nützt man sich oder anderen; wobei es manchmal fraglich ist, ob das Verhalten des Menschen, das ja oft nicht seiner Absicht entspringt, die Ursache oder nur die Verkündigung eines bisher verborgenen Umstandes oder bevorstehenden Geschehnisses ist. Denn dem beständig Beobachtenden thun Kleidungsstücke manches Geheime kund.

Wunderbarerweise hat die Nacktheit eine besonders mächtige zauberische Wirkung; kein Gespenst ist so gewaltig, dass es einen ganz nackten

1) „Þvæ eg mér í dögg og í dagleiði“; „dagleiði“ ist ein ganz ungebräuchliches Wort. Dr. Valtýr Guðmundsson hält es für möglich, dass „leiði“ hier für „byr“ steht, also günstigen Fahrwind bedeutet. Von „byr“ ist das Verbum „byrja“ gebildet: „mér byrjar“ = „mir wird günstiger Wind zu teil“, d. h. mir gelingt alles gut. „dagleiði“ würde also erwünschtes Gelingen für den Tag bedeuten. Für noch wahrscheinlicher hält er, dass es eigentlich heissen soll: „og (mig) í dag leiði“, d. h. „und (mich) in den Tag (ein)führe“, nämlich indem ich mich wasche.

2) In dem Abschnitt „Zauberkünste“ teilt Jón Árnason ein Zauberzeichen, den ægishjálmur (Schreckenshelm) mit, das aus Blei geformt und zwischen die Brauen geklemmt wurde, was in den Worten ausgedrückt ist:

„Schreckenshelm, den ich trage
Zwischen den Brauen mir.“

Wer so seinem Feinde entgegen ging, dem war der Sieg gewiss. Zu diesem Zeichen gehört noch ein anderer Spruch, welcher lautet:

„Den Hass meiner Feinde
Wasch' ich ab von mir,
Raub und Zorn
Mächtiger Männer.“

3) „Mein“, „meine“ sagt man in Island, um Zuneigung, oft auch nur Höflichkeit auszudrücken. Man braucht es in der Anrede sowohl, wie in der dritten Person.

4) „Der Fluss Mará, Grasá, Plená“, isländisch „Áin Mará, Grasá, Plená“ ist offenbar entstanden aus „Ave Maria, gratia plena“.

Menschen anzugreifen wagt; daher ist es am besten, aus allen Kleidern zu fahren, wenn man ein Gespenst erwartet.

Von dem Körper des Menschen geht also die eigentliche Zauberkraft aus und die Kleidungsstücke entlehnen sie von ihm, und in um so höherem Masse, je näher sie mit ihm in Berührung kommen, weshalb denn ihrer inneren Seite mehr davon innewohnt, als der äusseren.

Wenn man seine Kleider umgekehrt (die Innenseite nach aussen) anhat, kann man nie in die Irre geführt werden.

Ein umgekehrter Handschuh weist in einem dunkeln Hause auf die Thür hin.

Wenn man sein Hemd umgekehrt auf sich legt, bevor man einschläft, so hat man keine (spukhaften) Angriffe zu befürchten.

Ein von dem bisher angeführten etwas abweichendes Gepräge tragen die folgenden Sätze, aus allen aber erkennen wir die intimen Beziehungen, die zwischen dem Menschen und seiner Kleidung bestehen.

Wenn ein barfüssiger Mensch zuerst mit dem einen Fuss in alles hineinfährt (d. h. erst diesen Fuss mit allen ihm zukommenden Kleidungsstücken versieht, bevor er den anderen Fuss zu bekleiden beginnt), so fährt er ins Unglück; fährt er mit dem einen Fuss zuerst aus allem heraus (bevor er anfängt, den anderen Fuss zu entkleiden), so fährt er aus dem Glück heraus.

Wer des Morgens verkehrt in einen Strumpf hineinfährt, so dass der Hacken auf die Zehen kommt, dem geht an demselben Tage etwas vürquer.

Wer sich seine Strümpfe unter den Kopf legt, kann nicht sterben, wenn ihm nicht Strümpfe unter den Kopf gelegt werden.

Wenn einem verlobten Mädchen oder Manne ein Strumpfband abfällt, so wird es oder er in der Treue betrogen.

Wenn an jemandes Strumpfband ein Knoten entsteht, so heisst er Glücksknoten, und dieser Mensch wird (manche sagen: an demselben Tage) etwas geschenkt bekommen; der Knoten darf aber erst nach drei Tagen aufgelöst werden.

Wenn die eingelegte wollene Sohle (der ileppur) aus eines Mannes Schuh nach aussen heraus kommt, so hält sich die Dienstmagd[1]) für zu gut für den Mann; kommt die Sohle aber an der Innenseite des Fusses aus dem Schuh heraus, so hält sich der Mann für zu gut für sie. Andere sagen, die Frau halte sich in diesem Falle für zu gut für den Mann.

Wenn jemandes neuer Schuh (durch Anstücken) vergrössert ist (weil er zu klein geraten war), so wird dieser Mensch etwas geschenkt bekommen, bevor der Schuh vertragen ist.

1) Jede Dienstmagd hat einen oder mehrere der Männer und Knechte des Gehöftes das ganze Jahr hindurch zu bedienen, d. h. für sie zu waschen, zu flicken und zu stopfen, ihnen Schuhe zu machen, die Strümpfe und Oberkleider auszuziehen u. s. w. Sie heisst die „Þjónusta“ (Dienerin, eig. Dienst) dessen, den sie bedient.

Wer einen engen Schuh gut erträgt, der wird später die Herrschaft der Frau gut ertragen.

Wenn sich eines Mannes Schuhriemen löst, so wird er bald heiraten.

Wenn man einem andern eine Mütze aufsetzt und sie gleich so gut sitzt, dass der andere sie nicht zurecht zu rücken braucht, so wird man über seine Verheiratung entscheiden.

Wenn eine Frau (d. h. ein weibliches Wesen) sich eines Mannes Hut aufsetzt, so ist das ein Zeichen, dass ihr der Mann gut gefällt.

Am Sonnwendtage soll man nicht Kleider lüften oder zum Trocknen ausbreiten, denn davon fallen sie auseinander (manche sagen, nur die schafschwarzen, d. h. ungefärbten).

Wenn man am Sonntage die Seekleider der Leute ausbessert, kommen sie in diesen Kleidern um.

Wenn eine Näherin sich beim Nähen eines Kleidungsstückes mit der Nadel sticht, so wird sich jemand in die Person, der es gehört, verlieben, bevor es vertragen ist.

Wenn auf einem neuen Kleidungsstück eines Mannes oder eines Mädchens, während es genäht oder gestrickt wird, eine Laus kriecht, wird der Eigentümer (oder die Eigentümerin) desselben ein Kind bekommen, bevor das Kleidungsstück verbraucht ist.

Auf wessen Kleid ausgespieen wird, der wird von dem Thäter ein neues Kleid geschenkt bekommen.

Wer selber auf sein Kleid ausspeit, der wird belogen werden.

Wenn auf den Bändern, welche die Seeleute an ihren Lederkleidern haben, oder auf ihrer Angelschnur ein Knoten oder eine Schleife entsteht, so heisst das eine „Fischschleife“ und bedeutet grossen Erfolg. Sobald der Erfolg sich eingestellt hat, soll man Knoten oder Schleife auflösen. Bei dem Entstehen solcher Knoten braucht man die Redensart: „Da lief etwas auf deine Schnur.“

Der „Aberglaube aus katholischer Zeit“ sei hier vertreten durch ein

Gebet, wenn man sich ankleidet.

„Christus, leihe du mir den Kittel dein,
Maria, leihe du mir den Mantel dein,
Sankt Peter, leihe du mir die Seekappe dein.
Peters Fels, Fels, Fels,
Dann habe ich genug, dann habe ich genug.
Gehe ich aus und ein,
Trag' ich die Schale (oder Tasse) mein.
Folgen mir vier
Berühmte Engel Gottes.
Ich habe einen Stab in meiner Hand; das sei und bleibe in Ewigkeit.
Amen.“

In wessen Bett einzig Schneehuhnfedern sind, der kann nicht sterben.

In dem Bette einer Frau, die ein Kind erwartet, dürfen gar keine Schneehuhnfedern sein, sonst kann sie das Kind nicht zur Welt bringen.

Wenn der Bauer (Hausherr) eine Reise macht, darf die Frau sein Bett am ersten Abend nicht machen, sonst kommen sie nie wieder zusammen.

Wenn das Bett der Eheleute am Sonntagmorgen hinaus getragen wird, um gelüftet zu werden, so giebt es eine Ehescheidung.

(Schluss folgt.)

Zur Schwankdichtung des Hans Sachs.

Von **A. L. Stiefel.**

(Fortsetzung von VIII, 82).

3. Der Schwank „Der Pauernknecht fras seine aigen Federbusch und Handschůech.“[1])

Zu diesem anfangs 1560 gedichteten H. Sachsischen Schwank, den er beinahe 10 Jahre früher bereits als Mgs. behandelt hatte, wurde bisher weder Quelle noch irgend ein sonstiger Nachweis angeführt. Ich möchte zum Vergleiche auf die 35. Novelle des Gentile Sermini[2]) von Siena (lebte im 15. Jahrhundert) heranziehen. Dieselbe trägt folgende Überschrift:

> Bindaccino da Fiesole essendo al Bagno, usando del gagnone per scedaria, li fu dato a mangiare un pajo di brache in cambio di ventricelli di castrone.

In dieser plumpen Erzählung wird geschildert, wie ein Schmarotzer (Bindaccino) in einem Badeort sich Badegästen aufdringlich und lästig erweist. Diese beschliessen, ihm einen Streich zu spielen und ein Koch ersinnt etwas Entsprechendes. Der Schmarotzer hatte sich zum Essen ein billiges Gericht, Hammelsmagen, gekauft. Der Koch nimmt alte morsche Hosen, die lange zu unsauberen Zwecken gedient, zerschneidet sie in ganz kleine Stückchen, mischt sie unter die „Kuttelflecke“ und lässt das Ganze von einem Deutschen Namens Arrigo zurecht machen „ordinato una suppa

non potęa col golare s'ajtava senza più masticare etc." Nach dem Mahle wird er von der ganzen Gesellschaft auf das entsetzlichste verhöhnt, so dass er es für geraten findet, das Feld zu räumen und nie mehr nach dem Badeorte zurückzukehren.

Bei H. Sachs übergiebt ein Landtölpel dem Hofkoch zu München Federbusch und Handschuhe, in der Erwartung, er werde sie ihm „weis waschen". Der schalkhafte Hofkoch aber zerhackt den Federbusch in kleine Stücke

> Vnd schlug im wol zwölff ayer drein,
> Pestrait in mit yngwer vnd salcz
> Vnd röstet in in einem schmalcz.

Die Handschuhe bereitet er, „Als ob es weren kudelfleck". Und beides verzehrt der Bursche ohne Schwierigkeit. Die „Handschůech ... die waren zech, doch det ers dennen ... Pis das er sie doch hinein schlicket". Als der „Fünsinger" nun nach Federbusch und Handschuhe fragt und erfährt, dass er sie „selber gessen" hat, wird er wütend, muss aber, verlacht „vom hoffgsind allen" „gar trawrig in sein Dorff Fünsing" abziehen.

Wie man sieht, sind Einkleidung und zahlreiche Einzelheiten in beiden Schwänken sehr verschieden, diese stimmen aber darin überein, dass ein Koch einem ungesalzenen Menschen Kleidungsstücke, pikant zubereitet, als Speise vorsetzt, dass dieser sie unbedenklich verzehrt, worauf er arg verhöhnt wird.

Es ist möglich, dass der Schwank des Sermini nach Deutschland auf irgend eine Weise gelangte und dem Nürnberger Meister bekannt wurde. Es ist auch denkbar, dass sowohl in Deutschland wie in Italien zu verschiedenen Zeiten sich derselbe plumpe Spass ereignet hat und dass Sachs also sein Gedicht nach einem wirklichen Vorfall dichtete. Das letztere scheint mir indes weniger plausibel.

4. Zur Quelle des Schwankes „Die neunerley Hewt eines poesen Weibs".

In einem Artikel der Ztschr. f. vgl. Litt. X, S. 18 hatte ich als mutmassliche Quelle dieses Schwankes Agricolas Sprichwörter 414 bezeichnet und die Vermehrung von drei Häuten (also Agricola) auf neun bei Hans Sachs als eine auch sonst bei dem Nürnberger beliebte Erweiterung betrachtet.

Gegen diese Ansicht wendete sich kürzlich A. Wünsche in der gleichen Zeitschrift S. 281 ff. und hält ein bei Stobäos überliefertes Gedicht des Simonides von Amorgos für die Vorlage. Es sei mir verstattet, dieser Behauptung, die die volkstümliche Herkunft des Schwankes in Frage stellt, näher zu treten.

Wünsche sagt: „Wenn es auch nur drei Dinge sind, in denen der Sachsische Schwank mit dem Gedichte des Simonides von Amorgos namentlich zusammenstimmt, dort die Hunds-, Schweine- und Rosshaut,

hier, dass das Weib vom Hunde, Schwein und Ross abstammt, so fällt das doch weit weniger in die Wagschale, als der Umstand, dass in beiden Darstellungen dem Weibe neunerlei Natur und Sinnesart beigelegt wird. Auch das erscheint mir ohne wesentlichen Belang, dass bei Sachs die neunerlei Naturen in einem Weibe vereinigt erscheinen, während bei Simonides . . es neun verschiedene Arten von Weibern giebt. Hat H. S. das Gedicht nicht selbst gelesen, sondern seinen Inhalt vom Hörensagen gelernt, so erklärt sich auch, dass er die daselbst genannten Tiere nicht festgehalten, sondern andere passende und ihm naheliegende dafür eingestellt hat. Die Hauptsache bleibt immer, dass es neun Tiere. bezw. Dinge sind.“ Ich muss gestehen, dass sich Wünsche die Sache ausserordentlich leicht macht. Bei seinem Vergleich zwischen Sachs und Simonides sieht er ruhig über das wesentlichste Moment — das ist doch offenbar die Vielhäutigkeit — hinweg und wirft sich auf die Zahl neun. Ja, wenn bei Simonides wenigstens die Zahl neun hervorgehoben oder auch nur erwähnt wäre. Aber das ist durchaus nicht der Fall, es sind die einzelnen Tiere ohne jede Zählung der Reihe nach zum Vergleich herangezogen. Und doch soll es nur auf die Zahl (neun) ankommen? Es wäre z. B. ganz gleichgültig, dass in dem griechischen Gedichte auch unbelebte Wesen vorkommen, während es sich bei Sachs nur um lebende handelt? Es wäre ganz gleichgültig, dass sich in den beiden Dichtungen die Übereinstimmung nur auf die Namen der drei Tiere beschränkt, während das ausschlaggebende, die Deutung selbst, auch nicht die geringste Ähnlichkeit mehr bietet? Nimmermehr! Übrigens, ohne weiteres mit Wünsche anzunehmen, dass H. Sachs damals etwas aus der Anthologie des Stobaios und gerade das Gedicht des Simonides vom Hörensagen kannte, das ist denn doch allzukühn. Und nun das wichtigste: Wünsche erklärt die Zahl neun für die Hauptsache. Zählen wir einmal ein wenig nach. Simonides vergleicht der Reihe nach das Weib mit Schwein, Fuchs, Hund, Erde, Meer, Esel, Wiesel, Ross, Affe und Biene: das sind richtig gezählt 10, und nicht 9, und falls Wünsche die Biene als Repräsentantin des guten Weibes nicht mitzählen lassen will, so erinnere er sich, dass bei Sachs auch die Menschenhaut mitgerechnet ist.

Ich könnte jetzt, nachdem die Hauptstütze Wünsches in nichts zusammengesunken ist, schliessen; allein ich will noch ein übriges thun und die Unhaltbarkeit seiner Annahme auch anderweitig darlegen.

Zunächst die Bemerkung, dass die Entdeckung Wünsches für mich nicht einmal den Reiz der Neuheit hat. In den von mir 1894 herausgegebenen *H. Sachs-Forschungen* bezeichne ich (S. 164) als Quelle von H. Sachsens Gedicht *„Die vier natur einer frawen“* den von Wünsche am Schlusse seines Aufsatzes angeführten Ausspruch des Phocylides bei Stobaios in der Übersetzung von Froelich und bemerke, dass Sachs auch ausserdem das unmittelbar darauffolgende Citat aus Simonides dabei benutzt habe.

Mir war also die Stelle bekannt. Noch mehr: Als ich mit der Quellenfrage der *„neunerley hewt“* beschäftigt war, lag mir das Gedicht des Simonides und die sich daran anschliessende Litteratur[1]) vor. Wenn ich es als Quelle zurückwies, so hatte ich dafür meine Gründe. Einige wurden oben schon angedeutet; ich fahre hier fort: In dem Gedichte des H. Sachs wird das Verhalten eines bösen keifenden Weibes durch den Vergleich mit acht verschiedenen Tieren gegeiselt. Das geschieht in der charakteristischen Weise, dass H. S. dem Weibe, ausser der Menchenhaut noch acht verschiedene Tierhäute andichtet, deren jede, sobald sie von Schlägen getroffen wird, das Weib zwingt, die entsprechende Tieresart, aber nur ausschliesslich im Schreien und Keifen, nicht in sonstiger Hinsicht zu offenbaren. Genau dasselbe finden wir bei Agricola, nur dass hier ausser der Menschenhaut bloss zwei Tierhäute — die auch bei Sachs wiederkehrende Sau- und Hündshaut — zum Vergleich herangezogen sind. Anders Simonides: Er zählt die Untugenden, bezw. schlimmen Eigenschaften auf, die man bei den verschiedenen Frauen findet und erklärt deren Vorkommen ironisch durch den Umstand, dass die verschiedenen Frauen aus verschiedenen Tieren, bezw. Dingen hervorgegangen seien. Aus dem Schwein entwickelte sich das schmutzige Weib, aus dem Fuchse das hinterlistige, aus dem Hunde das bissige, zänkische, aus der Erde das stumpfsinnige, aus dem Meere das launenhafte u. s. w. Das ist doch etwas ganz anderes als bei Sachs. Wenn dieser ferner nichts weiter gewollt hätte, als bestimmte Eigenschaften oder Naturen der Menschen mit Tieren in Beziehung zu setzen, so brauchte er nicht erst nach Stobaios zu greifen. Solche Symbolik war dem christlichen Mittelalter und der Reformationszeit durch den Physiologus und Ähnliches geläufig genug. Schon 1534 verfasste unser Meister ein Gedicht *„Der 12 reinen vögel eygenschaft zu den ein Christ vergleicht wird, auch die 12 unreinen vögel darin die Art der Gottlosen gebildet ist.“*

Aber, wird man sagen, das Gedicht des Simonides kann wenigstens einen gewissen Einfluss auf das des H. Sachs ausgeübt haben. Selbst das ist und zwar schon aus chronologischen Gründen, ausgeschlossen. Wünsche hat sich allerdings auch über diese leicht hinweggesetzt. Das Gedicht des Sachs entstand am 17. Mai 1539 und die (erste deutsche) Übersetzung des Stobaios von Froelich erschien erst Mitte 1551.[2]) Wünsche sagt nun:

---

1) Ausser verschiedenen Ausgaben des Stobaios noch: Simonidis *carmen de mulieribus* ed. G. D. Köler, Gött. 1781, Simonidis Amorgini *iambi qui supers.* ed. F. Th. Welcker 1835, Buchholz, E. *Anthol. aus den Lyrikern der Griechen* (2. Aufl. — Die neueste, 4., besitze ich nicht) S. 90—98, Brunck [illegible] III 209, Bergk *Poetae* [illegible]

„Froelich hat aber sicher viele Jahre an seinem Werke gearbeitet, und es ist möglich, dass mancherlei schon vor der Veröffentlichung desselben durch ihn selbst oder durch Freunde bekannt geworden ist. Ob Sachs mit Froelich selbst etwa in Beziehung gestanden, habe ich nicht ausfindig machen können . . . . Ursprünglich hatte sich Froelich vorgenommen, das Florilegium des Stobaios ins Lateinische zu übersetzen, und er hatte auch bereits, wie in der Vorrede S. 2 bemerkt, einen Teil fertig; da kam ihm aber Dr. Cunrat Gessner zuvor, infolgedessen entschloss er sich . . . das Werk ins Deutsche zu übersetzen.“ Das sind schier mehr Irrtümer und Ungenauigkeiten als Sätze, und sie sind um so unverzeihlicher, als Wünsche sie würde haben vermeiden können, wenn er die von ihm citierte Vorrede Froelichs sich weniger flüchtig angesehen hätte. Man beachte folgende Stellen daraus:

„Es ist ye ware dass ich . . . nach etlichē jaren bey der berůmbten Statt Nürenberg Cantzley | zehen jar mit ehren vollbracht vnd volgends das Stattschreiber ampt in . . . Augspurg | zwölff gantze jare getragen . . . Als ich aber des schwerē überlästigen . . . Stattschreiberampts zu Augspurg . . . auf den dritten tag Augusti des fünfftzehenhundertachtunduierzigstē jars . . . erlassen wordē | vnd dadurch zu mehrer ruwe kummen binn | hab ich mir gentzlich fürgenommen | die überige tag meines lebens . . . mit übung der mir verliehenen gaben . . . zuzebringen.

Und wiewol ich vor disem ain buch in Latinischer sprache zuschreiben angefangē | vnnd darinn weit fürgeschritten binn | hab ich doch | als mir der Stobeus vnnd die vndwidergültig arbait herren doctor Cunrat Gessners | im Latin fürkummen | auff freündtlich anhalten vnd bitt zweier meiner besonder lieben freund zu Augspurg | alle ander mein arbait zurucke gestelt | vnd meinen fleiss vnd mühe an dem Stobeum gelegt: auch den selben mit vnser mutersprach leren reden.“

Hieraus konnte Wünsche einerseits entnehmen, dass Froelich von 1526—1536 Ratskanzlist in Nürnberg, also möglicherweise mit Sachs bekannt war, dass er jedoch seine Übersetzung des Stobaios schwerlich vor, oder lange vor 1548 begonnen, sonach — da sie am 14. Mai 1550 bereits fertig war — nicht „viele Jahre an seinem Werke gearbeitet“ hat. Dass Froelich aber den Stobaios ins Latein zu übersetzen begonnen, bis ihm Gessner zuvorgekommen, ist ein schwer zu begreifendes Missverständnis Wünsches[1]). Rätselhaft ist mir auch, was Wünsche hinzufügt: „Wann Gessners Übersetzung im Druck erschien, ist uns unbekannt, sicher ist es mehrere Jahre vor der Veröffentlichung der Arbeit Froelichs geschehen. Es ist daher auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass H. Sachs Gessners lateinische Übersetzung vorgelegen hat oder ihm der Inhalt des Gedichtes durch irgend ein Flugblatt bekannt wurde.“ War es W. denn in Dresden gar nicht möglich festzustellen — worauf hier doch alles ankam — wann Gessners Stobaios zuerst herauskam? Wenn sich dort die alte Ausgabe nicht fand, warum hat er nicht die erste beste griechische Litteratur-

1) Er hat offenbar die Worte zu Anfang des zweiten Absatzes (oben) zu flüchtig angesehen.

geschichte und wäre es auch nur den ganz veralteten Schincke[1]) zu Rate gezogen? Warum nicht die bibliographischen Werke von Ebert, Brunet oder Grässe oder den 15 Seiten langen Artikel, welchen J. Mähly dem berühmten Polyhistor von Zürich in der *Allgemeinen deutschen Biographie* widmete? Gessners Stobaios erschien zuerst 1543 (Dedik. vom 13. Juni) und in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage im August 1549.[2]) Da aber Sachsens Gedicht, wie bereits erwähnt, schon am 17. Mai 1539 fertig war, so ist die letzte Möglichkeit einer Benutzung seitens desselben definitiv abgeschnitten.

Durch die verunglückte Vermutung Wünsches hat Agricola 414 als Quelle des Sachs entschieden gewonnen. Erwägt man ausser den sachlichen Übereinstimmungen noch die von W. ignorierten wörtlichen Anklänge, so hat die von Sachs auch sonst so häufig benutzte Sprichwörtersammlung — so lange keine näher stehende Quelle auftaucht — gewiss den Anspruch als seine Vorlage für die *„9 Hewt“* angesehen zu werden.

Nachtrag.

In seiner ausgezeichneten Abhandlung „Über die mystische Bedeutung der Neunzahl bei den Deutschen“ (Abhandl. d Berliner Akademie 1897), die mir erst lange nach Abschluss meines Aufsatzes zu Gesicht gekommen, hat der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift in erschöpfender Weise gezeigt, wie „die Neun, dieses Quadrat der heiligen Drei, in den religiösen Anschauungen und Gebräuchen der Germanen sich bedeutend zeigte und von da auch in das profane Leben sich eindrängte“. Über die Verwendung der Neunzahl bei Sachs ist daselbst S. 5, 7, 55, 56, 57 abgehandelt. Es war also nicht eine blosse Vorliebe für die Zahl neun, die den Nürnberger, wie ich annahm (Ztschr. f. vgl. Litt. X, S. 19), bei so vielen Dichtungen leitete, sondern der Nachklang jener alten, tief im Volke wurzelnden Mystik. Weinhold vermutet, dass bei näherer Untersuchung sich ergeben würde, „dass der einfacheren Zahl ganz dieselben Kräfte innewohnen als der dreifachen, und dass erst das jüngere Bedürfnis nach verstärkten Mitteln die 3×3 erzeugt hat.“ Dieses

1) Handbuch der Gesch. der griech Litteratur, Magdeburg 1838, S. 604 ff.: Christ in seiner vortrefflichen Gesch d. griech. Litteratur[2], S. 707 führt auch die 2. Aufl. Gessners, auf welcher ja die Vulgata beruht, an.

2) Mir liegt das schöne Exemplar der Nürnberger Stadtbibliothek (Solg. 2°, 1526) Basilea ex Officina Joannis Oporini sumptib. Ch. Froschoveri. A. S. H. 1549 (am Ende) vor. Während der 1. Ausgabe von 1543 der Text der miserablen Ausgabe des V. Trincavelli (Ven. 1536, 4°, nur griechisch) zu Grunde lag, hat der umsichtige Herausgeber und Übersetzer hier noch handschriftliches Material u a. aus der Bibliothek des Don Diego Hurtado de Mendoza benützt. Auf die grosse Verschiedenheit der beiden Ausgaben deutet schon Froelich in der Vorrede seiner Übersetzung hin: „Vber das sol meniglich erinnert sein, dass dises buch Stobei | biss auff disen tag | zwaimal | vnd verenderlicher weiss | Latinisch im truck aussgangen. Ee vnnd aber der ander truck vorhanden gewesst | hob ich den ersten über den halben tail | allgerait verteütscht gehabt. Nun befindet sich aber in solchen zwaien trücken ain grosser vnderschaid etc.“ Da die Ausgaben Gessners — Froelichs „warer lieber freündt“ — sowohl den griech. Text als die lateinische Übersetzung (die Gedichte in metrischer Wiedergabe) bieten, so ist Froelichs Nichterwähnung des griech. Textes wohl ein Beweis, dass er Griechisch nicht verstand, also nie daran dachte, den Stobaios ins Lateinische zu übersetzen. Ferner bestätigen Froelichs soeben citierte Worte meine Behauptung, dass er erst 1548 seine deutsche Übersetzung begonnen habe.

enge Verhältnis zwischen den Zahlen 3 und 9 dürfte meiner Vermutung, dass Sachs selbstständig aus den 3 Häuten bei Agricola 9 machte, zur Stütze dienen. Der Meistersänger strebte ja meist darnach, die Wirkung seiner Dichtungen den Vorlagen gegenüber zu verstärken.

München.

(Schluss folgt.)

Die Tierwelt in der sympathetischen Tiroler Volksmedizin.

Von **Adolf F. Dörler.**

(Fortsetzung von S. 48.)

II. Vögel.

Adler.

Gesottenes Adlerhirn ist gut gegen Harnbeschwerden.

Eine Adlerzunge in einem Tuchflecklein eingenäht auf der Brust getragen, vertreibt die Atembeschwerden beim Bergsteigen.

Adlerflaum auf den Hut gesteckt, schärft die Augen und hebt den Mut besonders beim Robbeln und Raufen.

Geier.

Einreibungen mit Geierschmalz sind gut gegen die Gicht an Händen und Füssen.

Käuzchen („Habergeiss“).

Trägt man das Herz und den rechten Fuss einer Habergeiss unter der Achsel bei sich, so kann man von keinem Hunde gebissen werden. Legt man dieselben aber auf einen Schlafenden, muss derselbe im Schlafe alles ausschwatzen, was man gern von ihm wissen möchte.

Nicht selten findet man im Magen der Eulen zusammengeballte Federn, welche mit einem Holzspänlein und einigen Wiedehopfsaugen in einem Säcklein bei sich getragen, alle Hexereien, Truden- und Teufelskünste unschädlich machen. Dieser Talisman muss aber in der Sylvesternacht angefertigt werden.

Kuckuck.

Ein Kuckuck samt den Federn und Eingeweiden zu Pulver gebrannt und von diesem Pulver dem Kranken in warmem Wein zu trinken gegeben, hilft gegen Podagra und Gliederreissen.

Wiedehopf.

Wenn man ein mit Wiedehopfsblut getränktes Tüchlein auf den Puls bindet, verursacht es des Nachts angenehme Träume.

Trägt man den Kopf eines Wiedehopfs oder auch nur dessen Augen bei sich, so kann man von keinem Menschen betrogen werden und wird von allen Leuten, mit denen man umgeht, gern gesehen und geliebt.

Amsel.

Eine Amselfeder vom rechten Flügel an einem roten Faden aufgehängt, bewirkt, dass keiner der Hausbewohner des Nachts mehr schlafen kann, so lange die Feder aufgehängt bleibt.

Schwalbe.

In den Leibern der ganz jungen Schwalben, besonders in der Leber, wird hier und da ein rotes, schwarzes oder auch rotgesprenkeltes Steinchen gefunden, der sogenannte Schwalbenstein. Häufig finden sich zwei Steine vor, aber nur der rote ist zu gebrauchen. Einen solchen roten Schwalbenstein, der bei abnehmendem Mond gewonnen wurde, bindet man sich in Hirsch- oder Kalbleder unter die linke Achsel, dann hat man einen vorzüglichen Talisman gegen Schwindel, fallende Sucht, Melancholie und Ohnmachtsanfälle. Es ist auch an einem sicheren Zeichen zu erkennen, ob die jungen Schwälblein Schwalbensteine in sich haben oder nicht; je nachdem sie nämlich mit den Köpfen gegeneinander oder auseinander sitzen.

Gegen die Halsbräune ist gut, ein ganzes Schwalbennest zu zerstossen und in Wein zu sieden. Dieser Brei wird dann auf ein Tuch gestrichen und dem Kranken um den Hals gelegt.

Das Blut aus der rechten „Fliegen“ (Flügel) einer Schwalbe in „finstere“ Augen geträufelt, macht sie wieder gesund und klar.

Junge Schwalben klein zerhackt oder zu Pulver gebrannt und mit Essig untermischt, heilen, wenn man die Arznei des Morgens nüchtern einnimmt, die fallende Sucht, sie komme aus was immer für einer Ursache. Und wenn sie jemand schon fünf Jahre gehabt hätte, würde er geheilt, falls er dieses Mittel vier Tage nacheinander anwenden würde. Es vertreibt auch in neun Tagen die „Taubsucht“, stärkt das Gehirn und reinigt den Magen. Aber schwangere Frauen sollen es wegen ihrer Frucht beileibe nicht einnehmen.

Zeisig.

Die meisten Zeisige haben in ihrem Nest einen sogenannten Blendstein, mittels dessen sie ihr Nest unsichtbar machen. Deshalb gelingt es auch sehr schwer, ein Zeisignest, geschweige denn einen Blendstein aufzufinden. Der „Wies-Joggl“, ein berüchtigter Wildschütz und Schwarzkünstler aus dem Oberinnthal, hat aber doch einen solchen erwischt und konnte sich nun bei jeder Gelegenheit unsichtbar machen, was ihm bei seinen Wildbereien sehr zu statten kam.

Kreuzschnabel.

Dieser beliebte Singvogel wird in Tirol fast in jedem Bauernhause gehalten, weil er alle Kinderkrankheiten an sich zieht. Auch ist er deshalb der Lieblingsvogel der Oberinnthaler Karrner oder „Laninger“.

Rabe.

Im Rabennest findet man hier und da, aber nur äusserst selten, einen Stein, den man bloss in den Mund zu nehmen braucht, um die Sprachen aller Vögel zu verstehen.

Wer einen solchen Rabenstein in einem Ring trägt, der kann auch die stärksten Ketten zerreissen und verschlossene Thüren aufsprengen, wenn er sie nur mit dem Stein berührt.

Ein Rabenherz vertreibt, wenn man es in einem Tüchlein um den Hals hängt, die Schlafsucht.

Das Gehirn eines Raben auf erfrorene Glieder gestrichen, heilt sie auf der Stelle.

Elster.

Keine Elster darf man unnützerweise schiessen, sonst wird eine Kuh hin.

Hängt man eine getötete Elster im Stalle auf, so kommen die Fliegen nicht zum Vieh.

Die Hexen sitzen gern „elsterlweis“ (als Elstern) auf Gartenbäumen und können so ungeniert die Gespräche der Menschen belauschen.

Taube.

Taubenblut aus dem rechten Flügel heilt den grauen Star.

Gegen fast alle Pferdekrankheiten hilft Taubenkot, den man unter Zusatz von Essig sieden lässt und davon dem Pferde morgens und abends warme Überschläge macht.

Als bewährtes Mittel gegen den Frost wasche man besonders Hände und Füsse in einer Brühe von zu Pulver gebranntem Taubenkot und Wasser.

Wachtel.

Gegen das viertägige Fieber hängt man sich Wachtelaugen in einem Tüchlein an den Hals.

Haushuhn.

Mittel gegen die Pest: Rupfe Hühnern vom After die Federn aus, so dass ein kleines Fleckchen der Haut ganz frei wird und halte sie mit dieser Stelle auf die von der Pest herrührenden Beulen. Die Hühner ziehen dadurch die Krankheit an sich und sterben binnen kurzer Zeit.

Ein Brauch, die Hausbewohner vor Krankheit und anderem Unglück zu bewahren, besteht darin, dass man Kopf, Herz und rechten Fuss eines kohlschwarzen Hahnes, der noch kein Jahr alt ist, in einem „gleim“ (dicht) verschlossenen Topfe unter der Hausthürschwelle im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vergräbt.

Gegen das „Lagfeuer“ (Gesichtsrose) reibe dir diejenigen Stellen, an welchen du es hast, mit dem Blute eines noch nicht einjährigen Hahnes ein.

Gegen das Grimmen und die hinfallende Sucht nimm Hühnerdarmwasser ein.

In der Leber der Kapphähne findet man, aber erst wenn sie vier Jahre alt geworden sind, einen glashellen Stein. Man braucht denselben nur in den Mund zu nehmen, wenn man vom Durst geplagt wird, um ihn sofort zu stillen. Die Robbler verstanden auch, sich mit Hilfe eines solchen Steines unbesiegbar zu machen.

„Unterwachsene“ Kinder schmiere man mit Kapaunschmalz ein.

Wenn ein Pferd den Husten hat, legt man fünf Eier des Abends in starken Essig, nimmt sie des Morgens, wenn ihre äusserste Schale weich geworden ist, heraus, zieht dem Pferde die Zunge etwas hervor und wirft ihm die Eier nacheinander in den Hals hinunter.

Hat eine Frau den „Mueter-Siechtum“, so nimm ein neu gelegtes Ei, schlage es auf eine heisse Herdstatt, lass es „bachen“, streue Erdbeerkrautpulver darauf und gieb ihr's dann, so warm sie kann, zu essen.

Ein Augenwasser zu bereiten, schneide ein hartgesottenes Ei in der Mitte von einander, nimm den Dotter heraus und gieb in die Höhlung ein wenig Salz. Dann lege die beiden Hälften wieder aufeinander, winde ein weisses Tüchlein darum, benetze es mit Wasser und trockne das Tüchlein dann wieder beim Feuer. Hierauf nimm es in die Hände und drücke dessen Inhalt in ein sauberes Glas aus. Von dem Wasser, welches du herausgepresst hast, träufle dann täglich ein oder zwei Tropfen in die Augen.

Mittel gegen Warzen: Man höhlt eine weisse Rübe aus, füllt die Höhlung zur Hälfte mit Butter, schlägt ein frisches Ei darein und lässt es untereinander braten. Dann seihe die Flüssigkeit durch ein Tüchlein in ein Glas mit Rosenwasser und lass es stehen, bis es ein Sälblein wird.

Wenn einem Pferd der „Ellbogen“ eindürrt, mach aus fein zerschnittenem und gedörrtem Eiweiss ein Pflaster, dies hilft bestimmt.

Wer den „Wurm“ am Finger hat, der nehme das Häutchen von einem neu gelegten Ei und ein dünnes Plättchen von einer Krienwurzel und binde es auf den Finger, so muss der Wurm bald darauf krepieren.

Ein „wahrhaftes Stuck“, wenn eine Frau hart zu Kind gehet: nimm harte Eier und Rauten, eines soviel wie das andere, siede die Rauten in Wasser und lass es der Frau auf das wärmste eine kleine Weile auf dem Nabel, so gebärt sie das Kind ohne Schaden.

Eidotteröl ist das beste Mittel gegen den „Kolben“ (ein Geschwür).

Eiweiss, Wermut und Salz zu Pulver gebrannt und gut vermischt, sind gut gegen faule, fleischige Schäden.

Gegen alte, flüssige Schäden an den Füssen nehme man Eiklar und Holerwasser, eines so viel wie das andere. Darein tauche man hanfenes Werg und lege es über den Schaden.

Wem die Gedärme in den Hoden gehen, der stosse Eierschalen zu Pulver, siede sie in gutem Wein und reibe sich damit ein.

Eierschalen zu Pulver gebrannt und auf faulende Schäden gestreut, heilen dieselben bald.

Dass kein Wild in das Getreide geht, siede einen möglichst langen Faden in Hennenkot und ziehe ihn um den Acker.

Gegen die „Ritzigkeit" (Rotzkrankheit) der Pferde hilft gedörrter und kleingepulverter Hennenmist.

Wenn einem Pferd der „Kern" (Mark des Hufes) schwindet, weiche Hennenkot in einem Hafen ein und mach dem Pferde davon durch acht Tage Überschläge.

Reiher.

Eine Salbe aus Reiherschmalz, Schwefel, weisser Nieswurz und Wachs ist gut gegen Lähmung.

Gans.

Federn aus einem Gänseflügel sind besonders gut zum Aufstreichen einer Salbe auf Brandwunden.

Gegen die Rotzkrankheit der Pferde: Gieb einer ganz weissen Gans durch vier Wochen nichts anderes als Gerste zu essen und Wein zu trinken und schlage ihr dann den Kopf ab. Das ausfliessende Blut spritze dem Pferde in die Nasenlöcher, aber mit einem Blasebalg „und nit mit dem Maul."

Ein Stücklein Knochen aus dem oberen Teil eines Gänseflügels vertreibt, auf blossem Leibe getragen, das Quartanfieber.

Gegen die „Fehlen" (Trübung der Hornhaut) in den Augen verwendet man mit Vorteil lauteres Gänseschmalz und streicht es in die Augen, so zerbrechen die Fehlen.

Um im Winter sich die Glieder nicht zu erfrieren, salbt man sie mit ungewässertem Gänseschmalz.

III. Kriechtiere und Lurche.

Eidechse.

Wer an Händen oder Füssen erlahmt, der nehme eine Eidechse, siede sie in Baumöl und salbe sich damit.

Blindschleiche.

Hat eine Jagdflinte ihren „Brand" verloren, das heisst, wenn ihr Schuss kein Wild mehr tötet, so braucht man nur den Kopf einer Blindschleiche hineinzuladen und hinauszuschiessen.

Schlangen.

Hängt man einem an der Bräune Erkrankten einen roten Faden um den Hals, mit dem eine Kreuzotter erwürgt wurde, so wird er von Stunde an geheilt.

Gegen faule, erfrörte Schäden nimm die erste beste Natter, wirf sie in einen Hafen, verschliesse ihn dicht und brenne sie zu Pulver. Dieses Pulver ist aber auch auf frische Wunden gestreut, sehr heilsam.

Hat ein Gewehr Tötung und Brand verloren, so schiesse seine gewöhnliche Ladung auf einen „Beisswurm" (Kreuzotter) los, dann bekommen die Schüsse aus diesem Gewehr wieder ihre frühere Wirkung.

Findet man zufällig ein Schlangenhemd[1], so ist dies ein vorzügliches Mittel, den Frauen die Geburt zu erleichtern, wenn man ihnen die Schlangenhaut auf den Nabel bindet.

Für alle Fälle wäre es gut, in die Peitsche die Zunge einer Natter zu flechten, welche ihr lebendig ausgerissen worden ist, denn wenn man verhüten will, dass ein Pferd durch einen kalten Trunk in die Hitze hinein Schaden nehme, braucht man die Peitsche mit der Schlangenzunge nur über das Pferd zu halten.

Wickelt man eine Natternzunge in ein Tüchlein, das mit der ersten Monatsreinigung einer Jungfrau getränkt wurde und befestigt das Ganze im Griff eines Säbels, einer Sense oder Heugabel, so trifft jeder Stoss dieser Waffen, wenn man sie gegen den Feind gebraucht, tödlich und macht den Träger unbesiegbar.

Wenn man das Unglück hat, von einer Kreuzotter gebissen zu werden, muss man so schnell als möglich zu einer Quelle oder einem Bächlein laufen, um daraus zu trinken, denn es eilt auch die Schlange dahin, und wenn es ihr gelingt, früher das Wasser zu erreichen, so ist der Gebissene verloren. Im anderen Falle kommt die Schlange um.

Frosch.

Frösche auf Pestbeulen gebunden, ziehen das Gift aus und sterben davon. Man muss aber mit dem Auflegen der Frösche so lange fortfahren, bis sie nicht mehr krepieren, also kein Gift mehr im Körper ist. Statt der Frösche kann man auch Dreissgenkröten verwenden.

Das beste Mittel gegen den Schlaf sind Augen von Fröschen, die man ihnen lebendig ausgestochen hat und mit Nachtigallenfleisch umhüllt, in einem Säcklein von Hirschhaut am Halse trägt.

Kröte.

Gedörrte Kröten sind in folgender Weise gut gegen den Brand des Viehes zu verwenden: Ist das Vieh auf der rechten Seite angesteckt, räuchert man dasselbe mit der linken Seite der Kröte. Hat es aber den Brand auf der linken Seite, so räuchert man die kranke Stelle mit der rechten Seite der Kröte.

Brennt man eine Kröte zu Pulver und streut dasselbe in alte, vergiftete Schäden, so zieht es alle giftige Materie heraus; nur sollten im Schaden noch keine Würmer sein.

---

1) Die bei der Häutung abgestreifte Schlangenhaut.

Auch gegen die Krebsbeulen ist es mit Vorteil zu verwenden, so dass sie nachher mit einem guten Pflaster ganz geheilt werden können.

Eine Dreissgenkröte im Estrich aufgehängt, zieht, auch wenn sie längst ausgedörrt ist, alle „bösen Winde“ an sich.

Der rechte Hinterschenkel einer Dreissgenkröte über der Herzgrube aufgehängt, heilt das dreitägige Fieber.

Ist ein Pferd durch irgend etwas verwundet worden, so binde gedörrten Krötenlaich über den Schaden.

Im Kopfe tragen die Kröten einen Stein, der gegen allerlei Vergiftung hilft und Frauen, wenn sie ihn auf blossem Rücken tragen, die Milch stellt, falls dies nicht von selbst geschehen will.

Ein Krötenstein im Ring getragen, beschlägt sich in der Nähe irgend eines Giftes, als ob er schwitzen würde, und der Träger ist dadurch gewarnt.

Gefleckter Erdmolch.

Weiss man einen Ort, wo diese Molche nach dem Regen zahlreich herumkriechen, lege man dorthin einen Gürtel. Wenn man an Würmern leidet, so braucht man sich dann bloss diesen Gürtel, über den die Molche gekrochen sind, um den Bauch zu binden, so gehen alle im Stuhlgang ab.

Schwarzer Alpensalamander.

Ein solches „Dattermandl“ in einen Jagdstutzen geladen und hinausgeschossen, bewirkt, dass jeder Schuss, den man aus diesem Stutzen auf ein Wild abgiebt, unfehlbar tötet.

IV. Fische.

Flussgroppe.

Gegen den Harnstein macht man Moos, das auf alten Mauern wächst, Krebsaugen, Eibischwurzeln, Süssholz und Zucker zu Pulver, vermischt es gehörig und giebt dann den Stein, den man im Kopfe der „Dolmen“ (Flussgroppen) findet, gleichfalls zu Pulver gestossen dazu. Von diesem Pulver nimmt man täglich etwa so viel wie eine Nuss ein.

Hecht.

Ein sicheres Mittel, die verlorene Mannheit wieder zu gewinnen: Kaufe einen Hecht, trage ihn, ohne einen Laut von dir zu geben, zu einem fliessenden Wasser, brunze ihm ins Maul und wirf ihn dann in den Bach.

Ein Kropf, sei er auch noch so gross, kann durch folgendes Mittel vertrieben werden: Den Kopf eines Hechtes und ein Stück Badeschwamm werfe man in einen Hafen, der zur Hälfte mit dem Urin des Patienten gefüllt ist. Darauf lässt man den Urin einkochen und brennt alles zu Pulver. Dieses in gutem Wein eingenommen, aber wohl gemerkt, bei abnehmendem Monde! hilft ganz gewiss.

Hat sich ein Pferd einen Bruch zugezogen, bereite aus Hechtknochen, Schweinsknochen und verbrannten, alten Schuhsohlen ein Pulver und streue es auf den Schaden.

Glatzen bestreiche man mit Hechtschmalz und es werden alsbald Haare hervorspriessen.

Äsche.

Gegen Gicht und Fehlen in den Augen schmiere dich mit Äschenschmalz ein.

Aal.

Etwas Fleisch von einem Aalschwanz einer Kuh, welche das erste Kalb trägt, zu fressen gegeben, bewirkt, dass sie viel Milch giebt.

V. Weichtiere.

Schnecken.

Das Schmalz von weissen oder besser schwarzen Schnecken mit Hennenschmalz und „Stinköl" (Petroleum) untermischt, giebt die beste Salbe auf Brüche. Dabei sei bemerkt, dass die Schnecken im Frühling, wenn sie gerade auskriechen, am feistesten sind.

Ein anderes bewährtes Mittel gegen Brüche ist folgendes: Drei schwarzen Schnecken schneide die Augen von den „Hörnern" herunter, gieb sie in ½ Massl Branntwein und lass das Ganze neun Tage und Nächte stehen. In der neunten Nacht, genau zur Mitternachtsstunde, trink ungefähr den dritten Teil aus. In der folgenden Nacht trink das zweite Drittel und in der dritten den Rest. Das ist mit Gottes Hilf bewährt.

Gegen das „Trieben"[1]) bereite aus schwarzen Schnecken, altem Schmer, Pech von einem roten Kirschbaum und geweihtem Salz eine Salbe, forme sie zu Kugeln und gieb sie dem Vieh im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ein.

Um schwarze Haare blond zu färben, sammle man im Mai eine Anzahl roter Schnecken, lege sie in eine Büchse und gebe Salz dazu. Nach einiger Zeit wird eine Salbe daraus werden. Man schere alsdann die schwarzen Haare völlig ab und bestreiche den Kopf mit dieser Salbe, so wachsen binnen kurzem blonde Haare nach.

Teichmuschel.

Hat ein Pferd kranke Augen, so nehme man Teichmuscheln, löse die Schalen ab, nehme das Innere heraus und zerstosse es. Dann mische man Himbeeren und gepulverten Gallitzenstein, alles gleich viel, darunter, presse das Ganze durch ein weisses Tuch und blase es dem Pferde mit einer Feder in die Augen.

VI. Gliederfüssler.

Maiwurm (Ölkäfer).

Gepulverte Maiwürmer in einem Sauerteig mit ein wenig Salz und Essig untermischt, streiche man als ein vorzügliches Mittel gegen Gliederreissen auf ein Tüchlein und lege es auf die schmerzenden Körperteile.

---

1) Viehkrankheit, wenn Blut im Harn abgeht.

Biene.

Sind einem Pferde die Haare ausgefallen, nimm im Honig liegende tote Bienen, brenne sie in einem neuen Hafen zu Pulver, gieb weiche Butter dazu, mach eine Salbe daraus und schmiere sie dem Pferde auf die betreffenden Stellen.

Auf Überbeine lege man tote Bienen, so schwinden sie mit der Zeit.

Gegen die Eingeweidewürmer nimmt man Farrenkrautwurzeln mit Wein und Honig ein.

Auf „verruckte“ Glieder lege man eine Salbe aus Honig, Salz und Mehl.

Einem Pferd, das nicht mehr misten kann, schmiert man mit einer Feder, die zuvor in Honig getaucht wurde, den After ein.

Wenn man ein Pferd an allen Vieren beschlagen will, so tauche man die Nägel vorher noch in Honig oder frischen Kuhmist.

Zwei Lot geschmolzenes Wachs, zu Pulver gestossene „Rassnagelen“ (Gewürznelken), Muskatnuss und Terpentin, von jedem ein Quäntlein, mit 10 *g* Wermutöl wohl durcheinander gerührt und auf Barchent gestrichen, giebt ein herrliches Magenpflaster.

Ameise.

Ein unter den Robblern bekanntes Mittel, sich eine übermenschliche Stärke anzueignen, besteht darin, dass man am Gründonnerstage eine wohl verkorkte Flasche mit gutem Wein in einen Ameisenhaufen legt. Am Charfreitag des folgenden Jahres nimmt man die Flasche wieder heraus und ist dann, sobald man von dem Weine getrunken hat, jedem Angreifer gewachsen.

Um denselben Zweck zu erreichen, kann man auch auf ein neu gelegtes, wenn möglich noch warmes Ei in einer Pfanne brunzen, den Urin zur Hälfte einkochen lassen und die andere Hälfte, dem Laufe des Wassers entgegen, in einen Bach schütten. Darauf schlägt man das Ei ein wenig auf und legt es in einen Ameisenhaufen und zwar der grossen, roten Waldameisen. Sobald nun die Ameisen das Ei ganz verzehrt haben, wird derjenige, der dieses Mittel anwandte, selbst wenn er seine Mannheit verloren hatte, ungewöhnlich stark werden.

Gegen die „Ritzigkeit“ der Pferde nimm einen Ameisenhaufen in einen Sack, wasche denselben in drei Wässern, giesse dann die Wässer zusammen und zerdrücke die Ameisen im Sacke. Binde darauf dem Pferd den Kopf in den Sack und lass es stehen bis es stark schwitzt. Alsdann nimm den Sack weg, wische dem Tier den Schweiss ab und lass es auskühlen. Darauf giesse ihm das Wasser in das Maul, so wird es gesund.

Das Pech, welches man in grossen Ameisenhaufen vorfindet, ist sehr gut gegen alte Schäden.

Wer nicht gut hört, der siede Ameiseneier in Baumöl und träufle dieses Öl drei Tage nach einander in die Ohren.

Wem die Ohren „verwachsen“ sind, der stosse Ameisen in einem Mörser zu Brei, temperiere ihn mit Frauengespünn (Muttermilch) und Baumöl und streiche das in die Ohren.

Als Mittel gegen den „Satt“ verspeist man eine gute Portion geflügelter Ameisen, dann ist man sicher, dass einem der Satt ein oder zwei Jahre nichts mehr anhaben kann.

Das beste Augenwasser, wenn man rote, triefende Augen hat oder gar erblinden will, wird aus den Eiern roter Ameisen bereitet, wenn man sie in ein Glas schüttet, dasselbe wohl verschliesst, mit Teig umhüllt und mit dem übrigen Brot in einen Backofen stellt. Sobald das Brot gut gebacken ist, wird man im Fläschchen eine Flüssigkeit finden, von der man täglich nur zwei bis drei Tropfen in die Augen zu träufeln braucht, um die meisten Augenkrankheiten zu heilen.

Heuschrecke.

Gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen näht man eine kleine Heuschrecke, etwas Roggenbrot und ein wenig Salz zusammen in ein Läppchen, hängt es dem Patienten auf den blossen Leib, aber ohne ihm zu sagen, was darin ist und wirft das ganze, nachdem er es neun Tage getragen hat, in fliessendes Wasser, so wird der Kranke geheilt.

Kopflaus.

Gegen Zahnweh trägt man eine Bohne am Halse, in deren Mitte man ein Löchlein gebohrt und eine Kopflaus hineingesteckt hat.

Skorpion.

Gegen das Grimmen soll man dem Kranken drei bis vier Tropfen Skorpionöl auf den Nabel reiben.

Einige Tropfen „Schkorp'nöl“, vermischt mit süssem Mandelöl, einem, der an heftigem Ohrenweh leidet, ins Ohr geträufelt, lindern seine Schmerzen. Das Gemisch soll aber so warm eingeträufelt werden, als es der Patient erleiden kann.

Ein Bauerndoktor äussert sich über das Skorpionöl folgendermassen: Das Scorpion öhl ist guet fir Spitzmeisse oder wan einer von ein wietenden Hund gebissen wird, der salb dasselbige Orth damit, oder wan ein mensch oder Vich was giftiges gessen oder getrunken hat, der nehm 3 : tröpflen ein. Dis öhl ist auch guet den weiberen fir die Pernmuetter, und den Kinderen fir die wirm in dem bauch, auch dem Mann fir dem Vatter, diechlen darmit genezt, und warm auf den Nabl gelegt. Ist auch guet fir lentenweh, blasenstain, und sonderlich wan einer an den Nieren manglhaftig ist, der schmirbe die lenten damit. Ist auch guet, wan einem das Griess oder Sand in der blater ist, in das mennliche Glid gethan, so vertreibts den schmerzen. Ist auch guet fir alle Geschwer, in leib oder auswendig, mit einem föderle angesalbt, inwendig 3 : tropfen samt 3 : fierer Gafran in ein

warmen Wein eingenohmen, treibt alle Sucht auss dem Leib. Solches öhl ist auch guet fir das schiessende Vergicht, so der mensch hat, es sey in den Fiesen oder Armen, der nehm dis öhl und schmirb dasselbige orth damit. Item, wan ein Kind oder grosser Mensch ein Vergicht hat, dem geb man 3: Tropfen in ein wasser ein. Item, wan ein Mensch die feilwärzen hat, der salb das Orth damit, es hailt von Grund herauss. auch ist es fir allen brant guet, er sey von feuer, wasser, Kiepfer, Stachl, oder Eisen, oder bley, mit einem Federl angesalbt, es ist bewert. lestlich hailt das Storpion öhl wan einer faules Fleisch in ein Schaden hat.

Spinnen.

Eine bewährte „Kunst" gegen langwieriges Fieber: Man nimmt zwei genau aufeinander passende Nussschalen, bohrt auf der Seite ein Luftlöchlein, sperrt eine Spinne hinein und leimt die beiden Schalenhälften fest aufeinander, dann hängt man sich das ganze neun Tage lang um den Hals. Nach Ablauf dieser Zeit ist die Spinne tot, denn sie hat alles Gift aus dem menschlichen Körper an sich gesogen. Nun entfernt man die Nussschale und wirft sie samt der Spinne in fliessendes Wasser. Auch gegen Gebärmutterkrankheiten ist dieses Mittel sehr heilsam.

Gegen das dreitägige Fieber kann man folgendes Mittel anwenden: Alte Spinnengewebe mit der pulverisierten Rinde eines Roggenbrotes und Honig, eines so viel wie das andere, ferner mit etwas Salz und Essig untermischt, legt man dem Patienten genau um 12 Uhr, es sei Tag oder Nacht, auf beide Pulse. Lässt sich das Fieber beim ersten Versuch nicht vertreiben, so wird gewiss der zweite von Erfolg begleitet sein.

Auch auf frische Wunden pflegt man behufs Blutstillung saubere Spinnengewebe zu legen.

Hat eine Kreuzspinne im Hause oder vor dem Fenster ein Netz gesponnen, so darf man sie von dort um keinen Preis vertreiben, denn sie saugt alle bösen Winde an sich und bewahrt daher die Hausbewohner vor Krankheiten.

Flusskrebs.

Gegen die Halsbräune stosse drei männliche Krebse in einem Mörser zu Brei, gieb drei Löffel voll Essig dazu, dann presse den Saft durch ein Tuch und nimm ihn des Abends vor dem Schlafengehen ein. Auch soll man öfter den Mund mit diesem „Wasser" ausspülen.

Auf Krebsbeulen lege man lebende Krebse, denen man die Scheren zusammengebunden hat und lasse sie darauf liegen bis sie krepieren, so schwindet die Geschwulst nach und nach.

Schneidet man einem Kranken, der am dreitägigen Fieber leidet, bei abnehmendem Mond die Nägel an Händen und Füssen zu und schiebt sie einem Krebse in den Leib, den man darauf in fliessendes Wasser wirft, so lässt das Fieber bald nach und kommt nicht mehr wieder.

Eine kräftige Salbe gegen Beinbrüche: Nimm Schwarzwurzen, stosse dieselben zu einem Mus, gieb altes Schmer, Baumöl und ein wenig Dotteröl dazu und drücke das Gemisch, nachdem du es eine Zeit lang sieden liessest, durch ein Tuch, alsdann zerstosse frische Krebse in einem Mörser und träufle deren Saft in die Salbe.

Gegen den „Har Wurm“ nimm sieben oder acht lebendige Krebse, stosse sie in einem Mörser zu Brei, presse den Saft durch ein Tuch und gieb pulverisierte Brunnenkresse und Pulver von einem „härenen Seil“ (Flachsseil) dazu. Mit dieser Salbe schmiere dich beim Ofen oder bei einem Feuer ein.

Pulverisierte Krebsaugen sind gut gegen den Stein.

Krebsaugen und Hechtkiefer, jedes 1 Lot, ferner Häutchen von den Augen der Hühner, 2 Lot Weinstein und 8 Lot braunen Kandelzucker, alles pulverisiert, untereinander gemischt und davon alle Morgen bei abnehmendem Monde einige Messerspitzen voll eingenommen, sind das beste Mittel gegen Gries und Stein.

Trägt man Krebsaugen bei sich, so kann einem kein Sturz über Felsen oder von einem noch so hohen Baum schaden.

Mauerassel.

Gegen das Grimmen nimm fünf oder sieben Mauerasseln, brate sie auf der Herdstatt, stosse sie zu Pulver und nimm dasselbe in einem Löffel voll Suppenbrühe oder auch Wasser ein.

VII. Würmer.

Blutegel.

Sind einem auf dem Kopf die Haare ausgefallen, braucht man nur Blutegel zu Pulver zu brennen, dasselbe in Wasser schütten und tüchtig sieden lassen, bis wenigstens zwei Drittel desselben eingekocht sind. Mit dem Rest dieses Wassers wasche man die Glatze etwa Tags zweimal und es werden alsbald wieder Haare hervorwachsen.

Regenwurm.

Hast du den Wurm am Finger, binde einen lebenden Regenwurm darauf und lass ihn dort liegen bis er krepiert oder stosse einige Regenwürmer zu Brei und mache davon etliche Male Überschläge.

Kindern die Hitze zu stillen, schneidet man des Morgens drei Spänchen aus drei verschiedenen Schwängeln, womit man bei den Ziehbrunnen das Wasser heraufpumpt, nimmt drei Regenwürmer und näht alles zusammen in ein Tuchfleckchen, das man dem Kinde drei Tage lang nach einander anhängt, aber immer mit frischen Regenwürmern und Spänchen.

Wem die Adern an einem Glied zerhauen oder gar abgeschlagen sind, der vermische klein zerhackte Regenwürmer mit lauterem Honig und lege sie auf die Wunde; dann heilt alles so schön zusammen, wie es vorher gewesen.

Wenn einem ein alter Schaden gar nicht heilen will, so nehme man lebende Regenwürmer und binde sie über den Schaden, wechsle aber mit den Würmern fleissig ab.

Um Gliedwasser zu heilen, streue zu Pulver gebrannte Regenwürmer in den Schaden. Dieses Mittel zieht auch die Adern wieder zusammen.

Gegen das Grimmen lege 15 oder noch mehr Regenwürmer in eine Schüssel, besprenge sie mit Salz und brenne sie dann auf einem heissen Eisen zu Pulver.

Regenwürmer, aber solche ohne Ringeln, in Baumöl gesotten, sind gut gegen den Kolben.

Regenwürmer in Baumöl gesotten und durcheinander gestossen, sind gut gegen das Schwinden, wenn man aus ihnen den Saft auspresst und sich damit einschmiert.

Gegen das „laufende Vergicht“ nimm Regenwürmer so viel du willst, die wasche sauber mit Wasser ab und werfe sie dann in heisses Baumöl und deck die Pfanne schnell zu. Mit diesem Öl schmiere die schmerzenden Stellen, so warm du es erleiden kannst.

Wenn einem die Adern zu kurz werden, brate man Regenwürmer, nehme von diesen das Wasser, vermische dasselbe mit Hirschunschlitt, Dachsschmalz, Honig und Baumöl und salbe den Kranken damit.

* * *

Möge es mir gelungen sein, mit der vorgeführten Auswahl von Sympathiemitteln dem Leser einen Einblick in das Heilverfahren der Tiroler Bauern verschafft zu haben, so weit dasselbe mit der Tierwelt in Beziehung steht. Möge aber auch meine kleine Arbeit den Anstoss geben, die im Tirolervolke noch zirkulierenden Sympathiemittel, sowie die vergilbten handschriftlichen Aufzeichnungen alter Bauerndoktoren und Kräutersucher zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten, denn auch die bäuerliche Botanik bildet eine fast unerschöpfliche Fundgrube uralten Volksglaubens. Das Tirolerland wird jedem, der es mit der allseitigen Erforschung unseres Volkstums ernst meint, den reichsten Ertrag seiner freilich nicht immer leichten Arbeit liefern.

Spukgeschichten aus dem bayrischen Kreise Schwaben.

Mitgeteilt von **Helene Raff**.

S' Kohlstattweibele.

D' Kohlstatt hoisst mer as Ort wo Alles voller Kôhla leit, die wo d' Schmied' zun ihra Arbet braucha und selm brenna. Da hockt allweil

und hat oimål ebbas vo die Sacha, die sie Botentraga hat, auf d' Seita bracht. Jetz muass sie wize, bis Oins dös Sach derrath, wo sie veruntreut hat und giebt's vô ihr aus die Arme. Aba sag'n derf sie net was es g'west isch und von alloinig isch no Koins drauf komme, drum isch's Kohlstattweibele no unerlöst.

Der Sterbende.

Der Sepp in Fleinhause war a so koi unrechter Mensch net g'west, aba mit an Wagner vô Dinkelscherben, der woitschichti verwandt zu'n eam war, isch er über Kreuz g'schtande. Oimal fallt an Wagner mittedrin die best Kuah und koi Mensch hat g'wisst vô was; da han d' Leut g'moint, der Sepp, der e bisle hexe hat könne, wird halt der Kuah was âthan han. Net lang darnauch isch der Sepp auf'n Tod krank woara und hat um an Wagner g'schickt, er soll doch g'schwind komme. Der hat si schô g'schleunt; wie er aber hikommt, kann der Sepp scho nimma rede und halt eam blos mit ganz ama trauriga Blick d' Hand hin. Die hat der Wagner g'nomme und g'seit: „ja, Seppele, ja, bin dir scho gnat“ — dann, weil er doch nixn mehr hat helfe könne, isch er wieda ganga. Wie er bei'n Dorf 'naus kommt, fahrt was an ihm vorbei in d' Höch und der Wagner siecht an wunderscheane woisse Vogel auffliega. „Was a scheane woisse Gans“, denkt er vam selm. — Auf d' Nacht isch Oins von'n Sepp seine Leut' nach Dinkelscherben komme, und schô von'n Woite hat's der Wagner â' g'schria, wia's an Sepp geht. „Ja“, hat's g'hoisse, „der isch g'storba grad wia du, schätz' i, bei'n Dorf draussa g'west sei muasst.“ — Jetzt hat der Wagner von wega den woisse Vogel freili B'schoid g'wisst.

Der Längste.

Der Wagner in Dinkelscherben, seine Brüder und die Schmiedsbuaba warn die greaschte Leut von'n Ort und han si au a bisle was drauf oibildet. Nach Feierabed sind s' alle mitanand herumstrawanzt bis Mittanacht und han Liadla g'sunge und gejuchazt, weil s' scho g'wisst han, es traut si Koiner hergehe und mit eana z' raufe âfange. Oimål auf d' Nacht, wo scho Alles g'schlafe hat, sind s' wieder alloini um'n Weg g'west und wuara si schier d' Lunga blatzt han mit lautem G'schroi und Juchza. Da, wia s' eana umscha, steht Oiner hinter eana, der war zwoimal so groass wia der greaschte dervo und hat g'juchazt mit ara Stimm, dass mer g'moint hätt, alle Fenschter scheppern z'samm'. Jetzt sind die Bursche aba g'loffe und g'schobe wie der Wind und hat Koiner mehr umg'schaut — und in Zukunft bei der Nacht han sie si draussa nimma z' schnaufe traut, wie dann erscht juchza.

Spuk auf der Tenne.

Auf ama Baurahof in Dürrhaupten traut si koi Mensch nach Gebetläuta am Heuboda oder auf d' Tenna gehn, weil a Knechtle da wizet, das wo

alser lebig abbas â'gstellt han muass. Scho bei'n lichta Tag heara d' Knecht, wann s' drescha, a Stimm zäahla: „Oins, zwoi, droi! Oins zwoi droi!" — un alle Bott werd, ma woiss net vo wem, a nui's Kornbündla râ g'worfa. Wenn aba Oins nach Feirabed no drischt, nauchha kriagt er, ohne dass er wem siacht, a sellene Watsch'n, dass er sei Hirn drei Täg lang nimma g'spüart. Vor a paar Jahrln isch der Geischt no alle Täg zuakehrt, iatz kimmt er nur mehr an die Samstag; leicht giabt er bald ganz an Ruah.

Der Geist in der Büchse.

Oimôl hätt' a Mô vo Gerschthofe nach Stockenfels gehe solle, da hat sei Pfarr eam a Büchsla gebe un zua'n eam g'seit, des Büchsle soll er in die Schlucht bei Stockefels, wo's hoisst, dass 's umgehe thuat, einischmoisse. Der Mô hat's thau welle, aba wia er so derhigeaht, werd's Büchsle mittedrin ganz schwâr; jetzt hat er si a bisle g'forcht'n un g'seit: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit." Glei isch's Büchsle wiada leicht g'west. A Woil isch's â'gstande, da füahlt der Mô, wia's Büchsle no viel, viel schwâra werd un g'schwind schreit er: „In der Dreieinigkeit Namen." Nauchha hat er's wiada guat hebe könne und so isch er bis dicht an d' Schlucht hikomme, mitte in'n finschtre Wald, da hat's ean auf oimôl so viel graust un 's Büchsla hat a G'wicht kriagt wia Stoi un eam ganz niedadrucke welle — mit aller G'walt hat der Mô no rausbracht: „In des dreieinigen Gottes Namen!" — Da isch's Büchsla zu'n guate Glück wieda leicht woara, und er hat's in d' Schlucht g'schmisse. — Wia er hoimkommt, verzäahlt er an Pfarr die G'schicht, nauchha seit der Pfarr zu'n eam: „Bisch froh, dass d' a so a frommer Chrischt bisch, denn in den Büchsla isch a gebannter Geischt drin g'west."

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

(Fortsetzung von VIII, 73.)

IV. Horoch z kapustou.[1]

254. Piszła baba u lis	Es ging ein altes Weib in den Wald
Bez sokiery, bez kolis;	Ohne Hacke, ohne Wagen;
Zaczepeła baba u peń,	Es verfing sich in einen Strunk,
Tam sediła ciłyj deń.	Dort sass es den ganzen Tag.

1) Ruthenisch = Erbsen mit Kraut = Mischmasch, Kunterbunt.

Pryjszou Iwan rozczypeu,	Da kam Johann herbei und machte es los,
Bidu sobi zaczepeu.	Hing sich aber damit ein Unglück an.
Piszła baba do pana,	Die Alte ging zum Herrn,
Pozywaty Iwana:	Um den Johann anzuklagen,
A pan babi usudyu,	Der Herr verurteilte aber das Weib
Sorok bukiu uwałeu.	Und gab ihm vierzig Stockstreiche.

255.

Tańciowała baba z gidom,	Es tanzte ein altes Weib mit einem Alten
Zahubyła torbu z chlibom.	Und verlor einen Sack mit Brot.
„Hirke moje tańciowanie,	„Bitter ist mein Tanzen,
Zahubyłam charczowanie.“	Denn ich habe das Essen verlorn.“

256.

Tańciowała ryba z rakom,	Es tanzte der Fisch mit dem Krebs
A petruszka z pasternakom,	Und die Petersilie mit der Mohrwurzel (Pastinak),
A cebulka dywuwała,	Und das Zwiebelchen wunderte sich,
Jak petruszka tańciowała.	Wie die Petersilie tanzte.

257.

A gid babci	Der Alte kaufte
Kupyu kapci,	Der Alten Strümpfe,
Za korotki buły;	Diese waren zu kurz;
A gid babci	Da schnitt der Alte
Utieu palci,	Die Zehen ihr ab,
Sami dobri buły.	Da waren sie gut.

258.

Kuku, kuku,	Guck, guck,
Seru u ruku.	Ich scheuss in die Hand.

259.

Raułyku, paułyku wistau rohy,	Schneckchen, Paulchen, steck heraus die Hörner,
Dam ty grajcar na pyrohy,	Ich werde dir einen Kreuzer für Mehltaschen [geben,
Tobi dwa, meni dwa,	Dir zwei, mir zwei,
Podilim si obydwa.	So theilen wir beide.

(Zum Herauslocken der Schnecke aus dem Gehäuse.)

260.

Petre, Paule, wistau rohy	Peter, Paul, steck heraus die Hörner
Na cztery porohy,	Auf vier Schwellen,
Tobi dwa, meni dwa u. s. w.	Dir zwei, mir zwei u. s. w.

(Wie die vorhergehende Nummer.)

261. Kukurudziu (Kukurutz!) ruft der Hahn.

262. Hat eine Henne Entchen ausgebrütet, so kommt es oft vor, dass diese aufs Wasser gehen, die Henne aber besorgt am Ufer umherstehen muss. Sie ruft dann: „Kłopot, kłopot!“ d. h. Sorge, Sorge!

263. Der Spatz ist ein Rumäne. Wenn er sich in dem Neste einer Schwalbe festsetzte und diese zu ihrer Behausung kommt, so ruft er ihr entgegen „ci wre“ (ce vrei), d. h. aber rumänisch „was willst?“

264.

265.	„Katarynka krasna,	„Schönes Katharinchen.
	De ty husy pasła?“	Wo hast du Gänse geweidet?“
	„„Pasła sem pod dubem	„„Ich weidete unter der Eiche
	Skakała sem z holubem.““	Und tanzte mit einem Tauberich.““
	Siedzi holub na pierzynci,	Es sitzt eine Taube auf einem Federbette
	Szyje buty Katarynci;	Und näht der Katharina Stiefel;
	Katarynka raduje się,	Katharinchen freut sich aber,
	Że w te buty obu jesię.	Dass sie diese Stiefeln anziehn werde.
266.	Raz, dwa i try,	Eins, zwei, drei,
	Krau ja i ty:	Ich stahl und du;
	Tebe były, mene ni,	Dich schlug man, mich nicht,
	Bo ty złodij, a ja ni.	Denn du bist ein Dieb, ich aber nicht.
267.	Vater unser, der du bist,	Vater unser, der du bist,
	Mama waryt, tato jist,	Die Mutter kocht, der Vater isst,
	Mama waryt perohy,	Die Mutter kocht Mehltaschen,
	Tato każe hy, hy, hy!	Der Vater sagt he, he, he.
268.	Otcze nasz,	Vater unser,
	Bat'ko nasz	Unser Väterchen
	Kury krau,	Stahl Hühner
	U mich kłau,	Und steckte sie in den Sack;
	Kury kokotiły,	Die Hühner gackerten
	U mich ne chotiły.	Und wollten nicht in den Sack hinein.
269.	Mała babka try syny,	Das Grossmütterchen hatte drei Söhne,
	A usi buły rusyny,	Alle waren Ruthenen,
	Oden chodyu do szkoły,	Einer ging in die Schule,
	Druhyj robyu gryndżoły,	Der zweite machte Halbschlitten,
	Tretyj robyu sanczeta,	Der dritte machte Schlittchen,
	Szoby wozyu diuczeta.	Um Mädchen zu führen.
270.	Wesile, wesile, tato mamu widdaje,	Hochzeit ist's, der Vater verheiratet die [Mutter,
	Bo mu hroszyj ne staje.	Weil ihm Geld fehlt.
271.	Buu gid i baba,	Es war ein Greis und eine Greisin,
	Wilizły na hraba.	Die stiegen auf einen Buchenbaum,
	Hrab sy ułomyu	Der Buchenbaum brach
	Teleta pobyu,	Und erschlug die Kälber,
	Teleta rykały,	Die Kälber brüllten,
	Psy brychały,	Die Hunde bellten,
	Dały do popa znaty,	Man meldete es dem Pfarrer,
	Pip z peczi	Der Pfarrer (fiel) vom Ofen herab
	Ubyu płeczi	Und zerschlug sich den Rücken,
	Popadia z za hruby	Die Pfarrerin hinter dem Ofen
	Wibyła zuby,	Schlug sich die Zähne aus,
	Diuka z komory	Das Mädchen (lief) aus der Kammer
	Ułomyła nohy,	Und brach die Füsse,
	Dytyna z kołyski	Das Kind aus der Wiege
	Chap perich z myski	Ergriff eine Mehltasche aus der Schüssel
	Uparyła sobi pyski.	Und verbrannte sich den Mund.
272.	Za kawałok kiszki,	Für ein Stückchen Wurst
	Bich sztery meli piszki.	Lief er vier Meilen zu Fuss.

273.	Hop, hop. hopapa Pojidemo do popa, A wid popa do pana. Lubko moja kochana.	Hop, hop, hopapa, Wir werden zum Pfarrer fahren, Und vom Pfarrer zum Herrn, Mein teuerstes Lieb.
274.	Rusnaki. kapuśniaki Jiły, pełv koło sraki, A Polaki, dobri ludy, Jiły pełv koło hruby.	Die Ruthenen, Krautfresser, Assen, tranken mit dem Arsch, Doch die Polen, gute Leute, Assen, tranken mit dem Mund.
275.	Otczenaszi z mołetwamy, Sedyt baba za korytamy, Mecze u gida hałuszkamy, Gid na babu pozeraje, Ta po piet prożeraje.	Vaterunser mit Gebeten, Ein Weib sitzt hinter Trögen, Wirft nach dem Alten mit Krautwicklern, Der Alte schaut auf die Alte, Und isst zu fünf auf.
276.	O tam, o tam na broboczku Sedyt ditko u czerepoczku, A my jeho ne piznały, Taj szepoczki pozdojmały.	O dort, o dort auf dem Grabhügelchen Sitzt der Teufel im Scherben, Doch wir haben ihn nicht erkannt, Und zogen die Mützen ab.
277.	Ne płacz, ne płacz, Prenese kitka (na fosti) kołacz.	Weine nicht, weine nicht, [bringen. Die Katze wird am Schweif einen Kuchen
278.	„Czołowicze bisnowatyj, Na szo żinku prodawaty?“ „„Boch switeńkij wydyt z neba Na podatki hroszi treba.““	„Närrischer Mann, Warum verkaufst du dein Weib?“ „„Gott der Heilige sieht es vom Himmel, Dass für Steuern Geld nötig ist.““
279.	Buu śmich taj publika, Była żinka czotowika, A swykrucha boronyła Taj koczerhu połomyła.	Gelächter war's und Spektakel (Schande), Das Weib schlug den Mann, Die Schwiegermutter legte sich ins Mittel Und zerbrach die Ofenkrücke.
280.	Raz, dwa, try, Ċzetwertoho dit'ko bery!	1, 2. 3, Den vierten mag der Teufel holen!

(Mit diesen Worten zählen die Jungen die dicht auf einem Wagen sitzenden Juden.)

281.	Hop czuk, werminczuk Prodau mamu za kapszuk.	Hop czuk, das Armenierchen [beutel. Verkaufte seine Mutter für einen Tabaks-

(Spottvers auf Armenier.)

282.	Maryna londre, Hruba portka sraku dre.	Maryna, londre, Ein grosser Arsch zerreisst die Hosen.

(Spottvers auf's Französische, auf welches die zwei ersten Worte gehen.)

283.	Iwan żur żre, Kateryna swyni pase.	Johann frisst Brei, Katharina weidet Schweine.

(Wie die vorige Nummer wegen des Gleichklangs der Worte in der ersten Zeile.)

284.	Dity, dity, De was podity, U sraku zapechaty, Jisty ne daty.	Kinder, Kinder, Wohin mit euch? In den Hintern hinein, Dort sollt ihr hungrig sein!
285.	Gity, gity, de was podity? — U korobku, taj na piez, mety szkrobotity.	Kinder, Kinder, wohin euch geben? — Ins Körbchen und auf den Ofen, da werdet ihr kratzen.

286.	Tatu, tatu, Sidaj na łopatu, Pojidymo poza chatu.	Väterchen, Väterchen, Setz dich auf die Schaufel, Wir werden hinter die Hütte fahren.
287.	Tenderendy Meketa Kupyu sobi byczyta, Na prepiczku zaprihau, Sołomieny jermo mau.	Tenderende Meketa Kaufte sich Öchslein, Spannte sie am Ofen ein, Hatte ein Joch aus Stroh.
288.	„Otcze nasz, żeje se, — Szoś ukrau prenese.“ „„Oj, ja ukrau koubasu, Zautra rano prenesu.““	„Vater unser, der du bist, — Was du stahlst, bring zurück.“ „„O, ich stahl eine Wurst, Morgen früh werde ich sie bringen.““
289.	Kukuriku, de Marika, Szo Mariczka dije? A Mariczka, fajna cziczka, Na pecze si hrije.	Kukuriku, wo ist Mariechen, Was macht denn Mariechen? Und Mariechen, das schöne Blümchen, Wärmt sich am Ofen.
290.	Winszuju wam z nowym rokom, Aby wam wilizły kieszkie bokom.	Ich wünsche euch zum neuen Jahre, Dass euch die Gedärme zur Seite herausbrechen.
291.	Tyr, tyr, Babin syr!	Zank nur, zank, Der Alten Käs.
292.	Gospodar, Sweni poprodau Sam u kuczu wlis.	Das ist ein Wirt, Der die Schweine verkaufte Und selbst in Schweinstall kroch.
293.	Dała jisty, dała pyty, Sama siła wuszy byty; Dała jisty bez obrusa, Sama siła jak pokusa.	Sie gab essen und trinken, Selbst setzte sie sich Läuse schlagen; Gab das Essen ohne Tischtuch, Selbst sass sie wie die Versuchung.
294.	A. Na szo? B. No kpy, aby se pytały taki durni jak ty (oder: szoby sie taki dywuwały jak ty).	A. Wozu? B. Zum Gelächter, damit solche Dummköpfe wie du fragen (oder: damit solche sich wundern, wie du).

(Bei unnötigen Fragen.)

295.	Proszu pana, torba upała; Pan si schopyu, torbu uchopyu.	Ich bitte Herr, die Tasche fiel! Der Herr raffte sich auf und ergriff die Tasche.
296.	Sida rida, sida rida, Sida rida doczki, Oden hołyj, druhyj bosyj, Tretyj bez soroczki.	Sida rida, sida rida, Sida rida doczki, Einer nackt, der andere barfuss, Der dritte ohne Hemd.
297.	Jiszty gity, dobryj borszcz, Try dny stau, a pes chłestau.	Esset, Kinder, die gute Sauersuppe, Drei Tag steht sie schon und der Hund frass davon.
298.	Meku, meku, Mekułaj, Mamałegu ne kewaj, Jisz borszcz z burakom, Byj sy u sraku kułakom.	Meku, Meku, Mekulai, Rühr nicht an den Kukurutzbrei, Iss die Sauersuppe mit Rüben, Schlag den Arsch mit Fäusten.

299. Oj Iwany, Barabany,	Oj Iwan, Baraban.
Twoja zinka polka,	Dein Weib ist eine Polin,
Nawaryła napekła,	Hat gekocht und hat gebacken
Zakłykała bojka,	Und rief einen Bojken[1]),
Dała jisty, dała pety,	Gab zu essen, gab zu trinken
Sama siła, wuszy byty.	Selbst setzte sie sich Läuse knicken.
300. Lulu, lulu, stary hulu,	Schlaf, schlaf, alter Hulu (?),
Dam ci grejcer na cebulu,	Ich gebe dir einen Kreuzer für Zwiebeln,
Dam ci grejcer na petruszku,	Ich gebe dir einen Kreuzer für Petersilie
Zakryszy sobi juszku.	Damit du dir die Suppe einbrockst.
301. Chaim Szułem dobryj żyd	Chaim Schulem ist ein guter Jud,
Jak sy najist to smyrdyt.	Wenn er sich satt isst, stinkt er.
302. Chaim Szułem dobryj żyd,	Chaim Schulem ist ein guter Jud,
Witer wije, win biżet.	Der Wind weht und er läuft,
Witer wije pid kożuch,	Der Wind weht unter den Pelz,
Win hadaje, szo win zuch,	Und er glaubt, er sei fesch,
Witer wije pid kaftan,	Der Wind weht unter den Kaftan
Win hadaje szo win pan.	Und er glaubt er sei ein Herr.
303. Hu, haj, połowyk,	Hu, ha, der Geier
Złowyu kurku za jazyk,	Fing die Henne bei der Zunge;
Ja jeho budu łowyty,	Ich werde ihn ergreifen
Taj jemu hołowu krutety.	Und ihm den Hals umdrehen.

(Zum Wegscheuchen des Geiers.)

304. Wenn jemand allzu oft von den Kindern mit der Bitte, Märchen zu erzählen, belästigt wird, so sagt er ihnen folgende Verse. Antworten die Kinder auf die am Schlusse gestellte Frage mit „ja", so sagt man wieder dieselben Verse, bis die Kinder derselben überdrüssig werden.

Buu czołowik, tiaszka	Es war ein Mann,
Na nim biła sermizaszka,	Der hatte einen schweren, weissen Kittel,
Szepoczka z woroczka,	Ferner eine Mütze aus einem Säckchen
Na nim biła korunoczka.	Und darauf ein Spitzchen.
Kazaty bajki, czy ni?	Soll ich euch ein Märchen erzählen?

Demselben Zwecke dienen auch die folgenden Zeilen:

305. Skażu wam kasku,	Ich werde euch ein Märchen erzählen,
Piu kazanu piu spiwanu:	Halb gesprochen, halb gesungen:
Buu gid taj baba (gesprochen),	Es war ein Alter und eine Alte (gesprochen),
Taj oboje stareńki (gesungen).	Und beide waren sehr alt (gesungen).

Auch erzählt man den Kindern folgendes Märlein[2]):

306. Es war einmal ein Mann, der zweitausend Ochsen hatte. Diese entschloss er sich zu verkaufen und trieb sie eines Tages auf den Jahrmarkt. Unterwegs kam der Mann an einen Fluss, über welchen ein so schmaler Steg führte, dass stets nur ein Ochse hinter dem anderen schreiten konnte. Nun müssen wir warten, bis alle Ochsen drüben sind; dann werde ich euch das Märlein weiter erzählen.

1) Name eines Teiles der galizischen Ruthenen; derselbe wird oft im verächtlichen Sinne gebraucht.

2) Da dieses Märchen in Prosa erzählt wird, so halte ich es nicht für nötig, den ruthenischen Text mitzuteilen.

307. Wenn die Kinder am Palmsonntag mit den geweihten Zweigen aus der Kirche kommen, so schlagen sie damit einander, aber auch die Älteren, indem sie sagen:

Ne ja bju,	Nicht ich schlage,
Beczka bje.	Der Zweig schlägt.

308. A ja sobi chłopczyk,	Ich bin ein Knäblein
Siu sobi na stopczyk,	Und sitze auf einem Stämmlein,
Na sopiuku hraju,	Auf meiner Pfeife pfeif' ich,
Pana Jesuska zabawiaju.	Herr Jesus unterhält sich.

Wiegenlieder.

309. Oj chodyt son	Es geht der Schlaf
Koło wikon,	Beim Fenster umher,
A dremota	Und der Schlummer
Koło płota.	Beim Zaune.
Petaje sia son dremoty:	Da fragt der Schlaf den Schlummer:
„De budym noczuwaty?“	„Wo werden wir schlafen?“
„„Tam de chata tepłeńka,	„„Dort, wo ist das Stübchen warm,
De dytyna je maleńka.““	Und ein kleines Kindchen.““

310. Hajciu, lulu, lulu	Hei, schlafe, schlafe
Pid zełenu duliu.	Unter dem grünen Birnbaum.
Dula budy cwesty,	Der Birnbaum wird blühn,
A N. N. budy rosty;	Und N. N. wird wachsen:
Dula budy rodyty,	Der Birnbaum wird Früchte tragen,
A N. N. budy hodyty;	Und N. N. wird gehn;
Dula budy obpadaty,	Die Birnen werden (reif) herabfallen,
A N. N. me zberaty.	Und N. N. wird sie auflesen.

311. A-a-a,	A-a-a,
Zjiły wouki barana,	Es frassen die Wölfe das Schaf,
A jahnyczku psy, psy,	Das (weibliche) Schäfchen (frassen) die Hunde, Hunde.
Ty detenko spy, spy.	Du Kindchen schlafe, schlafe.

Czernowitz.

(Fortsetzung folgt.)

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

(Fortsetzung von Zeitschr. VIII, 90.)

X. Za da' unglicklinga' Stunt.

(Märchen.)

As waa' a Müllna', tea' hât an åanzichi Tåchta' g'håpt. Tëi hât si' in

ta håt eam ta' Våda' tausn't Guld'n g'gëib'm unt håt eam g'sågt, ea' sull za da' „glicklinga' Stunt" gaiñ[1]). Tua't kauñ-a'-si' saiñ Glick unt vüll Gëlt hul'n. Ea' sågt eam in Wëich. Sågt eam trai Këinichraich, tå muiss a' tua'chgaiñ, sou kimmpt a' zan håch'n Mea'. Tå muiss a' umi[2]) unt enta'n[3]) Mea' is' ti glicklingi Stunt. Tas is' åwa' ta' Wëich g'wëin za da' „unglicklinga' Stunt". Ta is' nou kaañ Mëintsch ni't z'ruck'këimma'. Håt 'n wöll'n aus'n Wëich rama'[4]).

Ea' raast in 's ea'schti Këinichraich. Tua't sågt a': „Majestät, i' pitt' um a Gëlt, i' råas' za da' glicklinga' Stunt."

Håt a' eam sou vüll Gëlt g'gëib'm, tåss a' håt kinna' fua'tråas'n.

Ta' Këinich sågt eam åwa': „I' håw' an Pam, tea' pliat schouñ långi Jåa' unt ålliwal[5]) gëlw[6]). Kåañ Frucht kringt a' ni't. Fråg tu pa da' glicklinga Stunt, was ta ta' Fëlla'[7]) is'."

Ea' kimmpt in 's zwaiti Këinichraich, sou frågt 'n ta' Këinich tua't'n wied'rum, wou-r-a' hiñråast.

„I' råas' za da' glicklinga' Stunt. I' pitt', Majestät, um a Gëlt, tåss i' hiñkëimma' kauñ."

Ta' Këinich sågt: „I' håw' an Pam, tea' pliat ålli Jåa' waiss unt trågt kaañ Frucht. Fråg', wås tå ta' Fëlla' is'."

Ea' kimmpt in 's tritti Këinichraich. Wia-r-a' hiñkimmpt, frågt 'n ta' Këinich, wou-r-a hiñ råast.

„Za da' glicklinga Stunt."

„Mia' is' a Kint, a Mad'l, g'stuln[8]) wåa'n mit trai Jåa' unt hiatz is' 's schouñ zwåañzich Jåa', unt fråch' tu tua't, wou tëi is'."

Gipt 'n Gëlt, tåss a' fua'tråas'n håt kinna'. Ea' råast lång, kimmpt zan håch'n Mea'. Tua't steht a Schülda'haus unt a Mauñ, tea' is' mit 'n G'wea' Wåcht g'standt'n. Tea' frågt 'n, wou-r-a' hiñ råast.

„Za da' glicklinga' Stunt", sågt a'.

„Tui tu fråg'n", sågt tea', „auw i' ni't å'g'lest kunnt wea'n. I' steh schouñ hunda't Jåa' Wåcht, unt lest mi' kåana' å', onni tëin, tåss i' wås g'gëiss'n hauñ åda' trunga'."

Wia-r-a' pan Mea' tua't wåa', håt a' si' tëinkt: „Jå, wia wiar i' tå iwrikëimma'?" Sou wåar-a' schoun ëint[9]) a' iwa'n Mea'. Sou is' ëint a fliassat's[10]) Wåssa', a runda' Taicht g'wëin. Unt tå steht a Haus trauf af a-r-a Maschiñ unt tëis Haus rëinnt imma' umatum[11]) a'f 'n Wåssa'. Wia 's naiñmål umatum g'rëinnt is' g'wein, 's zëijatimål[12]) håt a' ea'scht a Fëiñsta' g'seg'n, sou schnell is 's g'rëinnt. Hiatz plaipt a'f åañmål 's Haus staiñ[13]) ruiwich[14]) unt kimmpt a Frail'n aussa', söitzt 'n a Prugg aussa', tåss a' aini håt kinna'.

Sou fragt s' 'n, wås a' si' wintscht.

„Za da' glicklinga' Stunt wintsch i' ma'."

1) gehen. — 2) hinüber. — 3) jenseits. — 4) räumen. — 5) immer. — 6) gelb. — 7) Fehler. — 8) gestohlen. — 9) jenseits. — 10) fliessendes. — 11) umundum, rundherum. — 12) zehntemal. — 13) stehen. — 14) ruhig.

„Tås is' jå t' unglicklingi Stunt", sågt si, „tås wiar-i' tia' hiatz såg'n. Tå is' a va'wuntschana' Ries' unt tea' frisst t' Lait'. I' wüll ti' åwa' van taiñ Humma' unt Tua'scht[1]) ta'rëitt'n[2]) unt såch'[3]) tu mia' taiñ Auñlieg'n ållas, wås tu wüllst."

„Ta' ea'schti Këinich håt an Pam, tea' pliat gëlw unt trågt kåañ Frucht. Ta' zwaiti Këinich håt an Pam, tea' pliat waiss unt trågt kåañ Frucht. In tritt'n Këinich is' mit trai Jåa'n a Mad'l g'stul'n wåa'n, unt tås is' hiatz zwåañzich Jåa, tåss 's eam g'stul'n is' wåa'n. Enta'n Mea' is' a va'wuntschana' Poust'n, tå steht schouñ a Suldat hunda't Jåa', ouni tëiñ a' wås g'gëiss'n håt ouda' trunga'. Tea' mëichtat gea'n å'g'lest saiñ. Mea' Auñlieg'n håw' i' ni't."

Sou håb'm s' g'gëiss'n unt trunga' mit anånda'. A'f t' Nåcht håt s' an gråss'n Wåschtroug aina'tråg'n in 's Qua'tia'. Tëiñ håt s' unta' 's Pëitt unt ea' håt mëiss'n unta' 's Pëitt ainischlniffa'[4]). Tås hat s' eam g'sågt, schlåffa' tea'f a' ni't, sunst is' a' va'låa'n.

Um zëini a'f t' Nåcht kimmpt tea' Gaist tahea':

„I' schmëick, i' schmëick a Mëintsch'n,
Håst an sou an Hunt, i' friss 'n glai'!"

„Åwa' wouhea', wås glapst tëinn?" håt s' g'sågt. Wou kauñ tëinn za mia' åana' aina'? Håst g'wiss an ea'scht z'riss'n, tåss t' 'n Gruch'n nou' in ta' Nås'n håst."

„Jå", sågt a', „tu kunntst recht håb'm, i' hauñ-ea'scht åañ g'feiss'n."

Sëi lëig'n si' schlåffa' ålli zwåa. In a-r-a hålb'm Stunt wëickt s' 'n auf.

„Tu", sågt s', „mia' håt 's 'tramt, as wåa' a Këinich unt tea' håt an Pam unt tea' pliat gëlw."

„Wauñ 's tea' wissat[5])!" Sou wait ti Wua'z'ln van tëiñ Pam gain, steht a' a'f Gult."

In a-r-a Stunt wëickt s' 'n 's zwaitimål auf.

„Wås håst tëinn tu schouñ wied'rum?"

„I' wåa' in maiñ Tram paij-a-r-an Këinich, unt tea' håt an Pam, tea' pliat waiss unt trågt kåañ Frucht ni't."

„Wauñ tea' sou g'schait wa'! Sou wait ti Wua'z'ln van tëiñ Pam gainga', is' lauta' Silwa' unt'n."

In ta' zwait'n Stunt wëickt s' 'n wied'rum.

Sågt a': „Låsst ma' nou' kåañ Rui ni't in Schlåf?"

„Schau', i' piñ hålt schouñ a sou a guita' Mëintsch, i' wüll ta' main Tram såg'n. 's is' a Këinich, unt tëiñ is' mit trai Jåa'n a Mad'l g'stul'n wåa'n unt tås is' hiatz schouñ zwåañzich Jåa'."

„Tëi pist tu! Våa' zwåañzich Jåa' håw' i' nou' t' Måcht g'håpt iwa' 's Mea', åwa' hiatz kauñ-i' ni't mea' iwri iwa' 's Mea'."

In ta' tritt'n Stunt håt s' 'n nou' amål aufg'wëickt.

1) Hunger und Durst. — 2) erretten. — 3) sage. — 4) hineinschlüpfen. — 5) wüsste.

„Lässt ma' nou' kåañ Rui ni't?"

„Schau', i' wüll ta' ållas såg'n", håt s' g'sågt. „As is' enta'n Mea' a va'wuntschana' Poust'n. Tå steht a Suldat schouñ hunda't Jåa', niks g'gëiss'n, niks trunga', unt lest 'n kåana' åw."

„Nou, wëinn ar-åañ sicht, praucht a' nia'[1]) såg'n: Heh, åpg'lest! sou kuñtat[2]) a' hiñgaiñ, wou-r-a wüll. — Wauñ tu sou mechti wa'st, sou kunntst as an-iad'n auslëig'n. Wauñst ti' a'f maiñ Råpp' aufsëitzast, tea' geht am Mea' sou schnëll wia am truckana' Lånt. Wauñst in Kamp'l[3]) nimmpst unt lässt ma' 'n fåll'n, pis i' ma' 'n in Wåssa' suich, kimmpst tu schouñ fua't. Wauñst in Strieg'l[4]) fåll'n lässt, tëiñ muiss i' ma' suicha', sou kimmpst schouñ fua't. Wauñst 'n Fetz'n[5]) nimmpst unt in-a-r-an Ståañ[6]) aiñwick'lst, sou muiss i' 'n ma' 'n suicha', tawal pist tu enta'n Mea' unt nåcha' kauñ i' da' niks mea' auñhåb'm."

In ta' Fria[7]) steht a' auf unt geht fua't. Tea' håt tås ållas unta'n Trouch[8]) g'hea't. Sëi håb'm g'gëiss'n, unt ea' håt si' 'n Råpp'm g'sått'lt, nimmpt si' 'n Putzzaich am Råpp'm mit. Sëitz'n si' ålli zwåa' auf unt a'f 's Mea' aini mit 'n Råpp'm. Ta' Ries' håt åwa' ti G'spua'[9]) schouñ g'schmëickt, ea' is' eana' nåch'këimma'. Sëi låss'n in Kamp'l glai' fåll'n. Tëiñ håt a' si' unta'n Wåssa' suicha' mëiss'n, tawal saiñ s' våa'wäa'ts[10]) 'këimma'. Wia-r-a' s' 's zwaitimål ta'wischt hett' pålt, låss'n s' 'n Strieg'l fåll'n. 's trittimål håb'm s' 'n Fetz'n in-a-r-an Ståañ aiñg'wick'lt unt håb'm ihn fåll'n låss'n. Tawal[11]) saiñ s' am truckana' Lånt g'wëin. Këimma' s' za tëiñ Suldat'n a'f 'n va'wuntschana' Poust'n hiñ. Wauñ ar åan siacht, hå'm s' eam g'sågt, sull a' såg'n: Heh åpg'lest! kauñ-a' hiñ gaiñ, wou-r-a' wüll.

Sëi këimma' tuat'n zan ea'scht'n Këinich. Sëi rait'n in t' Pua'gt aini. Sëi staig'n ålli zwåa' å', unt ea' fia't tëiñ Këinich tëis Mad'l åls Prinzessin, åls saiñ Tåchta' auf.

Ea' sågt: „Majestät, tå is' tëis Kint, wås mit trai Jåa'n in Va'lua'[12]) is' g'gånga'."

Si fållt a'f t' Knieda nieda' unt kisst saini Fiass in Këinich.

„Våda', i' tauñk Goutt[13]), tåss i' wåass, wëinn i' zuig'hea'[14])."

Ta' Këinich unt ti Këinichin håb'm s' glai' empfånga' unt mit Fraid'n aufg'noumma'. A Muida'mål håt s' g'håpt a'f ta' Prust, unt tå håb'm s' as këinnt, tåss si 's a' richti' is'. Tëiñ Råpp'm håt åwa' si si' g'hålt'n zana-r-an Raitpfea't. Ta' Këinich gipt eam an Wåg'n unt zwåa Rouss unt zwåa Kist'n Gëlt.

Is' a' zan zwait'n Këinich g'fåa'n.

Ea' sågt tua't: „Majestät, sou wait ta' Pam Wua'z'n håt, is' unta'sich[15]) Sülwa'."

1) Nur. — 2) könnte. — 3) Kamm. — 4) Striegel, Instrument aus Blech zum Putzen der Pferde und Rinder. — 5) Lappen. — 6) Stein. — 7) Frühe. — 8) Waschtrog. — 9) Spur. — 10) vorwärts. — 11) dieweil. — 12) Verlust. — 13) ich danke Gott. — 14) zugehöre. — 15) untersich, drunten.

Zar Iwa'zaichung hát a' meiss'n tua't'n plaib'm, pis tás g'ëiffn't unt g'gráb'm is' wåa'n. Sëi saiñ tëiñ Sülwa'pruch[1]) auñ'këimma', unt a faiñ's, a schaiñ's Sülwa' is' 's g'wëin. Ta' Këinich fásst 'n saiñ Wåg'n glaï Halpschait[2]) mit Sülwa' auñ unt håb'm non' zwåa Rouss via'g'spauñt. Hát a' via' Rouss in Wåg'n g'håpt.

Ea' fåa't pis zan tritt'n Këinich. Tua't hát a' g'sågt: „Aija' Majestät, sou wait ta' Pam Wua'z'n hát, is' lauta' Gult.“

Hát mëiss'n wied'rum tua'tplaib'm, pis ta' Pam ausg'gráb'm is' wåa'n. Saiñ s' an Gultfëls'n auñ'këimma'. Ta' Këinich fásst eam saiñ Wåg'n glaï gånz vull auñ mit Gult, wås non' trau̇fg'gånga'-r-is' unt gipt eam non' zwåa Rouss tazui.

Ea' is' nåchtëim håam'g'fåa'n unt fåa't in 's Haus aini unt hát aus-g'spauñt. Zåagt saiñ Schwiega'ëlta'n unt saiñ Waiw tëis Gult unt Sülwa' unt tëi zwåa' Kist'n Gëlt.

Ea' kaft si' va' da' G'maiñti[3]) a gråssi Håad'[4]) unt lásst si' a schaiñ's Haus hinpauñ unt an Må'houf[5]) tazui. Hát si' taus'nt Kia unt taus'nt Schouf unt taus'nt Schwaiñ 'kaft unt is' a raicha' Mëintsch g'wëin.

Saiñ Schwiega'våda' wåa' eam naidich, wal a' sou vüll Gëlt hát 'pråcht. Ea' råast a' fua't unt kimmpt zan ea'scht'n Këinich. Sëi fråg'n ihn tua't, wou-r-a' hiñråast.

Ea' sågt: „Za da' unglicklinga' Stunt.“

Håb'm an Stëicka' g'noumma' unt håb'm an aussig'haut pa da' Tia'.

Wia-r-a' zan zwait'n Këinich kimmpt, fråg'n s' 'n a', wou-r-a' hiñråast. Nëimma'[6]) s' a' an Stëicka', hauñ-an aussi.

Ea' kimmpt zan tritt'n Këinich, fråg'n s' 'n, wou-r-a' hiñråast.

„Za da' unglicklinga' Stunt.“

Nëimma' s' an Stëicka', hauñ-an a' aussi.

Kimmpt a' zan håch'n Mea'. Wia'-r-a' hiñkimmpt a'f tëin Poust'n, schrait tea': „Heh, åpg'lest!“

Hát a' 'n mëiss'n å'les'n. Ta' åndri is' fua'tg'gånga', unt tea' steht haiñt non' tuat'n, wauñ-a' ni't åpg'lest wåa'n is'.

XI. Ta' Këinich mit 'n Prant[7]).

(Märchen.)

As wåa' amål an-åa'ma' Ëid'lmauñ, tea' hát trai Sin g'håpt. Åana' hat Sepp'l g'håass'n, åana' hát Hans'l g'håass'n, åana' hát Mich'l g'håass'n. Ta' Mich'l åwa' hát 's gånzi Jåa' kåañ-ånda' Pëitt[8]) g'håpt, wia t' Ouf'nhöll'n[9]), unt 's gånzi G'sicht hat a' voll Raud'n[10]) g'håpt, tëistwëig'n håb'm s' 'n nit viara'låss'n. Eana'[11]) Våda' wia't krånk. Hiatz hát a' g'sågt: „Wëinn i' stia'w', muiss an-iad'n Tach an-åndara' za maiñ Gráb wåcht'n gaiñ.“

---

1) Silberbruch, eine Bildung wie Steinbruch. — 2) Halbscheid = Hälfte. — 3) Gemeinde. — 4) Heide. — 5) Maierhof. — 6) nehmen. — 7) Brandmal. — 8) Bett. — 9) Winkel hinter dem Ofen. — 10) Pusteln. — 11) Ihr.

Sou is' a' g'ståa'b'm nåchtëim. Hå'm s' 'n pegråb'm, unt tëiñ Tåch hiat[1]) ta' Sepp'l sull'n glai' wacht'n. Sou sågt tea': „I' 'trau' mi' ni't hiñ: as muiss tea' hinta'n Ouf'n viara'[2]) fia' mi'.“ Sågt a': „Schau, tåss t' viara'kimmst unt zan Vådan' wåcht'n in Friedhouf!“

Is' a' hålt fua't, ta' Mich'l, unt hiñg'gånga' zan Gråw. Mittinåcht geht 's Gråw auf.

Sågt ta' Våda': „Sepp'l!“

Sågt ta' Mich'l: „Våda', ta' Mich'l is' tå.“

Sågt ta' Våda': „Tå håst an-aisa'ni Paitsch'n unt an aisana' Zig'l[3]). Tås gråpst in Wålt trin aiñ pa-r-an Pam[4]), wëinnst tua'chgehst.“

's Gråw geht z'såmm, unt ea' geht fua't unt gråpt si' tås aiñ.

In ånda'n Tåch hätt' nåcha' sull'n ta' Hans'l gaiñ. Tea' wëickt in Mich'l a' auf unt sågt: „Schau, tåss t' hinta'n Ouf'n viara'kimmst unt fia' mi' wåcht'n gaiñ!“

Um Mittinåcht, wia-r-a' tua't wåa', geht 's Gråw wied'rum auf.

Sågt ta' Våda': „Hans'l!“

Sagt ta' Pui': „Jå, ta' Mich'l is' tå wied'rum.“

„Tå håst“, sågt ta' Våda', „a sülw'rani Paitsch'n unt an sülw'rana' Zig'l unt va'gråb 's tua't in Wålt, wou tu 's åndri va'gråb'm håst.“

Unt tås Gråw is' wied'rum zuig'gånga'. Nou, unt ea' håt 's aiñg'gråb'm. In tritt'n Tåch håt a' eh' g'wisst, tåss 's eam auñgeht 's Wåcht'n. Is' a' sëlwa' 'këimma'. Geht 's Gråw wied'rum auf.

Ta' Våda' schrait: „Mich'l! Ta' håst a guldichi Paitsch'n unt an guldich'n Zig'l unt tëis gråpst ta' a' aiñ. Ta' wia't a Prinzessin a G'wëitt'[6]) auñstöll'n unt ålli Fia'scht'n unt Gråf'n unt Pana'n kinna' z'såmmrait'n unt tëiñ saiñ Rouss zwåa Stouck[7]) håch springa' kauñ unt ia' 'n Kranz aussa' nëimma' kauñ va' da Hånt, tås wia't ia' Mauñ. In ea'scht'n Tåch gråpst taiñ aisna' Zig'l unt ti Paitsch'n aus unt in zwait'n Tåch ti silwana' unt in tritt'n Tåch ti guldana'. Trai Tåch muisst rait'n Tå måchst nia' an Schnålza' mit ta' Paitsch'n, wauñst as ausgråpst, nåcha' wia't schauñ 's Rouss ta' staiñ unt 's G'wånt a'.“

In ea'scht'n Tåch håt a' in aisa'na' Zig'l ausg'gråb'm unt mit ta' Paitsch'n håt ar-an Schnålza' g'måcht, tå is' a Rapp 'këimma', unt tea' håt a Pinkal[8]) auf 'n Pug'l g'håpt, tå wåa' 's G'wånt trin fiar-an Ritta', unt tås wåa' schwåa'z. Ea' ziacht 's auñ unt rait't tavouñ unt kimmpt a'f t' Stråss. Tå ta'wischt ar-a'f ta' Stråss saini Priada', tëi saiñ a' schouñ fua'tg'ritt'n g'wëin. Sou håt ar-an-iad'n iwa'n Pug'l mumig'schmaasst[9]) mit ta' Paitsch'n. Ea' kimmpt hiñ za teara' Resitenz, hiatz håt si glai' g'schria'n, ea' sull auñrait'n.“

Ea' sågt: „I' piñ a'f t' Lëitzt këimma', i' wiar-a' a'f t' Lëitzt auñrait'n.“

Sou såg'n t' ånda'n: „Sou rait'n s' nia' våa'wea'ts, fia' uns is' jå eh' umasunst.“

1) Hätte. — 2) hervor. — 3) Zügel. — 4) bei einem Baum. — 5) durchgehst. — 6) Gewette, eine Wette. — 7) Stock. — 8) Bündel. — 9) hinübergeschlagen.

Ea' rait't auñ, sågt: „Håpp!“ Tå mächt tås Rouss an Sprung, unt håt ea' in Krånz schouñ g'håpt unt hearunt håt a' ia' 'n Krånz wied'rum auffig'wåa'f'n. Ea' håt g'sågt zan Rouss: „Håpp!“ håb'm s' 'n g'seg'n unt nimma' mea', wåa'n s' schouñ in Wålt. Håt si' auszoug'n unt tås wied'rum aiñg'gråb'm, unt 's Rouss is' wied'rum fua'tg'rëinnt.

In ånda'n Tåch gråpt a' si' tëis sülw'rani aus, mächt an Schnålza', kimmpt a Schimm'l ta'hea'. Lëigt si' waiss va' Sülwa' auñ unt rait't wied'rum hiñ a'f t' Stråss. Ta'wischt[1]) wied'rum saini Priada' unt håt wied'rum an-iad'n an recht'n Schmiara' g'gëib'm iwa'n Pug'l. Wia-r-a' hiñkëimma'-r-is', rait't a' glai' auñ. Sågt: „Håpp. Schimm'l!“ håt a' schouñ in Krånz g'håpt. Ea' wiaft 'n ia' wied'rum z'ruck in Åa'm, unt håb'm an ni't mea' g'seg'n, sou schnëll is' a' fua't wied'rum. Ea' rait't in Wålt, håt si' auszoug'n unt håt 'n Zig'l unt t' Paitsch'n wied'rum aiñg'gråb'm.

In tritt'n Tåch håt a' in guldinga' Zig'l unt t' Paitsch'n ausg'gråb'm, tå is' a Fuchs këimma' unt 's G'wånt wåa' lëidi'[2]) Gult. Sou rait't a' wied'rum a'f t' Stråss'n unt kimmpt a' saini Priada' wied'rum auñ. Håt a' s' wied'rum recht tua'chg'haut saini Priada'.

Wia-r-a' pa da' Prinzessin auñg'sprunga'-r-is', håt s' in gliatinga' Këinigsstëimp'l[3]) in ta' Hånt g'håpt unt wia s' eam in Krånz gipt, truckt s' eam mit 'n Stëimp'l an Prånt[4]) a'f 's Hia'n[5]). Ea' is' åwa' glai' wied'rum tavouñg'rëinnt. In Zig'l håt a' wied'rum aiñg'gråb'm unt mit 'n G'wånt is' 's Rouss wied'rum tavouñg'rëinnt. Håt si' in saiñ Ouf'nhöll'n ainig'lëigt, wou-r-a' friacha'[6]) wåa'.

Ta' Këinich schickt 's Müllitea'[7]) aus Tåa'f va' Tåa'f unt Stådt va' Stådt, ouw s' tëiñ ni't findt'n, tea' in Stëimp'l håt, unt wëinn s' 'n findt'n, sull'n s' 'n fia' eam pringa'.

Tå këimma' s' hålt za eam in 's Haus schouñ hiñ, 's Müllitea'. Sou hå'm si' saini Priada' mëiss'n zåag'n. Tëi hå'm niks g'håpt. Håb'm s' g'frågt, ouw s' ni't non' an Pruida'n håb'm.

„Jå“, såg'n s', „sou an Raudinga'[8]), tea' kimmpt jå 's gånzi Jåa' ni't aussa' va' da' Höll'n.“

Sou såg'n s': „Nutzt niks, ea' muiss si' a' auñschauñ låss'n!“

Håt ar-a waissi Schlåfhaub'm åwa'zoug'n g'håpt iwa' t' Wundt'n, tåss niks seg'n sull'n. Håb'm s' eam t' Schlåfhaub'm åwa'zoug'n.

„A“, såg'n s': „Mia' håb'm an schouñ!“ unt håb'm an glai' zan Këinich g'fia't.

Sågt ta' Këinich za da' Prinzessin: „Sou, maiñ Kint, taiñ Gelipta' is' tå.“

Sågt si trauf: „Å Våda', tea' is' wült[9])!“

„Tu håst tar-'n g'wuntsch'n, muisst tar 'n a' nëimma'!“

„Wauñ-i' 'n nimm, sou tea'f a' pa mia' ni't ëiss'n unt pa mia' ni't schlåffa'“.

1) Erwischt. — 2) ledig, eitel. — 3) Königspetschaft. — 4) Brandmal. — 5) Stirne. — 6) früher, zuvor. — 7) Militär. — 8) Räudigen. — 9) hässlich.

Sågt ta' Mich'l trauf: „I' kauñ in Ståll a' schlåffa'."

Is' in Ståll a'f an Stråhpëitt[1]) g'lëig'n unt mit an Koutz'n[2]) håt a' si' zuig'hüllt[3]) pa da' Nåcht.

In an Jåa' trauf is' eam Kriach auñ'kintieht[4]) wåa'n. Hiatz håt a' schouñ a Lånt va'spült g'håpt. Hiatz sågt ta' ålti Këinich, ea' muiss saiñ Lait'n nåchschauñ in Fëlt, fia' wås war-a' tëinn Këinich.

„Jå", sågt a', „i' prauch' åwa' kåañ ånda's Pfea't ni't åls 's Kuch'lpfea't[5])."

Mit tëiñ hå'm s' ålli Tåch Wåssa' hiñg'fia't in t' Kuch'l.

Ea' sëitzt si' a'f 's Kuch'lpfea't auf unt rait't in Wålt, won-r-a' tëis aiñg'gråb'm håt g'håpt, unt gråpt tëiñ aisa'na' Zig'l aus unt lëigt si' wied'rum in teara'[6]) schwåaz'n Fåa'b' auñ. Sëitzt si' wied'rum a'f 'n Råpp' auf, rait't tavouñ unt is' zan Faiñt hiñ'këimma'. Ea' rait't tua'ch saiñ Müllitea' tua'ch unt a'f 'n Faiñt trauf lås. Tå måcht a' trai Schnålza' mit saina' aisa'na' Paitsch'n, wia-r-a' hiñ'këimma' r is', unt tå saiñ schouñ hunda'ti g'lëig'n unt ålli saiñ s' g'retaria't[7]). Ea' is' wied'rum in Wålt g'ritt'n, ziagt si' aus, unt tås Pfea't wied'rum tavouñ. Unt håt si' in Zig'l aiñg'gråb'm, håt si' a'f 's Kuch'lpfea't aufg'sëitzt unt is' z' Haus g'ritt'n.

Hiatz håb'm s' g'sågt: „Hiatz wåar a' aus zwåa Stunt, tritthålwi; wou wåar a' tëinn? — Tea' håt nia' wou[8]) g'schlåff'n."

In ånda'n Tåch hå'm s' eam g'sågt, ea' muiss fua'trait'n, ouw[9]) a' wüll ouda' ni't. Håt si' wied'rum a'f 's Kuchlpfea't aufg'sëitzt unt is' in Wålt g'ritt'n. Gråpt a' in sül'rana' Zig'l unt t' Paitsch'n aus, måcht an Schnålza', sou kimmpt ta' Schimm'l tahea'. 's Kuch'lpfea't hëiñkt a' za-r-an Pam auñ unt rait't mit 'n Schimm'l unt 'n sülw'rana' G'wånt zan Faiñt. Untar-an Getaunka'[10]) wåar a' schouñ tua't, sou schnëll is' tås g'gånga'. Ea' måcht wied'rum an Schnålza', mearari Hunda'ti saiñ tåt, t' ånda'n laffa' tavouñ, unt sou håt a' in zwait'n Tåch saiñ Lånt z'ruckg'wunna' g'håpt.

Ea' is' wied'rum in Wålt, håt saiñ Såcha' aiñg'gråb'm unt 's Rouss is' wied'rum tavouñ. Håt si' a'f saiñ Kuch'lpfea't g'sëitzt unt is' z' Haus g'ritt'n.

Hå'm s' g'sågt z' Haus: „Nou, håaiñt wåar-a' um a Stunt länga' aus'-plieb'm. Wou wia't a' tëinn g'wëin sain? — Spåzia'n g'ritt'n."

In tritt'n Tåch håb'm s' 'n wied'rum 'pëinzt[11]). Håt a' si' auf 's Kuch'l-pfea't aufg'sëitzt unt is' in Wålt g'ritt'n. Ea' håt in guldana' Zig'l aus-g'gråb'm, tå kimmpt ta' Gultfuks, pringt 's guldichi G'wånt. Ea' ziagt 's auñ unt rait't in an Aug'nplick zan Faiñt.

Wia-r-a' zan Faiñt kimmpt, måcht a' wied'rum trai Schnålza' links unt rechts unt håt wied'rum ti Hunda'ti z'såmmg'schlåg'n unt håt 'n Faiñt a Lånt å'g'wunna'. Unt tå håt 'n a Måun in Wåd'l[12]) ainig'schouss'n, unt

1) Strohbett. — 2) Pferdedecke. — 3) zugedeckt. — 4) angekündigt. — 5) Küchenpferd. — 6) derer = der. — 7) retiriert. — 8) nur irgendwo. — 9) ob. — 10) zwischen einem Gedanken. — 11) genötigt, penzen: Schmeller I², 252. — 12) Waden.

mit tëiñ is' a' fua'tg'ritt'n in Wålt. Tua't håt a' in guldinga' Zig'l aiñg'gråb'm, 's Rouss is tavouñg'sprunga', ea' söitzt si' auf 's Kuch'lpfea't unt rait't hâam. Unt ea' staigt å'. hiatz håt a' ni't staiñ kinna' a'f 'n Fuiss, wåar a' schouñ tick auñg'schwull'n.

Ta' Toukta' visantia't 'n glai' trin in ta' Pua'gt. sågt zan ålt'n Këinich: „Tås is' a Schuss!"

Sou håb'm s' 'n glai' va'pundt'n, is' knaria't wåa'n, håb'm an åwa' in Ståll ni't awilåss'n.

Wia saiñ Fuiss guit is' g'wëin, tawail is' schouñ saiñ Müllitea' a' z'ruckkëimma' aus 'n Fëlt.

Sågt ta' Genaral zan Këinich. zan ålt'n: „Trai Tåch is' fia' uns a Ritta' g'ritt'n. 's ea'schtimål schwåa'z. 's zwaitimål mit an sülw'rana' G'wånt unt 's trittimål mit an guldinga' G'wånt."

Sågt ta' ålti Këinich zan junga': „Pist tu 's vüllaicht g'wëin. maiñ Kint?"

Sågt a': „Jå!"

„Awa' mit 'n Kuch'lpfea't pist tou' ni't sou wait 'këimma'?"

Is' in Wålt g'gånga', håt saini trai Zig'l ausg'gråb'm unt saini trai Paitsch'n. Tå håt a' si' glai' auñzoug'n mit 'n guldinga' G'wånt. Is' 'këimma' åls a Ritta'.

Wia-r-a' sou schaiñ tahea' 'këimma'-r-is' mit saini trai Rouss, tå håt saiñ Frau g'sågt: „Sou hiatz kauñst ma' g'fåll'n. Sou kauñst mit mia' öiss'n unt pa mia' schlåff'n."

Tå sågt a': „Jå. hiatz wea'n-ma' åwa' in Stüll umkea'n unt ti G'schicht va'kea't måch'n."

Wåa' åwa' nia' saiñ G'spåass[1]).

Ea' is' hiatz. ållwal sauwa' 'plieb'm unt ni't mea' randi' wåa'n.

Unt saini zwåa Priada' håt a' nåchtëim zan eam g'noumma' unt håt s' in tås Lånt g'gëib'm, wås a' g'wunna' håt, åls Genaral'n.

Ea' åwa' is' åls a prava' Këinich in saiñ Lånt 'plieb'm unt håt glickli' g'lëipt mit saina' Frau.

[Verwandte Züge haben die Tiroler Märchen: Zingerle, Kinder- und Hausmärchen, I, S. 192, Goldener; II, S. 198, Grindkopf; Schneller, Märchen und Sagen aus Welschtirol No. 20; das Siebenbürger Märchen Goldhaar bei Haltrich, No. 11 und das französ.-lothringsche le Prince et son cheval bei Cosquin, Contes populaires de Lorraine 1, No. XII, vgl. dazu die Anmerkungen. — K. W.]

1) Nur sein Spass.

(Fortsetzung folgt.)

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung von VIII, 62.)

LV. Gegen Warzen.

Warzen bekommt man, wenn man sich in dem Wasser, in dem Eier gekocht sind, die Hände wäscht. Neu-Ruppin.

1. Die Warzen kann man auf einen anderen übertragen, wenn man ihn früh morgens nüchtern fragt: „Was kommt morgens zuerst aus dem Schornstein?“ und er antwortet: „Rauch“. Das Mittel hilft binnen acht Tagen. Neu-Ruppin.

2. Wenn jemand begraben wird, sieht man nach dem Leichenzuge, streicht mit der Hand über die Warze und ruft dem Toten zu: „Nimm mit!“ — oder spricht zur Warze: „Gäh do hen!“ (Ein- oder dreimal.)
Neu-Ruppin. Protzen und an vielen anderen Orten.

3. a) Sieht man zwei an einander gekoppelte Wagen, so streiche man über die Warzen nach der Richtung, in der diese fahren und spreche: „Nimm den dritten mit!“ Neu-Ruppin. Wulkow. Brunne, Kr. Ost-Havelland. Berlin.

b) Sieht man ein Gespann mit zwei an einander gekoppelten Wagen auf sich zukommen, so nimmt man ein Strohband, streicht mit diesem dreimal über die Warzen und betet: „Im Namen Gottes u. s. w. Amen.“ Dann nimmt man das Strohband, bindet es an den zweiten Wagen und spricht: „Zweiter, nimm den dritten auch mit!“ Neu-Ruppin.

c) Warzen vertreibt man, wenn man einem Bauern, der zwei Pferde vor und ein Pferd hinter seinem Wagen hat, zuruft: „Hier hast du es! Nimm mit! Im Namen des Vaters u. s. w.“ Gransee.

d) Wenn man einer Schinderkarre begegnet, muss man an die Warze fassen und sagen: „Nimm mit!“ — dann vergeht sie. Wusterhausen a. d. Dosse.

4. a) Man nimmt (d. h. stiehlt) ein Stück gekochtes Schweinefleisch (ein Stückchen Rindfleisch: Bad.), bestreicht damit die Warzen (an einem Freitage: Bad.) und spricht, indem man den zunehmenden Mond ansieht:

Was ich sehe, nehme zu;
Was ich streiche, nehme ab.

Dann vergräbt man das Fleisch unter einem Schweinetrog. (Dies wiederhole man noch zweimal an einem Freitage und vergrabe das Fleisch: Bad.) Ist es verwest, werden die Warzen verschwinden. Neu-Ruppin. Badingen, Kr. Templin.

b) Man nimmt eine Zwiebel, schneidet den unteren Teil derselben ab und bestreicht mit dem übrigen die Warzen, indem man den zunehmenden Mond ansieht und spricht:

Was ich sehe u. s. w.
Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen.

Dies thut man acht Tage lang alle Abend zu ein und derselben Zeit. Nachher vergräbt man die Zwiebel unter einer Dachtraufe. Neu-Ruppin.

c) Bei zunehmendem Monde gehe man allein ans Fenster oder ins Freie, sehe den Mond an und spreche, indem man über die Warzen nach dem Monde zu streicht:

Was ich sehe, nehme zu (nimmt zu: Rh.);
Was ich streiche, nehme ab (nimmt ab: Rh.).
Neu-Ruppin. Rheinsberg. Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

oder: Was ich nicht sehe, möge abnehmen;
Und was ich sehe, möge zunehmen. Neu-Ruppin.

oder: Was ich abstreich', das verlier' sich;
Was ich anseh', das vermier' sich. Löwenberg.

oder: Du nimmst ab, und du nimmst zu;
Dann hab' ich im Herzen Ruh.
Friesack, Kr. West-Havelland.

d) Man beschreibt um alle Warzen einen Kreis mit dem Zeigefinger und spricht:

Alles, was ich sehe, das wächst,
Und was da steht, das verschwind't.
Im N. G. u. s. w. † † † (ohne Amen).
Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

5. Die Warze und die Schule
Gingen beide zum Mistpfuhle;
Die Schule, die gewann,
Die Warze, die zerrann.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

6. Man streiche in der Vollmondnacht um 12 Uhr dreimal über die Warzen und spreche: „Du sollst weggehen!“ Walchow.

7. Man geht des Abends bei Mondschein still aus dem Zimmer, sieht den Mond an, streicht dreimal mit der Hand über die Warzen nach derselben Richtung, wohin der Mond geht (d. h. von Osten nach Westen) und spricht bei jedem Streichen:

De Mân is kâm'n,
Hätt de Wratt wegnâm'n.

Darauf geht man einige Schritte rückwärts in das Zimmer zurück, dreht sich herum und setzt sich wieder stillschweigend eine Zeit lang auf den alten Platz. Walchow.

8. Ich seh ein'n Mann mit Schimmelpferd;
So viel sind meine Warzen nicht wert.
Im Namen u. s. w. Wusterhausen a. Dosse.

9. Lässt man seine Warzen von einem anderen zählen, so verliert man sie, während sie der andere bekommt. Neu-Ruppin.

10. Eine Warze bringt man fort, indem man sie dreimal kreuzweis mit einer Totenhand bestreicht. Neu-Ruppin.

11. Man stiehlt ein Stück Fleisch, bestreicht damit die Warzen und giebt es einem Hunde zu fressen. Neu-Ruppin.

Oder: hebt einen Stein unter einer Dachrinne auf und legt es darunter.
Wusterhausen a. D.

12. a) Wenn man nachts um 12 Uhr während des Vollmonds eine Warze mit einem Häringskopfe berührt und diesen dann über den Kopf wirft, so verschwindet die Warze. Neu-Ruppin.

b) Man streiche mit einem Häringskopfe dreimal kreuzweise über die Warze im Namen Gottes u. s. w. und vergrabe denselben alsdann unter einer Dachrinne. Die Warze vergeht, sobald der Häringskopf verfault ist. Neu-Ruppin.

Anstatt eines Häringskopfes kann man auch einen Schwanz nehmen; doch darf man sich beim Bestreichen weder von Sonne noch Mond auf die Finger scheinen lassen. Protzen.

c) Auch das Bestreichen mit einem abgeschnittenen, noch lebenden Aalkopfe hilft. Denselben muss man in dem Keller, wohin weder Sonne noch Mond scheint, vergraben. Wusterhausen a. D.

d) Ebenso nützt das Bestreichen mit einer Schnecke ohne Haus. Wildberg.

13. Man knüpfe so viel Knoten in einen Zwirnsfaden, als man Warzen hat, und werfe ihn in ein frisch gegrabenes Grab, oder verberge ihn an einem Orte, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Wenn der Faden verfault ist, fallen die Warzen ab. Neu-Ruppin.

14. a) Man hebe auf einem Wege, wenn man zufällig daran denkt, einen Stein auf, bestreiche damit dreimal kreuzweise die Warzen und lege ihn wieder auf dieselbe Stelle, von der man ihn genommen hat.
Neu-Ruppin. Wulkow. Wusterhausen a. D.

b) Man nimmt einen kleinen Feldstein von einem Orte, wohin weder Sonne noch Mond scheint, bestreicht damit die Warzen und legt den Stein wieder gerade so, wie er gelegen hat, stillschweigend an seinen Ort. Walchow.

15. Man streicht die Warze mit einer Speckschwarte dreimal kreuzweise im Namen Gottes u. s. w. und legt sie unter einen Stein (eine Dachrinne: Z., steckt sie in ein Mäuseloch: Ost-Prignitz) oder verbrennt sie.
Alt-Ruppin. Zühlen. ?, Kr. Ost-Prignitz.

16. a) Wenn jemand Wratzen auf den Händen hat, so nehme er in der Küche heimlich den Waschlappen weg, streiche und wische die Hände damit und lege ihn stillschweigend auf den Fleck, wo er gelegen hat, so sind sie weg. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 263.) Seebeck.

b) Man nehme heimlich ein Wischtuch, streiche damit über die Warzen immer von sich weg und werfe es dann in einen geheizten Backofen, dass es verbrennt. Walchow.

17. Wenn man beim Aufwerfen eines Grabes ein altes Grab öffnet, so geh hin, nimm einen Knochen, bestreiche die Wratzen abwärts und lege ihn stillschweigend wieder auf seine Stelle. Sie sind sogleich weg. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 263.) Seebeck.

18. a) Wenn man auf einem Felde zufällig ein Strohband findet, so soll man den Knoten kreuzweise auf die Warze legen (dreimal über die Warzen damit wegstreichen: Pr.); dann bringt man ihn wieder auf seinen bisherigen Platz und geht oder kriecht darüber hinweg. (Die letzte Handlung fehlt in Pr.)
Wulkow. Protzen.

b) Man bestreiche die Warzen auf einem Kreuzwege mit einem dort gefundenen Strohhalme im Namen Gottes u. s. w. und lege den Halm alsdann wieder an seinen Ort. Wusterhausen a. D.

c) Umwickele die Warzen bei abnehmendem Monde mit einem Strohhalme, den du, noch grün, heimlich vom Felde geholt hast und verstecke diesen alsdann

an einem Orte, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen kann. Ist der Strohhalm verfault, ist es auch die Warze. Retzow, Kr. West-Havelland.

19. Man bestreicht die Warze mit drei Erbsen und wirft diese in einen tiefen, wasserreichen Brunnen. Wer eine der Erbsen findet, bekommt die Warze, während jener sie verliert. — In Protzen wirft man die Erbsen rückwärts in ein Grab. Herzberg. Protzen.

20. Gehe stillschweigend an die offene Gruft eines Toten vom anderen Geschlecht, nimm drei Hände voll Sand, wasche dir damit die mit Warzen behafteten Stellen und wirf den Sand in die Gruft im Namen Gottes u. s. w. Darauf kehre stillschweigend nach Hause zurück, und die Warzen werden verschwinden. Wusterhausen a D.

21. Schneide eine rohe Kartoffel aus einander, bestreiche die Warzen mit der Schnittfläche, lege die Kartoffel wieder zusammen und wirf sie an einen Ort, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Pessin, Kr. West-Havelland.

22. Wenn der Roggen Knoten bekommt, so nimmt man so viel Roggenknoten, als man Warzen auf der Hand hat, streicht mit ihnen über die Warzen und legt sie dann auf den nächsten Kreuzweg. Sind die Knoten alle überfahren, so verschwinden die Warzen sofort. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz

23. Wenn eine Rottanne alt und gross geworden ist und ihre Zweige bis auf die Erde herabhängen, so fegen diese, vom Winde gepeitscht, den Sand an der Erde rein. Von solchem Sande streue dreimal etwas auf die Warzen, dann vergehen sie. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

LVI. Wenn einer das Wasser nicht halten kann.

Nimm Klauen von einem Bock, brenne sie zu Pulver und gieb dies demjenigen in den Trank, der das Wasser nicht halten kann; das hilft. Lichtenberg.

LVII. Gegen Wassersucht.

1. Man kocht drei Eier von einer schwarzen Henne im Urin des Kranken in einem neuen Topfe und vergräbt alles beim Vollmonde in einen Ameisenhaufen, indem man die Worte spricht: Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

2. Gegen Wassersucht koche einen Thee aus Trûfnelken (kleine rote Federnelken, wie sie in der Wuthenower Heide wachsen). Neu-Ruppin.

LVIII. Gegen Wenen[1]).

Um Wenen an Menschen und Vieh zu vertreiben, nagelt man an drei auf einander folgenden Freitagen im abnehmenden Monde nach Sonnenuntergang stillschweigend eine Speckschwarte an die Wand, die von der Sonne beschienen wird. Wie die Speckschwarte vergeht, so vergehen auch die Wenen. Katerbow.

LIX. Gegen Würmer.

Gegen Würmer bei Menschen (und Vieh).

Ihr sollt mit mir fahren in den Wald.

LX. Gegen Zahnschmerzen.

1. Zahn, ich gebiet es dir im Namen Gottes, Zahn, du sollst stille stehn im N. G. und nicht mehr wehe thun im N. G. Neu-Ruppin.

2. Zahnschmerz, ruhe dich!
Zahnschmerz, zerstreue dich!
Zahnschmerz hat still gestanden,
Wie unser Herr Christus ist am Jordan gegangen.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

3. Zahnwehdage, fahre aus
Und meide du mein Haus,
Gleichwie Christus Judas Haus gemieden hat.
Im Namen u. s. w. Neu-Ruppin.

4. Zahnschmerzen, ihr nehmt ab;
Nehmt weg, was ich nicht mag! Im N. d. V. u. s. w.
Es wird dreimal in den Mond gepustet. Neu-Ruppin.

5. Ich grüsse dich, du neues Licht,
Für die Schmerzen und für die Gicht,
Für die drei Würmelein,
Die in meinen Zähnen sein;
Das eine grau, das eine blau, das eine rot,
Ich wünscht', sie wären alle drei tot. Im N. d. V. u. s. w.
Der Spruch hilft nur bei Neumond; man darf nicht dabei sprechen. Neu-Ruppin.

6. Zahn, du (alter) rauher Herr, mit deinem weissen Knochen,
Wenn du willst brechen,
So thu ich dich besprechen,
Dass du sollst gehen an deinen Ort.
oder statt der drei letzten Zeilen:
Wenn du nicht willst stillstehn, [Neu-Ruppin.
So gebiete ich dir, dass du aufhörst mit deinem Schmerze.

7. Petrus stand unter einem grünen Eichenbaum. Da kam der Herr Jesus und sprach: „Warum stehst du so traurig?" „Warum soll ich nicht traurig sein? Meine Zähne wollen mir verfaulen." „Geh hin am Grunde, nimm Wasser im Munde und speie es wieder im Grunde im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

8. Alle Glocken klingen,
Alle Heiligen singen,
Alle Epistel lesen,
Alles Unheil verwesen. (Anblasen.)
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

9. a) O heller Mond, ich klage dir's an
An deinen beiden Zacken,
Dass mir der Zahn nicht mag wehe thun,
Und dass der dritte mag wachsen.
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Mond, ich seh' dich hacken
An deine beiden Zacken.
Gott geb', dass sich die Schmerzen verlieren und nicht wiederkommen, bis der Mond seine drei Zacken bekommt. Im Namen u. s. w. Alt-Ruppin.

c) Ich grüsse dich, lieber neuer Mond,
Mit deinen beiden Zacken,
Dass ich hab' solchen schlimmen Zahn,
Damit bleib' du behacken.

Dies wird, sobald man den Neumond erblickt, dreimal gesprochen, wobei man den Mond ansieht. Klosterheide.

d) Mond, ich seh' dir mit zwei Spitzen.
Du sollst nicht dauen, du sollst nicht hitzen,
Bis ich seh' wieder drei Spitzen, nicht schmerzen.
Im Namen u. s. w. Dierberg.

10. Es waren drei heilige Frauen:
Die erste hiess Anna,
Die zweite Susanna,
Die dritte Sibylle.
Zahnschmerz, stehe stille! Im Namen u. s. w. Zippelsförde.

11. In (dem Namen der) heilige(n) Dreifaltigkeit benehm' ich dir die 32 Zahnschmerzen. Hoch ist der Himmel, kalt ist die Totenhand; damit still ich diesen Brand. Im Namen u. s. w. Dierberg.

12. a) Ich schau' dich, du helles Licht,
Dreierlei Fleisch ess' ich nicht,
Von Katz', von Ratz', von Hund.
Ach Gott, nimm mir die Schmerzen (das Reissen: Rh.) aus dem Mund.

(Der Spruch muss dreimal gesprochen und dabei der Mond angeschaut werden. Rh.)
Buberow. Rheinsberg.

b) Dreierlei Fleisch ess' ich nicht,
Zum Beispiel Ratten, Katzen, Hunde:
Gott nehme das Reissen aus Zahn, Backe und Munde.
Im Namen Gottes u. s. w. Protzen.

c) Ich seh' ins helle Licht;
Dreierlei Speise ess' ich nicht,
Es mag sein Ratze, Katze oder Hund;
So behalt ich alle meine Zähne im Mund. × × × Kampehl.

13. Dieser Zahn höret alle Kirchenglocken klingen;
Diese Wunde soll heilen,
Soll auch nicht wehe thun,
Soll auch nicht schwären. Buberow.

14. Neues Licht (Lieber Mond: K.), ich klage dir,
Zahnschmerzen und böse Geister plagen mir.
Nimm von mir!
Nimm zu (an: K.) dir! Im N. d. V. u. s. w. Buberow. Karwe.

15. Heller Mond, grünes Laub, Wurzeln in der Erde (hier fasst man an den Zahn), du sollst trügen, du sollst nicht schmerzen. Im N. u. s. w. Karwe.

16. Ich segne dich vor die Gicht, vor die Bicht,

17. Schreibe an drei Wege mit einem Hufnagel die Worte:

Rex, Pax, Max, ppo in Folio

und schlage den Nagel in die Wand. So lange derselbe feststeckt, hast du keine Zahnschmerzen mehr. Falkenthal, Kr. Templin.

18. a) Man legt drei Finger der einen Hand in die andre und berührt so der Reihe nach einen Kirschbaum, einen Apfelbaum und einen Birnbaum, indem man bei jeder Berührung folgenden Spruch sagt:

Kirsch- (Apfel-, Birn-) baum, ick komme bei dei,
Det Rîten un Schoeren plägt mei;
Nehm von mî,
Beholt bei dî! Im N. G. u. s. w. Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

b) Apfelbaum, ich komme zu dir,
Meine Zähne schmerzen mir;
Der erste Vogel, der über dich fliegt,
Benehme sie mir. Im Namen u. s. w.

Bei der ersten Zeile wird der Stamm des Baumes mit der rechten Hand angefasst, bei der zweiten mit der linken; bei der dritten greift man mit der rechten Hand höher hinauf; bei der vierten greift man mit der linken an dieselbe Stelle, nachdem man die rechte wieder weggenommen hat. Potsdam.

19. Zahnschmerze, packe dich!
Meine fünf Finger verjagen dich. Im Namen u. s. w.

Dabei legt man die vier ersten Finger auf den Zahn (d. h. auf die Backe) und zwar so, dass der Daumen nach unten (nach dem Kinn zu) gerichtet ist. Potsdam.

20. Willkommen, du helles Licht,
An dir still' ich meinen Zahn und Gicht. Im Namen u. s. w.
† † † Dreimal pusten. Gadow, Kr. Ost-Prignitz.

21. Du sollst nicht weh thun,
Du sollst nicht schellen (quellen?)
Du sollst nicht schwellen,
Du sollst nicht retten (reissen),
Du sollst nicht spletten (spleissen),
Du sollst nicht weh thun. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

22. Um keine Zahnschmerzen zu bekommen, schneide man sich die Nägel an Händen und Füssen nur Freitags ab oder trage stets einen aus dem Gebiss eines ausgegrabenen Menschenschädels gebrochenen Zahn am Körper oder wasche sich täglich erst das Gesicht, dann den Hals und zuletzt die Hände, trockne sie aber in umgekehrter Reihenfolge ab. Neu-Ruppin.

23. Hat man Zahnschmerzen, so schneide man sich zuerst die Nägel des linken Fusses ab, von der kleinen Zehe anfangend nach der grossen, dann die der rechten Hand vom kleinen Finger nach dem Daumen hin; darauf thue man dasselbe am rechten Fusse und der linken Hand ganz in derselben Weise. Bei jedem Schnitte sage man: „Im Namen Gottes u. s. w.“ Darauf lässt man sich von jemand eine Federpose geben, thut die 20 Abschnitte da hinein, geht nach einem Baume, macht ein Loch in denselben und thut die Abschnitte in dasselbe. Darauf verklebt man das Loch im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

24. Nimm den Mund voll Salz, gehe damit abends, ohne zu grüssen und zu sprechen, nach dem Kirchhofe, mache auf dem letzten Grabe ein kleines Loch, lege zwei Strohhalme kreuzweise über dasselbe und spucke das Salz darauf. Hierauf schliesse das Loch mit Erde und kehre stillschweigend, wie du gekommen bist, wieder nach Hause zurück; alsdann werden die Zahnschmerzen verschwinden und niemals wiederkehren. Neu-Ruppin.

25. Die Zahnschmerzen rühren von kleinen Maden oder Würmern her, die die Zähne hohl fressen. Will man die Schmerzen vertreiben, muss man den geöffneten Mund über heisse Milch halten und den aufsteigenden Dunst einziehen; dann fallen die Maden aus. Statt Milch kann man dazu auch einen heissen Aufguss über „dullen" oder „willen Dill" nehmen. Protzen.

26. Schrape von den Beinknorren einer Stute etwas ab und lasse es im Tabak rauchen, so vergeht sogleich das Zahnweh. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 262.) Seebeck.

27. a) Leihe dir von jemand eine Pinne (einen kleinen Nagel mit dickem Kopf), polke dir damit in die Zähne, dass sie bluten, und schlage die Pinne in einen Eichbaum, der in einem Scheit (auf einer Grenze) steht, und geh nicht wieder an denselben Ort. Die Zähne thun dir denn nicht mehr weh. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 262.) Seebeck.

b) Geh in ein Scheit, wo ein Eichbaum steht, schneide dir einen Splitter unter der Borke heraus, polke dir damit in die Zähne und stecke ihn wieder dahin, wo du ihn herausgeschnitten hast. (S. Engelien u Lahn a. a. O. S. 262.) Seebeck.

c) Wenn man Zahnschmerzen hat, nehme man einen Nagel, den man in der Erde gefunden hat, stecke oder klopfe ihn in einen Baum, doch so, dass man ihn mit der Hand wieder herausziehen kann, alsdann lasse man den Atem dreimal in das Loch hinein, indem man jedesmal sagt: „Im Namen Gottes u. s. w."
Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

d) Man nehme einen Nagel und polke damit in den wunden Zahn, bis das Blut kommt, dann schlage man den blutigen Nagel an der Wetterseite in einen Baum im Namen Gottes u. s. w. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

28. Damit ein böser Zahn von selber ausfalle, so mache einen Teig von Mehl und Springwurz und reibe damit den schmerzenden Zahn ein. Lichtenberg.

29. Wenn man Zahnschmerzen hat, muss man dreimal um die Kirche laufen und nicht an den Fuchs denken. Gadow, Kr. Ost-Prignitz.

---

30. Man beisst einer lebendigen Maus den Kopf oder einem lebendigen Maulwurfe die rechte Vorderpfote ab und lässt sie kleine Kinder an einer Schnur um den Hals tragen: das erleichtert das Zahnen. Neu-Ruppin.

31. Um Kindern das Zahnen zu erleichtern und sie besonders vor Zahnkrämpfen zu schützen, stellt irgend eine Person, in der Regel der Vater, wenn ein Kind geboren ist, einen Eimer Wasser neben sich, steckt dem Kinde einen Finger in den Mund und taucht diesen dann ins Wasser mit den Worten: „Schmerzen in den Grund! Im Namen Gottes u. s. w." Dies ist dreimal zu machen. Rheinsberg.

32. Um das Zahnen der Kinder zu erleichtern und zu befördern, zieht man einem Hasen drei Zähne aus und hängt sie eingewickelt den Kindern um den Hals. Walchow.

LXI. Gegen eine schlimme Zunge.[1])

1. Wenn man eine schlimme Zunge hat, muss man ein Stückchen Brot nehmen und dreimal damit schweigend die Zunge herunterstreichen. Darauf gebe man das Brot einem Hunde zu fressen; das hilft. Buberow.

(Fortsetzung folgt.)

Totenbretter um Salzburg.

Von Marie Eysn.

(Mit Tafel I. II.)

Bei einer Wanderung durch das Herzogtum Salzburg und den angrenzenden Teil von Oberbayern, einem Lande, dessen Bewohner sprachlich wie in Sitte und Brauch zu demselben Volksstamme wie die Salzburger gehören, ist es auffallend, dass sich an manchen Orten zahlreiche Totenbretter finden, während sie in den nächsten fehlen; ebenso fällt die Verschiedenheit ihrer Anbringung, Form und Bemalung auf.

Beiliegende Karte (Taf. I) soll eine Übersicht über Vorkommen und Aufstellung in diesen Gegenden geben.

Die Grenze des Totenbrettes im Salzburgischen liegt im Süden bei Zell am See-Bruck im Mittelpinzgau; sie fehlen im Ober-Pinzgau und Lungau. Im Norden fällt ihre Grenze mit jener des Herzogtums zusammen[2]); östlich dringen sie eine ganz kurze Strecke nach Ober-Österreich vor; nur westlich in Oberbayern setzen sie sich fort.[3])

Von Zell am See der Saale entlang bis zum Steinpass bei Melleck, der die östr.-bayr. Grenze bildet, sind die Bretter wagrecht an Scheunen, Zäunen und Bäumen befestigt[4]) und der Länge nach beschrieben. Von da an sind alle im ganzen Gebiet der Quere nach beschrieben und liegen mit wenigen Ausnahmen am Boden, an Wegen, bei Feldkapellen, Feldkreuzen oder unter alten Bäumen. Um Piding unterhalb Reichenhall sind sie zuweilen stehend, mit Pflöcken in die Erde eingerammt oder senkrecht an Bäume genagelt wie um Inzell und Krispl.[5]) Um Anthering

1) Hat man eine schlimme Zunge, so ist man belogen. Dreetz.

2) In den nahen oberöstr. Dörfern Eggelsberg, Palting, Lochen kennt man sie nicht mehr, obwohl es nach einem Todesfall heisst: N. N. liegt auf dem Brett.

3) Im Walde zwischen Holzhausen und Grabenstatt am Chiemsee sind an einer alten Buche 3 Totenbretter älterer Form befestigt, dabei aber stehen 5 mit gothischem Zierat, wie sie Wilhelm Hein in den Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien Bd. XXI, Taf. 2, No. 8 in „Totenbretter im Böhmerwalde“ abgebildet hat.

4) Bei Leogang und Zell am See je einmal an einem Wohnhause.

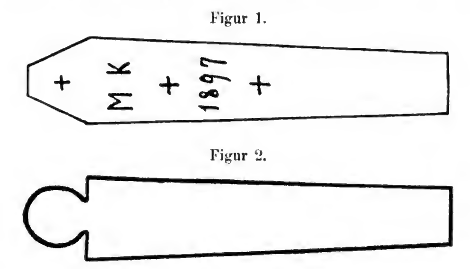
5) Auf beiliegender Karte (Taf. I) sind die horizontal angebrachten und ebenso beschriebenen Bretter rot, die liegenden und quer beschriebenen blau, die stehenden oder senkrecht an Bäumen befestigten grün bezeichnet.

findet man sie hin und wieder auf vier Pfählen befestigt, niederen Bänken gleichend.

Auch im Pinzgau sollen sie früher auf der Strasse gelegen haben, nur zu bald aber durch darüber fahrende Wagen entzwei gebrochen sein; auch hätten die Pferde durch die klappenden, weil lose auf der Strasse liegenden Bretter öfters gescheut und deshalb hätte man sie an Zäune und Scheunen festgemacht.

Im salzburgischen Flachgau liegen sie nicht nur an, sondern auch auf dem Wege, oder dienen als Brückchen über schmale Gräben, weil nach heimatlichem Brauche der Vorübergehende, noch mehr aber jener, der das Brett betritt, ein Vaterunser für das Seelenheil des Dahingeschiedenen beten soll; doch darf man auf keines der eingeschnittenen Kreuzchen treten, da es der armen Seele weh thun würde.

Wenig verschieden ist die Form der Totenbretter. Die allermeisten des ganzen Gebietes sind im obersten Drittel am breitesten und verjüngen sich nach beiden Enden (Fig. 1); im Pinzgau herrscht unter den neueren



Figur 1.

Figur 2.

der länglich rechteckige Laden vor. Aber unter den mehr als 1200 Brettern, die, einzeln oder bis 20 beisammen, auf der Karte angegeben sind, fanden sich nur zwei, welche am oberen Ende die Kopfform ausgeschnitten zeigten, von der Otto Rieder (Totenbretter im Bayrischen Walde, in Steinhausens Zeitschr. f. Kulturgesch. II) sagt, dass sie sich der menschlichen Gestalt nähern und wahrscheinlich die älteste Form zeigen (Fig. 2). Um Krispl kommt eine Übergangsform vor, die am oberen Ende einen halbkreisförmigen Ansatz zeigt.

Die älteren Bretter haben 3 Kreuzchen unter einander und die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen eingeschnitten; die Mehrzahl aber zeigt sie mit schwarzer Ölfarbe aufgemalt und nun kommt auch das Todesjahr hinzu (Fig. 1). Schon auf den stehend oder senkrecht an Bäumen angebrachten wird Stand und Alter genannt, die Inschrift verlängert sich; noch mehr aber bei den „Leichbrettern" im Pinzgau: da sind noch Sprüche und Verse, zuweilen auch ein Heiligenbild aufgemalt, der Laden aber ist

nicht mehr roh, sondern mit schwarzer, blauer oder grüner Farbe überstrichen, die Schrift weiss oder schwarz.

Wer vor kaum zwei Decennien einige Stunden von der Stadt Salzburg um Hallwang, Eugendorf, Seekirchen oder westlich, jenseits der Saale, bei Feldkirchen, Ainring, Thundorf einem Leichenzuge begegnete, sah, dass einer der Leidtragenden ein mannslanges rohes Brett trug, auf dem drei Kreuzchen und zwei Buchstaben eingeschnitten waren. Bei dem ersten Feldkreuz oder alten Baum, woran ein Heiligenbild hing, wurde Rast, die „Totenrast“ gehalten, ein kurzes Gebet gesprochen und das Brett, worauf der Verstorbene während der Zeit bis zu seiner Beerdigung gelegen hatte, dort niedergelegt. Im Pinzgau, wo die Entfernung vom Gehöfte zur Kirche meist grösser ist, auch Fusswege mangeln, und der Sarg gefahren wird, wurde das Brett, worauf der Verblichene aufgebahrt worden, zuerst auf den Wagen gelegt, der Sarg darauf gestellt, und bei der Rückkehr vom Begräbnis an der Scheune, die zum Besitze der Familie des Verstorbenen gehörte, befestigt. Lag diese nicht am Kirchwege, so wurde das Brett bei dem nächsten Kreuze durch den Zaun gesteckt.

Damals musste der Tischler nach einem Todesfall zu allererst das Brett „richten“, auf das der Verstorbene aufgebahrt wurde, dann erst fertigte er den Sarg und das einfache Kreuz, das ebenso wie heute mitgetragen und auf den frischen Grabhügel gesteckt wird, bis Wohlhabendere es durch ein dauerhaftes Denkmal ersetzen.

Höchst selten wird aber jetzt noch (nur an einzelnen Orten im salzburgischen Flachgau) die Leiche auf dem Brette aufgebahrt, meist nur bei Dienstboten oder Armen. Es kommt daher im ganzen Gebiet der Tote in gar keine Berührung mit dem Brette, welches jetzt erst nach der Beerdigung gerichtet und bemalt, in den nächsten Tagen oder Wochen zwischen Trauerhaus und Kirche angebracht wird. Kommt ein Todesfall im eng geschlossenen Dorfe vor, worin sich auch die Kirche befindet, so wird es zur nächsten Kapelle oder Marter ausserhalb des Dorfes getragen, wo sich bereits Bretter von Angehörigen oder Nachbarn finden. An solchen Stellen oder unter solch alten Bäumen findet man gut erhaltene und halbvermoderte Bretter und darunter eine dichte Schicht von Mulm. Der Baum aber ist, so lange sich die Erinnerung erhält, dass Totenbretter unter ihm gelegen, ebenso vor dem Fällen geschützt, wie der vom Blitze getroffene Stamm.

Ausnahmsweise findet man an Wallfahrtsorten Totenbretter aus entfernten Orten dahingebracht, so in Maria Eck bei Ruhpolding, weil an den viel begangenen Pfaden auf zahlreichere Gebete zu Gunsten des Verblichenen zu hoffen ist.

Der Brauch „Leichbretter“ hinauszulegen nimmt im Salzburgischen allmählich ab. Vor 15 Jahren fand man noch, wenig über $^1/_2$ Stunde von der Stadt Salzburg entfernt auf einem Wege durch das Leopoldskroner

Moor zahlreiche Totenbretter. Dieser Weg heisst heute noch Totenweg, weil früher, als die Gemeinde Moos noch keine eigene Pfarre besass, all ihre Toten auf diesem Wege zur Kirche nach Morzg getragen wurden. Heute sind sie dort verschwunden, verwittert und vermodert; es kam kein späteres mehr nach. Vor wenigen Jahren reihte sich noch im nahen Bergheim Brett an Brett den Kirchsteig hinan, jetzt sind dort nur noch karge, kaum kenntliche Reste. Das niederschlagsreiche Klima gewährt den aus weichem Holze bestehenden Brettern nur kurze Dauer, und niemals wird eins durch ein neues ersetzt.

Am linken (bayrischen) Ufer der Saale jedoch herrscht die Sitte unvermindert fort. Um Feldkirchen und Piding wird auch für jedes Kind, selbst wenn es nur wenige Stunden gelebt hat, ein Brettchen hinausgegeben, während es im Salzburgischen fast nur für Erwachsene geschieht.

Auch für das in der Ferne verstorbene Familienglied wird dort ein Brett hinausgebracht. So lautet die Inschrift eines bei Türk nächst Marzoll stehenden Brettes:

Seliges Andenken
an den unvergesslichen Jüngling
Kaspar Helliel
Schneiderbauerssohn von Türk
geb. den 2. Dec. 1843 gewesener Soldat
des königl. bayerischen Infanterieleibregiment
welcher zu St. Jean in den Pyrenäen an der
spanischen Grenze in Frankreich als Kriegsgefangener
den 31. Jänner 1871 starb, im 28. Jahre seines Alters.
Gott gebe ihm die ewige Ruhe.

Weil es Gottes Wille nun so wollte
Dass ich so jung im fremden Lande starb
So geb ich meinen Willen drein
Einmal muss es doch gestorben sein.

Grösstenteils ist es bäuerliche Bevölkerung, die auf den Brettern genannt wird; aber auch für Gewerbtreibende, Lehrer und Priester wird ein solches hinausgegeben, wenn sie nicht aus der Fremde stammen. Bei Piding steht eine Gruppe derselben, auf welcher ein Hufschmied, Wagner, Schneider, Grenzaufseher und deren Kinder genannt sind.

Verfolgt man wie zu Anger noch bis 1880 „die Leiche auf und mit dem Brette beerdigt wurde“[1]; wie vor einem Menschenalter zu Ramsau bei Berchtesgaden die in Leinwand genähte Leiche aus dem Sarge, der für alle diente, gehoben wurde und man sie vom Brette langsam in das Grab gleiten liess; wie das Brett, worauf der Tote gelegen, bei dem Leichenzug mitgetragen und vor oder nach dem Begräbnis draussen niedergelegt wurde; wie es jetzt mit Angabe von Namen, Stand, Alter u. dergl.

1) M. v. Chlingensperg-Berg „Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern“ S. 68.

erst nach Wochen hinauskommt, so sieht man die Wandlung des „Leichladens“ zum „Gedenkbrett“.

Früher als der Tote auf dem Brette aufgebahrt wurde, durfte man nur wenige Stunden zu seiner Herstellung brauchen und schnitt nur drei Kreuzchen und zwei Buchstaben ein; jetzt wird das Brett erst nach längerer Zeit verlangt und somit ist reichliche Bemalung ermöglicht.

Auch die Anbringung desselben an Zaun und Scheune im Pinzgau dürfte auf einen örtlich zwingenden Grund zurückzuführen sein. Das Hauptthal des Mittelpinzgaues ist seiner ausgedehnten Pferde- und Rinderzucht wegen von zahlreichen hohen dichten Zäunen der Länge und Quere nach durchzogen. Der Mangel an Fusswegen drängt allen Verkehr auf die Strasse, somit auch den Leichenzug und dadurch das „Leichbrett“. Der früher angeführte Grund veranlasste sie anderwärts unterzubringen, und es war naheliegend, sie an Zaun oder Scheune zu befestigen, welche die Strasse begleiten. In den Pinzgauer Zaun ist es aber nicht möglich ein Brett senkrecht hineinzustecken, es kann nur wagrecht geschehen. Infolge der horizontalen Lage wurde es nun der Länge nach beschrieben[1]).

Dieselbe Ursache dürfte auch sein, dass man die Leichbretter von der schmalen sehr steilen Strasse zur Krispler Kirche weg und an die nahen Fichten gab. Da man an jenen Orten, wo das Brett bis in die neueste Zeit in Verwendung stand, alle liegend und zugleich die ältesten Formen mit einfachster Ausstattung findet, so wird wohl das liegende Brett die ursprüngliche Art der Anbringung zeigen. Otto Rieder hat in der Ztschr. für Kulturgeschichte, Bd. II, S. 58—97 (1895) „Totenbretter im bayrischen Walde mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt“, und Wilhelm Hein in den Mitteil. d. Anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. XXIV, S. 55 „Die geographische Verbreitung der Totenbretter“ diesen Gegenstand eingehend und gründlich behandelt; letzterer hat auch das obige Gebiet besprochen.

Das Museum des Vereins für österr. Volkskunde in Wien und das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzen Totenbretter aus dem Salzburgischen.

Auf unserer Tafel II zeigt No. 1 an einem mit Kruzifix versehenen Baume im Walde bei Ainring liegende Totenbretter, No. 2 dagegen stehende bei einem Feldkreuze in der Nähe von Piding.

1) Eine Scheune zu St. Martin im Pinzgau zeigt neben vielen neueren horizontalen

Frau Harke in Dithmarschen.

Herr Lehrer J. Goos in Meldorf teilte meinem verehrten Freunde Felix Dahn eine Sage vom Harkengrunde bei Röst in Dithmarschen nebst einigen andern Notizen mit, die F. Dahn in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde veröffentlichen wollte. Da diese Blätter aber sich grundsätzlich auf Schlesisches beschränken, übersandte er mir das Material nebst einigen Ausführungen von Prof. Dr. Fr. Vogt, dem Herausgeber der Mitteilungen, zur Verwendung in unsrer Zeitschrift. Da in den Einsendungen von Herrn Goos Zeugnisse für Frau Harke aus einer niederdeutschen Landschaft vorliegen, aus der diese mythische Gestalt noch nicht nachgewiesen ist, war diese gütige Zuwendung um so mehr willkommen, als die Knoopsche Deutung der Harke und ihrer Verwandten jetzt sogar in die zweite Auflage des Mogkschen Grundrisses der Germanischen Mythologie Eingang gefunden hat, wo nach O. Knoop gelehrt wird, dass die Harke ihren Namen von dem Harkenberge bei Camern in der Mark erhalten habe (S. 52), während überall und zu allen Zeiten die umgekehrte Namengebung gilt und Jupiter z. B. nicht von einem mons Jovis seinen Namen erhielt, sondern der mons nach Jupiter benannt ist. Herr Goos hat nun folgendes mitgeteilt:

„In der Nähe Meldorfs auf dem Elpersbütteler Donn liegt eine sumpfige Wiese mit Namen Harkenwehl, früher ein Teich, wohl entstanden dadurch, dass in Vorzeiten das Meer durch die Dünenkette einen Durchbruch machte und dadurch einen Teich oder Wehl schuf.[1]) Die Sage berichtet, dass dort einst eine Kirche stand. Die Bewohner des nahen Dorfes Erpe (Oldenerpen) zwangen einst in der Trunkenheit einen Priester, einem Schweine das hl. Abendmahl zu geben, und zur Strafe liess Gott die Kirche versinken. Früher hörte man an stillen Abenden noch zuweilen Glockenklang und Gesang.“

„Nicht weit von Meldorf bei dem Dorfe Barsfleth liegt eine Wegstrecke, die der Harkendamm heisst.“

Auf der hohen Geest Dithmarschens in dem ursprünglich grossen und dichten Walde Riesewohld liegt das Dorf Röst. Eine starke Viertelstunde westlich vom Orte im Gehölz findet man einen grossen platten erratischen Stein, mehrere Meter lang und breit, nahe einer kleinen Niederung, die Harkengrund geheissen wird. Von diesem wird folgende Sage erzählt, die Herr Goos nach mündlicher Mitteilung von Fräul. M. P. in Röst aufzeichnete, welche sie in ihrer Kindheit von dem längst verstorbenen Hans Paulsen in Röst, einem guten Märchenerzähler, gehört hat. Auf H. Paulsens Rechnung wird die etwas verballhornte Fassung der Geschichte kommen.

1) nd. wēl, wēle, nl. weel, wiel, ags. wēl, engl. weel, ein ausgewühltes Wasserloch.

„Die Sage vom Harkengrund.“

„Vor mehreren hundert Jahren, als in dieser Gegend noch alles Gehölz war und die Kühe noch von dem Hirten gehütet wurden, da hatte in der Gegend, wo nun das Dorf Röst liegt, ein Kuhhirte eine Kuh verloren, die er bis Abend nicht wieder fand. Als er nach Hause kommt und die Kuh nicht mitbringt, wird der Bauer, dem die Kuh zuhört, böse und sagt: „Wir haben diese Nacht Vollmond. Du sollst fort und die Kuh suchen.“ Der Hirte geht wieder fort, findet auch anfangs eine Spur, die er aber bald wieder verliert. Nun geht er immer und immer weiter in den Wald und kommt schliesslich vom gebahnten Wege ab und verirrt sich. Der Mond scheint hell durch die Zweige. Als er einmal die Zweige auseinander biegt und Rundschau hält nach seiner Kuh, da steht er auf einmal vor einem freien Platz. Im Hintergrunde sieht er ein feines Schloss, und unter einem grossen Baume sieht er etwas weisses liegen. Er meint nun, dies sei seine Kuh, und will sich nähern; da springt plötzlich die Gestalt auf, und er sieht, dass das nicht seine Kuh, sondern eine ganz grosse Frauensperson ist. Sie trägt ein feines weisses Kleid, hat eine Jagdtasche über die Schultern und einen Spiess in der Hand. Wenn er nun auch anfänglich wegen ihrer übernatürlichen Grösse einen Schreck kriegt, so fühlt er sich doch wegen ihrer übernatürlichen Schönheit so angezogen, dass er wie gebannt stehen bleibt. Sie geht ihm langsam entgegen, giebt ihm freundlich die Hand und sagt: „Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Ich bin die Riesin Harta vom Harkengrund.“ Sie fragt ihn, was ihn in ihr Reich führe, und er erzählt sein Missgeschick. Je mehr er sich mit ihr unterhält, desto mehr fühlt er sich zu ihr hingezogen, und zuletzt kommt es ihm vor, als ob er ohne sie nicht mehr leben könne. Er gesteht ihr seine Liebe und macht ihr einen Heiratsantrag. Da schüttelt sie aber den Kopf und sagt: „Heiraten kann ich dich nicht, da ich ein Geist bin und nur manchmal um Mitternacht Menschengestalt annehme, und das Schloss, dass du hier siehst, ist kein wirkliches Schloss, das habe ich nur für einen Augenblick hierher gezaubert, denn ich bin die Harta vom Harkengrund. Wenn du aber meinst, dass du ohne mich nicht leben kannst, so falle hier in meinen Spiess. Dein Geist kann dann bei mir in meinem Himmel leben.“ „Und mein Körper“, sagt er, „was wird da denn aus? bleibt der hier so liegen?“ „Dein Körper“, sagt sie, „den begrabe ich hier in diesem Grund; ich setze auch einen Stein zum ewigen Angedenken auf deine Gruft, gross genug, dass Menschenhände ihn nicht wieder entfernen können, und ich will von dieser Stunde an nicht wieder Menschengestalt annehmen.“ Der Hirte sagt: „Diese Nacht noch nicht. Ich muss erst Abschied nehmen von meinem Freunde, einem treuen Freunde, der jede Nacht sein Lager mit mir teilt. Nächste Nacht komme ich wieder, und dann will ich sterben.“ Sie zeigt ihm nun den Weg aus ihrem Reiche, und er findet auch leicht den Weg nach Hause.

Als er dort ankommt, ist Mitternacht längst vorüber, und alles liegt in tiefem Schlafe. Er weckt den Knecht und erzählt ihm sein Erlebnis, nennt ihm auch die Stelle, wo er in der nächsten Nacht sterben will. Der Knecht meint aber, die Hitze habe ihm was angethan, er sei nicht richtig im Kopfe, und schläft wieder ein. Der Hirte aber schläft die ganze Nacht nicht. — Als der Knecht am anderen Morgen aufsteht, ist der Hirte längst mit den Kühen fort, und der Knecht denkt nicht mehr an das, was er ihm in der Nacht erzählt hatte. Als aber am zweiten Morgen, als er aufsteht, die Kühe noch alle auf dem „Schüttknüll" (in der Hürde) stehen und der Kuhhirte fehlt, da versammelt sich das ganze Dorf, und nun erinnert sich der Knecht dessen, was ihm der Hirte erzählt hat. Sofort begeben sich fünf starke Männer mit ihm auf den Weg nach der bestimmten Stelle, und wie sie dort ankommen, finden sie einen ganz grossen Stein, daneben eine grosse Lache Blut, sowie einen Spiess, so gross, dass alle fünf ihn nicht heben können. Einen Augenblick verweilen sie da, dann überkommt sie eine fürchterliche Angst, und sie eilen, dass sie nach Hause kommen.

So lange als dieses Geschlecht lebte, ist kein Mensch wieder nach der Stelle hingegangen. Erst als das andere Geschlecht herangewachsen war, haben sich die Menschen wieder dahin gewagt. Da hat aber auch niemand mehr an die Geschichte glauben wollen."

Herr Professor Fr. Vogt hat zu dieser Sage angemerkt:

„Ihren besonderen Wert hat die Sage als Zeugnis für die Verbreitung der Überlieferungen von Frau Harke auch auf einem Gebiete, wo dieselben bisher nicht nachgewiesen waren. Denn soviel ich sehe, zieht man bisher immer noch die Grenzen, welche A. Kuhn in seinen Norddeutschen Sagen S. 414. 415 für diese Überlieferungen angegeben hat, als feststehend an, wonach sie sich auf die Mark und die südlich angrenzenden Striche beschränken würden. Jetzt tritt mit einmal das ganz abliegende Dithmarschen hinzu. Harke erscheint hier als Jagd- und Waldriesin, ebenso wie in den von Kuhn a. a. O. S. 109—114 mitgeteilten Überlieferungen, wo sie über die Rehe und Hasen gebietet, während ihr andererseits als echter Riesin dort wie hier das Werfen oder Versetzen von Felsblöcken zugeschrieben wird. Der Zug, dass der Hirt erst durch den Tod mit ihr vereint „in ihren Himmel kommen kann", darf vielleicht mit Harke-Herkes Eigenschaft als Seelenführerin in Zusammenhang gebracht werden. Auch als „weisse Frau" ist Harke hier zu erkennen. Der Name, der bei Kuhn als Fru Herken, Harke, Harfen, Håksche erscheint, wird von dem altnord. Herkja nicht zu trennen sein. Der Eintritt des a statt e vor r ist im Niederdeutschen ganz gewöhnlich. Bei der Form Harta in der Aufzeichnung der [illegible] Sage verdient vielleicht Beachtung, dass nach Müllenhoff,

weissagt haben soll. Jedenfalls scheint mir sicher, dass „Harta“ sowohl wegen ihres Zusammenhanges mit dem Harkengrund als wegen ihrer deutlichen Verwandtschaft mit der märkisch-sächsischen Harke nur eine Entstellung aus Harke ist. Möglich, dass auch die fabulose Hertha eingewirkt hat: das a am Ende des Namens weist auf gelehrten Einfluss.“

Ich beschränke mich darauf hinzuzufügen, dass auch bei dem Camernschen Harkenberg ein Harkengrund liegt (Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 110. 112) und dass ein grosser Stein in der Nähe der Wohnung der Frau Harke auf dem Harkenberge lag, ebda. S. 112. 114. Von einem Herkenstein hörte ich 1845 auf einer Harzwanderung bei Osterode; also auch eine Erweiterung des Gebietes der Harke oder Herke. Für die oben erwähnte Sibylle Hertje ist nach Outzen, Glossarium der friesischen Sprache, S. 435 die Nebenform Herkje überliefert. Hehre, Heerken, Harke, Hehrte, Hertken sind übrigens als alte friesische Namen bekannt und das durch einander schwanken also erklärlich. Im übrigen sei mitgeteilt, dass Herr Geh.-Rat Wilh. Schwartz „die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen“ einer neuen Prüfung in unserer Zeitschrift sehr bald unterziehen wird.

K. Weinhold.

Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Braunschweig).

Von H. Beck.

Das Spinnen.

Die winterliche Hauptbeschäftigung der Bauern war neben dem Dreschen das Spinnen, weil es dem Bauer Geld einbrachte und der ganzen Familie Kleidung bereitete. Sobald die Knechte das Korn ausgedroschen hatten, mussten auch sie fleissig spinnen. Von einem wird berichtet, dass er jeden Tag zwei Löppe (Lop, Plur. Löpe oder Löppe, bestimmte Anzahl von Gebinden Garn) gesponnen habe, „un wen hei't spinrât vôre schêne kreich, sung hei sau dulle:

snur bur rumpumpêdit,
snur bur rumpumpump,

un jâg 'r un tok 'r mächtich op lôs.“ In jedem Hofe hatten die Mädchen („mâkens“, nicht nur sind darunter die Dienstmädchen zu verstehen, sondern auch die Töchter des Hauses, von denen sie als ihres gleichen behandelt wurden und in nichts sich unterschieden) eins um das andere die Spinnwoche. Wer dieselbe übernahm, musste täglich drei Löpe spinnen. „Wen de woche henne was, was 't grâe vor sön mâken ar vor 'ne sitte-gaus,

wen dâ von 'n neste kümt.“ Die anderen Mädchen bekümmerten sich hauptsächlich um die Hausarbeit und spannen nur nebenbei und nicht so rastlos, weil ihnen kein bestimmtes Ziel gesetzt war. Dagegen „wen 't spinne-mâken op âmt sinen „tâl“ nich vul harre, denne heit et: „toif, nu schaste oppen bullen un dreimal umt dörp jâgen“, oder man drohte den Faulen, dass sie ihre Löpe auf dem Feuerherde vollspinnen müssten. Deshalb waren die Spinnerinnen so überaus fleissig, dass sie sich schliesslich die Finger durchgriffen. Um diese zu heilen oder wenigstens das Blutfliessen zu verhindern, verbrannten die Mädchen vor dem Zubettegehen einen wollenen Flicken auf der Axt („bâre“) und wischten den dadurch auf derselben gewonnenen Schweiss in die wunden Stellen; dies Verfahren nannte man „sik wat oppen finger brennen“. Auch diejenigen Mädchen, die zu dick spannen, wurden bestraft, indem man ihnen den beanstandeten Faden um den Finger wickelte und diesen über das Feuer hielt, damit das Garn herunterbrennen sollte. Wenn die Mädchen zuviel angebackt, d. i. den vom Wocken losgerissenen Faden wieder mit Speichel aus dem Munde festgeklebt und zusammengedreht hatten, schnitt der Leineweber die „anbackels“ aus dem Garn, wenn es auf dem „stelle“ ausgespannt war, heraus und schickte sie in Papier eingewickelt mit den Worten zurück: „vöggelköppe schöllen se nich spinnen“. Alte Leute gebrauchten, weil ihnen der Speichel fehlt, „'n stippe-dinges“ d. i. eine Blechschale mit Wasser, durch welche sie „'t wöckeln“ steckten. Die Grossmütter konnten nur spinnen; zu stricken verstanden sie nicht, weil dies die Arbeit der Männer war.

Die Spinnemädchen bildeten nach ihrem Alter verschiedene „rotte“ oder „trops“. Jede Vereinigung hiess Spinnstube und kam jeden Tag mit Ausnahme des Sonnabends in einem bestimmten Hause zusammen; denn „wer 't sönnamens spint, kümt in 'n mânt“. Die Mädchen hatten der Reihe nach die Spinnstube zu beherbergen; die Sonntage, an denen sie sich nicht mit dem Spinnrade, sondern mit dem Strickzeuge beschäftigten, wurden nicht mitgerechnet und bildeten eine besondere Reihe. Die Spinnstuben begannen gewöhnlich in der Zeit nach dem im nahen Flecken abgehaltenen Herbstmarkte, und zwar wurde die erste Zusammenkunft mit einer festlichen Schmauserei eingeweiht, die man „'n krüsel andrinken“ nannte. Schon gleich nach Mittag eilten die Spinnerinnen zuhauf, selbst bei schlechtem Wetter, so dass man dann von ihnen sagte: „de spinders

sass der schmökende Vater und in seiner Nähe die spinnende Mutter. Man hörte nichts als das Schnurren der Räder, ein eintöniges Geräusch, das die Gedanken aus der Stube hinausführte und die Gemüter beängstigte. Dann glaubten die Spinner vor den Fenstern ein seltsames Rumoren zu hören und mit ihren inneren Augen zu sehen, wie ein grosses schwarzes Tier in die Küche ging und mit den Tassen „klamperte". Die ängstliche Spannung löste sich nicht eher, als bis die Zungen auch in schnelle Bewegung gerieten, indem das Schweigen dadurch gebrochen wurde, dass z. B. jemand sagte: „Ik wolle, ik wärre in 'n hèwen un härre 'ne melkte zicke", oder das Gespräch auf folgende Weise eingeleitet wurde: „Ik wolle, ik härre sau vèl lütje hunne ar stèren an 'n hèwen." „Wat wost 'n da midde?" „Ik wolle se 'n swanz hoch hèben un du . . . . ." Die erzwungene Unterhaltung beschäftigte sich bald mit dem Spektakel, den etliche draussen genau zu vernehmen gewähnt hatten, und es dauerte nicht lange, so wurden Spukgeschichten erzählt.

Bekümmerte sich ein Mädchen nur um sein Spinnrad und schien keinen Anteil an den Erzählungen zu nehmen, so sagten die anderen: „Sech doch òk mâl wat. Ja, du bist òk bange, dat 't mûl mit 'n mâse nich ûthölt." Um die verschwatzte Zeit wieder nachzuholen, fingen die Mädchen an in die Wette zu spinnen, wozu allerlei Spiele dienten.

Spinn-Wettspiele.

1. Ein Mädchen (a) stellte den Wolf vor und sagte:

„Röge de henne,
stockel de brenne,
då wulf, då kümt."

Die Mitspielerin (b), die den Haken zuerst vollgesponnen hatte, legte einen Strohhalm darauf. Sie besass ein „òwer-spindel" und fragte:

„Wo sitte?"
a) „In Bronswyk."
b) „Wat mâkte dâ?"
a) „Frit soite melk un witbrôt,
wer midde wil, då spinne fôrt."

In dieser Weise ging das Spiel fort, und der Wolf kam immer näher, zuletzt war er vor der Thür und (a) sagte:

„Oppe spille, —
hult stille."

Wer dann „sinen tal" nicht voll gesponnen hatte, wurde dadurch bestraft, dass man ihm auf die Spindel spuckte. Wer die meisten „òwerspindels" erhalten hatte, wurde als die fleissigste gelobt. Beim Abhaspeln flogen die Strohhalme fort, und wer haspelte, wunderte sich dann darüber.

2. a) „Ik hänge 'n kôl op." Wenn eine Spinnerin vom Faden aufsah, so rief (a) ihr zu: „Ik hänge 'n kôl af", und jene musste an Stelle von (a) auf die übrigen so lange achten, bis sie auch eine unachtsame bemerkte.

3. a) „Klop, klop an de dôr.“
b) „Wer is davôr?“
a) „De Ilse.“
b) „Wat wil se?“
a) „'n tâl ópgêwen.“
b) „Wôvêl?“
a) „(6) hâken.“

Wer zuerst die aufgegebenen (6) Haken voll gesponnen hat, wird „Ilse“ und beginnt das Spiel von neuem.

4. Es wird eine Anzahl Haken festgesetzt, die fertig gesponnen werden sollen, z. B. 10. Wer den 1. Haken fertig hat, sagt 1; die nächstfolgende 2 etc. Wer 10 sagen muss, ist Hase. Der Hase beginnt nun allein für sich zu zählen und zwar still und von vorn. Die übrigen Spinnerinnen beginnen auch von vorn, aber laut. Wenn sie wieder bei 10 angekommen sind, fragen sie: „Hâse, wôvêl haste?“ Der Hase kann, wenn er auch die niedrigen Haken voll spinnt und deshalb kürzere Fäden knüpft, so viel noch nicht haben, vielleicht 3. Dann spinnen die andern auch noch 3. Wenn der Hase schliesslich einen einzigen Haken noch nicht besponnen hat, so ist er „tôt“ und erhält von den Mitspielerinnen Püffe.

Zu der Spinnstube gehörten auch die gleichalterigen Burschen, die sich auf den an der Wand entlang laufenden Bänken niedersetzten und die Mädchen nicht behelligen durften, damit diese die aufgegebene Arbeit fertig schaffen konnten. Wer beim Kommen unvorsichtig ans Spinnrad stiess, wurde „störten-döscher“ gescholten. Nur an gewissen Abenden geziemte es sich, gemeinsam zu spielen, z. B. zu „Matthîs“.

Spiele am Matthias-Abend (am 24. Februar).

1. Die Mädchen warfen die Mützen der Burschen in ein Sieb und schüttelten sie darin hin und her. Wessen Mütze zuerst herausflog, der heiratete am frühesten.

2. Die Mädchen holten „fliessendes Wasser“ oder Wasser aus drei Heinrichsbrunnen (Brunnen, deren Eigentümer mit Vornamen Heinrich hiessen) und liessen darauf in einer Schale „imblâe“ (Epheublätter) schwimmen. Berührten sich 2 derselben, so war dies ein Zeichen, dass das Mädchen und der Bursche, deren Namen sie bezeichneten, auch einander heirateten.

3. Die Mädchen bildeten einen Kreis und umtanzten angefasst einen Gänserich, dem ein Strumpf über den Kopf gezogen war, so lange, bis das Tier vor Angst sich niedersetzte und abdreckte. Das Mädchen, vor dessen Platze dies geschah, war keine reine Jungfer mehr.

4. An die Stubenthür wurde mit Kreide das ABC geschrieben. Die Mädchen zeigten mit verbundenen Augen einen Buchstaben aus demselben, um zu erfahren, wie der Vorname des zukünftigen Bräutigams anlaute.

5. Nachts zwischen 11 und 12 Uhr assen die Mädchen im Dunkeln sauren Kohl und Speck, wobei auch die Knechte zugegen waren. Wenn nun die ersteren sagten: „Ik ëte sûren kôl un spek; wer mik frîen wil, dei bringe mik 't mest", dann kamen die letzteren und reichten ihnen ein Messer dar. Wer dasselbe fasste, wurde die Braut (!) seines Besitzers.

6. Nachdem auf den Tisch Asche, Salz, Geld, ein Kranz und eine Bürste gelegt war,

A.		S.
	B.	
G.		K.

musste ein Mädchen mit verbundenen Augen denselben dreimal umgehen, wobei die Gegenstände verschoben wurden, und sich dann etwas greifen. Es bedeutete

Asche = Trauer,
Salz = sich früh beschlafen lassen, eine Hure werden,
Geld = reich heiraten, Glück in der Lotterie haben,
Kranz = bald heiraten,
Bürste = übers Feld heiraten.

An den gewöhnlichen Abenden war es nicht erlaubt, zusammen zu spielen, sondern der Verkehr der beiden Geschlechter blieb darauf beschränkt, mit Geschichten und Liedern sich zu unterhalten oder Rätsel zu lösen. Wollte aber ein Ruhestörer die Mädchen foppen und Unfug treiben, so brachte ihn gewiss der anwesende Hausherr schnell zur Ordnung.

Wenn im Frühjahre die Frösche begannen zu „garren", durfte des Abends nicht mehr gesponnen werden, sonst frassen die Frösche am Sommertage den Flachs ab. Bei der letzten Zusammenkunft vergnügte sich die Spinnstube nochmals wie bei der ersten an fröhlichem Essen und Trinken, d. i. „'n krûsel afdrinken".[1])

Sanct Stölprian.

Russische Parallelen zum 69. Fastnachtspiele des Hans Sachs.

Von **Juljan Jaworskij** in Lemberg.

In dieser Zeitschrift (Band VIII, S. 73—79) hat unlängst Herr A. L. Stiefel den oben genannten Schwank des Hans Sachs auf sein indisches Vorbild im Pantschatantra zurückgeführt, jedoch weder ihm noch

1) [Zu obigem Aufsatz vgl. Rich. Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 165—175. D. Red.]

dem berühmten Kommentator des Pantschatantra waren ausser den unvollständigen deutschen Varianten bei Pröhle (K. u. Vm. No. 51) und Simrock (Deutsche Märchen S. 273) irgend welche andere Zwischenglieder bekannt gewesen. Benfey sprach nur die Vermutung aus, dass vielleicht mit der Zeit sich solche Mittelglieder finden würden, welche den deutschen Schwank dem indischen Urbilde näher bringen werden (Pantschatantra Bd. I, S. 385 bis 386).

Einige solche Mittelglieder will ich nun aus der russischen Volksüberlieferung, in welcher sie ziemlich verbreitet zu sein scheinen, im Folgenden mitteilen; da die Russen in den litterarischen Beziehungen des Orients mit Europa bekannterweise eine wichtige Rolle als Übermittler gespielt haben, so scheint es mir, dass dieselben für die Erforschung der Wege, auf welchen die Geschichte „vom Brahmanen und seinem ehebrecherischen Weibe“ zu den Ohren des Hans Sachs gewandert sein mochte, von einer nicht zu unterschätzenden Wichtigkeit sein werden.

Zuerst führe ich nun eine südrussische Variante, welche ich im März 1897 in Dobrohostow, Bezirk Drohobytsch in Galizien, von einem Bauernburschen gehört und aufgeschrieben habe, an: „Es ging immer ein Gevatter zur Gevatterin. Aber diese Gevatterin hat einen Mann gehabt und sie wollte ihn verhexen, dass er nichts sehe und höre. Sie ging zur Wahrsagerin, um sich von ihr Rat zu holen. Die Wahrsagerin gab ihr solch ein Pulver, von welchem der Mann, wenn sie es ihm in das Essen schütte, gleich blind und taub werden müsse. Aber der Mann hat gelauscht, was die Weiber sprachen, er sagte jedoch seiner Frau kein Wort. Also sie versteckte dieses Pulver in den Koffer und wollte ihm abends zu trinken geben. Er nahm es jedoch und schüttete es unbemerkt heraus, an seine Stelle legte er aber in den Koffer ein wenig Pulver von vermodertem Holze. Die Frau wusste davon garnichts. — Abends kochte sie nun das Pulver und gab ihm zu trinken. Er trank aus, dann sagte er aber zu ihr: „Ei, Weib, ich sehe garnichts!“ Sie gab ihm noch davon zu trinken, da sagte er wieder: „Ei, ich höre schon nichts!“ — Dann legte er sich hinter den Ofen schlafen. In der Nacht kam aber der Gevatter zur Gevatterin. Sie fragte da den Mann: „Hörst du was, siehst du was?“ — „Ich höre nichts und sehe nichts!“ — Sie ging dann und brachte auf den Tisch Mehltaschen und Schmeten (Milchrahm). Daran thaten sich der Gevatter mit der Gevatterin gütlich. Wie das Weib aber etwas herausging, sprang der Mann vom Ofen herunter, nahm den Nudelwalger und erschlug den Gevatter; dann steckte er ihm eine Mehltasche in den Mund und legte sich selbst wieder schlafen. Die Frau kam herein und schrie auf: „Ei, der Gevatter erstickte an der Mehltasche!“ Der Mann sagte aber: „Nun, das ist eine Kleinigkeit“ . . . Der Schluss der Erzählung mündet in eine andere, die von dem wiederholten Unterschieben einer Leiche, aus. Die vorliegende Erzählung, obgleich im ganzen und grossen

mit der indischen und deutschen identisch, weicht in einigen Punkten von ihnen ab. Anstatt der Devî und des heiligen Stölprian, durch deren Mund der schlaue Mann selbst sein Weib im sonderbaren Giftmischen unterrichtet, thut dies hier ganz im Ernst eine Wahrsagerin und dem Manne ist nur die Rolle eines Horchers zugewiesen. Dementsprechend änderte sich auch die Art des blind- und taub-machenden Giftes, so dass der Mann, anstatt Kuchen und Leckereien zu geniessen, das wirklich (?) giftige Pulver auf ein unschädliches umtauschen und dann dasselbe trinken muss. Auch der Schluss — die tückische Rache am Gevatter und die Straflosigkeit der Frau — erscheint in der Erzählung ziemlich originell und hat in dieser Zusammenstellung nur eine grossrussische Wiederholung, die unten angeführt folgt, aufzuweisen. Die übrigen russischen Varianten des Schwankes stehen der Erzählung im Pantschatantra viel näher.

So in der Variante aus dem Kiewer Gouvernement: hier verstellt sich der Diener, welcher schon früher mehrmals seine Herrin in ihrer Liebschaft mit dem Kirchensänger gestört und geprellt hat, als Wahrsager, und rät ihr, den Mann und den Diener durch verschiedene gute Speisen blind zu machen. Dabei giebt er ihr auch ein Pulver aus Birkenholz zum Einschütten in die Speisen. Er erzählt dann alles dem Manne. Abends, beim guten Nachtmahl, in welchem schon die Frau weder mit Speck noch mit Schmeten gegeizt hat, stellen sie sich beide nach jedem Gerichte immer blinder und lassen sich endlich von der Frau wie stockblind auf ihren Schlafplatz hinter den Ofen führen. Da kam nun der Kirchensänger geschlichen, und als er von dem Weibe die freudige Nachricht vernommen hatte, setzte er sich mit ihr zum Tische und schmauste mit ihr, als wenn sie ganz allein wären. Da sprang aber auf einmal der Mann mit dem Diener auf und jagte den Kirchensänger mit Stockschlägen hinaus; die Frau aber bekam auch ihren Teil. (M. Dragomanow, Małorusskija narodnyja predania i razskazy, Kiew 1876, S. 165—166.) — Der verstellte Wahrsager steht schon der Pseudo-Devî und dem Pseudo-Heiligen ganz nahe. Obgleich auch in dieser Erzählung das blindmachende Pulver erwähnt wird, so werden doch die guten Speisen als conditio sine qua non hier schon deutlich hervorgehoben. Ein neues Motiv ist der schlaue Diener, welcher anstatt des Mannes die treulose Frau in die Falle bringt. Wie diese Vertretung, welche in den meisten russischen Varianten vorkommt, zu stande gekommen sein mag, kann vorderhand nicht näher untersucht werden; jedoch in Anbetracht dessen, dass ein kluger Diener, welcher seine buhlerische Hausfrau prellt, eine beliebte Figur der südrussischen Schwankdichtung bildet, kann man vermuten, dass er auch in diesem Falle unserem Schwanke auf dem südrussischen Boden einverleibt wurde.

Nun kommen die Varianten, in denen ein Heiliger als Ratgeber des treulosen Weibes erscheint.

In einer Kiewer Erzählung versteckt sich der Diener in eine Baumhöhle und rät dem vorübergehenden Weibe, dem Manne und dem Diener Mehltaschen und Eierspeise zu kochen, wonach sie beide stumm und wahnsinnig würden. Sie befolgt diesen Rat des Heiligen, und bei dem Nachtmahl stellen sich beide Männer nach den Mehltaschen stumm und nach der Eierspeise wahnsinnig. Da kommt der Kirchensänger, welcher darauf schon unter dem Ofen versteckt gewartet hat, heraus, die beiden aber schlagen ihn tot. (P. Čubinskij, Trudy etnograf.-statist. ekspeditzji, Petersb. 1878, Bd. II, S. 654.) — Der Name des Heiligen fehlt hier noch. — In der Variante aus Wolhynien versteckt sich der Diener in die Kapelle des hl. Johannes und spricht zu dem vorbeigehenden Weibe, dass er ihm raten wolle, wie es des Mannes und des Dieners ledig werden könne. Die Frau fiel vor der Kapelle auf die Kniee und versprach dem Heiligen dafür eine dicke Wachskerze zu bringen. Darauf riet er ihr, den beiden am nächsten Samstag ein gutes Nachtmahl zu geben; nach dem Braten würden sie taub, nach dem Kapaun blind werden, wenn sie aber auch noch Mehltaschen mit Käse bekämen, so würden sie auf der Stelle sterben. Die Frau that genau nach dem Rezepte des Heiligen und freute sich, als sie wahrnahm, dass seine Worte in Erfüllung gingen: der Mann und der Diener wurden zuerst taub, dann blind, endlich fielen sie beide um und waren tot. Die Frau holte gleich den Kirchensänger, schmauste mit ihm ungeniert und war frohen Sinnes. Da sprangen die Toten auf und prügelten sie beide tüchtig durch. Der Kirchensänger starb davon nach drei Tagen, die Frau aber besserte sich. (Materyały antropol. archeolog. i etnograficzne, Krakau 1897, Bd. II, 2. Abt., S. 37—38.) In dieser Erzählung verdient besonders das Motiv von der Kapelle hervorgehoben zu werden, da es lebhaft an die Kapelle der Devî im Pantschatantra erinnert und wahrscheinlich mit der letzteren in einer genetischen Verwandtschaft steht.

Die meisten gemeinschaftlichen Berührungspunkte mit der deutschen Recension des Schwankes weist folgende Erzählung aus der Charkower Gegend auf: Ein Weib hatte mit dem Pfarrer eine Liebschaft, jedoch ein Diener hatte sie darin fortwährend gestört. Endlich an einem Sonntag war sie in der Kirche, und der Diener verbarg sich auf dem Chor hinter einem Kreuze. Da hörte er, wie sie im Gebet fragte, was sie mit dem Manne und dem Diener machen solle? Er antwortete aus seinem Versteck: „Geh nur morgen in den Wald, dort wirst du den heiligen Iwan Kuščnyk (etwa: Johann vom Gebüsch) finden und der wird dich schon belehren. Am nächsten Tage ging sie in den Wald, der Diener aber kam ihr zuvor und kroch in einen hohlen Baum hinein. Dann sprach er sie an und sie zündete vor dem Baume ein Licht an und betete. Darauf sagte er zu ihr: „Koche Obstsuppe und Mehltaschen und brate eine Henne: nach der ersten Speise werden die beiden taub, nach der zweiten blind werden und nach der Henne werden sie sterben.“ Sie that so, und die

Männer stellten sich zuerst taub, dann blind und endlich starben sie. Der Pfarrer, welcher versteckt wartete, kroch heraus und machte sich mit dem Weibe an das Nachtmahl. Die beiden Toten sprangen aber auf, prügelten sie durch und jagten sie fort. (J. Manžura, Skazki, poslowicy i t p., Charkow 1890. S. 92—93.) — Hier haben wir schon anstatt des Kirchensängers einen Pfarrer, wie bei Hans Sachs; ebenso wird schon der Platz der Offenbarung in die Kirche verlegt, obgleich auch der Wald erwähnt wird. Für den Forscher wird aber vielleicht besonders interessant und wichtig der sonderbare Name des Heiligen, Iwan Kušĕnyk, welcher, obgleich kirchlichen Ursprungs, zu den volkstümlich-apokryphen und etwas spöttischen Heiligennamen gehört, erscheinen. Jedenfalls entspricht er ganz dem deutschen Sanct Stölprian, welchen Hans Sachs vielleicht nicht selbst spotthalber erdichtet, wie dies Herr Stiefel (l. c. S. 78) annimmt, sondern aus dem satirischen Volksmunde genommen haben mag, besonders da er ihn mehrmals in seinen Schwänken gebraucht. — Endlich, was das Aufstellen und Anzünden der Kerze vor dem Baume anbelangt, so erinnert dies wohl an die Opferspenden, welche die Frau des Brahmanen der Devî in der Kapelle dargebracht hat.

Alle die oben mitgeteilten Varianten des Schwankes sind südrussisch und einander ziemlich gleich, so dass man sie — wenn man die einzelnen Abweichungen als zufällige Zusätze oder Änderungen ansehen würde — auf ein gemeinschaftliches Grundbild, welches dem Schwanke des Pantschatantra einerseits, dem des Hans Sachs andererseits ziemlich nahe wäre, zurückführen könnte.

Viel anders gefasst ist eine grossrussische Erzählung. Der Liebhaber — wie in den deutschen Volksschwänken bei Pröhle und Simrock — fehlt hier gänzlich. Der jungen Frau ist nur schwer und langweilig mit dem alten Manne zu leben. Er bemerkt dies und will sie prellen. Als er einmal aus dem Walde kommt, erzählt er seiner Frau, dass er dort eine wunderbare Eiche gefunden habe, welche ihm viele Geheimnisse offenbarte. Die Frau ging sofort hin, doch der alte Mann kam ihr zuvor und kroch in die Baumhöhlung; die Frau fiel vor der Eiche auf die Kniee und bat sie um Rat, wie sie den Mann blind machen könne? Die Eiche antwortete: „Füttere ihn nur fetter, brate eine Henne mit Schmeten, koche Graupen mit Milch, backe Talken mit viel Butter, dann wird er stockblind werden.“ Die Frau befolgte diesen Rat auf das genaueste und der Mann wurde blind. Sie lief nun gleich nach ihren Freunden, führte sie in ihr Haus und veranstaltete einen grossen Schmaus. Als die Gäste schon betrunken waren und die Frau, um mehr Wein zu holen, hinausgegangen war, kroch der alte Mann vom Ofen herunter, schlug alle Gäste tot und steckte jedem eine Talke in den Mund, als wenn sie daran erstickt wären. (A. Afanasjew,

gelernt haben, sind ziemlich grell. Der Liebhaber, welcher im Schwanke einen Hauptpunkt vorstellt, fehlt in ihr, wie schon oben erwähnt, gänzlich; oder wurde er nur mit der Zeit vergessen und durch die Freunde, die zum Schmause kommen, ersetzt? Andererseits wieder deckt sich die Rache des alten Mannes — in diesem Falle unbegründet und fehlgegriffen — mit dem Schlusse des galizischen Schwankes aus Dobrohostow. Am merkwürdigsten aber ist der Umstand, dass der Pseudo-Heilige durch eine wunderbare Eiche vertreten wurde. Soll man nun darin eine Entstellung des Motivs vom heiligen Iwan Kušćnyk, oder einen Hinweis auf den alten Baumkultus sehen? Im letzten Falle müsste die Variante als sehr alt angenommen werden und ihr Verhältnis zu den übrigen Varianten würde dann noch entfernter und dunkler erscheinen.

Kleine Mitteilungen.

Marienkind.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen, No. 3.)

Das Märchen gliedert sich in drei Teile. Dem ersten Teil desselben liegt nach meinem Dafürhalten der biblische Bericht vom Sündenfall zu Grunde: ich glaube das bis in die einzelnen Züge nachweisen zu können. Wie es den ersten Menschen erlaubt war, von allen Bäumen im Garten, mit Ausschluss des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen, zu essen, so darf das Mädchen in unserem Märchen sämtliche Thüren des Himmelreichs, bis auf die dreizehnte, öffnen und die Herrlichkeiten darin betrachten. Adam und Eva übertraten bekanntlich das göttliche Gebot; aber auch jenes Mädchen vermag der Versuchung zum Bösen nicht zu widerstehen. Die Folgen sind für beide Teile zunächst dieselben: Wie Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben werden, so wird jenes Mädchen aus dem Himmel gestossen. Es sieht sich, nachdem es aus einem tiefen Schlaf erwacht, in eine Wildnis versetzt. Die nun im Märchen folgende Schilderung der letzteren stimmt mit Genesis 3, 17 und 18 überein, wo auch von den Disteln und Dornen die Rede ist, die der Acker tragen wird und des mühevollen Daseins der Menschen Erwähnung geschieht. Es finden sich sodann noch kleinere Züge, welche sich sämtlich als biblische Reminiscenzen ausweisen. Der tiefe Schlaf, in den das Mädchen fällt, erinnert an Genesis 2, 21, die langen Haare, die es gleich einem Mantel umgeben, an Genesis 3, 21 und der mit Gold bekleckste Finger an das Genesis 4, 15 erwähnte Kainszeichen. In dem zweiten Teile des Märchens werden die weiteren Folgen der Sünde, wie sie an dem Sünder selbst zur Erscheinung kommen, geschildert. Der Inhalt dieses Teils lässt sich kurz durch das Schriftwort wiedergeben: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.“ Sucht man nach einer biblischen Grundlage für diesen Teil, so könnte man an Exodus 8—10 erinnern, woselbst von der Herzenshärtigkeit des ägyptischen Königs die Rede ist. Der dritte Teil des Märchens zeigt, dass demjenigen, der seine Sünden bereut und

eingesteht, Vergebung zu teil wird. Es sind mithin echt christliche Vorstellungen, welche in diesem Märchen zur Darstellung gelangen.

Linnig erwähnt das Märchen auf S. 11 seiner „Mythen-Märchen". Er beschränkt sich darauf, eine kurze Inhaltsangabe des ersten Teils desselben zu bieten. Die Erwähnung der dreizehn Himmelsthüren veranlasst ihn zu folgender Bemerkung: „Man erkennt in den zwölf Himmelssälen die zwölf Burgen der altgermanischen Götter, und in dem dreizehnten Saale mit dem goldenen Stuhle der Dreieinigkeit Wotans Saal und Hochsitz, den ausser ihm keiner besteigen durfte."

So müssen denn die im Märchen ausdrücklich erwähnten Apostel es sich gefallen lassen, ihre Wohnungen an die altgermanischen Götter abzutreten, und selbst die heilige Dreifaltigkeit muss von ihrem erhabenen Sitze steigen, um Wotan Platz zu machen.

Ich will auf Linnigs Erläuterung nicht näher eingehen, nur gestatte ich mir noch an den Ausspruch Christi Joh. 14, 2 u. 3 zu erinnern: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen u. s. w. Vielleicht hat dem Märchenerzähler diese oder eine ähnliche Schriftstelle vorgeschwebt, und er hielt sich auf Grund derselben berechtigt, in seiner immerhin doch für Kinder bestimmten Erzählung, jedem Apostel seine besondere Wohnung im Himmel anzuweisen, mithin die Schriftstelle wörtlich zu nehmen. Damit fiele auch der letzte Grund zu der von Linnig gegebenen Deutung fort.

Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf. Carl Dirksen.

Lied auf die Besetzung Saarbrückens durch die Franzosen und auf die Schlacht bei Spichern: 2. August, 6. August 1870.

Im Herbste vorigen Jahres gelang es mir, in Russhütte, Kreis Saarbrücken, grössere Bruchstücke eines historischen Volksliedes aufzufinden, welches meines Wissens bisher noch nicht veröffentlicht wurde. Ich hörte dasselbe, dessen erinnere ich mich ganz genau, 1871 als siebenjähriger Junge in meinem Heimatdorfe Buchenschachen, Kr. Saarbrücken, öfters von Mordgeschichtenmännern alter Mode singen. Während die Erwachsenen den ganzen Sang in ihren Liederschatz aufnahmen, erbauten wir soldatenspielenden Knaben uns an dem wuchtigen Refrain:

„Sie müssen rausgeschmissen werden, herausgeschmissen werden,
Heraus mit den Kerls,
Sie müssen rausgeschmissen werden!"

Ihn vergass ich nie und jedesmal, wenn ich später als Schüler oder Lehrer in den 70er Krieg verwickelt wurde, klang mir dieser Kehrreim als Erinnerung an die Kindheit in den Ohren. Wohl traf ich später beim Sammeln der Volkslieder an Mosel und Saar öfters auf Fragmente des Liedes, allein erst nach Abschluss des I. Bandes meiner Sammlung brachte ich es ganz zusammen. Durch das Auffinden des Russhütter Bruchstückes kam ich auf den Gedanken, im Leserkreise der „Saarbrücker Zeitung" Umfrage nach dem Liede zu halten. Das Ergebnis war ein sehr günstiges; ich konnte es an der Hand der zahlreich eingelaufenen Zuschriften leicht vervollständigen; sie lieferten mir auch den Beweis, dass ich es mit einem noch heute beim gemeinen Manne weit und breit beliebten Volksliede zu thun habe. In einem Schreiben wurde mir als Verfasser des Liedes der verstorbene Mordgeschichtenbesitzer Erb aus Saarbrücken genannt, welcher jede 1870/71 gewonnene Schlacht besungen und die Lieder als Zugaben zu seinen Mordgeschichten weiteren Kreisen zugänglich gemacht habe. Das Lied lautet:

1. Bei Saarbrücken da kamen die Franzosen herein,
Und glaubten sie wären schon alle am Rhein;
Doch lange nicht durften sie auf deutschem Boden sein,
Es brummten die Preussen und das gar nicht fein:
Sie müssen rausgeschmissen werden, herausgeschmissen werden,
Heraus mit den Kerls,
Sie müssen rausgeschmissen werden!

2. In St. Johann da liessen nur wenig sich sehn,
Sie fürchten sich über die Brücke zu gehn,
Die Brandenburger Ulanen, die machten's ganz kurz,
Sie fassten sie alle bei der roten Brust:
Sie müssen rausgeschmissen werden u. s. w.

3. Vom Stabe begleitet war Frossard so kühn,
Zum Herrn Bürgermeister von Saarbrücken zu zieh'n;
Er bildet sich ein, Saarbrücken wird zahl'n,
Doch die Preussen, die werd'n ihm was anderes mal'n:
Sie müssen rausgeschmissen werden u. s w.

4. Ich glaube, ihr Lager sei eine Menagerie
Und jeder Franzos eine wilde Bestie.
Napoleon hielt Kirmes, er fühlt sich recht wohl,
Ihm ahnt nicht, wie eilig in kurzem er soll
Noch hinausgeschmissen werden u. s. w.

5. Nun schossen die Franzosen bei Tag und bei Nacht,
Was Saarbrücken hat vielen Kummer gemacht;
Die Bürger, die sagten, es sei doch nicht recht,
Nicht thäten's die Preussen, 's wär' ihnen zu schlecht:
Sie müssen rausgeschmissen werden u. s. w.

6. Und endlich den Mittag am 6. August
Da kamen die Preussen mit mutvoller Lust;
Sie riefen nun alle: „Wo ist die Bestie,
Welche Raubgier und Mordlust ins Preussenland trieb“:
Sie müssen rausgeschmissen werden u. s. w.

7. Jetzt liefen die Preussen den roten Berg hinauf,
Die Franzosen die warfen Granaten darauf,
Die Preussen sie riefen: „Wir fürchten uns nicht,
Reisst aus, ihr Franzosen, es nutzet euch nichts!“
Sie müssen rausgeschmissen werden u. s. w.

8. Jetzt liefen die Franzosen in einem bis Metz
Und setzten sich dort in ein eisernes Netz;
Napoleon der frägt: „Wo habt ihr den Rhein?“
Sie antworten: „Wir bring'n ihn auf dem Buckel herein.“
Wir sind herausgeschmissen worden u. s. w.

Wenn unser Lied auch an poetischen Schönheiten arm ist, so besingt es dafür sämtliche Ereignisse aus jenen für Saarbrücken und die Umgegend so schweren Tagen, die dem Anwohner der Saar wichtig sind. Str. 2 erinnert an den Überfall und die Gefangennahme eines Trupps Franzosen im Gasthause Zur Sonne in St. Johann-Saarbrücken am 3. August durch einen Zug Brandenburger Ulanen. In einer Zuschrift werden dafür Braunschweiger Husaren genannt, dies ist jedenfalls eine Verwechslung mit der Heldenthat des tollkühnen Husaren Rowold, welcher, bald nach Mittag des 4. August allein den Schlossberg hinansprengend, einen Haufen Franzosen durch sein blosses Erscheinen in wilde Flucht jagte. Anstatt

„den roten Berg“ in Str. 4 heisst es in einigen Varianten „den Spicher hinauf“, gemeint ist natürlich der Spicherer Berg. Die Kehrreime in Str. 4 und 8 passen sich ihren ersten Versen an.

Grube v. d. Heydt, Kr. Saarbrücken. Carl Köhler.

Schmied Eisenhart.

Zu dem in dieser Zeitschrift VIII, S. 79 aus Simrocks Märchen mitgeteilten Schwank „Der Eierkuchen“ gestatte ich mir eine Variante aus Pommern hinzuzufügen. Sie wurde mir kürzlich durch den Zimmermann Wilh. Rexilius in Cörlin mitgeteilt.

Meister Eisenhart war alt geworden, und er musste seiner schlechten Augen wegen sein Handwerk aufgeben. So sass er denn die meiste Zeit in seinem Sorgenstuhl und spielte mit einem Flitzbogen, welchen er sich noch aus seiner Knabenzeit aufbewahrt hatte. Seine Frau war wohl um zwanzig Jahre jünger und erfreute sich der besten Gesundheit. Am liebsten hätte sie aber gesehen, wenn der alte Schmied gestorben wäre, damit sie ihren Liebhaber, den sie schon hatte, heiraten könnte. Dieser besuchte den Schmied oft, trotzdem sein Besuch dem Alten gar nicht recht war. Schmied Eisenhart spielte dann gewöhnlich mit seinem Flitzbogen und schoss nach dem Liebhaber. Dies ärgerte die Frau, und sie sagte dann wohl zu ihrem Manne: „Wenn Du doch erst tot wärest! Denn Du kannst nicht mehr sehen, also kannst Du auch nicht mehr helfen.“ Der Schmied pflegte dann zu erwidern, sie solle ihn doch ums Leben bringen. Zuerst wollte sie nicht, aber Eisenhart redete so lange, bis sie es zu thun versprach. „Aber auf welche Art soll es denn geschehen?“ fragte die Frau. „Ich werd's Dir sagen“, antwortete der Schmied; „wir gehen beide morgens in der Frühe zum Torfmoor; ich stelle mich an den Rand des Torfloches, Du nimmst einige Schritte Anlauf, stösst mich vor die Brust, und ich stürze kopfüber in den Sumpf.“ Gesagt, gethan. Am andern Morgen gingen beide zum Torfmoor. Der Mann stellte sich an die Grube und die Frau trat einige Schritte weiter zurück; bis drei wollte sie zählen, dann wollte sie angelaufen kommen und den Mann vor die Brust stossen. Wie sie nun wirklich angelaufen kam, um den Schmied ins Wasser zu stürzen, sprang dieser schnell bei Seite, und die Frau stürzte in den Sumpf, so dass der Modder über ihr zusammenschlug. Da rief ihr Eisenhart nach: „Mutter, nun kann ich Dich nicht mehr sehen, nun kann ich Dir auch nicht helfen!“ Dann ging er nach Hause und liess seine Frau ertrinken. O. Knoop.

Saint Sesné, der Schutzpatron der kranken Hunde.

In der Revue des Traditions populaires XIII, 88 f. (Paris 1898) teilt Madme. H. G. M. Murray-Aynsley folgende Legende aus der Haute-Bretagne mit, die sie von einer alten englischen Dame erhielt, die mehrere Jahre in der Bretagne gelebt hatte.

Sesné, ein sehr frommer und heiliger Mönch, berühmt durch seine Wohlthätigkeit und guten Werke, hatte im Traume in einer Nacht die Erscheinung Gott Vaters, der ihm zur Belohnung des frommen Lebens verkündete, er ernenne ihn zum Schutzpatron der Frauen. In grosser Erregung erwachte Sesné und ging in die Kirche, um sich im Gebete zu beruhigen. „Allmächtiger Vater“, rief er, „welche Sünde hat dein Diener verbrochen? warum ist ihm diese Busse auferlegt worden?

Schutzpatron der Weiber! Ausser dem Teufel ist das Weib das schlechteste Wesen auf der Welt. Von jetzt ab werde ich keine Ruhe haben. Unaufhörlich werden sie mich bestürmen, die eine will einen neuen Liebsten, die andere ein neues Mieder, die andere neuen Putz, die andere wieder hundert Dinge, welche eben nur Weiber haben wollen. Ich bin bereit, jedem andern Befehl zu gehorchen, aber verlange nicht diese Last von mir, die dein Knecht nicht tragen kann.“ S. Sesné blieb den grössten Teil der Nacht auf seinen Knieen im Gebet liegen; endlich kehrte er in seine Zelle zurück und schlief wieder ein. Da erschien ihm der Allmächtige noch einmal im Traume und sagte ihm, sein Gebet sei erhört. Wenn es ihm so lästig sei, Patron der Weiber zu werden, so solle er von nun ab der Schutzheilige der kranken Hunde sein.

Botanisches zur Volkskunde.

Die am Palmsonntag in den katholischen Kirchen aller deutschen Länder geweihten Palmzweige und Palmbuschen werden bekanntlich von einer Weidenart genommen. Um Salzburg verfahren die Bauern dabei sehr kritisch. Nach ihrer Meinung giebt nur die botanische Salix daphnoides echte Palmkatzl; alle andern, auch die ähnliche S. capræa sind Wildkatzen. Es ist das erklärlich, da Salix daphnoides am frühesten Blütenkätzchen hat und zwar von der gewünschten eirunden Form. Sie heisst daher auch Palmweide. Wenn P. Amand Baumgarten in seinen schätzbaren Aufsätzen: Aus der volksmässigen Überlieferung der Heimat 1, 150 (Linz 1864) sagt, dass man um Kremsmünster die Mudl (Kätzchen) zu dem Palmbuschen immer von dem weissen Felber oder der Palmstaude nehme und die hölzenen Bänder (die Widlein) immer von dem gelben Felber, so ist unter dem weissen Felber nicht die botanische Salix alba zu verstehen, sondern die daphnoides, dagegen wird der gelbe Felber die Salix alba oder vitellina sein, die dottergelbe Zweige hat und in Ober-Österreich recht gemein ist. In Tirol werden nach Ign. Zingerle (Sitten und Meinungen des Tiroler Volkes No. 543, 1. A.) die Palmzweige unter andern Arten auch von der S. capræa genommen. Durch ein Fenster, vor welchem ein geweihter Palmzweig steckt, kann keine Hexe nach Tiroler Glauben (ebd.), gerade wie im alten Rom ein Weissdornzweig in das Fenster gesteckt die Nachtgespenster abwehrte.

Die Abbildung eines grossen Palm aus Gossensass im Eisakthal, der aus Weiden-, Ölzweigen und Wacholder gebunden ist, brachte Jahrgang 1893 unsrer Zeitschrift auf Taf. I.

Im Innthal lässt man mit den Palmzweigen zusammen auch Zweige vom Sevenbaum (juniperus sabina) weihen, weil man glaubt, ohne Seven sei der Palm nicht vollkommen (Zingerle, Sitten No. 555). In Bering bei Moosburg in Oberbayern werden die Palmkreuzlein, die gegen den Hagel um die Felder gesteckt werden, aus einem aufrechten Palmzweig gemacht, der oben gespalten ist. Als Arme klemmt man einen blühenden Weidenzweig und einen Sebenzweig in den Spalt (Panzer, Sagen und Bräuche II. 212). In M[illegible]

und schmückt ihn mit Äpfeln, Nüssen und vergoldeten Eierschalen (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, 74). Dieser Vermehrung des Palmbusch, auch mit Recht Palmbesen genannt, durch allerlei immergrüne Zweige (Seben, Wacholder, Eibe, Stechpalme, Weisstanne) und ungehörige Zierat ist auch im Allgäu gewöhnlich (Reiser, Sagen des Allgäus II, 105 ff.).

In der Rauris im Salzburgischen muss ein richtiges Wetterkreuz in der Kapsel in dem Kreuzungsgeviert ein geweihtes Palmkatzl, etwas vom Holler (sambucus nigra) und von einer Haselstaude haben.

Die vielen abergläubischen Verwendungen der Palmkätzchen und Palmzweige lassen wir für diesmal beiseite und wollen nur noch kurz das Johanniskraut (Hypericum) erwähnen. In den Bauerhäusern um Salzburg findet man vor den Eisengittern der Fenster oder zwischen Fensterrahmen und Glasscheiben eingezwängt, sowohl vor Stuben als Ställen, braune Stengel mit Blatt- und Blütenresten vom Johanniskraut. Besser erhalten sind die Kränze davon an der Hausthüre. Ich dachte, dass die Leute nur Hypericum veronense und tetrapterum ausser dem perforatum nähmen. Aber ich fand auch H. quadrangulum. Vielleicht war es aus Versehen darunter gekommen, da das Kraut nur zwischen 11—12 Uhr in der Johannisnacht gepflückt werden darf.

In Ober-Österreich werden die Zweige des „Johannskraut" am Sonnenwendtage vor Sonnenaufgang kreuzweise an die Fenster gesteckt und acht Tage dort belassen (A. Baumgarten 1, 139). Auch in Untersteiermark wird dieses geheimnisvolle Kraut ganz allgemein zwischen die Eisenstäbe der Fenster geflochten, besonders um den Blitz abzuwehren. Ebenso in Oberbayern (Panzer II, 299). In Obersteier schützen dagegen und zieren die Fenster, in denen sie bleiben, am Johannistage Blumensträusse aus Briza media, Anthyllis vulneraria, Alchemilla vulgaris, Stachys recta, Valeriana saxatilis, Buphthalmum salicifolium und Rosa canina (Franz Unger, Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Kulturgeschichte. Sitzungs-Berichte der k. k. Akad. d. Wiss. Math.-naturw. Kl. XXXIII. S. 323. Wien 1859. M. Eysn.

Sagen aus dem Simonswälderthal (Breisgau).

1. Eine Hexengeschichte.

'S isch emol ne Büri gsi. Die het ne Bund g'ho mit em Deifel. Do het sie als ane b'schdimmte Platz no kumme miesse unn des ist wit furt g'si. Die Büri het so ne Schmieri g'ho; mit dere het sie als miesse ne Gawlestiel iriwe. Derno ischi druff g'hockt unn het g'seit: „üwer Stüde unn Stecke". Derno ischi schu an dem Platz g'si. Der Gawlestiel het als miesse der Knecht vor's Hus due am Owe. Do het der Knecht au emol denkt: was macht sie denn au immer mit dem Stiel? Derno het er emol Obacht gä unn het gsähne, was unn wie's d' Büri macht. Derno het er am andere Owe ne Stück Schmieri g'schtohle unn het denkt: wenn du emol furt g'fahre bisch, derno kummi au. Am andere Owe isch halt d' Büri wieder furt g'fahre uffem Stecke. Wu sie emol furt g'si isch, het der Knecht ne andere Stecke ig'schmiert und isch drug'hockt unn het g'seit: „dur Stüde unn Stecke" anstatt „üwer Stüde unn Stecke". Aber uff eimol isch er in ne Dornhecke ni g'fahre [illegible] verkratzt. Es het em alli Glieder vum

due heb. Derno het er g'seit, er het welle browiere, wie's got wemmer Stecke fahrt unn er het welle gucke, wu d' Büri alli Owe no got. Wu er des g'seit het, derno hennen alli Hexe packt unn hennen wüescht verschlage. Sie hennen fascht kaput g'macht. Derno hensene uff der Bode g'worfe unn hennem Tritt gä unn henn zuem g'seit, er soll gucke, wie er widder heim kumt. Unn derno het der Deifel alli Hexe packt unn het sie in d' Hell nabg'worfe. Unn zidder dert (seit jener Zeit) heisst des Loch, wu sie als zemme (zusammen) kumme sinn, „s Hexeloch".

2. Die Gründung der Kirche auf dem Hörnliberg.

Vor viele Johre henn als noch die alde Ditsche uffem Hörnliberg d' Sunn o betet, do henn sie als g'seit:

> Woll (Wohl) dir, Frau Sunne!
> Du bisch all der Welt Wunne.
> So ihr die Sunnen fruh sehet,
> Schönen Tag sie uns gebet.
> Drum Ehren ihr der Sunnen gebet
> Wenn ihr sie im lichte Schinn (Schein) sehet!

Awwer ball sinn d' Litt chrischtlich worre.

Do isch emol im Elsass ne riche Mann gsi. Er isch blind gsi, unn alli Arznei het em nit g'holfe. Derno het er emol des Verspreche g'macht, er well 'ne Kirch uff de Berg baue losse, den wu er z'erscht sieht. G'schwing (geschwinde) wu er des g'seit g'ho het, het er g'sähne — unn er het z'erscht der Hörnliberg g'sähne. Derno het er g'schwing agfange 'ne Sach z' richte zum Bou. Awwer der Hörnliberg isch hecher gsi als er g'meint het. Do henn d' Litt zuem g'seit, er soll d' Kirch z' Bliwich (zu Bleibach) hi boue; dert sei sie au am Berg, un d' Litt henn kei so lange We(g), biss do sinn. Awwer der Elsässer het g'seit, er het versproche, der Kirch owwe uff der Berg z' boue, nit unge (unten) dro. Awwer endlich het er doch denkt, am End het er nit so viel Geld, dass er d' Kirch uff der Berg nuff boue losse kann. Ball sinn d' Stei und alles g'richt' gsi zuem boue. Awwer uff eimol ame Morge, wu sie gucket henn, henn si nint (nichts) meh g'funge. Uff eimol henn sie g'sähne, dass alles ganz wohlbehalde uff der Spitz vum Berg g'legen isch. Derno am andere Owe henn sie denkt, es soll emol einer uff bliwe unn soll gucke, wie denn des Ding got. Derno het nieme welle derbi bliwe. Endli isch e junge Zimmerg'sell derzu no glege. Awwer wie het er gucket! Wu er am Morge uff gwacht isch, isch er mit samt em Holz uffem Berg owwe glege. Ball isch derno die Kirch bout g'si — unn sie stoht jetz no.

Kenzingen (Baden). Otto Heilig.

Mittel gegen Zahnweh.

Wer an Zahnweh leidet, geht in Ober-Österreich (Friedburg) zu einer Frau, die wenden kann. Die führt den Leidenden in den Keller und lässt ihn mit blossen Füssen auf einen Stein treten, dann fährt sie dreimal mit den Händen an dem Körper abwärts und spricht etwas dabei. Ohne sich umzusehen muss man dann weggehen und an drei Abenden je drei Vaterunser beten. — Jemand, dem das nicht half, ging zu einem Viehdoktor, der besser wenden konnte. Auch dieser fuhr mit den Händen dreimal vom Kopfe am Körper abwärts. Dann machte er ein Kreuz, schrieb etwas auf einen Zettel, „das hat man net lesen dürfen", bog ihn zusammen und den musste man an einem Zwirnsfaden um den Hals hängen,

bis man ihn verlor. Ausserdem durfte man neun Tage lang kein Eisen, daher auch keine Thürschwelle, berühren, auch kein Wasser von rinnenden Brunnen holen und musste durch neun Tage vor dem Aveläuten drei Vaterunser beten.

M. E.

Hühnersegen.

Aufzeichnung von Wolfgang Wagner, einem alten Schlosser auf dem Dürrenberge, gebürtig aus Hallein im Salzburgischen.

Henner-Segen.

Heiliger Henderich huth du die Tauben, Anten, Güns und Henner von Fuchsmaul, Eltesgestank und Habichtsschnabel, von allen wilden Raubthir und Vögel. Amen.

Interessant ist der aus der mundartlichen Wortform Henner (= Hühner) gebildete Schutzpatron S. Henderich, der nur unbewusst anklingt an die westmitteldeutsche Form Hendrich = Heinrich.

Ein Mittel für die Hühner, „dass sie der weih nicht stösst und der fuchs nicht nimmt“, ist aus dem Aargau mitgeteilt in der Zeitschr. f. deutsche Mythologie von Wolf und Mannhardt IV, 121.

Bücheranzeigen.

Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von Dr. Ths. Achelis in Bremen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. I. 1. 8°.

Mit diesem Heft eröffnet Hr. Dr. Th. Achelis ein periodisches Unternehmen, welches nach seinem Plane vornehmlich dazu bestimmt ist, „die wünschenswerte Fühlung zwischen Sprachwissenschaft und Völkerkunde durch sich gegenseitig stützende Untersuchungen wiederherzustellen“. Die Kulturgeschichte, die Philosophie und die Theologie („sofern sie sich ihrer dogmatischen Fesseln entledigt hat“) sollen an der Lösung der in Frage stehenden Probleme mitarbeiten. Der gewöhnliche historisch-chronologische Massstab soll in Bezug auf das Gebiet der Aufgaben fahren gelassen und das geistige Wachstum der Menschheit überhaupt zergliedert werden.

Die Zeitschrift soll aus drei Abteilungen bestehen: 1. streng wissenschaftliche Untersuchungen, 2. kürzere Mitteilungen, 3. Recensionen. Ausser deutschen werden auch englisch oder französisch geschriebene Beiträge Aufnahme finden. Das erschienene 1. Heft ist demgemäss zusammengesetzt. Es bringt ausser einem einführenden Artikel des Herausgebers eine Abhandlung von E. Hardy (von der Dominikaner-Universität zu Freiburg i. d. Schweiz) Was ist Religionswissenschaft? und eine von W. H. Roscher Über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan; dann drei Miscellen von E. Seler, A. Vierkandt, Fr. Branky, und ein Referat über A. Hillebrandts Ritual-Litteratur von Foy.

Der Preis des Bandes des Archivs ist für 4 Hefte à 6 Bogen auf 14 Mark angesetzt.

L'Année sociologique, publiée sous la direction de Émile Durkheim, professeur à la faculté des lettres de l'Université de Bordeaux. I. année (1896—1897). Paris, Felix Alcan, 1898. S. VII. 563. 8°.

Die moderne Sociologie und die Volkskunde stehen in entfernterer Verwandtschaft zu einander und wir würden daher auf eine Anzeige dieses neuen französischen Jahrbuchs für Sociologie hier verzichten, wenn nicht ein Hauptteil des Buches bibliographisch-kritischen Inhalt hätte und dabei auch Disciplinen berücksichtigte, die der Volkskunde näher stehen. Die Abhandlungen des vorliegenden Bandes sind: E. Durkheim, la prohibition de l'inceste et ses origines, und G. Simmel (Privatdocent in Berlin) Comment les formes se maintiennent.

Die neue „Zeitschrift für Socialwissenschaft“, herausgegeben von Dr. Julius Wolf, Prof. in Breslau (Berlin, Georg Reimer, 1898), sowie die Rivista Italiana di Sociologia, herausgegeben von Bosco, Cavaglieri, de Martiis, Sergi, Tangorra, Tedeschi, die ihren zweiten Jahrgang im Verlage der Fratelli Bocca in Rom begonnen hat, können wir hier nur nennen.

Weinhold, Karl, Die Verehrung der Quellen in Deutschland. Aus den Abhandlungen der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1898. Berlin, in Kommission bei Georg Reimer, 1898. S. 69. 4°.

Da die Schriften unserer gelehrten Körperschaften schwerer als Bücher, die für sich auftreten, zur allgemeinen Kenntnis kommen, erlaube ich mir diejenigen, die sich für Geschichte des Kultus und besonders des germanischen interessieren, auf meine jüngste akademische Arbeit aufmerksam zu machen. Sie steht im inneren Zusammenhange mit den von mir in den vorangegangenen Jahren in unseren Akademieschriften veröffentlichten Über die mystische Neunzahl bei den Deutschen (1897), Zur Geschichte des heidnischen Ritus (1896), Die altdeutschen Verwünschungsformeln (1895), Beiträge zu den deutschen Kriegsaltertümern (1891), denen ich die Abhandlung über den Wettlauf im deutschen Volksleben (unsre Zeitschrift 1893) anzureihen Grund habe. Es sind sämtlich Beiträge zu einer Geschichte der heidnischen Religion und Gottesverehrung unserer Vorfahren, Einzeluntersuchungen, die nach meiner bescheidenen Meinung die Sache weiter fördern. Was die Abhandlung über die Verehrung der Quellen in Deutschland will, sagt schon ihr Titel. Auch die Germanen haben gleich den andern alten Völkern, namentlich gleich den Hellenen und den Römern, die Ursprünge des Wassers als göttliche und von dem Göttlichen besessene Orte verehrt und dankbaren Dienst an sie geknüpft. Mit dem Sturze des Heidentums ist der Quellkultus nicht erloschen, sondern er lebt vielerorten und nur in den Namen der Empfänger verwandelt, bis in die Gegenwart fort. Das beweist meine Abhandlung aus reichem Material. Im ersten Abschnitte beantworte ich die Frage, woher man die Herkunft der Quellen leitete; im 2. die nach göttlichen Geistern, die man in ihnen wohnend und wirkend glaubte; im 3. wird der Kultus geschildert: die äussere Bezeichnung der heiligen Quellen, die Wallfahrten zu ihnen, die Verehrung durch Gebet und durch Opfer: Menschen- und Tierleben, Blumen und Laub, Speisen, Münzen und Schmucksachen, Nadeln und Nägel, Hufeisen, Kiesel, Kleidungsstücke, Lichter, genug eine bunte Fülle von Darbringungen, durch welche Hilfe gesucht und Dank für die erhaltene Hilfe von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein bezeugt worden ist. Durch die

Vergleichung mit den rituellen Gebräuchen des Altertums, sowie verwandter moderner Völker wird der deutsche Quellkult ebenso in helleres Licht gesetzt als fester begründet. K. Weinhold.

Weineck, Franz, Knecht Ruprecht und seine Genossen. (Abdruck aus den Niederlausitzer Mitteilungen). Guben, Selbstverlag des Verf., 1898. S. 56. 8°.

Es ist bekannt, dass in der Advent- und Weihnachtzeit bis zum Dreikönigstage in den deutschen Ländern noch heute Umzüge verkleideter Personen stattfinden, die unter verschiedenen Namen auftreten. Wo dieser Brauch sich am vollsten erhielt, erscheint er in mehr oder minder dramatischer Ausbildung als eine Darstellung der evangelischen Geschichte von Christi Geburt und der Anbetung der Hirten, zuweilen auch als Herodesspiel. Das ist der letzte Rest der dramatisch ausgestatteten Weihnachtsliturgie. Mein Buch über die Weihnachtspiele u. -Lieder in Süddeutschland und Schlesien (Gräz 1853) hat darüber zuerst Auskunft gegeben; eine ganze Litteraturgruppe schloss sich daran. Neben den biblischen Figuren laufen aber verschiedene unbiblische neben her. Den Vermittler zwischen ihnen und den heiligen Gestalten bildet „der alte Joseph", der zum gutmütig polternden Alten landschaftlich (so in Teilen Mittelschlesiens) geworden ist, und in dieser Rolle sich mit dem Knecht Ruprecht deckt, über den die Schrift des Hrn. Direktor Weineck handelt. Der Ruprecht ist älter als der Joseph, soweit derselbe unbiblisch gehalten ist. Er hat mit der evangelischen Geschichte so wenig etwas zu thun als der Klaubauf und die anderen Mittwinterfiguren, die wir unter dem Namen der Perchten begreifen wollen. Das sind altvolkstümliche Wesen, die mit der germanischen Feier der Wintersonnenwende, die kein Verständiger leugnen sollte, in Verbindung stehen. Keineswegs sind alte Götter darin zu spüren, sondern es sind die Reste der vermummten Teilnehmer an heidnischen Kultgebräuchen, in welchen die Umzüge der Götter selbst nachgebildet wurden. Durch die Durcheinandermischung der volkstümlichen heidnischen und der kirchlichen Gestalten und ihre gegenseitige Vertretung ist sehr viel Verwirrung entstanden. Der volkstümliche Heilige Nikolaus, dessen Fest die Kirche am 6. Dezember, in der ersten Adventwoche begeht, hat infolge seiner legendarischen Kinderfreundlichkeit die Vertretung biblischer Weihnachtgestalten erhalten; wenn er beritten auftritt, so ist das teils von dem H. Martin, der ursprünglich gar nicht in den Weihnachtcyklus, sondern in den Herbst- und Erntecyklus gehört, teils von dem heidnischen Schimmelreiter auf ihn übertragen. Ausserdem muss sich der heilige Mann eine Teufelslarve, den Krampus, als Begleiter gefallen lassen, der auf die Stelle der volkstümlichen Mittwinterlarven von den Geistlichen geschoben ward. Mit diesen Dingen beschäftigt sich das Buch des Herrn W. Dankenswert sind die geographischen Abgrenzungen der Gebiete des Ruprecht, des Nikolaus, des Martin (der wie erwähnt aber eigentlich nicht hierher gehört). Überhaupt hat der Verf. fleissig gesammelt. In der Ausdeutung und Erklärung kann ich ihm freilich nicht überall beistimmen; manches ist auch entschieden falsch, so die Deutung des Ortsnamen Berchtesgaden als Haus der Berchte (S. 21), während er urkundlich Berchtoldes gadem hiess, das von einem Manne Berchtolt gegründete Haus; oder die Beziehung der Weihnachtfische auf Thor (S. 46), während die üblichen Häringe oder Karpfen des hl. Abends nichts weiter als die kirchlich gebotene Fastenspeise sind. K. Weinhold.

Hesseling, D. C., Charos. Ein Beitrag zur Kenntnis des neugriechischen Volksglaubens. Leiden, v. Doesburgh. Leipzig, O. Harrasowitz. S. 64. 8°.

Der Verfasser, ein holländischer Gelehrter, will in dieser Schrift die Frage nach dem Wege neu beantworten, auf dem der altgriechische Totenfährmann Charon sich zu dem neugriechischen, meist reitend gedachten Totengotte Charos gewandelt habe. Er weist darauf hin, dass schon bei Lucian Charon als Gott des Todes selbst erscheine und dass in mittelgriechischen Dichtungen des 15. Jahrh. Charos als berittener Falkenjäger, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, auftrete (S. 27). Hr. G. zeigt, dass im 14. u. 15. Jahrh. der Tod in Italien häufig in dieser Art dargestellt worden ist (S. 36 f.) und findet den Grund dafür in der Apokalypse 6, 8. Bei der lebhaften Verbindung zwischen Italien und Griechenland sei auf die volkstümliche griechische Ausprägung der Charosfigur als berittener Jäger dadurch stark eingewirkt worden. Dagegen hat die in Italien ebenfalls in der Kunst ausgeführte Darstellung des Todes als Skelett mit der Sense beim neugriechischen Volke keine Aufnahme gefunden, wenn auch der Charos als Schnitter, selbst als Winzer in den volkstümlichen Vorstellungen der Neuhellenen lebt, wie das alles aus den Ausführungen von B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum (S. 222 ff.) uns bekannt ist. Beigegeben sind der Schrift zwei alphabetisch geordnete gereimte Dialoge zwischen Mensch und Charos und ein kleines Lied von der Charontissa, der Mutter oder Gattin des Charos, aus Chios.

Béla Lázár, Über das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Gustav Fock, 1897. 141 S. 8°.

Schon 1890 hat L. eine ungarische Dissertation über das deutsche Volksbuch Fortunatus veröffentlicht und ist seitdem wiederholt auf das Thema zurückgekommen. Wer jedoch in dem vorliegenden Büchlein eine abschliessende Leistung erwarten sollte, wird sich bitter enttäuscht finden. Weder ist das Material vollständig gesammelt noch die Untersuchung mit Schärfe und Gründlichkeit geführt. Die Entstehung des 1509 (nicht 1480, wie es S. 17 heisst) zuerst gedruckten Romans schreibt L. mit Zacher einem Deutschen zu, der um 1450 ein orientalisches Märchen mit europäischen Motiven verflocht. Dann bespricht er eine Reihe von späteren epischen und dramatischen Bearbeitungen des Stoffes durch Hans Sachs (1553), Thomas Decker (1599), die englischen Komödianten, einen Kasseler Anonymus, Tieck, Bauernfeld, Uhland, Collin und Chamisso. Auch über ein ungarisches erzählendes Gedicht des 16. (?) Jahrhunderts und ein Münchener Puppenspiel aus den letzten Jahren berichtet er, und dies ist der interessanteste Teil des Buches.

Als beliebig herausgegriffenen Beleg für die schon gerügte Oberflächlichkeit des Verfassers, der zudem die deutsche Sprache nur mühsam handhabt, führe ich an, dass er S. 24 aus den Magicae Disquisitiones des Jesuiten Delrius einige Verse citiert, die in Wirklichkeit aus Pulcis Morgante stammen, oder dass er S. 120 den Dichter Matthäus v. Collin in Mathias umtauft. Irrige Zahlen tragen die auf S. 75

und J. Grosse (1896) oder A. von Sternberg (1838). Statt S. 88 Calderons fernab liegendes „Purgatorium des hl. Patricius“ weitläufig zu besprechen, hätte der Verfasser lieber der Verbreitung des Volksbuches in Deutschland und den Nachbarländern nachgehen sollen. Holzschnitte aus einer Strassburger Ausgabe sind reproduciert bei Heitz, Formschneider-Arbeiten des 16. u. 17. Jahrh. neue F. 1894, Taf. 119—120 (fälschlich dem Romane von der schönen Magelone zugeschrieben). 1562 citiert Melanchthons Schüler, Joh. Manlius (Locorum communium collectanea p. 369 = p. 374 ed 1594), die *fabula Fortunati* als Beispiel für das 7. Gebot, und der Pfarrer Wolfgang Bütner (Epitome historiarum 1576, Bl. 389a = 1596, Bl. 310a) entlehnt jenem Winke folgend daraus den ganzen in England spielenden Anfang. Und so gäbe es noch viel nachzutragen, wenn der Anlass eine solche Mühe verlohnte.

Berlin. J. Bolte.

Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Gesammelt und herausgegeben von Dr. P. Bahlmann. Münster i. W., Ign. Seiling, 1898. S. VIII. 371. 8°.

Das vorliegende Buch würde hier gar nicht besprochen werden, wenn es nicht den Abschnitte Gebräuche enthielte. Denn die Märchen sind „mit eventuell erforderlichen Abänderungen“ den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen entlehnt, die Sagen und Geschichten sind aus den verschiedensten Gedichtsammlungen ausgelesen und ebenso die Lieder und Reime aus Büchern genommen, mit geringen Ausnahmen, die dem Herausgeber von einigen Herren, die er nennt, gegeben wurden. Mehr Wert als diese Chrestomathie hat die Sammlung von Sitten und Gebräuchen, die im ganzen dem Jahreslauf folgen. Sie sind aus den verschiedensten schriftlichen Quellen geschöpft, einiges beruht wohl auf eigener Beobachtung und Kenntnis des Herausgebers. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus müssen wir uns gegen Bücher wie dieses Münsterländische Sagenbuch bestimmt erklären. Es sind Unterhaltungsbücher; keine, die förderlich sind für die Volkskunde. K. W.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 1. Teil (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von Prof. Ad. Hauffen. II. 1.). Prag, Calvesche Buchhandlung (Jos. Koch). S. XII. 187. 8°.

Der zweite Band der von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen veranlassten Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde wird eine Sammlung deutscher Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde veröffentlichen, durch Prof. Ammann in Krummau besorgt, der den Lesern unsrer Zeitschrift durch seine Abhandlung über P. Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele (Jahrgang 1893) und sonst durch wissenschaftliche Arbeiten vorteilhaft bekannt ist. Das 1. erschienene Heft bringt die Texte von fünf Spielen: Passionsspiel mit einem Paradiesspiel; Christkindelspiel; Vorspiel und Leiden Christispiel; Ägyptischer Joseph; Johann v. Nepomuk. Zwei oder drei folgende Hefte sollen weitere Texte und ein Schlussband die kritische Untersuchung bringen. Hr. Ammann hat an der handschriftlichen Überlieferung der von ihm benutzten Spielbücher nur die Interpunktion, Schreibversehen und gewisse Äusserlichkeiten für den Druck

gebessert, dagegen die mundartlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten nicht angetastet. Der Johannes von Nepomuk ist nach dem 1780 in Prag gedruckten Schauspiel eines ungenannten Verfassers gegeben, aus dem mehrere im Böhmerwalde verbreitete Spieltexte abgeleitet sind, über die der Schlussband wohl Auskunft geben wird. K. W.

Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache von P. Ehmann. Supplement der „Mitteilungen" der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (Tōkiō 1897).

Der Verfasser, welcher auch eine sehr lehrreiche Abhandlung über volkstümliche Vorstellungen der Japaner in den Heften der Ostasiatischen Gesellschaft veröffentlicht hat, hat sich der sehr lohnenden Mühe unterzogen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Japaner zusammenzustellen. Die Sammlung soll 3000 Nummern umfassen. Das erste Heft enthält 465 Nummern (A bis Gyo). Den grösseren Raum nehmen die sprichwörtlichen Redensarten ein, der Verfasser giebt aber selbst zu, dass dieser Teil der Sammlung noch sehr unvollständig sei und einer Ergänzung bedürfe. Eine reiche Ausbeute hat hier das bekannte Gubbinsche Wörterbuch geliefert; es ist aber zu beachten, dass die meisten dieser Redensarten nur in der Schriftsprache gebraucht werden.

Die ausführliche Einleitung, die der Verfasser dem ersten Heft vorausschickt, behandelt die Quellen für seine Sammlung (mehrere japanische Sammlungen, darunter das bekannte ältere Werk Kotowazagusa von Kaibara Kōko 1701, Wörterbücher wie Hepburn, ältere in Zeitschriften zerstreute Sammlungen europäischer Japanforscher), die Sprache (Umgangs- und Schriftsprache) und Form der japanischen Sprichwörter (poetische Form, Wortspiele u. s. w.) sowie den Ursprung derselben (japanisch oder chinesisch). Nach der Definition, die der Verfasser vom Sprichwort giebt, scheint er anzunehmen, dass die Sprichwörter der Sammlung alle aus dem Volke hervorgegangen seien; es giebt aber auch in derselben Sprichwörter, welche ursprünglich Aussprüche berühmter Männer sind oder darauf beruhen, die also mehr zu den geflügelten Worten gehören. Ich erwähne nur das bekannte „go jippo hyappo" von Mencius (No. 442 und 443); auch sind manche buddhistischen Ursprungs wie No. 346. Sehr treffend sind die Bemerkungen S. XVIff. über die bei vielen zum Axiom gewordene Behauptung, der Japaner denke unpersönlich. Der Verfasser widerlegt dann die angebliche Behauptung, dass die japanische Sprache keine Personifikation kenne; soviel mir bekannt, ist dies in so allgemeiner Form niemals behauptet worden; der Verfasser wird zugeben, dass die Personifikation von abstrakten Substantiven, welche, wie in dem deutschen Satze: „Trauer ergriff das ganze Land" persönlich gedacht und als handelnd eingeführt werden, dem Geiste der japanischen Sprache fremd ist und nur ausnahmsweise vorkommt. Die Ansicht des Verfassers, dass das Vorkommen von Formen der Schrift- und Umgangssprache in demselben Sprichwort wie tsumorite und tsumotte, nobureba und nobiru „auf einem eigentümlichen Gefühl für Wohlklang" beruhe, scheint mir wenig haltbar; es ist dies vielmehr eine nachlässige Vermischung beider Formen.

Die Übersetzung der Sprichwörter, welche oft nicht geringe Schwierigkeiten bietet, zeugt von einer vortrefflichen Kenntnis der japanischen Sprache. Sie ist meist wortgetreu und doch gewandt und lesbar. Nur in wenigen Fällen wäre vielleicht eine andere Übersetzung vorzuziehen. 176 statt: In der Kakifrucht des Armen sind viele Kerne, besser: In der bimbōgaki, einer Art Kaki u. s. w.; 239,

chinju Landesgottheit, besser: Schutzgott eines Ortes; 316, dōmyōji gedämpfter und getrockneter Reis, statt „kleingeschnittene Reiskörner"; 429, der Ungebildete statt „der Dumme".

In einigen Fällen ist die Übersetzung zu wörtlich, z. B. 85, Es läuft aus der habenden Hand und 223, das Faulen der zurückgehaltenen Klugheit u. a. m.

Die hinzugefügten Deutungen und Erklärungen sind fast immer treffend; bei der vielfachen Anwendung mancher Sprichwörter und Redensarten ist selbstverständlich auch manche andere Deutung möglich. So kann No. 62 ame futte ji katamaru auch bedeuten: „Unglück stählt", No. 71 anjiru yori umu ga yasui „Gebären ist leichter als man denkt".

Bei Sprichwörtern gleichen Inhalts wären mehr Hinweise wünschenswert. So bei No. 216 chi ni majireba akaku naru auf das noch bekanntere Original dieses Sprichworts shu ni majiwareba akaku naru „wenn man mit Zinnober umgeht, wird man rot".

Dem Wunsche des Verfassers, ihm zur Vervollständigung seiner Sammlung fehlende Sprichwörter mitzuteilen, komme ich im folgenden nach.

1. Abata mo ekubo (verkürzt aus horeta me ni wa abata mo ekubo) — Pockennarben sind auch Grübchen, „Liebe ist blind" (vgl. Kabale und Liebe 4. Akt, 7. Scene „der eine rügt eine hässliche Blatternarbe; weit gefehlt, sagt der andere, das ist ein Grübchen der Grazien").

2. Amida no ikō mo kane shidai. — Auch Amidas Macht hängt vom Gelde ab; wohl gebildet nach: jigoku no sata mo kane shidai.

3. Aoki wa ai yori idete ai yori aoshi — Blau kommt vom Indigo, ist aber tiefer blau als Indigo. „Ein Schüler wird berühmter als sein Lehrer."

4. Chōja ni dai nashi — Ein Reicher hat keine zweite Generation. Der Sohn bringt das Vermögen des Vaters durch.

5. Daikai wo te nite seku — Den Ocean mit der Hand eindämmen.

6. Damatte iru hito ni yudan suruna. — Sei auf der Hut vor jemandem, der nicht viel redet.

7. Dango mo mochi no tsukiai — Auch Klösse aus gewöhnlichem Reis verkehren mit Klössen aus Klebreis; Leute von verschiedener Stellung verkehren oft mit einander.

8. Enryo nakereba kinyū ari — Wenn man keine Überlegung hat, ist Leid nahe.

9. Gakuryoku yori kinryoku — Reichtum vermag mehr als Wissen.

10. Gan ga tobeba ishigame mo jidanda — Wenn die Wildgänse fliegen, macht die Schildkröte Bewegungen mit den Füssen; blinde Nachahmung.

11. Gōri no tagai sen ri no ayamari — Kleine Fehler, grosse Folgen.

12. Gōyoku wa muyoku ni nitari — Wer sehr habgierig ist, ähnelt dem, der nicht habgierig ist.

Zum Schluss noch einige Vorschläge für Verbesserungen No. 26, wo Druckfehler für wa; No. 146 und 152 streiche ga und wa vor nashi; No. 243 die ideomatische Redensart: Chō yo (auch ya), hana yo (ya) to findet sich nicht nur in der Verbindung mit sodateru, sondern auch mit anderen Verben wie: kawaigaru, und wird nicht nur auf Mädchen angewendet.

Euting, Julius, Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien. Erster Teil. Leiden, Brill 1896. 255 S. gr. 8°.

„Patriarchenluft!“ ruft, wer in reiner Beduinenbegleitung Wüsten Afrikas oder Asiens durchzieht. Sie fühlte ich, als ich im Herbst 1897 in dem Steppenlande westlich vom Nil wanderte, sie weht aus Eutings Buch — das ist natürlich nicht jene romantische Fiktion, die in „Biblischen Geschichten“ und in den Köpfen der mit der Wirklichkeit gänzlich Unbekannten lebt, sondern das Gebilde, das neben den Lichtern recht tiefe Schatten zeigt, eine wunderbare Mischung von Naivität und bis zur Perversität gehender Geriebenheit. Gegensätze bei den Menschen, Gegensätze in der Natur. Man lese die prächtige Schilderung, wie selbst das schlimme Nefûd, die eigentliche Wüste, sich in der Regenzeit mit Grün bedeckt und es ein Weilchen leckeres Leben für Mensch und Tier giebt, die den ganzen Rest des Jahres mit den unglaublichsten Entbehrungen zu kämpfen haben (S. 146 f.). Was dem Buch den Reiz und den Wert giebt, ist die Unmittelbarkeit, die aus jeder Zeile dieser Tagebuchblätter spricht.

Der vorliegende Band enthält nur den ersten Teil der Reise: von Damaskus (31. August 1883) bis zur Rückkehr von dem Ausflug zum Gildijjeh-Berg, den Euting von Hâjel, der Residenz des Emir Ibn Raschîd, unternahm (16. Nov. 1883). Es sei hier verraten, dass der Reisende von Hâjel aus sein Hauptziel, die durch Denkmäler und Inschriften wichtigen Orte Taimâ, el-Hegr und el-'Ôla, und unter mancherlei Gefahren die Küste des Roten Meeres erreichte, von wo er nach el-Kosêr auf der ägyptischen Seite übersetzte und von Kene aus dem Nil stromab folgte.

Schon aus dem anfangs Gesagten geht hervor, dass das Buch volkskundlich von hohem Interesse ist. Die zahlreichen Personen, mit denen der Reisende zu thun hatte, unter ihnen der mächtige Emir von Hâjel selbst mit seinem Hofgesinde recht zweifelhaften Charakters, treten leibhaftig vor das Auge des Lesers. Besser als die eingehendsten theoretischen Ausführungen über den Beduinencharakter unterrichten die Erlebnisse Eutings, die begleitet sind von ausserordentlich geschickten Zeichnungen von Menschen und Dingen. Der treffliche Beobachter hat mit einer seltenen Gabe das Charakteristische auch im Bilde festzuhalten verstanden. Zu bedauern ist nur, dass Euting gar keine Lieder oder Erzählungen gesammelt hat und nach dieser Richtung seine Reise so gut wie ergebnislos ist. Es bleibt dabei: Non omnia possumus omnes.

Charlottenburg. Martin Hartmann.

Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. Herausgegeben von dem Ausschuss für das Sächsische Volkstrachtenfest zu Dresden. 1896. Druck und Verlag von Wilh. Hoffmann, Dresden 1897. gr. fol.

Bei der Ausstellung des Sächsischen Handwerks und Gewerbes zu Dresden im Sommer 1896 wurde ein Volkstrachtenfest veranstaltet, für das eine aufgebaute alte Stadt und ein Lausitzer Dorf die passenden Plätze boten. Der Festzug gefiel besonders und zur Festhaltung der wichtigsten Gruppen des Zuges wurde das vorliegende Lichtdruckwerk von dem Festausschuss unternommen. Zugefügt wurden 13 Tafeln mit Aufnahmen von Bauernhäusern aus Altenburg, dem Voigtlande, dem Erzgebirge und der Lausitz, und 3 Tafeln mit Gegenständen aus dem Sächsischen und dem Wendischen Volksmuseum, so dass das Werk im ganzen 40 Lichtdrucktafeln in gr. folio enthält.

Das Altenburger Ländchen, das Voigtland, die Hütten- und die Bergwerke vom Erzgebirge, dann die beiden Lausitzen sächsischen und preussischen Anteils hatten hauptsächlich ihre Leute zum Festzuge geschickt, sehr begreiflich, da hier allein noch Reste einer Volkstracht bestehen, am besten noch in Altenburg und in den Lausitzen, namentlich bei den Wenden. Da die Lichtdrucke schwarz sind, geben die Tafeln nur unvollkommen den Eindruck wieder, den die Gruppen und Aufzüge gemacht zu haben scheinen. Für die Altenburger Trachten wird man, um sie sich vorzustellen, lieber noch zu dem Buche von C. Fr. Hempel „Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart und Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. 3. umgearbeitete Auflage der Kronbiegelschen Schrift. Altenburg 1839. Mit 10 kolorierten Lithographieen“, greifen, als zu diesen vier schwarzen Tafeln. Überhaupt scheint mir, dass die photographische Aufnahme, wenn sie nicht zur mehrfarbigen photomechanischen Wiedergabe des natürlichen Bildes erweitert wird, wie in dem grossen Schweizer Werke, sich für Trachtenbilder weit weniger empfiehlt als der Steindruck mit Ausmalung. Billiger kann ja die Massenphotographie hergestellt werden, aber wahrhaftig nicht besser. Selbst so ausgezeichnete Trachten- und Volkstypenaufnahmen, wie Herr B. Johannes in Meran sie in Lichtdruck ausführt, leiden unter dem Mangel der lebendigen Farbe. Wie kostbar aber solche Bilder sind, wie die im 1. Heft unsrer Zeitschrift 1891 gespendeten zwei Tafeln, kann jeder Kundige leicht ermessen.

Erwähnt sei, dass das Dresdener Trachtenfest eine kleine Wiederholung bei der sächsisch-thüringischen Ausstellung zu Leipzig an einem Septembersonntag 1897 erlebt hat[1]), indem sich aus dem Voigtlande und auch aus Thüringen auf Einladung eines Festausschusses eine grössere Menge ländlich kostümierter Städter und Städterinnen einfanden und sich und die Zuschauer gut dabei unterhielten. In unseren mitteldeutschen Landschaften haben seit fünfzig Jahren die sogenannten Volkstrachten Grund und Boden verloren, weil das ganze Leben und die ganze Wirtschaft sich geändert haben. Gerade das Sächsische Werk, das wir hier anzeigten, giebt die Überzeugung davon. In Ober- und Niederdeutschland steht es freilich im ganzen nicht viel anders. K. W.

Kroll, Wilhelm, Antiker Aberglaube. Hamburg, Verlagsanstalt vorm. Richter. 1897. S 43. 8°. (Virchow, Samml. gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge No. 278.)

Ein kurzer Spaziergang über das weite Gebiet des griechischen und italischen alten Aberglauben, bei dem natürlich nur wenige Punkte gestreift werden konnten.

Kaindl, R. Fr., Bei den Huzulen im Pruththal. Mit 42 Illustrationen. (Aus Bd. XXVII der Mitteilungen d. Anthropolog. Gesellsch. in Wien. 1897.) 4°.

Eine Ergänzung zu der früheren Arbeit des Herrn Verfassers über Haus und Hof bei den Huzulen (Bd. XXVI d. Mitteil.), in welcher die Zustände in Haus und Hof der ruthenischen Bewohner des oberen Pruththales geschildert werden. Sie entsprechen durchaus denen der anderen Huzulen.

1) Vgl. G. Doehler, Unser Vogtland IV, 500 ff.

Jaworskij, Juljan, Gromowyja Strelki. Separatabdruck aus der Kiewskaja Starina, Kiew 1897 v. 30. Sept., ein kleiner Aufsatz über die Donnerkeile, als Beitrag zur Geschichte des südrussischen „Folklore“. 8°.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 25. Februar 1898. Herr Geheimrat Weinhold stellte aus und erklärte eine Reihe von österreichischen Trachtenbildern, die im Verlage der Wiener Buchhandlung A. Pichlers Witwe & Sohn nach Bildern des Malers Aug. Trentin im Farbendruck hergestellt und für die Schulen bestimmt sind. Darstellungen sardinischer Trachten hatte Herr Geheimrat Diels dem Verein geschenkt und Prof. Roediger legte sie unter Bemerkungen über die Natur, Bevölkerung, Geschichte, Sprache und die eigentümlichen Bauwerke (Nuraghen) der Insel vor. Sodann sprach Herr Syndikus Dr. Minden über Balladenstoffe in älterer jüdisch-deutscher Fassung. Einleitend berührte er den jüdisch-deutschen Dialekt, der bis nach Russland hinein als Umgangssprache dient; die erzwungen einseitige Beschäftigung der Juden mit dem Handel; die leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Religion und ihr Studium, das nie ruhte und eine gelehrte Litteratur in hebräischer Sprache erzeugte. Nebenher geht die Volkslitteratur in Judendeutsch, die in Versen und Prosa Erzählungen, Scherzreden, Lieder, Romane, Legenden, Rätselspiele u. s. w. umfasst, sogar Volksschauspiele in Knittelversen. Ihre Stoffe entnimmt sie teils dem Talmud, der neben der Gesetzauslegung, der Halacha, in der Haggada Beispiele aus der Geschichte, Natur und dem täglichen Leben enthält: teils der westeuropäischen Volkslitteratur. An der Geschichte vom Lautenschläger zeigte der Vortragende, wie eine echt orientalische Erzählung von einem Dämonenfürsten zu der historischen Person des Rabbi Jehudah in Regensburg (um 1200) hinübergeleitet und zur Verherrlichung der jüdischen Religion benutzt wird. Von westlichen Balladenstoffen kehrt der Ring des Polykrates, zu spiessbürgerlicher Moral abgeschwächt, in der Erzählung vom frommen Joseph wieder, den eine in einem Fisch erkaufte Perlenschnur, worin das Vermögen seines unfrommen Nachbarn steckt, zum reichen Manne macht. Die Liebesleidenschaft kommt verhältnismässig selten zur Bearbeitung. Man schreibt sie gewöhnlich einer Dämonin, der Malke Schwoh, d. h. der Königin von Saba zu, die die von ihr Verführten ins Verderben stürzt. Der treulose Liebhaber, der dem Mädchen, das er aus einem Brunnen gerettet hatte, beim Himmel, dem Brunnen und einem vorüberlaufenden Wiesel die Ehe versprochen hatte, wird durch den Tod seiner Kinder gestraft, bis er seine Ehe löst und die Verlassene zum Weibe nimmt. In der Sage vom Pabst Elchanan erkennt ein Mainzer Jude im Pabst seinen entführten Sohn an einem eigentümlichen Zuge im Schachspiel wieder, doch ist der Pabst dann verschwunden. Neben Bürgers Ballade vom Kaiser und Abt tritt die Schnurre vom Ratsherrn Kunz, der die Stelle des Hirten übernehmen muss. In Deutschland ist diese Litteratur erstorben, aber in den osteuropäischen Ländern treibt sie noch neue Blüten und ist durch die jüngsten Auswanderungen der Juden aus Russland sogar

nach England und Amerika gedrungen. Ja in Amerika erscheinen mehrere Zeitungen in jüdisch-deutschem Dialekt und in Osteuropa hat man es zu volkstümlichen Opern in diesem Jargon gebracht. — Zum Schluss erörterte Fräulein Elisabeth Lemke Volkstümliches aus der Schlangenwelt. Sie wies darauf hin, wie die Schlangen von jeher eine ungemein grosse Beachtung erfahren und Verehrung als Erd-, Feuer-, Wasser- und Heilgötter u. s. w. genossen haben. Ebenso zahlreich sind die Vorstellungen, welche in der Schlange den Stammvater eines Volkes oder den Schutzgeist eines Landes erblicken liessen. In Zusammenhang mit der gewissermassen plötzlich dem Erdboden entsteigenden Schlange steht die Bedeutung als Grabwächter, Schatzhüter, Genius loci u. s. w. Dazu gesellt sich die über die ganze Erde verbreitete Neigung, die sich zum Ringe formende Schlange als Sinnbild der Ewigkeit gelten zu lassen. An den so gegebenen Hintergrund schlossen sich die hierher gehörigen Besonderheiten der klassischen und anderer alter Kulturvölker, worauf zu modernen Auffassungen übergegangen wurde. Sowohl die Vorstellungen der Naturvölker, als auch die auf alte Überlieferungen zurückgreifenden Sagen und Gebräuche unserer einheimischen Bevölkerung fanden Erwähnung. Zu näherer Erörterung gelangten Schlangenbeschwörer, Behandlung des Schlangenbisses, die Schlangenkönige und -Königinnen mit ihren Kronen, Schlangensteine u. a. m. Mitteilungen aus älteren Chroniken, volkstümliche Naturanschauungen aus gegenwärtiger Zeit und Hinweise auf ornamentale Verwertung reihten sich an. [E. Lemke.]

Freitag, den 25. März 1898. Herr Privatdocent Dr. Seler spricht über mexikanische Volkstrachten in alter und neuer Zeit.

Als Cristóbal Colon 1492 mit seinen drei kleinen Schiffen in die unbekannte Ferne nach Westen segelte, da zog er nicht aus, eine neue Welt zu entdecken: den Ostrand der alten wollte er erreichen, die Schätze Indiens wollte er holen, zu dem in anderer Richtung unlängst die Portugiesen einen Weg gefunden hatten. Eine erste Enttäuschung harrte seiner. Wohl traf er paradiesische Gefilde, balsamische Luft, eine durch ihre Pracht erdrückende Vegetation. Aber dieses Paradies bevölkerten nackte Wilde, die nichts von den Schätzen an sich hatten, die man nach Marco Polo's und anderer Reisender Beschreibungen in dem fernen Indien zu finden hoffen durfte. Und doch hatte schon auf dieser ersten Reise, auf der Überfahrt von Cuba nach Haiti, Colon eine Nachricht erhalten, die ihn auf die Nähe von Völkern ganz anderer Civilisation schliessen lassen musste. In acht Tagen, wurde ihm gesagt, könnte man, nach SW. fahrend, mit einem indianischen Boot ein Festland erreichen, das sehr goldreich wäre, und wo die Bewohner Kleider trügen. Eine eigentümliche Verkettung der Umstände fügte es, dass Colon auf den folgenden Reisen immer wieder nach anderer Richtung geführt wurde. Und als er auf seiner vierten Reise 1502, den alten Kulturländern Amerikas ganz nahe, im Golf von Honduras ein Boot kaperte, das ihm die Industrieerzeugnisse dieser neuen Kulturwelt vor Augen führte — kunstvoll in verschiedenen Farben gewebte Kleider, Feuersteinwaffen, Kupferäxte —, auch da fügte es das Geschick, dass er diesen Ländern den Rücken kehrte und längs der waldigen, von Stämmen niederer Civilisation bewohnten Küste nach SO. fuhr. Erst sechzehn Jahre später, 1518, wurden die Kulturcentren der mittelamerikanischen Völker der europäischen Menschheit erschlossen.

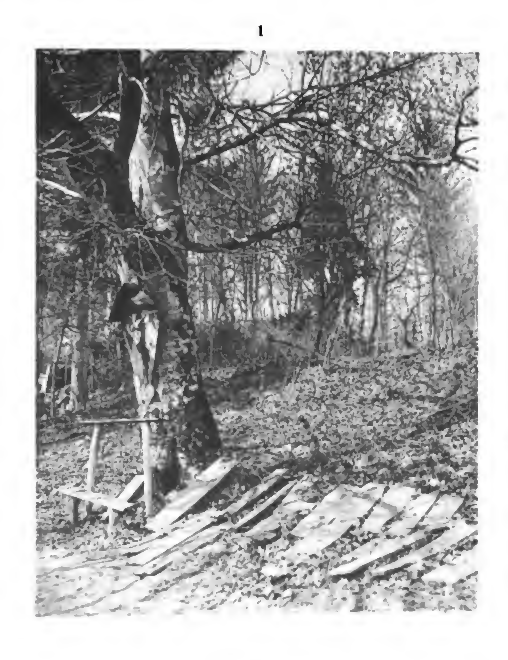
Die in jener ersten Notiz enthaltene Charakterisierung der mittelamerikanischen Kulturvölker als einer Bevölkerung, die Kleider trüge, kann in der That in gewisser Weise als kennzeichnend für die Höhe der Civilisation, die jene Stämme erreicht hatten, betrachtet werden. Die technische Vollkommenheit in den Erzeugnissen der Bekleidungsindustrie, die, wie überall in primitiveren Verhältnissen,

in den Händen der Frauen lag, muss, nach den Beschreibungen und den in den Bilderschriften enthaltenen Abbildungen zu schliessen, eine sehr grosse gewesen sein. Leider sind uns fast keine Belegstücke dafür erhalten. Das Land wurde von einer grossen Zahl von Völkern, zum Teil grundverschiedenen Ursprungs bewohnt. Durch Austausch und gegenseitige Beeinflussung war indes die Kultur dieser Stämme im grossen und ganzen eine ziemlich einheitliche geworden. So finden wir denn auch in der Tracht überall denselben Grundcharakter. Die Männer trugen eine Schambinde aus Baumwollgewebe (mexikanisch *maxtlatl*), die um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen wurde, und hüllten den Oberleib in eine Decke, deren Zipfel auf der Schulter zusammengeknotet wurden (mexik. *tilmàtli*). Der Fuss war durch Sandalen (*cactli*) geschützt. Die Frauen schlugen ein viereckiges Tuch (*cueitl*) rockartig um die Hüfte und bedeckten den Oberleib mit einem ärmellosen Hemd (*uipilli*), das an dem Halsausschnitt durch ein aufgesetztes, viereckiges, in der Regel verziertes Stück gegen das Ausreissen gesichert wurde. In manchen Gegenden (Huaxteca) wurde statt dieses Hemdes ein nach vorn und hinten in Gestalt eines dreieckigen Zipfels herunterhängender Überwurf (*quechquemitl*) getragen. Als Panzer im Kriege trugen die Männer ein dickwattiertes, gestepptes Wams (*ichca-uipilli*), über das bei Fürsten und Vornehmen ein kunstvoll aus farbigen Federn gewirktes Wams gezogen wurde (*xiuh-toto-euatl*, *tlapal-iui-euatl* u. s. w.). Besondere Abzeichen und Ehrenzeichen der verschiedensten Art wurden, an einem leiterartigen Gestell befestigt, auf den Rücken geschnallt getragen. Die Volkstracht der Indianer des heutigen Mexiko und der centralamerikanischen Republiken ist im grossen und ganzen die gleiche geblieben. Noch heute kann man — trotz Eisenbahn und Telegraph — überall im Lande die verschieden gewebten, geschmackvoll gemusterten, bunten Gewänder der Frauen bewundern. Nur die Männer haben, von den Mönchen veranlasst, statt Schambinde und Schulterdecke Hose, Hemd und Jacke anziehen müssen. Im grossen und ganzen sehr zu ihrem Nachteil, obwohl in den Stickereien, mit denen vielfach auch die männlichen Bekleidungsstücke versehen werden, manche geschmackvolle Muster und zum Teil noch Erinnerungen an alte Formen sich finden. Die spanische Tracht hat im übrigen wenig auf die indianischen Volkstrachten eingewirkt. Ein sonderbares, jedenfalls von den Spanierinnen übernommenes Kleidungsstück ist der Gazeüberwurf der Frauen von Tehuantepec. Ursprünglich ein Hemdchen, mit Ärmeln versehen und mit einer breiten, abstehenden Halskrause, wird dieses Kleidungsstück jetzt in der Regel nur als Sonnentuch getragen. Nur in der Kirche und zum Tanz ziehen sie das Hemd über, wobei die breite Halskrause das Gesicht wie mit einem Glorienschein umgiebt. Die Ärmelchen aber sind zugenäht und hängen vorn und hinten auf Brust und Rücken. — Redner veranschaulicht seine Mitteilungen mit Skioptikonbildern, die teils nach farbigen Figuren der Bilderschriften, teils nach mitgebrachten Photographieen angefertigt worden sind, und legt zum Schluss noch einige moderne indianische Weiberhemden sowie ein Exemplar des oben geschilderten merkwürdigen Kleidungsstückes der Tehuanerinnen vor. [Dr. Seler.]

Max Roediger.

asSwalchen

1



2



Totenbretter

1. aus Ainring — 2. aus Piding

(Ober-Bayern).

Bastian, A. Religions-philosophische Probleme auf dem Forschungsgebiete buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abteilungen. X, 190 und 112 Seiten in einem Bande gr. 8. 1884. geh. M. 9 —

Behla, Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer prähistorischen Karte im Maassstabe von 1 : 1 050 000. X und 210 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 6,50

Joest, Wilhelm. Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Mit 11 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 30 Zinkätzungen nach Originalzeichnungen von O. FINSCH, CL. JOEST, J. KUBARY und P. PREISSLER, nebst Original-Mitteilungen von O. FINSCH und J. KUBARY. X und 112 Seiten Folio. 1887. In Halbleinwandband. M. 40 —

Joest, Wilhelm. Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 113 Seiten. Mit 3 Lichtdrucktafeln gr. 8. 1889. geh. M. 3 —

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 1—60, 3 Indexhefte und 7 Supplementhefte. Jedes Heft Mk. 6 —

Schroeder, Leopold von. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. VIII und 265 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 5 —

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend-archäologische Studie. 1 Band Text, 157 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten, 4. geh. und ein Atlas von 11 Lichtdrucken, Folio, in Mappe. 1883. M. 48 —

Virchow, Rudolf. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener Amerikanischer Schädeltypen. Mit 27 Tafeln und 29 Textillustrationen. Folio. 1892. cart. Mk. 36 —

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,
begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Achter Jahrgang.  1898. Heft 3.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & CO.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 15, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Prof. Dr. Rödiger, Berlin SW., Wilhelmstr. 140, und der Schatzmeister entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

Der Jahresbeitrag ist 12 Mk., wofür die Zeitschrift an [illegible] frei geliefert wird.

Die Krankheitsdämonen der Balkanvölker.[1])

Von K. L. Lübeck, Gymnasiallehrer in Gabrovo in Bulgarien.

Unter Balkanvölkern verstehe ich in der nachfolgenden Arbeit die Bulgaren und Mazedonen, teilweise die Serben des Balkans. Die hauptsächlichste Quelle bilden meine eigenen Beobachtungen und Aufzeichnungen; daneben benutzte ich das grosse periodische Sammelwerk des bulgarischen Ministeriums für Volkserziehung (Sbornik za narodni umotvorenija, Sofija 1889 ff.) und Marinovs vorzügliches Werk Žive starina (4 Bde.).

Es giebt wohl wenig Ländergebiete, die so erstaunlich viel hochbetagte Greise und Greisinnen hervorbringen, wie die centralen und nördlichen Teile der Balkanhalbinsel. Leute von über 100 Jahren sind durchaus keine Seltenheit. Dabei sind diese Leute im Vollbesitze eines klaren Bewusstseins und fast jugendlicher Kraft. Wir kennen 80—90jährige Frauen, die täglich sich dicke Stämme mit schwerer eiserner Axt zu Scheiten spalten, Männer an die 80 und noch mehr Jahre alt — (ja, man zeigte uns auch solche, die über die 100 hinaus sein sollten), die tagtäglich die wilden Balkanhöhen passieren oder durchziehen, wozu es keiner unbedeutenden Rüstigkeit und Geschmeidigkeit bedarf. Die Antwort „sehr gut!", die man stets bei Gesundheitserkundigungen vernimmt, weist auf die gute Gesundheitslage hin. Es ist ein kerngesundes Volk, das Volk des Balkans, und war es in einem kaum von einem anderen Volk überbotenen Masse unter der Türkenherrschaft noch mehr, weil das Leben billiger und bequemer war. Wer es zum Besitz von 1000 Groschen (200 Frcs.) gebracht hatte, hielt sich für reich, stieg auf das Dach seines Hauses und verkündete von dort den Nachbarn seine frohe Botschaft. Das sorgenlose Leben hatte den Menschen eine unverwüstliche Zähigkeit des Körpers geschaffen. Der Tod konnte ihnen nicht in schleichendem Kränkeln bei-

1) Der beschränkte Raum unsrer Zeitschrift gestattet nur eine verkürzte Wiedergabe der Arbeit Herrn Lübecks. Für die Kürzungen muss der Herausgeber die Verantwortung tragen, der zugleich auf einen verwandten Aufsatz von Dr. Fr. Krauss im I. II. Bande unsrer Zeitschrift aufmerksam macht. Die Arbeit Herrn Lübecks war bereits vor dem Erscheinen des Buches Die Bulgaren von A. Strauss in meiner Hand. Der Herausgeber.

kommen, er musste sie in hohem Alter oder unvermutet überfallen. Der Tod und seine Vorboten, die plötzlich hereinbrechenden Krankheiten, wurden als persönliche Feinde gefasst.

Die Gestalt, in der Tod und Krankheiten aufzutreten pflegen, ist gewöhnlich ein ältliches, in den mittleren Jahren befindliches Weib von mehr oder weniger hässlichem, abstossendem Äussern, mehr oder weniger ärmlich gekleidet, doch fast stets mit Pfeil und Bogen oder Schleuder ausgerüstet. Die Darstellung des Todes als Sensenmann scheint uns, wo man hier zu Lande ihr begegnet, entlehnt, da sie im Widerspruch mit dem ganzen übrigen mythologischen System des Volkes steht. Die Auffassung des allmächtigen Todes und der allverheerenden Krankheiten als weibliche Gestalten und Mächte ist allerdings ebenfalls widerspruchsvoll, wenn man die untergeordnete, unselbständige, sehr tiefe Stellung der Frau im Osten bedenkt. Immerhin lässt sich dieser Widerspruch dahin lösen, dass die Krankheiten und der ihnen folgende Tod meist ebenso an das Haus gebunden erscheinen wie die Frau bei den Orientalen. Es liesse sich auch, wenn man diese Erklärung nicht gelten lassen will, auf den höchst eigentümlichen Umstand hinweisen, dass die hiesigen mythologisch-religiösen, noch heute in vollster Kraft bestehenden Volksanschauungen in Betreff des Lebens nach dem Tode wohl ein Paradies, aber keine Hölle kennen, worin schlechte Menschen ihren Handlungen gemäss zu bestrafen sind. An Stelle der Hölle mit ihren ewigen Strafen tritt die Verwandlung in furchtbare, meist unsichtbare Wesen ein, die aber nicht für ihre während des Lebens begangenen Handlungen zu leiden haben, sondern in ihrer neuen Qualität namentlich als Krankheiten die Menschheit schwer heimsuchen, gleichsam um die letztere zu bestrafen, dass sie so gleichgültig war, aus ihrem eigenen Schoss ihr eigenes Verderben gebären zu lassen. Doch reicht wohl diese Erklärung nicht aus, besonders weil man unter den Schreckenssymptomen der Krankheiten ausschliesslich weibliche Gestalten wahrnimmt, und dann auch, weil man verschiedene Krankheitsdämoninnen nach dem Volksglauben nicht nur aus schlechten verworfenen Frauen, sondern selbst aus sehr edeln hervorgehen liess. Es ist daher besser, die erste Erklärung gelten zu lassen, zumal alles, was sich auf den Tod bezieht, ausschliesslich Sache der Frau ist. Sie besorgt zu Hause bei monatelanger Arbeit die Sterbekleider, sie näht und webt sie, sie bleibt im Hause am Totenbette [illegible] ist Toten-

als „Femdlinginnen", d. h. als „von aus fremdem Land fern Herkommende" betrachtet zu werden: liegt es doch im Charakter der Krankheit und des Todes, von irgend woher ungesehen in ein Heim, ein Dorf, eine Stadt einzubrechen oder einzuschleichen und ebenso wieder zu verschwinden. Übrigens spricht für diese Auffassung ein eigentümliches Epitheton ornans der Krankheiten, das wir in Volksliedern, jedoch sehr selten, auffanden: der Ausdruck „wönkaschnitzi", ein Wort, das seiner Form nach von „wön" = „aussen", „von aussen" herkommt und weibliche Wesen genau als die „Fremdlinginnen" bezeichnet. Der Zahlbegriff $77\frac{1}{2}$ darf uns hier nicht frappieren. Der Bruchteil $\frac{1}{2}$, auf den wir später zurückkommen werden, scheint thatsächlich nichts wichtiges vorzustellen, wenigstens haben wir ihn sonst niemals mehr in den südslavischen Volksliedern gefunden. Der Ausdruck 77 aber ist eine bevorzugte Zahlangabe zur Bezeichnung vieler, meist ungezählter oder unzählbarer Gegenstände und findet sich ebenso häufig in den Zaubersprüchen anderer Völker. So heisst es z. B. in einem pommerschen Zauberspruch: „... Die 77erlei Gichten plagen mich", in einem schwäbischen: „nimm eines der 77erlei Fieber von mir" u. s. w. Überdies scheint das hiesige Volk eine ganz aussergewöhnliche Vorliebe für gleichziffrige, ungrade Zahlen zu haben, namentlich für 33, 77, 777, 55, 555, 99, 999 u. s. w. Es giebt freilich auch andere Zahlen, die das Volksinteresse mehr oder weniger lebhaft fesseln, wie 550, 500, 3000, 330, 300; doch auch diesen Zahlen kommt eine gemeinsame Eigentümlichkeit zu, dass in ihnen nämlich je die ersten oder letzten Ziffern gleich sind.

Von den $77\frac{1}{2}$ Krankheiten nimmt das Volk nun an, dass sie des Abends und Nachts sich in Spaziergängen ergehen, sich baden, herumtummeln, spielen, tanzen, ganz wie die Menschen — nur dass sie unsichtbar sind. Wehe dem Menschen, der nicht acht hat, wo er den Fuss hinsetzt! Er könnte einer Krankheit auf den Fuss treten, könnte auch unwissentlich an sie anstossen. Dann aber kommt die Krankheit, wenn alles schläft, ins Haus geschlichen und versetzt dem Schlafenden einen furchtbaren Schlag oder sucht ihn zu erdrosseln. Damit hätte sich das Volk die elektrischen Auslösungen des menschlichen Körpers zur Nachtzeit, die Erscheinung des Alpdrückens, des Incubus, nächtliche Krämpfe u. s. w. zu seiner Befriedigung erklärt. Es sind uns persönlich eine ganze Reihe Leute von hier bekannt, die, urplötzlich taub, blind, stumm geworden, ihre Krankheit auf die Krankheitsgeister zurückführen, bezw. von andern Personen als von solchen Unwesen geschlagen bezeichnet werden.

Dieses Heer von $77\frac{1}{2}$ Krankheiten steht nebst dem Tode im Dienste Gottes. Doch ist die Abhängigkeit von ihm eine indirekte. Ihr Erscheinen unter den Menschen wird zunächst durch die sogenannten Oríssnitzi bestimmt, Wesen, welche nach einem noch tief im menschlichen Gemüt allhier eingewurzelten Glauben mit zu jenen Geistern gehören, die um die Geburt des Menschen sich im Hause der Rodúlja = Wehmutter ein-

finden sollen. Es sind dies Wesen, die, am Ende der Welt, nahe bei der Sonne in einem tiefen schattigen Thal hausend, am dritten Tag nach der Geburt eines Menschenkindes in dessen Haus in Dreizahl erscheinen sollen, um das Schicksal des neuen Erdenbürgers zu bestimmen. Diese Wesen entsprächen somit den Moiren, den Parzen oder den Nornen. Im Volksglauben und in den Volksliedern erscheinen sie meist als herzzerreissend grausam. Was diese Orissnitzi bestimmen, geht unfehlbar in Erfüllung, das Schönste wie das Hässlichste, das Edelste wie das Grausigste. Sie erscheinen beim Neugeborenen zu geheimer Stunde und schreiben mit unsichtbaren, geheimnisvollen Federn in unlesbaren Lettern dem Kinde all das auf sein Haupt, was es im Leben Gutes und Schlimmes durchzumachen haben wird, woher sie eben den Namen Orissnitzi (von rissúwam reissen, zeichnen, schreiben) haben. Damit nun diese grausamen Wesen dem Kinde ein freundliches Schicksal bereiten, wird im Haus alles zu ihrer gastlichen Bewillkommnung vorbereitet: auf einem weissen Tischchen wird eine reine weisse Decke ausgebreitet, darauf ein weisser, mit Honig überstrichener Brotkuchen gelegt; ausserdem trägt man noch eine Flasche Wein und einige Schüsseln mit verschiedenen Speisen auf; ferner kommt auf den Tisch Öl (Butter), Nüsse, Lauch, Geld (namentlich kleinere Goldmünzen), drei Kerzen u. s. w. Dieses gedeckte Tischchen wird zu Häupten des Neugeborenen gestellt und verbleibt dort die ganze dritte Nacht. Am folgenden Morgen wird dann alles der „Baba“, einem alten Mütterchen, das die Pflege der Wöchnerin übernahm, überlassen.

Das Schicksal ist nun bestimmt. Jahr, Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde der Leiden und Freuden, der Krankheiten und des Todes, wissen, wann sie zu erscheinen haben. Kein Mensch kann dieser vorbestimmten Stunde entweichen, sei er auch, wo er wolle, er muss auf die Minute vom Erdenleben lassen — ein Tropfen Wasser, eine Krume Brot kann ihn dazu zwingen, denn die Umiratschka, das Totenweib, kennt kein Erbarmen, keine Frist, seit Gott es für die einmal bezeigte Nachsichtigkeit in seinem Zorn mit Blindheit und Taubheit geschlagen hat. Ist aber dem Menschen von den Orissnitzi bestimmt, die Anfechtungen des Todes zu überstehen, weil die vorausbestimmte Todesstunde noch nicht geschlagen, so bleibt der Kranke am Leben, wie verzweifelt es auch mit ihm bestellt sein mochte, denn „die Seele findet dann selbst noch unter dem Fingernagel eine Zuflucht“. — Daraus folgt nun ganz richtig, dass das menschliche Leben nicht von Krankheit, noch von der Lebensweise, von physischen oder moralischen Vergehungen, noch auch von besonderen Lebensumständen und Lebensbedingungen abhängt, sondern einzig und allein von dem „Aufgeschriebenen“, von dem „Aufgezeichneten“ der Orissnitzi. Dadurch bekommt das hiesige individuelle wie gesellschaftliche Menschenleben den Charakter des Zufälligen, Launischen, Willkürlichen, Unerwarteten und, vom religiösen Standpunkt aus, nur zu oft des Ungerechten. Die daraus

entstehende furchtbare Zwangslage, in welche ganze Gemeinwesen sich durch ihren alles durchwirkenden und durchwebenden Schicksalsglauben noch heute hineinverwickeln, ist für europäisches Denken unfassbar. Dieser Zustand wird durch die passive Resignation noch bedeutend gesteigert.

Dieses durch Gott und die Orissnitzi geschaffene willkürliche Element im Menschenleben hat von vornherein jede methodische Erkenntnis und jedwede systematische Ankämpfung und Bekämpfung der Krankheiten unmöglich gemacht. „Wenn nun einmal gestorben sein muss, was kann da der Arzt helfen? — Und wenn die Orissnitzi geschrieben haben, dass man noch nicht stirbt, so bleibt ja die Seele selbst unter dem Fingernagel haften. Wozu also der Doktor?“ lautet die Reflexion bei Krankheitsfällen. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, dass der Kranke in einer vollendeten Passivität den Tag der Genesung oder des Todes abwarten werde oder von den Seinen sich selbst überlassen bleibe. Im Gegenteil! Sobald nur eine Krankheit ins Haus dringt, so ist man sofort auf Heilung bedacht. Dieser Widerspruch von Praxis und Philosophie erklärt sich zum Teil aus dem heterogenen Völkergemengsel vieler Gegenden, aus der erschütternden, Geist und Körper betäubenden Öde unzähliger Wohnsitze, aus dem Zusammentreffen der widersprechendsten kindischen Auffassungen an ein und demselben Ort, deren Widersprüche das Volk nicht lösen kann, ferner zum grossen Teil aus der enormen Bedeutung des Traumlebens für die alltäglichen Anschauungen von der wirklichen Welt. Aus der Reihe der Gründe für diesen Widerspruch ist der letztere von ganz besonderer Bedeutung; denn das Traumleben gestattet tiefe Einblicke in die geheimnisvollsten, verborgensten Beschlüsse der überirdischen, das Weltall beherrschenden Gewalten.

Werden somit in der Praxis, entgegen der Volksphilosophie, aus den angeführten Gründen Heilmittel zugelassen und verwandt, so werden diese doch nicht vom Doktor und der Apotheke gefordert — nein, an Stelle der ersteren werden alle Babitschki (alte Mütterchen) zu Rate gezogen, und an Stelle der zweiten die Natur. Weiss das Volk nun auch aus Erfahrung, dass es sehr schwer fällt, das wirkliche Heilmittel zu finden, so hilft ihm doch seine Philosophie, die von Anfang bis Ende in Tausenden von Sprüchwörtern niedergelegt ist, aus der ersten Verlegenheit: „ein verbundener Finger ist ein tausendfältiges Mittel“, d. h. ein Heilmittel kann zur Heilung unzähliger Krankheiten dienen und Hilfe bringen.

Ebenso mystisch wie die Bestimmung des Schicksals durch die Orissnitzi ist das Eintreten der Krankheiten und des Todes. Durch Träume, eigentümliche Stellung und Gebahren der menschlichen oder der tierischen Umgebung, durch gewisse Vorfälle im häuslichen Leben wird das „Kommen“ der Krankheit oder des Todes zu Wissen gebracht. Diese Ankündigungen können bald direkt dem zukünftigen Kranken, bald auch indirekt seiner Umgebung zukommen. Solche Vorzeichen von Erkrankung

sind u. a. das klägliche Gewinsel eines Hundes, das Krähen einer Henne, das Erklettern des Kamins durch den Kuckuck, das Begegnen mit einem Hasen, das Ausschütten von Butter (Öl) im Hause, der Traum eines Hausgenossen, dass das Haus in Wolken stehe oder von Finsternis umhüllt sei u. s. w. Die Krankheits- und Todesvorzeichen können sogar von vornherein die Person erraten lassen, die es trifft. Wer z. B. träumt, dass ein Stier ihn verfolge, dass er (der Träumende) in Nebel oder Finsternis gehüllt einherschreite; dass er aus der Höhe in eine Grube falle; dass er beim Reiten vom Pferde stürze: dass er aus einem umkippenden Wagen geschleudert werde; dass der Pope (Priester) ihn umhalse und küsse, den sucht die Krankheit heim und wirft ihn meist ins Grab. Sterben oder doch schwer darniederliegen muss auch der, dessen rechtes Auge immer zuckt; dessen rechte Wimper zittert; den das Ohr in einem fort kitzelt und juckt; den ein Hund fortwährend umheult.

Da der Mensch durch Träume und eigentümliche Erscheinungen über das Eintreffen der Krankheit unterrichtet werden kann, so liegt es auf der Hand, dass er Mittel sucht, von vornherein der Krankheit aus dem Wege zu gehen, um nicht von diesem Dämon berührt zu werden. Das nächste Mittel dafür wird schon vom Tage der Empfängnis angewendet: es besteht in strenger Beobachtung der Träume, die ein ganzes Heer von Verordnungen im Gefolge haben. Träumt die schwangere Frau z. B., dass der Stein ihres Ringes gesprungen oder zersplittert sei, so dass der Ring ohne Stein blieb, so bedeutet das die Geburt eines Knaben, der bald vom Tode hingerafft werden wird. Solche Träume führen selbstverständlich ganz ausserordentliche Änderungen im Leben einer schwangeren Frau herbei und fesseln sie an eine Kette von Vorschriften, so dass auch noch der letzte kleine Rest ihrer Selbständigkeit verloren geht. Um nur ein Beispiel anzuführen, muss sie beim Gehen die grösste Vorsicht beachten, dass sie ja nicht vergossenes Wasser oder einen Platz, wo solches „vergossen worden sein könnte“, durchschreitet oder einen Kehrichthaufen mit den Füssen berührt. Lebte doch in unserer nächsten Umgebung eine Geistesschwache, die stets tagtäglich gebadet wurde. Das auf die Strasse geschüttete Badewasser wurde von allen Vorübergehenden behutsam vermieden, niemand wollte damit benetzt werden. Solche Plätze müssen entweder umgangen oder übersprungen werden. Wenn eine schwangere Frau diesem Gebot nicht streng Folge leistet, wird ihr Kind nach der Geburt von schwerer Krankheit ergriffen und siecht allmählich hin. — Ein weiterer Schritt, den Krankheitsdämoninnen den Weg in das beginnende zarte Leben zu vertreten, obwohl man vom früheren oder späteren Eindringen derselben in das letztere überzeugt ist, besteht darin, dass man dem Kinde bei der Taufe einen schrecklichen Namen giebt. Diese Sitte herrscht, wie man weiss, nicht bloss hier, nein, auch bei den Kamtschadalen, Tongkinesen, Siamesen u. s. w. Über diese Sitte, deren Spuren

man noch bis tief nach Europa hinein verfolgen können soll, schreibt der Russe Jastrebow: „Wenn einer Mutter die neugeborenen Kinder immer wegsterben, so ruft sie bei einer neuen Geburt auf die dritte Nacht nach derselben neun Mädchen zu sich, welche die ganze Nacht hindurch nicht schlafen dürfen und abwechselnd das neugeborene Kind auf den Armen halten müssen. Auf den kommenden Montag ruft sie wieder neun Mädchen zu sich, unter denen jedoch eines Namens Stana sich befinden muss. Für dieselben werden schon bei Zeiten Wollknäuel vorbereitet, damit sie in einer Nacht die Hüllen weben, in welche die Neugeburt gewickelt werden soll. Das Mädchen Stana ist gehalten, zuerst das Gewebe zu beginnen, damit das Kind am Leben bleibe. Es ist dabei zu bemerken, dass die Kindsbetterinnen dadurch dieser Massregel vorgreifen, dass sie in der dritten Nacht nach der Geburt aus drei Leinwandstücken, die von drei Stana genannten Mädchen gekauft worden sind, für den neuen Sprössling ein Hemdchen nähen.“ — „Möge nun solche List, sterbende oder dem Tode geweihte Kinder dem Leben zurückzugewinnen, verfangen oder nicht, gleichwohl glauben die Wöchnerinnen, dass schon die Namen Stojanka (fem.) oder Stojan (masc.), Stana (fem.) oder Stanko (masc.) das Kind am Leben zu erhalten vermögen.“ — Werden einer Frau nur Mädchen geboren, welchen Umstand man gleichfalls den Krankheitsdämoninnen zuschreibt, so wird, um dies zu verhindern, die letzte Mädchengeburt mit dem Namen Dosta (genug) belegt. — Ein anderes hierher gehöriges Mittel, das Todesweib, die Umiratschka, vom rohen Eingreifen in das junge Leben abzuwehren, besteht darin, dass die baldige Mutter neun Mädchen zu sich herrufen lässt, unter welchen sich drei mit Namen Stana befinden müssen, die durch ihren Namen allein imstande sein sollen, die Umiratschka am Hinmorden des neuen Lebewesens zu verhindern. Es liegt in diesem Glauben gleichzeitig sowohl ein Wortspiel als auch eine Volksetymologie vor (welch letztere ja oft dem ersteren ihren Ursprung verdankt). Es sind nämlich in den slavischen Sprachen „Stana“ und „aufhalten“, „aufhören“, „verhindern“ (nämlich am Hinraffen) einer Wurzel.

Im Balkan bedient man sich häufiger des Namens Grosdanka, in welchem Namen einer sehr krüppelhaften Volksetymologie nach der Begriff des Grausigen (grosen = grausam), Gruslichen enthalten sein soll. Es stammt jedoch der Name Grosdanka vom altbulg. grosd — Traube her. Von jener falschen Etymologie geleitet, meint das hiesige Volk, dass die bösen Krankheitsgeister den so benamten Mädchen nichts anhaben können, da der Name allein schon so schrecklich sei, dass er Achtung und Schrecken überall hin verbreite. So beginnt ein Volkslied folgendermassen:

1 Nicht dauern (= leben lange fort) Deschkas Geburten.
Da gebar Deschka ein Mädchen,
Es war sehr schön.
Deschka staunte und sann,

5 Mit was für einem Namen sie es taufen solle.
Da taufte sie es die „Grausige“,
Damit sein Name grausig (d. i. abstossend) sei.

Ein anderer in Bulgarien, doch namentlich in Serbien gegen das Sterben angewandter Name ist der Personenname Schjiwko, „Lebling“ von schjiw, „lebend(ig)“.

Personen- (bezw. Familien-) namen eine so ausserordentliche Kraft zuzuschreiben, ist nicht bloss slavisches, sondern, wie bekannt, auch germanisches und romanisches Geistesgemeingut.

Die Krankheit sucht schliesslich ihr Opfer doch auf. Nun werden der Reihe nach alle Heilmittel, die zur Verfügung stehen, durchgegangen und angewandt. Es sind dies, wie bereits ausgeführt, Heilmittel aus der Volksmedizin. Die tiefste Stelle in den verschiedenen Kategorieen derselben nehmen die Amulete ein. Es giebt deren religiöse, d. h. mit irgend einem kirchlichen Heiligen in Beziehung stehende, und nichtreligiöse, die auf irgend einen uralten Glauben zurückgreifen. Die ersteren haben weiter kein Interesse für uns, ausser einem ästhetischen, denn sie bieten die ersten rohen Anfänge der Kunst dar und legen beredtes Zeugnis ab von der Oberflächlichkeit und geringen Tiefe der religiösen Liebe. Weit interessanter sind die anderen Amulete. Bald sind es sonderbare Haarverschlingungen vom Fell verschiedener Tiere, bald eigentümlich geformte Metallstücke, bald durchlöcherte Lazursteine, bald bizarr gewundene Drähte oder Knoten u. s. w.; aber meist lässt sich eine höchst seltsame Verflechtung solcher gleichartiger Stücke in ein merkwürdiges Ganze beobachten. Da kann man oft ein ganzes Magazin dieser religiösen und heidnischen Talismane auf ein und derselben Person finden. So braucht man einen Talisman gegen wilde Tiere, gegen den bösen Blick, gegen Überfall, gegen Unglück irgend welcher Art u. s. w. Es erweckt im unbefangenen Beobachter ein wunderbares Bild. Da geht z. B. eine Bäuerin einher, den Schnallen ihres Gürtels sind in rohen Linien die Umrisse irgend eines Schutzheiligen eingeritzt, im Gürtel oder im Busen stecken Blumen, die die Kraft haben, Liebe zur Trägerin zu erwecken, im Haar sind Blumen, um böse Menschen und Geister am Schaden zu verhindern, da hängen um den Hals seltsame Silber- und Golddrahtgeflechte mit aufgeschnürten Perlen gegen alle möglichen Krankheiten. Ausserdem trägt sie noch allerhand Talismane mit sich, die für das mitgenommene kleine Kind wirken sollen, andere, welche die zu Haus gebliebenen Kinder schützen u. s. w. Und nicht bloss die Bäuerin, der Bauer, nicht bloss die Arbeiterin und der Arbeiter, nein auch intelligentere Leute bedienen sich ihrer in Stunden schwerer Anfechtung, kein Haus beinahe ist ohne solchen Talisman. Die Verwendungsart, sowie seine Auswahl hängt vom Grade der Krankheit ab. Oft wird das Amulet nur in die Nähe des Kranken gebracht, oft ihm in die Hände gegeben, in das Wasser getaucht, womit er sich wäscht oder erfrischt, oft

irgendwie verarbeitet, z. B. pulverisiert und dann als kostbares Einnehmemittel gebraucht.

Eine entschieden höhere Stufe als die Krankheitstalismane und -amulete bildet die verschiedenartige Verwendung von allerlei Gräsern, Kräutern, Blättern, Wurzeln, Blüten, Knochen, Haaren, Fellen, Säften, Fetten u. dgl. aus der organischen animalen und vegetabilen Welt. Es werden ferner noch Besprechung und Besingung als Heilmittel häufig, ja sogar sehr häufig benutzt, so dass sie fast den ersten Platz unter den „Medikamenten" einnehmen. Sehr häufig ist die Besprengung, äusserst selten die Umtanzung; in manchen Fällen wird auch der Priester zu Rate gezogen, der dem Kranken die Leiden durch Vorlesen aus der hl. Schrift wegheilt. Manchmal bedient man sich des heiligen Öls, in sehr schweren Fällen nimmt man seine Zuflucht zum hl. Abendmahl, da man glaubt, dass die dadurch bewirkte Reinigung den Krankheitsdämon rasch verjage. Im grossen ganzen lässt sich sagen, dass die Heilmethoden ganz ebenso rätselhaft sind als die Krankheitsankündigungen. Dem Volke ist nämlich an seiner Philosophie, dass die „Hinrafferin" noch in der furchtbarsten Lage dem Odem eine Zuflucht unter dem Fingernagel gewährt, falls die verhängnisvolle Stunde noch nicht gekommen, nicht so ganz genug, und es möchte natürlich in Erfahrung bringen, ob die Seele an diesem oder einem anderen Platze bleiben werde, oder ob sie den Körper für immer verlassen müsse. Auch die Lösung dieser Frage hängt von Träumen und wunderbaren Erscheinungen ab. Wir müssen dazu bemerken, dass, so oft wir uns Träume von hiesigen Leuten erzählen liessen, oder so oft man uns aufforderte, ihnen einen solchen zu deuten, wir uns über die Eigentümlichkeit derselben nicht genug wundern konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Gossensasser Jugend.

Von **Marie Rehsener.**

(Schluss von VIII, 129).

Der blinde Hörbist[1]) ist vorüber und Weihnachten gekommen. Die Wickel an den Spinnrädern sind abgesponnen; denn das Mädchen, welches vor dem Raachen[2]) in den drei Raachnächten, Weihnachten, Neu-

1) Der **blinde** Hörbist (Herbst), die Wirkung des immer weniger Sehens, die die Jahreszeit mit sich bringt, wird ihr als Eigenschaft zurückgegeben. Sie sagen auch: **arbeitsames Feld**, was Arbeitsamkeit erfordert, und die Leute kommen von der **müden** Arbeit, der sehr ermüdenden.

2) rächen = räuchern unter Gebeten und Weihwassersprengen.

jahr und heil. Dreikönig ihren Wickel nicht abgesponnen hätte, käme das Jahr nicht zum Heiraten.

Aufgeräumt ist überall, auch um das Haus herum, und hereingeholt, was vor demselben hing. Bliebe nur ein Stück Wäsche in der Heiligen Nacht hängen, so hinge bald auch ein Fell, d. h. es würde ein Vieh hin, dessen Haut dann zum Trocknen vor dem Hause ausgehängt werden müsste. Auch sagt man, würde etwas in dieser Nacht gestohlen, so käme der Dieb in einem Jahre nicht auf; weil das Haus, wenn alle rüstigen Einwohner zum Gottesdienst gegangen sind, vereinsamt daliegt.

Bei Beginn der Nacht suchen grössere Knaben, die man nicht mehr vor der Christmette schlafen legt, ihr Vergnügen darin, möglichst weithintönenden Lärm zu machen. „Nicht lei (nur) mit der Büchse wurde früher geschossen, erzählt der Moos-Lois, ganze Lärchenstämme haben wir ausgehohlt, armsdicke Löcher hineingemacht, Pulver fest eingestampft und angezunden. Das hat Biedner (Knalle) gethan, wenn sie derplatzt sind! Bis Strassberg hat man sie gehört!"

Ein Kooperator wollte das Schiessen nicht leiden, es müsse stille sein in der heiligen Nacht. Er ist überall umanand gelaufen und hat die Leut beruhigen wollen, „die Hoad (der Lärm) ginge nicht". Sie wollten ihn gar schneeballen. „Ich (Zenze) habe ihm gesagt, er solle eini gehn in den Widum (Pfarrhof); so lange ich wüsste, hätten sie in der Christnacht geschossen und das thäten sie wegen unsers Herrn."

Das Fest, welches den Anfang einer neuen Weltordnung — des Reiches Gottes feiert, lässt auch, da es gleichzeitig den Beginn der längern Tage bringt, den Beginn des Glückes und Gedeihens für den Einzelnen hoffen und er fühlt sich versucht einen Blick in die Zukunft zu thun.

Stille ziehen junge Mädchen aus dem Holzmeiler am Hause ein beliebiges Scheit. Ist es ein schönes, so bekommen sie, nach altem Glauben, einen schön gewachsenen Mann, krump (verbogen) einen krumpen, und astig, ist er leicht zornig.

Will eine Gitsche genauere Auskunft über ihren zu erwartenden Lebensgefährten, so schickt man sie mit den drei erst angeteigten und den drei erstgebackenen Krapfen je dreimal um das Haus, doch so, dass sie eine Ecke auslässt, d. h. davor umkehrt. „Wen du zuletzt am Eck findest, das ist er", wird ihr gesagt. Oder das junge Mädchen geht zwischen 11 und 12 Uhr nachts an drei Morgenbrunnen (selle, die nach Morgen fliessen), dann steht er an der Kirchthür mit einem Tüchl in der Hand, sie abzutrocknen. Andre heisst man, sich Leinsaat ums Bett streuen, dann sähen sie ihn im Traum, es könnte aber auch der Teufel sein.

Mit den Krapfen hat es eine Dirn probiert, und als sie zurückkam, hat die Hausfrau gefragt, wen sie gesehen habe. „Du Lappete" (Närrische), gab das Mädchen zur Antwort, „wen sollte ich denn treffen? der Bauer stand am Eck." — „Wenn Du Deinen Kindern Brot giebst, gieb auch

meinen Kindern Brot", sagte die Frau, rèrte (weinte), wurde krank und starb. Der Bauer aber heiratete die Dirn. Manche erzählen es so, der Bauer habe gar nicht am Eck gestanden, sondern bei der Bäuerin am Herde gesessen, draussen aber wäre der Teufel in des Bauern Gestalt gewesen.

Junge Männer losen (horchen) in die Mågnstampfe[1]), und aus dem Geräusch, das sie dabei vernehmen, schliessen sie auf ihr einstiges Weib. Einer hat ein kleines Kind rèren gehört, daraus wusste er, dass seine Frau noch in den Windeln läge und er zu warten habe, bis sie gross geworden, um sie heiraten zu können.

Frauen, wenn sie aus der Christmette kommen, blicken zum Himmel auf, glauben und hoffen, so viel Sterne, als sie dort sehen, werden die Hennen im kommenden Jahre Eier legen, oder schliessen auf die Zahl der Hennen, und wenn sie besonders grosse Sterne sehen, auf Huhnen (Hähne).

Von der Christnacht hatten die Leut ehnder allerhand Sekten (besondern Glauben).

Im Augenblick höchster Weihe (der Wandlung), wenn alle in der hell erleuchteten Kirche versammelt sind, glaubte man die Hexen erkennen zu können. Man musste, auf einem Schemel knieend, durch ein Astloch nach ihnen sehen.[2]) Dann sah man sie mit einer Milchseihe auf dem Kopfe

„Sie meinen, die Hexen wären nicht in der Kirche? O, woll! Ein Mann, der es versucht, sie herauszufinden, hat es beinah nicht derthan, auf dem Schemel zu bleiben, als er sie sah, und wär er heruntergefallen, so hätten sie ihn gehabt."

Auch waren die Alten (die Jungen in alter Zeit) keck! Sie unternahmen es bei grösster Gefahr, denn es drohte Pein, Tod und Teufel, sich übernatürliche Macht anzueignen. Wenn sie es derthaten, eine Totenburg (Totenbahre) zu ziehen, konnten sie Tiere, ja Menschen stellen (plötzlich zum Stehen bringen) und sich selbst unsichtbar machen. Ihrer zwölf kamen in der Stunde vor Mitternacht auf einem Friedhof mit Kreuzweg zusammen, gruben eine Kindbetterin aus und trugen diese dreimal um die Kirche und zwar so, dass beim erstenmal der eine Weg und beim letztenmal der ihm kreuzende gegangen wurde.[3])

Der Kinderunschuld gegenüber half die durch Zauber erlangte Macht nichts. Ein kleines Mädchen war mit seinem Vater, welcher arbeitete, auf dem Felde. „Sieh, Vater, was trägt der Mann dort für eine Goass?" fragte das Kind und zeigte in die Weite. Der Vater sah nichts. Es war

---

1) Die hölzerne Mohnstampfe mit dem Stössl 1,20 *m* hoch.

2) Auch durch das Öhr eines Schuhnagel, wie man sie früher hatte.

3) Über das Totenbahrziehen, das aus Tirol und Steiermark bekannt ist, A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, § 385.

ein Wildschütze (Jagsler) mit einer Gemse, der sich unsichtbar gemacht hatte und den der Vater daher nicht sehen konnte, aber das unschuldige Kind sah ihn. „Das ist alles Aberglauben, Dummheit, Wau-Wau! (nichts). Jetzt möcht man ein gutes Bratl und ein Wein vor sich stehn haben." Bald wird niemand mehr von solch altwelterischen Dingen wissen.

Der Franz Hauser erzählte noch Schulkindern, die an seinem Ofen sich wärmten, von der Aufführung einer Leichenburg und was er dabei gethan. Unter den Kindern stand auch seine Gitsche und loste; nachher, als er mit Erzählen fertig war, rief sie gâlingen (plötzlich): „Vaterle, es ist döcht (doch) zu schade, dass ich Dich nicht lediger (unverheiratet) gekennt hab'."

Der Stephanstag (26. Dezember), das ist der Menscherntag, da sieht man in Sterzing fast nur junge Leute. Die Buben führen die Mädchen ins Gasthaus und bewirten sie mit Kaffee, Kuchen und Wein — sie menschern sie. Staate (beständig) kommen Paarler bei Hausthüre aussr. — Andre Tage, an denen die Jugend paarweis geht, sind der heilige Sebastian (20. Jänner), der Pfingstmontag und der Rosenkranzsonntag (2. Oktober). Am letzteren Tage ist grosses Fest in Maria Trens bei Sterzing, zu dem alles wallfahrtet, und auf dem Heimwege wird dann gelumpt.

Am Stephanstage gegen Abend gehen die Dienenden heim. Und am darauf folgenden, dem Johannistage, wird im Elternhause das Zeltmalele gehalten. Bei diesem lässt sich das Mädchen von dem Burschen, der ihr der liebste, den mitgebrachten Zelten[1]) anschneiden. Eine Gunsterweisung, die als Keim neuen Familienlebens angesehen werden könnte.

Schlänggelt sie (wechselt sie den Dienst) zu Lichtmess, so darf er ihr auch den Schlängglpinkl ummin tragen, worauf wieder Einkehr ins Gasthaus stattfindet.

Wie sieht der aus, der Ihnen den Zelten angeschnitten? fragte ich ein junges Mädchen, ist er blond oder dunkel? „Kohlteufelsschwarz", antwortete sie schnell. „Das muss er wohl sein, weil ich ihn ninderst dersiech" (heraussehe)! Sie hatte noch keinen Schatz.

Jetzt fordert der Bursche das Mädchen zum Ball auf, den einmal im Jahr am Fastnachtssonntag die Feuerwehr veranstaltet. Bei Gröbner oder Aukenthaler ist eine Tafel für 58 Personen gedeckt, am Ende des Saales eine Lotterie aufgestellt, deren Gewinnste in die Augen blitzen und funkeln und links davon in der Ecke des grossen Fensters ein Zauberkabinet errichtet, in dem Kunststücke die ruhigern Festgäste beschäftigen sollen. Der Bursche bewirtet auch hier das Mädchen und sie muss die ganze Nacht hindurch mit ihm tanzen. Da thun sie plauschen, sein

1) Ein Gebäck aus Klözen (gedörrten Birnen), Rosinen, Feigen, Mandeln, Pinienkernen und Brotteig, welches die Form einer Scheibe hat.

kanntsam (zuthunlich und liebenswürdig). Mit einem andern darf sie nur tanzen, wenn er sie dafür herleiht. „Leich mir amal dei Tanzerin" muss jener fragen. So macht es ein jeder. Wollten Eltern ihre Töchter zum Tanze begleiten, hiesse es, sie selbst feilbieten, ja, es wäre eine Schande.

Morgens bringt der Loeter die Gitsche heim. — Getanzt wurde letztes Jahr: Walzer, Polka, Spitzbubenpolka und ein Boarischer.

Von einem zweiten Tanzvergnügen am Kirchtag spricht nur noch ein alter Vers:

Morgen ist Kirchtig, da gehn mir zum Tanz,
D's Nannerl mit dem Anderl und 's Gretl mit dem Hans.

Am 16. August 1896 war in Gossensass ein Fest der Fremden und unter freiem Himmel vor der Schule ist getanzt worden.

„Unterm koatern (g'heiterm, freiem) Himmel tanzen, das ist ehnder nicht gewesen! Es ist nicht zu verwundern, wenn unser Herr straft; aber dass er grad nur die Bauern straft, die arbeiten und Steuern zahlen müssen, glaube ich nicht", sagte ein Bauer aus dem Gai (Gäu), d. h. einer, der ausserhalb des Dorfes wohnt.

Unsinniger Pfinztik (Donnerstag im Fasching), Frassmuntik (Faschingmontag): die lustige Zeit ist vorüber. „Nun werden sie wohl ausderbockt haben".

Aschermittwoch gehen sie am hellen Tage mit der brennenden Laterne von Wirtshaus zu Wirtshaus, den Fasching suchen. „Es wird hauptsächlich das ausgegebene Geld sein, was damit gemeint ist" (Postmeister).

„Am ersten April jagt man den Narren hin, wo man ihn will", wie der Sommer den Winter in die Regionen des ewigen Schnees treibt. „Einen Buben schickt man um etwas, was es nicht giebt", wie der Winter das Unmögliche möchte, noch im sonndurchwärmten Thal verweilen. „Geh", sagt man zum Narren, „ich brauche eine Holzscharre zum Holzaufmeilern", oder man schickt ihn um einen Ohrlöffel fürs Fackenschlachten, die Ohren des Schlachtviehs zu reinigen u. anderes mehr. „Geh', zum Karlmetzger", fährt man fort, „oder besser gleich zum Bräuer ins Hotel, da wirst du es wohl bekommen." Statt des Gewünschten erhält der Gefoppte dort Wein zu trinken, den der, der ihn geschickt hat, bezahlen muss. „Der April thut was er will"; weil Winter und Sommer im Kampfe liegen.

Beiden gerecht zu werden, legt man am ersten Ostertage Vormittag das Wintergewand und, wenn es schön ist, Nachmittag das Sommergewand fürs Kirchengehen an. Die schönsten Kleider aber wurden früher für Ostermontagnachmittag aufgehoben, um darin paarweis ins Gasthaus zu gehen.

Sonntag vor Palmsonntag sind die Rossschelm (Rossdiebe) zur österlichen Beichte gegangen, sie verschieben die kirchliche Pflicht am längsten.

Am Osterfest wartet der Jünglinge ein hohes Ehrenamt, was sich früher niemand nehmen liess: Die Ehrenwache beim Allerhöchsten Gut, welches die drei Feiertage zum 40stündigen Gebet ausgestellt ist. Vier Jünglinge, einst in langen Bräutigamsröcken, knieen und beten rechts und links vom Altar, bis sie immer nach einer Stunde von anderen abgelöst werden.

Mit dem Grünen und Blühen allüberall erwacht von neuem das Verlangen nach einem Vorzeichen des Glücks; doch darf man es nicht suchen, man muss es finden. „A Vierklee hann i oft gfunden, kann sein i hann a Fünfklee â!" Alles Weibler — die haben weisse Zeichnung auf den Blättern, die Mannler sein ganz grün. Klee soll es mit Blättern bis zur Zahl der Apostel geben; aber die ungepaarten, ungleichen bringen Unglück. Die Madergitsche hat einmal ein Neunklee gefunden und es dem Vater gebracht; doch da hat sie bald rêren (weinen) müssen."

Ob ein Vierklee Glück brächte, hat ein Mädchen an einem Kirchtag versucht. An diesem finden Verlosungen statt. Ein mit bunten Maschen (Schleifen) geputztes Lämmchen steht neben der Wirtshausthür und manches andere Best (Gewinnst) liegt im Hause bereit. „Geh", sagte das Mädchen zum Knecht, „thu's Kleinet eini" (zahl den Einsatz, um etwas zu gewinnen). Er wollte nicht. „Oft hab ich", sagte er, „das Kleinet eingethan und noch nie etwas gewonnen." Als sie mit einander auf den Kirchplatz kamen, hat sie ihm heimlich ein Vierklee hinter das breite Brustleder geschoben und dann wieder angehebt: „Thu's Kleinet eini", und sie gab nicht auf. „Wenn du denn garnicht aufgiebst, meinetwegen", sagte er und that, was sie wollte. Es hat nicht lang gedauert, da hatte er das Best' vom Schalterer[1]).

„Ich hab' schon e G'spure" (Spur, Anzeichen), fängt der Bauer an, die Magd ôzuföpplen (anfoppen), als sie mit dem Knecht heimkommt. Mit dir geht es wie mit der L. (die eben geheiratet hatte, du willst auch heiraten). „Irren thust du dir himmelweit", antwortet sie zur Abwehr", doch er fährt fort: „Ich hab' a kariose Uhre (die es mir anzeigt) die täuscht mich nit." Und Lachen erfolgt.

Wieder ein anderer fragt, ob der Bewusste der M. wäre, ein Reicher. „Den möcht' ich nit, und wenn er einen Wiesbaam von Gold nach sich zög, wenn ich ihn drei Tag aus Gold ausgraben müsste. Sieht er mit einem Aug, weiss man nit, wo das andre umanand fährt (er schielt). Er hat den Vater gar um die Mene (Philomene, des Mädchens Schwester) gefragt. Unsre Mene!"

„Wer mir nit zu Gesicht steht (gefällt), den heirat' ich nit" sagt eine andere. „Den liess ich mir nit hinter meinem Schatten stehn! Ich heirate einen schönen!"

1) Der, welcher die Verlosung beaufsichtigt.

„Iss aus einer schönen Schüssel, wo nichts drein ist", wird geantwortet und ihr auch spottend noch der Rat erteilt: „Madle, sei gescheit; heirat's kein Schneider, heirat's ein Praxer (einen Vorspannführer)[1]). Es geht ja viel wachser (stolzer)". — Auch der Bube hat sich zu wehren gegen Neckerei. „Die mag ich nit; sie ist rasse und hantig" (gesalzen und bitter). Und ein anderer hat zu einer Antwort gegeben: „Ich will den Stand (des Junggesellen) nit derreissen".

Einer hat zu einem Mädchen gesagt: „Ich kann dich gut leiden, hätt dich auch geheiratet; aber ich hab keinen Löffel für dich" (der gross genug wäre, sie ass ihm zu viel). Der G. hat sie dann wohl derköstet (ernährt).

Des G. Müllers Vater hat gesagt: „Ich möcht die Gitsche nit zum Weib; aber für den Bub, meinen Sohn, ist sie gut genug." Der Bohmeisterschneider hätte gern ein Mädchen geheiratet, aber weil er immer viel Geld ausgab, verlangten des Mädchens Leut, er solle erst 12 fl., das war damals ein grosses Geld, beisammen haben. Endlich und endlich brachte er 3 fl. zusammen, nachher wurde das Geld immer wieder weniger.

Am Weg zum Brenner steht ein Gehöft, in dem eine Gitsche bei drei Geschwistern ihres verstorbenen Vaters schon lange lebt. Vor ebbes 20 Jahren hat sie sich mit einem Buben versprochen, aber die Alten wollten die Heirat nicht. Seitdem wartet das Paar geduldig auf die Einwilligung und hält treu zusammen. Es sind schon rechte Leut'! Das müssen sie wohl sein, dass sie es in der langen Zeit nicht dahin gebracht haben, dass sie sich heiraten mussten. —

„Der will sein Geschwisterkind heiraten. Warum grade die? In der Freundschaft (Verwandtschaft) heiraten, heisst sterben oder verderben."

Aber bei den Tieren paaren sich Geschwister und es schadet nichts. „Wie können Sie von Menschen wie von Tieren reden! Der Mensch hat doch eine Seele" (Zenze)!

Ein Sterzinger liebte es, die Gitschen damit zu necken, er habe einmal vor dem heiligen Antonius ein junges Madl mit weit ausgebreiteten Armen knieen gesehen und es beten gehört:

> „O. heiliger Antonius, erbarme Dich mein,
> Eine Ader gehackt (zur Ader gelassen) oder geheirat' muss sein."

Die Pfaffen- und die Soldatenliebe (Liebe zu ihnen), sagt man, seien die ärgigsten.

Hier sind Soldaten durch und Mädchen ihnen nach, gar von Galizien. An der Lambse[2]) haben die Soldaten sie gerutet (mit Ruten geschlagen) und dann heimgeschickt und eins sollen sie verbrannt haben.

---

1) Aus der Zeit als nur erst Wagen und Pferde den Verkehr über den Brenner vermittelten. Ein Praxer hatte wenig Lohn, aber viel Trinkgeld, was meistens vertrunken wurde; er war daher immer in Not.

2) Der Name soll auch anderwärts vorkommen und bedeutet langgestreckter Bergrücken. Hier ist die Stelle der Brennerstrasse am Wassertunnel gemeint.

Von ganz andrer Gesinnung zeugen die Sprüchwörter:

Treue Liebe spricht nicht viel. — Lügen kann ich nicht, aber lieben. — Wie kann ich lügen mit dem Munde, mit dem ich bete? — Die Lunge im Hafen und die Liebe im Hause lässt sich nicht verbergen. — Der rechte Mensch muss nicht bei einem jeden Viertele Wein sein, nicht zu jedem Mädchen gehn. Die andern sein nicht fest.

Der Stolze spricht:

Drei Stund am Fenster stehn,	Das thut kein rechter Mann,
Das heiss ich betteln gehn,	Und steht mir auch nicht an.

Das ordentliche Mädchen kennt keine Furcht. Sie sagt's dem Buben schon, der ums Gassegehen fragt, dass sie nachts schlafen wolle. Kommt er dann doch, lässt sie ihn rufen und bitten: „O, du mein herzg'päpplts, mein liebes Herzkäferle, Du!" und stundenlang Gassenreime hersagen: sie mahrt (meldet) sich nicht.

Und kommen mehrere, lässt sie die Tollm (Tölpel) schreien und lärmen, bis sie ausgelärmt haben und endlich abziehen. Auch geht sie für den Sommer allein auf die einsame Albe.

„Fürchten soll ich mich vor den Leut und bin von den Leut?" fragte die S. H. verwundert.

Eine solche „geht so stolz, dass sie wohl kein rohes Ei zertritt." Vom Eiertanz hergenommen, also dem Sinne nach, hochaufgerichtet und sicher. Macht sie etwas verkehrt, ruft sie erschreckt selbst: „O, hellichter Tag! bin ich dumm", und passt besser auf. Selle Mädchen, die auch von der Arbeit und sonst was reden, nicht lei gausen (kokettieren), sein schütter (selten) im Dorf.

Arbeit und Gottesdienst führen zunächst die Jugend aus dem Elternhause, das Mädchen kaum weiter als diese es fordern. Achtlos geht es dabei selbst an ganz nahe gelegenen Orten vorüber. „Warum sollte ich in Strassberg oder Steckholz gewesen sein? ich hatte ja dort nichts zu thun" (Zenze). Dann, wenn sie einen Weg gehen muss, und sei es die jüngste Gitsche und finstere Nacht, erschrickt sie nicht; denn sie geht nicht aus Wunderlichkeit (Neugierde).

Wie die Jugend in der Weite arbeitet (Unsere Zeitschrift IV, 108). An der Sterzinger Bahn sahen wir junge Leute grössere Holzmassen zum Weitertransport einliefern.

Es waren grosse, stattliche Burschen, von blühender Gesichtsfarbe und entschieden germanischem Typus. An ihnen fiel uns aber noch besonders auf, dass sie mit schweren Ketten behangen waren. Mehrmals um den Nacken geschlungen, reichten diese bis auf die Oberschenkel herab — die Ketten, mit denen sie die grossen Baumstämme zusammengeschnürt hatten. Unwillkürlich gedachten wir der auch uns einst in der Schule erzählten Sage von den alten Deutschen: Sie legten sich Ketten an, wenn sie die

heiligen Haine betraten, zum Zeichen, dass sie das Höchste, was sie besassen. ihre Freiheit, den Göttern zum Opfer brachten.[1])

Junge Männer führen Gerichtsverhandlungen, meistens wegen Raufereien, auch weiter, nach Brixen, ja bis Bozen. Ihr Leben wird reicher durch das Erlernen eines Handwerks neben der Bauernarbeit und der Teilnahme gleich den Verheirateten an Scheibenschiessen, Musik und Feuerwehr.

Weiter in der Welt herum kommt der Soldat, Schütze und Kaiserjäger, den mitten aus diesem Kleinleben die Pflicht gegen Kaiser und Vaterland ruft.

Misst der Holzknecht seine Kraft und Geschicklichkeit an den leblosen Baumstämmen, so versucht der Kaiserjäger den gestählten und geschmeidigen Körper im Ranklen mit den Kameraden.

Zwei Burschen umgehen sich in gebückter Stellung, jeder leicht die eine Hand auf die Schulter des andern gelegt, während die freie Hand den Kameraden zu fassen und zu Boden zu werfen sucht. Die Bewegung, zuerst eine spielende, steigert sich schliesslich bis zur höchsten Anstrengung und Kraftäusserung.

Als wir in Innsbruck einem Feste der Kaiserjäger beiwohnten, stellte ein Offizier einen jungen Soldaten den Zuschauern vor, indem er sagte: Ich mache Sie darauf aufmerksam, dies ist der grösste Rankler aus ganz Tirol.

Mit Stolz erzählte hier ein Bauer, der bei diesem Regimente gedient, Napoleon I. habe gesagt, mit den Tiroler Kaiserjägern, den ungarischen Husaren und seinen Offizieren fürchtete er nicht die Welt.

Wie der Soldat aber auch andrer Verdienst zu ehren weiss, davon sprach die Zenze. Einmal haben vier Soldaten auf unserm Ofen übernachtet. Einer, ich seh' ihn noch, dort lag er an der Wand und da schaute sein rotbackiges Gesicht herunter, es war von den Klosterfrauen die Rede, und da sagte er: „Wenn ich einmal zum Himmel gehe und eine Klosterfrau geht hinter mein (mir), d. h. eine von den Barmherzigen, so gehe ich nicht voran, sondern lasse ihr den Vortritt.“ —

In die Berge versteigt sich am höchsten der schneidige Bursch, der mit der Büchse geht. Er trotzt der Gefahr. Will der nackte Fuss auf schiefem Fels nicht haften, es giebt allm noch ein Mittel, er schneidet sich in die Sohle, dann haftet sie besser durch das aus der Wunde sickernde Blut. Kerngesund ist der Wildschütz und träumt er nachts vom Jagen, so kann er fliegen, wenn der Gensdarm ihn sieht. Er fliegt über die Felsen aussn.

Der letzte Hirsch ist auf dem Giggelberge (über Gossensass und Schelleberg) anno 1811 geschossen, Rehe sind ausgetilgt, auf zehn Wilddiebe kommt ein Hase; doch Gamsen giebt es noch genug.

1) [Eine dunkle Erinnerung an Tacitus Germania c. 39.]

„Der Müllerbub aber schiesst keine Gamse, nicht genug abstrapaziert ist er darauf. Es kann einer ein guter Schütze sein in der Ebne und in der Höhe nicht treffen. Die Entfernungen sind dort anders mit dem Auge zu messen als am Land, sagte der Huis. „Er ist auch in die Berge gegangen, wochenlang umsonst, ohne eine Gemse zu schiessen. Das thut die Freude (an der Sache) beim Menschen.“

„Der Kaiser sollte g'scheit sein und das Jagen den Bubn lassen, die Soldat werden müssen, dass sie die grössere Freude daran hätten.“ (Zenze).

S'Gams'l auf dem Berg ist ein lustiges Kunter;
Ein trauriger Buab macht kein Madele munter!

Von dem Leben ganz in der Freie erzählt ein altes Gedicht: Der Gamser (Gemsjäger). Von diesem, was früher nur Wenige gekannt, jetzt vielleicht nur noch Einer wusste, hörte ich lange reden, ehe ich es selbst zu Gehör bekam. Es folgt als Anhang No. 3.

Und von dem Leben eines Soldaten in der Fremde, der seiner Heimat gedenkt, berichtet ein beigegebener Brief. (Anhang No. 2).

Die Alten müssen alle sterben und die Jungen können sterben.

„Auch der beste Steiger derfallt und der beste Schwimmer dertrinkt.“ Die unvermutet herabdonnernde Lawine, die plötzlich anwachsenden Wildbäche reissen sie mit sich in die Tiefe.

In Tulfers bei Sterzing sind 12 Burschen zum Heuziehen gegangen. Vier kamen unter die Lane (Lawine), zwei waren tot. Als die übrigen zurückkehrten, hat man sie gefragt, wie es gegangen wäre. „So mitterle (mittelmässig), antworteten sie, zwei sind tot.“

Ein Bauer machte Taxen (hackte Fichtenzweige klein) im Walde. Es kam ein kleiner Beisswurm (Natter) und leicht schlug der Mann ihn tot mit dem ausgespazten (abgehauenen) Feichtenast; schnell kam wieder einer, es kamen immer mehr, dass er sie nicht mehr derschlug; dann kam ein ganzes Rauschen, dass er von der Taxenbank[1]) fortlaufen musste, um nicht umzukommen.

Ein Knecht lag in (den letzten) Zügen und konnte nicht sterben. „Was ist das“, fragte der Geistliche, „hat er vielleicht das Vieh gequält?“ — „Ja, das hat er“. — „Dann werden wir es bald haben, holt nur das Joch; er muss mit dem Joch geschlagen werden.“ Nur ein klein wenig haben sie ihn damit berührt, da war der Mensch tot.

Ein Anderer lag schwer danieder und wollte nicht sterben. Des alten Gröbners Vater kam zu ihm und sagte: „Sei froh, dass du in Zeiten (jung) sterben kannst! Haust du nicht auch lieber einen jungen, starken Baum um als einen alten? So hat es der Herr auch mit Dir.“ Da starb der Bursche gern.

1) Die Holzbank, auf der die Äste klein gehackt werden.

Kommt ein Dörcher (durchziehender Kärrner), der den Typhus oder sonst eine erbliche (ansteckende) Krankheit gehabt hat, ins Quartier und zündet er (steckt er) das ganze Haus an; selbst der Mutter hilft ein guter Auswaschler (Abführung) zur rechten Zeit, doch die Gitsche erliegt der Krankheit.

Auch die junge, barmherzige Schwester, die immer bemüht ist, andern das gefährdete Leben zu erhalten, wird nur zu oft bald ein Opfer ihres schweren Berufs, dem sie selbstlos nachgeht, wo und wie die Kirche es will.

Was die Kirche dem Bauern ist, „für den eine deutsche Nationallitteratur noch nicht geschrieben und der sich nicht erquicken kann in dem Stahlbad wissenschaftlicher Studien“, erläutert W. H. Riehl in seinem Werke von der Gesellschaft noch mit folgenden Worten: „Nicht bloss die specifisch religiösen Bedürfnisse muss ihm die Religion und der Kultus befriedigen, sondern auch für jene ganze Summe geistiger Anregungen der Gebildeten einen Ersatz bieten. Die Dorfkirche ist nebenbei auch des Bauern einziger Kunsttempel. Wenn ihm jenes die Sitten mildernde civilisierende Element, welches der Gebildete in tausend Erscheinungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens findet, in religiösen Formen nicht geboten wird, wo soll es ihm dann zu teil werden?“

Zu hoher Festzeit für das Dorf gestaltet sich der Aufenthalt der Bussprediger, die alle 10 Jahre kommen, 8 Tage bleiben und dreimal täglich predigen. Tagewerkerinnen nehmen nicht leicht Arbeit während der Zeit an, und auch Dienstboten suchen sich für diese Gottesdienste ganz frei zu machen.

Die etwas schwache M. Z. sagte: „Man muss die ganze Krippe (Knochengestell) zusammennehmen, dass der Kopf es derleidet“; aber auch sie hielt bis zuletzt aus.

Was die Herren predigen, wird mit Lebhaftigkeit aufgefasst und weitererzählt. So hörten wir gelegentlich von ihrem vorletzten Hiersein: der erste Herr predigte, dass man des Todes eingedenk sein solle, der zweite, dass die Hölle gewiss wäre, und ähnliche Themas reihten sich an, bis der Zuletztredende von den Seligen sprach. Auch nachfolgender Erzählung wurde gedacht:

Ein Bursche und ein Mädchen hatten Bekanntschaft mit einander, sie hatten sich sehr lieb und lebten, als wenn sie verheiratet wären. Darauf wurde das Mädchen schwer krank und ging zurück zur Mutter in die Heimat. Hier beichtete sie dem Pfarrer ihre Sünde und erhielt Vergebung. Ihre Krankheit nahm zu, sie zehrte so ab, dass nichts als Knochen von ihr übrig zu sein schienen, ja, man hätte glauben müssen, sie wäre tot, wenn sie sich nicht noch gerührt hätte. Da bat sie eines Tages ihre Mutter, sie möchte doch den Burschen, mit dem sie gesündigt habe, kommen lassen, damit er sie sähe und sich vielleicht auch bekehrte. Die Mutter that ihr den Willen; sie hiess ihn kommen, und er kam. Kaum

trat er an das Bett der Kranken, so schrie diese laut auf: „Du warst mein Liebster und du bist mein Liebster!“ streckte die abgezehrten Arme nach ihm aus, schlang sie fest um seinen Hals und starb so — in der Sünde! Umsonst war alle vorangegangene Reue. Sie ist verloren, auf ewig jetzt in der Hölle, aus der es keinen Ausweg giebt.

„Die Leut', die nicht das Rechte thun, sind am meisten zu derbarmen; die allm (immer) recht thun, haben es gut“, sagte hierzu die M. Senn aus Mareit.

Von der diesjährigen Unterweisung der Jungfrauen, der Gitschelepredigt, erzählten sich die Mädchen, der Herr habe angehoben: „Anders als die Jungfrauen kann ich Euch nicht nennen, wenn ihr es auch nicht verdient“, und dann weiter geprediget: „Die Mädchen laufen den Buben nach und die Buben den Mädchen über Berg und Thal. Lauft nur der Hölle zu, lauft nur alle eini! Jetzt rêrt ihr, als wollt ihr Euch die Augen ausrêren, und seid Ihr vor der Kirchthür, wo die Buben stehen, heisst es: „Hans, wir bleiben die Alten!““

Anhang 1.

Der Hansl schreibt an seine Moidl ein ganzes Getoas (Getöse, Gerede). „Wie der ist, giebt es keinen zweiten. Er spart, trinkt nicht und wenn einer krank ist, geht er für ihn, und wär es sein Feind, über drui Fuir aus.“

Wie ein solcher Bursche schreibt, hat die Moidl (ein Mädchen aus Mareit bei Sterzing) nach dem sie lange darüber „gekopft“, aus zum Teil selbst erhaltenen Briefen im nachfolgenden Scherzbrief an ihre Freundin, als wäre sie ihr Loeter (Geliebter) zusammengefügt.

Gossensass.

Herzliebste meines Herzens!

Ich ergreife Feder, Tinte und Papier,
Herzliebste, ich schreibe Dir.
Ich schreibe Dir kurz und klein.
Dass unsere zwei Herzlein
Beisammen sollten sein.
Kaum hab ich Dich gekannt,
So war mein Herz entbrannt.
Teuerster Schatz meines Herzens, ich mache Dir
Zu wissen, was die allzugrosse Liebe thut treiben:
Den ganzen Tag thut keine Stund vergehn,
Dass ich mich nicht thue auf Dich verstehn.
Herzgeliebte meines Herzens, mein Lieben ist so fest wie Stahl und Eisen,
Dass es niemand kann zerreisen.
Keine Apotheke wär im Stand es zu beschreiben.[1])
Ich hoffe auf Erden
Von Dir geliebt zu werden.
Herzgeliebte meines Herzens, lieb mich allein,

1) Weil in der Apotheke so viel geschrieben wird.

Lass Dir kein andren lieber sein.
Wenn ich hätte Dausend Leben,
So wär ich jederzeit bereit für Dich es zu geben.
Für Dich zu sterben wär mein Freud.
Jenseits unter dem Grabe werd ich Dein Geliebter verbleiben.
Herzgeliebte meines Herzens, es giebt zwar Herzen gross und klein,
Nur das Deinige soll mein Eigen sein.
Herzgeliebte, die Augen sind die Feder, die Wangen das Papier,
Die Thränen sind die Tinte, so schreib ich von Herzensfreud ein Brieflein [zu Dir.
Hier in diesem Brieflein kannst Du lesen,
Dass ich Dich nicht kann vergessen,
Mit Dir will ich vereint sein;
Keine Andre lieb ich als Dich allein.
So lang ich leb, so lieb ich Dich,
Wenn ich stirb (sterbe), so bet für mich.
Herzgeliebte meines Herzens, hier in diesem Brieflein liegen begraben
Drei schöne Buchstaben:
Der erste ist von Silber und Gold,
Wie sich mein Schatz verhalten sollt;
Der zweite ist von Samt und Seiden,
Alle Andern sollst Du meiden;
Der dritte ist von Edelstein,
Kein Mensch ist mir lieber als Du allein!
Ich schick ein Brieflein zu Dir, weil ich nicht bei Dir sein kann,
So nimm dieses Brieflein für mich an.
Sei immer still, rede von unserm Lieben nicht
Und lüg ihnen von Andern ins Gesicht.
Was ich wünsch, was ich denk, zeigt in dicken[1]) Blumen sich,
Lebe froh und denk an mich.
Wenn Du auf mich wirst denken,
So will ich Dir dieses Brieflein schenken.
Dieses Brieflein schick ich fort,
Es gehört an jenen Ort,
Es gehört an jenes Haus,
Worin meine Herzliebste geht ein und aus.
Teuerste meines Herzens, ich lieb Dich so fest
Wie der Baum seine Äst,
Wie der Himmel seine Sterne
So hab ich Dich gerne!
Jetzt muss ich mein schlechtes Schreiben schliessen,
Sonst möcht Dich das Lesen verdriessen.
Schlecht ist's schon geschrieben, aber gut hab ichs gemeint;
Die Hand hat gezittert, das Aug hat geweint.
Meinen Namen thu ich auf dem Papier nicht nennen;
Der Dich so herzlich liebt, den wirst Du schon kennen.
Hundert Dausent Grüsse von Deinem Herzgeliebsten.
Lebe wohl aufs Wiedersehen.

Brieflein fliege hin, hoch und nieder,
Und bring mir von meiner Geliebsten eine Antwort wieder.

---

1) Gepresste auf dem Briefbogen und Couvert.

Anhang 2.

Brief eines Knechts an seinen Bauern.

Trient, den 13. November 1892.

Liebster Michael!

Schon oft dachte ich an Dich und habe nie Zeit gehabt Dir etwas zu schreiben, jetzt liess es die Zeit zu, dass ich Dir meinen Lebenslauf darbringen kann.

Sonst geht's mir ganz gut, ich bin Gott sei Dank gesund, wie ich auch von Dir hoffe.

Lieber Much sage mir, wie Du's mit den Weiberleuten hast, ob Du noch ledig bist oder nicht, ich bin schon halbs verheiratet, Menscher gibt es im Trient sehr viele, die eine weiss die andre schwarz und sind alle sehr bereit auf einen Soldaten, denn ich brauche keine, weil ich keine Zeit dazu hätte, bei Tage heisst es exerzieren, die Nacht thue ich gerne Schlafen. Denn das Exerzieren ist sehr streng, schon lieber bei Dir drei Jahr umsonst arbeiten.

Das Geld geht hinaus, dass man's gar nicht gewahrt, das Essen ist alles sehr teuer. Das Trinken war etwas billiger, der Wein ist das Viertele 4—6 Kreuzer, das Gassegehn brächte man billiger aus wie bei euch, weil das G'söff auch billiger ist.

Liebster Veit! (Knecht beim Bauern.)

Wie geht es Dir, das lag mir schon lang im Sinn. Werde Dich nicht vergessen, jeden Tag dachte ich an Dich und auch an diejenigen, mit denen wir uns behalten haben, mir ist zeitlang um Euch; denn im Trient war es auch ganz schön, aber man ist mit einander bekannt, als mit dem Komis (Soldatenbrot).

Liebe Heiserin! (Häuserin beim Bauern)

Wie geht es Dir, bist Du auch noch ledig oder nicht?

Liebsten Freunde! Bleibt alle gesund, wie ich's im Sinn habe, dann werden wir uns alle mitsammen gut unterhalten, wenn ich zurückkomme, dann werde ich in Deinem Hofe wieder arbeiten.

Neues gibt es weniges, es kommen sehr oft grobe Raufereien vor.

Mit sehr, sehr vielen Lieblichen und herzlichen Grüssen vier euch und vier die Huiseler und der Dirn und Gruss für Bruder Johann.

Die Adresse: An Herrn Christian Fleckinger
Kaiserjäger II. Beim 44 Kompanie in Kastel Trient.

Ich bitte gleich um eine Antwort.

Der Christel hat es (das Geld) überall zu kurz, immer viel zu viel vom Alten (gebrauchtes, ausgegebenes Geld), sagte sein Bauer, an den obiger Brief gerichtet war und schickte dem früheren Knecht 5 Gulden. Darauf kam dessen Dankbrief und gleichzeitig der Neujahrswunsch:

Glückseliges, neues Jahr, Gesundheit und wahre Zufriedenheit, auf dieser Welt und in der Ewigkeit.

Anhang 3.

Der Gamser (Gemsjäger).

1. Die Gamsler sein schwarz und braun,
Sein recht lieb anz'schaun,
Wenn du s' schiessen willst,
Musst du di auchn traun.
Sie sein noch so g'schwind,

2. Wie ich eins hab g'schaut,
Sein's zweiundsechzig g'wesn.
Sie gingen über die Schneid,
Hat mich von Herzen g'freut.
Hab ich zug'klahnt (geklettert),

3. S' Gamsl ist schon troffn,
'S hat mich nicht b'trogn,
I hab durch's Feuer g'sehn,
Sein die Haar aufg'flogn.
Die Sennrin steht herfür
Vor der Kaserthür.
Sie hat ein Juchzer
Auffer'than zu mir.

4. S' Gamsl ist schon mein,
Kann nicht anders sein.
Sennrin hört den Schuss,
Es ist ihr kein Verdruss.
Ist er mei der Bue,
Kehrt er bei mir zu:
Schlafen kannst bei mir
Bis in der Fruh!

5. D' Sennrin hat nicht g'traut,
Sie hat schon öfter g'schaut;
'S Gamsl sieht's mich tragn,
Traut ihr's nicht z' fragn.
Bin vom Schiessen schwarz,
Und d' Händ sein voller Blut.
Hat mich ninderst kennt
Als grad am Hut.

6. Bald sie den Hut hat kennt,
Ist sie glei d'unner g'rennt.
Sie nimmt mich bei der Hand
Und führt mich nach der Wand,
Nimmt mir's Gamsl weg
Und hat mir's gut versteckt:
Därfst nicht sorgen Bue,
Mir sein auf in der Fruh.

7. Bin in der Kaser ein
Und hab a Milch in gessn,
Da sein i und d' Sennrin
Schön beianand g'sessn.
Sie macht a Rahmmus g'schwind,
So g'schwind als 's hat könnt,
Und dass ich Hunger han,
Das kennt's mi an.

8. Bald der Tag grawelt hat,
Hat mich d' Sennrin g'weckt,
Da hab ich wieder
Auf mei Gamsl denkt.
O Bua, so lass Dir Zeit,
Du thust's ja doch noch leicht;
D's Gamsl ist nicht schwer,
Kannst schlafen a.

9. Ich pack mei Gamsl auf
Und geh bei da Kaser aus.
D' Sennrin giebt mir's G'leit
Und hat mir's Wegl g'zeigt.
Behüt di Gott, mei Bue,
Und kehr bald wieder zu!
Aft hats ein Seufzer than
Und schaut mi an.

10. Kleine Kugeln giessen,
Kleine Gamsler schiessen,
Junge Dianler lieben,
Mir müssen's all's probieren.
Bald mir jung thun sein,
Schaun mir um e G'schärr [1]),
Bald mir alt thun sein,
Ist gar nix mehr. [2])

(Das Lied ist mit einigen Abweichungen dasselbe wie No. 176 in „Deutsche Volkslieder aus Steiermark", herausgegeben von Anton Schlossar. Innsbruck 1881).

1) Eine Schaar Kinder? (Schererei, Plackerei: Schöpf, Tirolisches Idiotikon, S. 602.)

2) Das Gedicht ist von dem 86jährigen Bauern Johann Koller diktiert. Er sang noch folgenden Vers, der aber auch zu neueren Liedern als Schluss gesungen wird:

Ich bin kein Zillerthaler,
Bin kein Reichenhaller,
Bin der Bauersohn
Vom dürren Stein.
Schöne Sennrin lieben
Statt der Unterdirn,
Das, hat der Pfarrer g'sagt,
Das därf man schon.

Gossensass.

Der Kobold in nordischer Überlieferung.

Von **H. F. Feilberg.**

(Schluss von VIII, 146.)

9. Wo Kobold und Menschen unter einem Dache leben, ist dem nicht leicht zu entgehen, dass Reibungen eintreten und gegenseitige Neckereien vorfallen, über welche, wie sie in nordischen Sagen erzählt sind, ich mich kurz fassen kann.

Der Niss erschreckt die Dienstboten, indem er sich in die Gestalten verschiedener Haustiere verwandelt; er lässt sich fangen und reisst sich am Ende mit einem masslosen koboldischen Lachen los und verschwindet. Der Gast auf dem Bauernhofe versucht lange vergeblich sein Pferd zu ergreifen, und wenn es ihm gelingt, ist es der Niss (Kr. Sagn II, 83, 161). Anderswo duldet der Niss keinen Fremden im Hause während der Nacht, und als einst ein solcher im Bette neben dem Stallknecht schlief, erschien der Niss als ein grosses Füllen und beschnupperte ihn, bis der Knecht erwachte und sprach: „sei artig, Niss!" dann schlich er sich davon. Er und der Stallknecht waren nämlich gute Freunde[1]). — Bald steht eine Kuh, bald ein Ochs zu viel im Stalle, und wenn die Magd am Abend der kalbenden Kuh zusehen will, findet sie das Kalb ganz schleimig und eben geboren hinter der Kuh auf der Diele. Sie müht sich vergeblich ab, das grosse Tier wegzuschleppen, bis ihr der Niss mit lautem Lachen aus den Armen entschlüpft[2]). Er grunzt wie ein Schwein, fährt wie ein Windhund aus dem Bette, wenn der Bauer hineinspringen will.[3]) Wenn der Knecht einen Arm voll Heu für das Vieh nehmen will, ergreift er die zottigen Ohren eines Hundes und sieht zwei glühende Augen ihm entgegenstarren.[4]) Auch geht er wie ein grauer Kater um, sitzt wie ein solcher auf dem Widerrist des Pferdes[5]), und wenn der Knecht spät abends oder früh morgens ausgeht, kann er einen grauen Widder antreffen, der quer über der Steige hangend weder vorwärts noch rückwärts kommen kann. Er versucht auf jede Weise dem armen Tiere zu helfen, bis der Niss mit einem gellenden Lachen aufspringt und fortrennt.[6]) Bald bindet er alle Kühe im Stalle los, bald hält er das Heu zurück, dass es der Magd unmöglich ist, auch nur einen Halm loszumachen; plötzlich lässt er

---

1) Krist., Folkem. III, 74, 100.

2) Krist., Sagn II, 85, 171 f. 170. 70, 117. 162 f. Storaker Till. s. 16 (N.), Wigstr. II.

los und die arme Magd stürzt rücklings zur Erde, oder sie findet etwas zottiges, das ihr wie ein Büschel Wolle vorkommt, welches sie in ihrer Schürze forttragen will. Lachend hüpft der Niss aus der Schürze (N.).[1])

Oft sind die Neckereien des Niss sehr unschuldig z. B., wenn er den Stallknecht mit Häckerling bewirft, oder wenn es ihm gelingt, die Hausmagd zu veranlassen, beide Strümpfe auf einen Fuss anzuziehen. Er macht bisweilen, dass Leute längere Zeit irre gehen, oder trägt ein Pferd über eine Mauer in die Heuscheune hinein. Der Hausknecht beleidigt ihn, er zieht ihm die Nase während des Schlafes lang, dass sie über den Mund hinabhängt, ist aber gutmütig genug seinen Schabernack wieder gut zu machen.[2]) Er zieht das Bettzeug von Knechten und Mägden[3]) weg und verbirgt es, und er verträgt ziemlich derbe Neckereien seitens der Dienstknechte, ohne ernstlich zu zürnen. Eines Abends sass der Niss in der Giebelluke, unten lag der Kettenhund, und Niss amüsierte sich damit, dass er seine Füsse dicht an die Nase des Hundes hinsetzte und dann wieder schnell zurückzog. Der Knecht, welcher das unmässige Bellen des Hundes hörte und bald die Sache entdeckte, schlich sich leise hinter den Niss hin und versetzte ihm einen Fusstritt, dass er zum Hunde herunterfiel. Hund und Niss sind einander spinnefeind, und übel zugerichtet, entschlüpfte zuletzt der Niss. In Varianten dieser Geschichte ist es ein Gespenst, zu welchem der Niss hinuntergestossen wird.[4]) Natürlich geht dies nicht ungerächt hin, das versteht sich von selbst, und der Knecht erwacht den nächsten Morgen nackt auf dem Brunnenschwengel, oder auf einem losen Brette über dem Brunnen, oder in einem Schneehaufen, auf dem Eise des Sees, im Wasser, an den Zähnen einer Egge, oder er findet sich an den Beinen aufgehangen.[5]) Wo zwei Mägde, eine gross, die andere klein, in einem Bette schlafen, kann es ihm einfallen, eine ganze Nacht hindurch zu versuchen ob er sie nicht gleich lang ziehen könne.[6])

Der Niss ist ein sehr gefährlicher Gegner, wenn er im vollem Ernste zornig wird. So verschwand der Stallknecht eines Hofes spurlos und erst nach Verlauf eines halben Jahres wurde er tot, beinahe verwest, zwischen zwei Latten der Heuscheune eingeklemmt gefunden. Das war natürlich das Werk des Niss. Ein anderer Knecht wurde geradezu von ihm erdrosselt, und der Hausmagd, die ihn zu necken versuchte, erging es nicht besser. Da sie vom Niss verfolgt wurde, kroch sie in den Ofen hinein, schlug ein Kreuz vor dem Loche und legte sich, nachdem sie ihre Schürze

1) Faye s. 42.

2) Kr., Sagn II, 64, 99—101. 104. 155. 159. Folkeminder VIII, 91.

3) cfr. Revue d. Trad. pop. II, 78 (England).

4) Krist. Folkeminder III, 79. 98. 102. Efterslät S. 105. 135. Thiele II, 273. Wigstr. II

umgekehrt hatte, zur Ruhe. Der Niss aber schlüpfte durch das Zugloch hinein und drückte die Magd tot.[1])

Noch ein Motiv füge ich hinzu, worin der grobkörnige Scherz des Bauers zu sehen ist. Die Magd müht sich mit dem Fortschleppen des neugeborenen Kalbes umsonst ab, am Ende zeigt sich der Niss, und springt laut lachend fort. Die Magd aber dachte bei sich selbst: „mit dir werde ich wohl fertig werden!“ und als sie das nächste Mal in den Stall hineinging, warf sie den Unterrock über den Kopf und schritt gebückt rücklings in den Stall hinein. Da der Niss die wunderliche Gestalt mit dem dicken Kopfe gewahr wurde, erschrak er dergestalt, dass er aus dem Hofe floh und nimmer zurückkehrte.[2])

10. An einem Geschichtlein kann ich nicht ganz vorübergehen. Der Bauer war über den Schabernack und die Neckereien des Niss unwillig und er entschloss sich zum Umziehen. Als er alle seine Sachen auf den Wagen mit grosser Mühe geladen hatte und froh, jetzt mit dem Niss fertig zu sein, wegfahren wollte, steckte dieser laut lachend seinen Kopf aus einem Kübel hervor, indem er ausrief: „das ist lustig, heute ziehen wir um!“[3]) Die Sage scheint in Deutschland und England eine ziemliche Verbreitung zu haben.[4])

11. So viel vorläufig von den Hausnisser. Es giebt andere für andere Gebäude, so Kirchennisser, die im Turme wohnen, wo sie ein „Nest“

1) Krist., Sagn II, 72, 123, 141, 147. Folkem. VIII, 47, 90; die Dienstboten, welche den Niss beleidigt haben, müssen tanzen, bis ihnen Schuhe, Strümpfe, die Haut an den Füssen abgenutzt sind, Wigström II, 115, vergl. norweg. Sage von dem Mädchen, das vom Niss beinahe zu Tode getanzt wurde, oben S. 133. Er tötet das Mädchen, das ihn neckt, Revue d. Trad. pop. I, 143 (Bretagne).

2) Krist., Folkem. IV, 56, 69. Wigstr. II, 163; das Motiv findet sich in einem Märchen wieder, worin der Bauer dem Unterirdischen ein Tier zeigen soll, das er nie früher gesehen. Frau und Magd werden mit den Unterröcken über dem Kopfe an den Pflug gespannt und ziehen ihn rückwärts gehend, l. c. S. 281.; Kr., Sagn I, 451. Strackerj. I, 280. Knoop, Pomm. S., S. 74, zeigt die Frau dem Teufel den Hinteren, der ihn an den Mühlenstein, unter welchem er zerquetscht worden war, erinnerte; er verschwand. Ein Tier, das Satan nicht kennt, wird durch eine Frau zuwege gebracht, dadurch, dass sie sich nackt auszieht, den Körper mit Syrup bestreicht und sich darnach in einem geöffneten Federbette wälzt, Wolf, Niederl. Sagen S. 559. cfr. Pitré, Archivio I, 501; über die Bedeutung des nackten Hintern bei zauberischem Ritus s. Weinhold Z. Gesch. d. heidn. Ritus (1896) Sonderdr. S. 25, 26, 35, 45. Mélusine II, 185. III, 211.

3) Thiele II, 263. Krist., Sagn II, 100, 225—27. Mhoff S. 335, 449 (Hattstedter Marsch, Angeln).

4) Grimm, Sagen[2] I, 82, 73, Myth.[2] S. 480, cfr. 833, — III.[4] 148, 425; Kuhn Märk. Sagen S. 107, 103, Liebr. Gervas. S. 167; „we are flitting“ Hardwick Trad. S. 129. Hartland, Folk & Fairy T. S. 143 (Yorksh.), Nicholson, Yorksh. S. 80; Scott Demonol. S. 285; Grimm, Irische Elfenm. S. 93, 212. Folklore IV, 460; aus slavischer Bevölkerung: Veckenstedt

aus Fetzen, grösser als das eines Huhnes, haben. Sie sind kleinen Knaben ähnlich und können in den Schalllöchern der Kirchen an ihren roten Mützen leicht erkannt werden.[1]) Auf den Schiffen finden sich Schiffsnisser, sie begleiten das Schiff, wo es hinsegelt. Solange der Niss an Bord bleibt, hat es keine Not. Strandet das Schiff, was wohl geschehen kann, verteidigt er dasselbe gegen Stranddiebe; begegnen sich Schiffe auf der hohen See, rufen sich die Nisser an wie die Kapitäne. Gegen Sturm lärmt er in dem Lastraum. Als einst der Schiffer ruhig an Bord im Hafen schlief, wurde er kurz vor seiner Abreise durch einen kleinen Mann erweckt: „vor dem grossen Anker darfst du nimmermehr liegen.“ Der Schiffer wusste, was er zu thun hatte, tauschte den grossen Anker gegen einen andern um, und als jener in der Schmiede geprüft wurde, zerbrach er. Verlässt der Niss das Schiff, ist es ein sicheres Zeichen des drohenden Untergangs.[2])

12. Die oben dargestellte Sagengruppe kann als ein Ganzes betrachtet werden. Der Niss erscheint als der freundliche Hausgeist, aufmerksam, hilfreich, dienstwillig, jähzornig aber bald wieder gut und reuevoll; beleidigt, rächt er sich ernstlich. Von seinem Verhalten der Kirche und dem Christentum gegenüber, ist gar keine Rede gewesen. Nun giebt es eine andere Gruppe von Sagen, die es kund werden lässt, dass er christlich „missliebig“ ist, und nicht gut in rechtgläubiger, wohlgezogener, kirchlicher Gesellschaft geduldet werden darf. Es spiegeln diese Sagen gewissermassen das böse Gewissen des Volks ab, das christlich erzogen alte heidnische Gottheiten nicht fahren lassen will.

„Der Niss ist kein gutes Wesen“, sagt die Fischerfrau, „ob er auch der gute Niss (Goaniss) genannt wird. Ihn im Hause zu haben ist nicht so schlimm, als mit dem Bösen einen Bund schliessen; gross ist aber der Unterschied nicht.“[3]) (S.). Da Gott die gefallenen Engel aus seinem Himmel stiess, fielen sie auf die Erde hinab, einige auf Berge und Hügel, die wurden das „Hügelvolk“ (Bjärgfolk), andere in Wälder und auf Wiesen, aus ihnen kam das „Ellefolk“ (Elben), andere wiederum auf Dächer und in die Häuser, das sind die Nisser[4]) (D.). Da der Niss auf dem Boden den Namen Jesu hörte, fuhr er mit solcher Gewalt fort, dass die Giebelmauer einstürzte.[5]) Wo ein Kreuz auf die Stallthür gemalt ist, kann er nicht hinein, muss durch die Mauer hineinbrechen, um eine Kuh hinauszuziehen, aber nach dem Hahnenkraht vermag er wie andere böse Geister nichts. Das Feuer darf man am Weihnachtsabend nicht bekreuzen, der

einem Rittergute hatte der Niss seinen eignen Raum. Ein Kastellan wurde angestellt und wählte trotz vielen Warnungen eben diesen für sich, er kümmerte sich um nichts, zog in das Zimmer ein, und da der Niss in der Stille der Nacht seinen Schabernack um sein Bett her anfing, erhob er sich auf dem Ellenbogen, schlug ein Kreuz für sich und sprach: „Im Namen meines Erlösers befehle ich dir, wer du auch sein mögest, diesen Platz zu verlassen, so lange ich hier bin. Meinetwegen kannst du zurückkehren, wenn ich fort bin!" Er hörte alsbald ein Gepolter im Zimmer, den dumpfen Schall von einem Falle und alles wurde stille[1]) (D.). Der Niss von Taftegaard ist der letzte, der Samsö verlässt und er sagt beim Abschiede: „wir können hier wegen eurer Kreuze und des grossen „Dingsda" in eurer Kirche nicht länger bleiben!" Mit diesen Worten zog er nach Norwegen aus, dort leben noch viele Nisser.[2]) Als die Glocke einer Kirche auf Anholt zum erstenmale geläutet wurde, zogen die Nisser scharenweise, laut weinend nach den Hügeln und sprachen bei den Zwergen im Zwerghügel ein. Die meisten zogen nach und nach wegen des Glockenklanges aus, einer blieb zurück, er wurde oftmal auf einem Hahnenbalken sitzend gesehen, immer weinte er. Am Ende ertränkte er sich im Moor. Auch der Kirchenniss verlässt seinen Turm, wenn die Glocken geläutet werden.[3]) Anderswo wird es so ausgedrückt, dass ihnen der Glaube zu stark wurde, sie müssten in das Heidentum ausziehen.[4])

Er wird auch geradezu einer vom Volke des Teufels genannt und von ihm gesagt, dass er Butter in der Grütze haben wolle, um darin die Seelen derer, mit welchen er in Verbindung gestanden, zu braten.[5]) (D.) Diese Äusserung scheint wenig volkstümlich zu sein. Sie erhält vielleicht ihre Erklärung durch Nebenstellung ähnlicher Sagen. Irgendwo in Schweden wurde alle Tage Essen für die Tomter auf den Ofen hingesetzt. Dies gelangte zur Kenntnis des Ortspastors, welcher den Leuten beweisen wollte, dass es solche Nisser gar nicht gäbe. „Wie geschieht es dann", fragte die Hausmutter, „dass die Speisen immer verschwinden?" „Das will ich euch sagen", antwortete der Pastor, „der Teufel sammelt das Essen, das ihnen hingesetzt wird, in seinen höllischen Kessel, darinnen er gesonnen ist eure Seelen auf ewige Zeiten zu kochen."[6]) (S.).

Eine entsprechende Erzählung aus Norwegen gebe ich in kurzem Auszuge. Ein Student ist wegen anhaltenden Regens bei einem Bauern

Rahmgrütze gedeckt ist. Der Bauer muss, obschon ungern, gestehen, dass der Tisch für den Niss hingesetzt ist. Da der Student dieses erfährt, fängt er an über die Bosheit der Menschen zu predigen, und der Niss muss ihm Rede stehen, was er mit dem Essen gethan habe, das er so viele Jahre erhalten; er könne ja nicht essen. Ja! alles war in eine Felsenkluft verborgen. Darnach fragte er den Niss, wie lange er auf dem Hofe gewesen sei. „Drei Mannesalter", antwortete er. „Wie viele Seelen hast du hier erhalten?" fragte wiederum der Student. „Sieben sind schon mein, hoffentlich werde ich bald zwei mehr erhalten." Das, meinte der Student, sollte ihm misslingen, und er fragte nochmals, wie weit es mit den beiden letzten gekommen sei. „Der Stuhl des Mannes ist so ungefähr fertig, am Stuhle des Weibes [in der Hölle] fehle das eine Bein noch." Darnach bannte der Student den Niss und predigte den Leuten solange das Wort Gottes, bis er glauben konnte, sie seien vor dem Teufel und seinen Boten sicher.[1])

Dass der Niss keinen Lärm noch irgendwelche Unruhe an dem alten heidnischen Weihetage, dem Donnerstagsabende, verträgt, ist auch ein Fingerzeig. Die Männer durften an dem Abende nicht arbeiten und die Frauen nicht spinnen[2]) (N.).

In einer schwedischen Variante der obigen Erzählung ist der Student des Bauers Sohn, der in die väterliche Heimat als Pastor zurückgekehrt ist. Eben ins Haus getreten, fragt er: „Habt Ihr noch den kleinen bösen Alten bei Euch umhergehen?" „Sage das nicht!" antwortete der Vater, „er hat mir viel Gutes gethan, ohne ihn hätte ich den Vorrat nicht, den ich jetzt besitze." „Ich will mit dem Alten sprechen", erwiderte der Pastor, „rufe ihn herein." Ungern rief ihn der Bauer herein. „Nein", antwortete der Tomtegubbe, „den schwarzen Mann mit dem weissen Kragen leide ich nicht." So ging der Pastor zu ihm hinaus, aber der Tomte wollte nichts sagen; beschworen bei allen Heiligen wurde er am Ende zu antworten gezwungen. Er brauche weder Kleid noch Essen, alles was er erhalten, sei unter einem grossen Steine verborgen. „Zeig es mir!" sagte der Pastor. Der Alte ging mit, hob den grossen Stein leicht auf, unter ihm lag, was er je erhalten in der saubersten Ordnung, Kleider, Essen, alles. „Wozu denn dieser Vorrat, wenn du nichts davon brauchst?" „Da ich der gefallenen Engel einer bin, welcher nicht wie du und deinesgleichen Gnade hoffen kann, soll dies alles mir am Tage des Gerichts ein Zeugnis sein, dass ich in der Erfüllung meiner Pflichten treuer gewesen bin, als du und viele Andere, und so hoffe ich auch selig zu werden."

---

1) Asbjörnsen III, 270, cfr. S. 76; entsprechende dänische Sagen. Kr. Sagn II, 99.

„Schön“, sagte der Pastor, „jetzt hast du alles gestanden. Wie ein Teufel hast du an der Seele meines Vaters diese viele Jahre genagt und hofftest Elend und Verdammnis über ihn zu bringen. Ist dem nicht so?“ „Ja“, antwortete der Alte. „Ja wohl“, sprach der Pastor, „von dieser Stunde an verlässt du dies Haus, kümmere dich um meinen Vater nicht, und gieb ihm zurück alles, was du hier hast!“ Der Alte verschwand augenblicklich und im selbigen Nu waren alle die Sachen unter dem Steine weisse Asche.[1])

Hier, in den Worten des Nisses findet das ängstliche Harren der Creatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes wie in den nordischen Sagen von dem Nick und den Unterirdischen, einen tiefsinnigen Ausdruck. Auch die alten heidnischen Götter, dem jungen Christenglauben Teufel, müssen einst, wenn ihre Zeit kommt, selig werden. Der Gedanke erhält einen noch stärkeren Ausdruck bei Afzelius; am Weihnachtsmorgen, da die frohe Botschaft der ganzen Welt gepredigt wird, wird auch den „Tomtegubbar“ Erlösung verkündigt.[2])

13. Für die Beantwortung der Schlussfrage nach dem Ursprung der Nisser wird es von Belang sein, ihre verschiedenen nordischen Namen anzuführen.

Dänisch:

Nisse[3]), Lille Niels, Nis; Nis Puge, Puge[4]): Gaardbo, Gaardbonisse, Gaardbuk.

Norwegisch:

Vesletuss (Asbj. III, 369). Tuss, Tusse; Bokke; Tomte, -gubbe, Tufte, -folk, -bonde, -gubbe, -kall; Toltabonde; Tunkall, Tunvord; Gardvord, Gardsbonde.

Schwedisch:

Vätte; Gårdsråd; Tomte, -gubbe, -bise, Tomtkall; Nisse, Goa Nisse, Nisse-godräng. Dazu füge ich noch Namen aus

Mittel- u. Süd-Schleswig:

Pu, Puck mit langem u; Müllenhoff führt als friesische u. plattdeutsche Namen (Sagen s. 318 flg.) an: Hausniske, Hauspuke; Niss Puk oder Nisskuk, Ness; die Nissken; Nisebok.

Durch nähere Betrachtung dieser Namen stellt es sich gleich heraus, dass einige von ihnen allgemeine Classennamen sind, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist. So verhält es sich mit Bokke, nach Aasens Norweg.

1) Bondeson. Historiegubber s. 143: in einer dänischen Sage, Kr. Sagen II. 94. 103.

Wb. = Tuss, Vætte[1]), das heisst Wichtel, Kobold oder so etwas. Aus Island sind mir keine Namen bekannt, Alfar vielleicht ausgenommen.

Darnach giebt es eine Reihe von Namen mit ganz bestimmtem Bezug auf die menschliche Wohnung. So die dänischen: Gaardbo, Bewohner des Hofes; Gaardbuk ist vielleicht Gaardvætte, Wichtel des Hofes. Ebenso die norwegisch-schwedischen Tomte und die Zusammensetzungen damit, die norweg. Zusammensetz. mit Tun[2]) und Tufte[3]); ebenso Gardsvor und Gårdsråd.

Alle diese Namen deuten auf Haus, Hof, Wohnung hin, auf den Platz, wo das Haus erbaut ist, auf den „Bonde", den im Hause sesshaften, als bestimmt von dem Wanderer unterschieden; auf den „Gårdsråd"[4]); denjenigen, welcher im Hause waltet, den „Gardsvord", denjenigen, welcher das Haus schirmt, über es wacht.[5]) So mag der Wichtel „Bise" „Gubbe" oder „Kall", der Alte genannt werden, oder man sagt ganz im allgemeinen „Tuftefolk", das Volk des Bauplatzes.

Alle diese Namen scheinen mir alt zu sein und stammen wohl aus der Zeit her, da der „Hausvätte" als unbedingt gut und den Menschen freundlich angesehen wurde.

„Puge" dagegen, Teufel,[6]) ist aus der neuen Zeit, da christliche Prediger mit feindlichen Blicken die Reste der heidnischen Kulte betrachteten.

Noch steht dänisch-schwedisch Nisse zurück; das betrachte ich als einen Kosenamen, wahrscheinlich aus dem plattdeutschsprechenden Norddeutschland eingedrungen. Nis und Nisse ist dänisch sowohl als schwedisch abgekürzte Form von Niels, Nicolaus; darum wird auch der Nisse, Nis oder Lille (kleiner) Niels genannt. Müllenhoffs Formen aus Mittel- und Südschleswig sind in dieser Verbindung für Dänemark von Wichtigkeit. Durch den starken Verkehr, der zwischen dem Norden und Norddeutschland stattfand, ist das Eindringen dieses Namens leicht erklärbar. Schweden hat: „Goanisse", „Nisse-go-dräng", der gute Wichtel, guter Niels, Niels Gutknecht, wozu man unschwer auch anderswo Paralellen finden könnte: „Hannpeiter" d. i. Johann Peter; „Chim" d. i. Joachim; „Hås", Hans, „Michel" sind scherzhafte Kosenamen für den Hausgeist, ebenso wie „Heinze" und „Wolterken"

---

1) Cav. Wärend I, 274, 276 cfr. Weinh., Zeitschr. f. Volksk. II, 4 „die Wichteln (vættrar); die Wichteln wohnten bei Marjun in Ordavik (Færöer), Hammershaimb Anthol. I, 329, 17, haben nichts mit „Nidagrisur" Folklore Journ. VI, 132, zu thun; „Bokkefingjen" bedeutet Wechselbalg.

2) Cfr. Oldn. tún eingezäunter Raum, Hofplatz, niederd. Tuun, hdeutsch Zaun, engl.

von Heinrich und Walter.[1]) Noch können damit folgende Personnamen aus England verglichen werden. Dort kennt man auch „the good people“, Robin Goodfellow; das Irrlicht wird Jack with the Lantern, Kit wi' the Candlestick, Will o' the Wisp genannt; Dick oder Old Nick ist der Teufel. Roger's Blast der Wirbelwind[2]), Davy Jones' Locker das Meer. In Norwegen kann der Teufel „Gamle Sjur“, alter Sigurd, genannt werden Personnamen als Kosenamen für elbische Wesen sind überhaupt nicht ungewöhnlich.

Dass Nisse aus einem Worte „nisse omkring“ „im Hause herumpusseln“[3]) hergeleitet werden könnte, scheint mir ganz unmöglich. Existiert das Wort, was wohl möglich sein kann, obwohl ich es nicht kenne, so muss das Verhältnis das umgekehrte sein: es ist von Nisse gebildet, „wie ein Nisse umhergehen“, cfr. schwedisch „gå och nissa“. (Rietz) oder „gå och tomta“, pusselnd herumgehen.

Warum wird nun dieser Wichtel Niels, Nisse genannt? Ja, ich kann nur eine Mutmassung angeben. Hildebrand, der berühmte schwedische „Riksantikvar“, in seinem Buche: Folkens Tro om sina Döda (1874) sagt (s. 130 anm.): während des Mittelalters wurde der heil. Nicolaus als Schutzherr des heimatlichen Lebens angesehen, besonders der Kinder und als solcher spielt er im alten Volksdrama eine bedeutende Rolle. Nach und nach verdrängte seine Gestalt die der alten Hausgeister oder man gab ihnen wenigstens seinen Namen, als Nisse verkürzt. Bisweilen wurden die Herden mit Bildern von den Schutzgeistern geschmückt. Nachdem man auf diese Weise gewohnt war, Bischof Nicolaus mit den „Vätter“ des heidnischen Volksglaubens zusammenzuwerfen, kann man bisweilen diese mit Bischofsmützen dargestellt sehen.[4]) Das Beweismaterial kenne ich nicht.

14. Schliesslich kehre ich zu der Frage zurück: wer ist der Niss? woher ist er in die Vorstellungen des Volks gelangt? Ist er unter den scandinavischen Völkern als Genius des Herdes (Nyland IV, 119) anzusehen?

Der Leser kann aus den dargelegten Zeugnissen über sein Leben und Wirken selber urteilen. Ich glaube nicht, dass irgend ein kennzeichnender Zug der mir bekannten Quellen übergangen ist, und ich habe nicht entdecken können, was darauf bestimmt hindeuten sollte. Er wohnt nicht ...sächlichen Wohnhause; wenn seine Wohnung demselben am nächsten

nicht bekreuzen, damit er hinzukommen kann. Er wohnt im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, unter einem Steine, im Kirchturme, lauter Stellen, wo kein Feuer angezündet wird. Er hat weder mit dem Feuer, noch mit Zubereitung von Speisen etwas zu thun. Wenn man ihm opfert, wird das Opfer in Stall, Scheune, auf den Boden hingestellt, nimmer neben das Feuer, vielleicht nur mit einer einzigen Ausnahme, Faye s. XXII (sieh s. 139).

Eine Bemerkung muss hier gewiss eingeschoben werden, damit ich nichts überschlage. Hyltén-Cavallius sagt in seinem Buche, Wärend och Wirdarne (I. 272) von den „Bolvättar", den Wichteln der Wohnung, dass sie sich meistens in der Nähe des Herdes aufhalten; man sieht dieselben bisweilen in der Finsternis wie ein Mondstrahl in der Stube; bisweilen sieht man ihre Kerzen durch die Sprünge der Bodenbretter; da sagt man: der Vätte zündet sein Licht an. Es kann auch geschehen, dass das Feuer auf dem Herde, nachdem es schon mit Asche bedeckt worden ist, wieder aufglimmt. Dann glauben die Alten, es sei der Vätte, der auf dem Herde liegend das Feuer anbläst. Dass diese Überlieferungen echt volkstümlich sind, kann nicht bezweifelt werden; vielfache Sagen bezeugen, dass Unter irdische die Wohnungen der Menschen in der Stille der Nacht benutzen. Mit dem nordischen Niss können sie nichts zu thun haben.

So wie ich die Sache verstehe, hat es mit ihm eine andere Bewandnis.

Wie allgemein bekannt, ist die Natur und das Naturleben, das sich rund um uns Menschen regt, seiner Zeit als eine Schar von persönlichen, bewussten, wollenden Wesen aufgefasst; überall leben und weben „Vätter" oder „Elfen", verkehren bald freundlich, bald feindlich mit dem Menschen. Unter diesen „Elfen" nenne ich hier die „Jordvätter" (Cav. Wär. 1, 266), Erd-Elfen, Unterirdische. Vor kurzem sagte mir ein junges finländisches Mädchen, dass nach dem Volksglauben in ihrem Lande, jede Quelle, jeder grosser Baum, Steine, Berge, Gebäude, Badstuben, jedes seinen „Haltija" („Rådande", Waltenden) habe. Derselbe Gedanke findet sich, wo möglich mit noch grösserem Nachdruck durch den Norweger Fries ausgesprochen. Er sagt von den Lapländern: jede Waldgegend, jeder Hain, jeder Fleck Land, Wasserfall, Quelle, Bach, jeder See und jede Bucht eines Sees haben ihre „Haldde"[1]) nach dem Glauben des Volks, d. h. ein wollendes, waltendes persönliches Wesen, das ihnen innewohnt. Dass eine ähnliche Anschauung in den scandinavischen Ländern ursprünglich herrschend gewesen ist, könnte unschwer bewiesen werden. Für meinen jetzigen Zweck hebe ich hervor, dass man besonders darauf aufmerksam sein muss, wo man sein Haus bauen dürfe. Ein junger Færoer erzählt mir eben, dass man einen Kompass auf den Bauplatz hinsetzt; weicht die Nadel aus ihrer Stellung oder steht sie wie festgenagelt, so wohnen „Huldu-

1) Fries, Lapp. Myth. s. 102.

leute“ dort, man mag dieselben nicht stören und sucht einen anderen Platz. In Schweden giebt man, wenn man einen Bauplatz für sein Haus sucht, genau darauf acht, wo sich Unterirdische aufhalten; wo viel „Råd“ ist, viele Wichteln, bauet man nicht.[1]) Entschliesst man sich zum Bauen, so muss der Bauherr im voraus sich Erlaubnis erbitten, seine Absicht ankündigen, und mit laut ausgesprochenen Worten erklären, dass er hier bauen wolle. Gewöhnlich führt er Werkzeug und Gerätschaften mit und legt dieselben am Tage vorher auf den Bauplatz hin. Sind die „Jordvätter“ auf solche Weise unterrichtet und geben sie der Arbeit ihren Beifall, so wird man in der Stille der Nacht ein Hämmern, Hauen, Lärmen wie von Leuten, die in voller Arbeit sind, hören. Das sieht man als ein gutes Zeichen an: es sind die „Vätter“, welche mit der Arbeit behülflich sind, auf dass alles glücklich ausfalle.[2]) (S.) Verwandtes wird aus dem schwedischsprechenden Finland gemeldet. Wenn ein Haus aufgeführt wird, legt man unter den Grundstein und unter den Giebel der Dachfirste etwas Geld als Opfer hin, um den auf dem Bauplatze „Waltenden“ zu besänftigen und Frieden fürs Haus und Wohlsein für die Bewohner zu gewinnen.[3])

Bisweilen wird erzählt, dass der „Vättegubbe“, der Wichtelbauer, in eigener Person erschienen sei, um seinen Nachbaren zu ersuchen, anderswo sein Haus aufzuführen, da er und die Seinen sonst auszuziehen gezwungen wären. Ist ihm der Bauer willfährig, so geht es ihm gut; bleibt er aber halsstarrig bei seinem Entschlusse, so hat man Weinen und Jammern unter der Erde von dem ausziehenden Wichtelvolke gehört. Wehe aber dem Bauer, der solches thut! er wird unglücklich und über die Massen arm.[4]) (S.) Eine dänische Sage enthält vielleicht hiervon eine verunstaltete und verblichene Erinnerung. Zwei Nisser kämpfen, diejenigen der beiden Höfe, Nebbegaard und Östedgaard; der Niss von Nebbegaard wird getötet: der siegende Niss macht den Bewohnern von Nebbegaard den Aufenthalt dort so heiss, dass sie das Gebäude abzutragen und anderswo wieder zu erbauen gezwungen sind. Dann hatte der Niss keine Gewalt mehr über sie.[5]) Nun versteht es sich wohl von selbst, dass in jedem Hause ein „Rå“, ein Waltender sei,[6]) und wenn auf dem Festlande wohl beinahe überall der „Waltende“ im Hause ein Mann ist, zudem unverheiratet, so

1) Hazelius V. 36 (Västerbotten).

2) Cav. Wär. I. 269.

3) Nyland IV, 15 cfr. Krauss, Bauopfer s. 3 die Geister des Bodens müssen nach dem Volksglauben der Südslaven auch dann gewonnen werden, wenn man ein Feld urbar macht oder ein gekauftes Grundstück als neues Eigentum zum ersten Mal bestellt. In solchem Falle pflegt noch gegenwärtig der Bosnier die Hälfte einer Silbermünze auf den Acker zu werfen.

4) Cav. Wärend I, 270.

5) Krist., Sagn II, 56, 60, es können hiermit die vielen Sagen verglichen werden, wo der Bauer gezwungen wird, seinen Stall wegzurücken, um vor den Unterirdischen Frieden zu erhalten.

6) Hazel. V. 22 (Göinge, H., Skåne).

wird von den Ålandsinseln erzählt, dass es unter den „Waltenden" dort sowohl Männer als Weiber, sowohl böse als gute gebe.[1]) Eine Sage aus Nyland, Schwedisch-Finland, berichtet von einem Mädchen, das Taufzeuge war in der Wohnung des „Tomtebonde".[2])

Freunde trinken mit den in ein neues Haus Einziehenden auf „Tomtebo-lycka", dass der „Tomte" bei ihnen bleiben und ihnen Glück schenken möge.[3])

„Vätter" wohnen neben oder unter der Thürschwelle, darum muss man sich genau in Acht nehmen, wenn man heisses Wasser oder irgend etwas der Art zur Thür hinauswirft, denn man kann dem verborgenen Volke leicht ein Leid zufügen. Drum wird immer gesagt, wenn Frau oder Dienstboten etwas hinauswerfen: „Vätt, Vätt, fürchtest du dich verbrüht zu werden, so gehe fort!" oder: „sind hier Gute, hütet euch vor dem Heissen!" Verursacht man unfreiwillig den „Vätter" Schaden, so muss man um Entschuldigung bitten und ein Opfer, das meistens in süsser Milch oder Bier besteht, darbringen.[4])

Wenn ich alle diese verschiedenen Züge zusammenfasse, dass „Vätter" überall leben, dass man um Erlaubnis den Bauplatz zu erwählen bitten muss, dass in jedem Hause „Vätter" sind, glückbringende, wenn sie dort bleiben, dass sie unter der Thürschwelle wohnen, so ist es wohl kein voreiliger Schluss, wenn ich sage: der Niss ist der „Tomtevätte", der Wichtel des Platzes, auf welchem die menschliche Wohnung steht; wo das Haus aufgeführt wird, lebt er; gefällt es ihm bei dem Menschenvolke, so bleibt er unter ihnen als der gute, segnende Hausgeist, dem sie wiederum aus ihrem Überflusse Opfer bringen.

Vielleicht wäre es hier möglich, noch weitere Perspektive zu öffnen. Der gelehrte Schwede Afzelius mutmasst[5]), dass diese kleinen, grauen Männchen Seelen sind der Sklaven in der Wikingzeit, die noch immer dem Ackerbau und den häuslichen Geschäften bis auf den jüngsten Tag wie während ihrer Lebenszeit nachgehen. Es ist, wie gesagt, nur eine lose Vermutung des Verfassers, die er ohne Beweise zu suchen, hinwirft. Um der Heimat und den Vorfahren des nordischen Nisses noch näher zu kommen, sei es mir erlaubt, den gemeinschaftlichen Namen aller elbischen Wesen „Elfen" (Alfar) zu benutzen. Nisse, Kobold, Wichtel, Puck, wie wir ihn auch nennen mögen, ist ein Elbe, einer von dem verborgenem Volke, dem „Huldufólk", dem „Hügelvolke", den Unterirdischen, den

1) Renvall s. 5.

2) Åberg, Nyländska Folksagor nr. 3.

3) Cavall. Wärend I, 277 (S.).

4) Cavall. Wärend I, 268 (S.), Sande I, 4 (N.); cfr. Unterirdische wohnen gewöhnlich

„Vätter“. Es ist von Fritzner in der 2. Ausgabe seines Wörterbuches über det gamle norske Sprog unter dem Worte „alfar“ dargethan, dass man sich die Seelen der Verstorbenen ursprünglich als „alfar“, die in Bergen, Hügeln, Felsen wohnen, denen man Opfer brachte und Anbetung zollte, vorgestellt hat. Schon Afzelius spricht einen hiermit verwandten Gedanken aus: „die heidnischen Priesterinnen der heiligen Quellen, die ohne Taufe und Sakrament gestorben, lebten im Glauben des Volkes als Élfen fort, auf Erlösung harrend und unter dem silberhellen Dache der Quellen bis auf den jüngsten Tag wohnend“.[1]) Die Elfen sind also die Seelen der längst verstorbenen Geschlechter, die rund um uns her wohnen. und bald freundliche, bald feindliche Verhältnisse mit den lebenden Menschen, die mit ihrem Tode sich dem Elfenvolke anschliessen, unterhalten. Ich erinnere daran, dass der Niss dem nach seinem verstorbenen Vater fragendem Sohne antwortet: „dein Vater ist bei uns[2]).“ In den kugelförmigen Begräbnissen des Stein- und Bronzealters werden noch immer die Wohnungen der „Hügelleute“[3]) (Bjergvolk), die noch immer mit Menschen verkehren, gedacht (D. S.). In einer schottischen Sage, sagt der Tote: „ich bin nicht tot, sondern im Elfenland gefangen“[4]). Hiermit kann eine dänische Sage verglichen werden: der Bauer fährt bei Nachtzeit am Elfenhügel (Ellehöj) vorüber und entdeckt unter dem dort tanzenden Volke seine verschwundene Frau; er ruft sie beim Namen und sie muss ihm folgen, er hatte aber keine gute Stunde mit ihr mehr, immer sass sie weinend in der Küche[5]). Ganz dasselbe wird von Menschen, die „aufgeschrieen“ werden, d. h. durch das Weinen der Lebenden aus dem Tode zurückgerufen, erzählt. Wer Gast im Reiche der Toten gewesen ist, ist fürs Leben gezeichnet (D.). Noch weise ich auf die dänische Sage von der Überfahrt der „Hügelleute“ über den Limfjord hin. Dieselbe entspricht in vielen Zügen der Erzählung von der Überfahrt der Seelen nach Brittia[6]). Hier darf wohl vermutet werden, dass die beiden Erzählungen ursprünglich den gleichen Inhalt gehabt haben. Für Seelen hat man später „Bewohner der Hügel“ gesagt und vergessen, dass der „Haugbui“ die Seele des im Hügel begrabenen Toten sei.

Somit ist es zu verstehen, dass die Worte einer norwegischen Sage auf einen uralten Glauben zurückgehen können. Der Bauer beleidigt den

1) Sagohäfd. II, 169.

2) Krist., Sagn II, 47. 34, wenn die Ausdrücke sonst völlig zuverlässig sind.

3) Besonders beachtungswert ist das steierische „Fraun-“ oder „Fronhänsel“, heilige

„Gardvord“, und der Erzähler fügt hinzu: „das hätte er aber nicht thun sollen, denn der „Gardvord“ ist die Seele (attrgangaren) des Mannes, der den Platz, wo das Haus jetzt erbaut ist, zuerst urbar machte, und den Mann darf man doch wohl ehren und achten[1]).“

So ist der Niss der „Vätte“ des Bauplatzes, der „Tomtegubbe“ aber auch dieSeele des Gründers des Hauses.

Hiermit dürfte auch die Möglickeit einer Erklärung von dem Wesen und Aussehen des Nisses gegeben werden. Er ist einsam, alt, klein von Figur wie die Seelengestalten des mittelalterlichen Volksglaubens. Dies alles lasse ich doch dahinstehen; aber unter der Voraussetzung, dass der Niss der Stammvater der im Hause wohnenden Familie sei, versteht man, dass er Hüter, Mitarbeiter und Helfer des von ihm gegründeten Hauswesens ist.

Sollte nun diese ganze Darstellung ihre Prüfung bestehen, so nimmt der nordische Niss unter seinen Kollegen des europäischen Volksglaubens seinen eigentümlichen Platz ein. Er ist gewiss nahe mit den norddeutschen Hausgeistern. dem Drake, Puke und Kobold verwandt. Ulr. Jahn bemerkt, dass sich noch überall in Pommern die deutlichsten Spuren finden, dass Ahnenkultus und Seelenkultus in den des Hausgeistes übergegangen ist. Von dem Schiffsniss, dem Klabautermann sagt er, er sei die Seele eines ungetauft gestorbenen Kindes. Ist das Kindlein unter einem Baume begraben und der Baum nachher als ein Stück Schiffsbauholz verwandt worden, so folgt die Kinderseele dem Schiffe als Schutzgeist[2]). Hier ist auch ein Stück Seelenkultus.

Slavische Völker scheinen ganz ähnliche Vorstellungen zu haben. Ralston sagt von Rutenen und Russen dass der Hausgeist the original constructor of the family hearth, the soul of the founder of the homestead[3]) sei. Und es leidet wohl keinen Zweifel, dass der römische lar familiaris[4]) derselben Sippe angehört. Nur dürfte es von Belang sein, zu notieren, dass weil der deutsche, slavische, römische, ja wohl auch der englische Hausgeist mit dem Herde und dem darauf brennenden Feuer in der nächsten Verbindung steht, dies Verhältnis in nordischen Sagen entweder vergessen oder nicht ursprünglich zugehörig scheint. Wie es sich mit den Hausgeistern in den modernen romanischen Sagen verhält, ist mir nicht klar.

1) Sande II. 202.
2) U. Jahn, Volkssagen aus Pommern² S. 104. 108.
3) Ralston Songs s. 122. 126.
4) Cfr. Preller, Röm. Myth.² s. 488, Leland, Etrusc. Remains s. 80 flgd.

Askov bei Vejen, Dänemark.

Zur Schwankdichtung des Hans Sachs.

Von **A. L. Stiefel.**

(Schluss von VIII, 168).

5. Das Spruchgedicht „Ein Rat zwischen einem Alten Manne vnnd Jungen Gesellen dreyer heirat halben."

In der Zeitschrift f. vgl. Litteraturgesch. X, S. 21 hatte ich als Quelle dieses schwankhaften Gedichtes ein älteres bei Weller (Dichtungen des 16. Jahrhunderts, 119. Publ. des Litter. Vereins) abgedrucktes bezeichnet. Marcus Landau weist nun in der gleichen Zeitschrift auf eine noch ältere Version hin, die aber Sachs nicht bekannt war. Seine Bemerkungen sind so dürftig, dass sie zur Ergänzung geradezu herausfordern. Er macht nämlich auf das Gedicht *„Die beste Wahl"* in Herders[1]) *„Hyle"* und auf einen Ausspruch in des Petrus Alphonsi *„Disciplina Clericalis"* aufmerksam. Ich muss mich gegen die etwaige Annahme verwahren, dass mir das Gedicht oder der Ausspruch unbekannt gewesen seien. Wenn ich beide nicht erwähnte, so geschah es, weil ich mich in dem Aufsatze auf die wirklichen oder mutmasslichen Quellen, bezw. auf Ergänzungen zu meiner Abhandlung in den *„H. Sachs-Forschungen"* beschränken wollte, und Quellen desselben sind sowohl *„Die gute Wahl"* als jener Ausspruch nicht. Es ist bei Quelluntersuchungen über einen Poeten wie H. Sachs, der in der Legion seiner Gedichte fast alle poetischen Stoffe der Welt erschöpfte und auch zu dem kleinsten Gedicht oft verschiedene Versionen, bezw. Fabeln verschmolz, nicht wohl thunlich, stets alle mehr oder weniger verwandten Darstellungen in der Weltlitteratur heranzuziehen, wofern sie nicht Quellen sind. Auf was hätte ich z. B. bei dem vorliegenden Gedichte nicht alles verweisen können! Die beiden Anführungen Landaus erschöpfen das Thema durchaus nicht. Da wären z. B. noch anzuführen: mehrere Aussprüche griechischer Weisen (Cleobulus, Bion, Socrates) bei Diogenes Laertius und W. Burley, Plutarchs Abhandlung *Περὶ παίδων ἀγωγῆς*, Stellen bei Euripides, Menander (*Reliquiae Menandri*, ed. Amsterdam 1709, 8°, S. 230 ff.) Martialis (VIII, 12), Sentenzen des Talmuds, *Libro de los Enxemplos* No. 386, 387, die Ehebüchlein von Francesco Barbaro, A. v. Eyb, Erasmus Alberus und Fischart, O. Luscinius *Seria Jocique* [illegible] *Tischreden* (ed. Förstemann und Bindseil IV. Bd.,

Zinkgref (ed. 1653 III, p. 269, 271, 204 — Weidners Apophthegmata V, 28), Melanders *Joco-Seria* I, No. 593, *Taubmaniana* (Frkf. u. Lpzg. 1704, S. 88 und 257), Jacob Cats *Werke* (deutsch), Hamburg 1712, IV, 434, Garons *Exilium Melancholiae* (deutsche Bearbeitung, Strssb. 1643, S. 149) u. dgl. m. Einige dieser Parallelen bieten sogar interessante Varianten zu H. Sachsens Darstellung. So lautet z. B. die im *Exilium Melancholiae* folgendermassen:

„Ein König hatte die Wahl | er kundte seines gefallens eine Witwe oder Jungfraw freyen | fraget seinen Hofnarren auss kurtzweil | was jhn das beste düncke? Der Narr antwortet: Frey die Witwe | so sie wil | so sie wil | so sie wil: oder freye die Jungfraw | wo du wilst | wo du wilst | wo du wilst. Er meynet | ein Jungfraw köndte man leichtlich nach seinem Kopff regieren: eine Wittib aber wolle sich nicht allein nicht regieren lassen | sondern offt auch vber den Mann regieren vnd gebieten.“

Bei Zinkgref-Weidner lesen wir (III, 204) folgendes:

„Ein gelehrter Man | etliche wollen sagen | es seye Doctor Luther gewesen | ward gefragt | ob man ein Junge Tochter | oder ein Witfraw heyrathen solte. Der erzehlte darauff diese Legendam: dass einmal eben vmb dieser Frag willen König David were gefragt worden | der hette denjenigen zu seinem Sohn Salomon geschickt | welchen er mit den Kindern spielen funden | auff einem stecken reitend | vnd vmb diese Frag zu beantworten zu redt gestelt | habe also gesungen: Ein Junge Tochter wie du wilt | ein Wittibe wie sie will. Die zween Männer zuvor gehabt: Hûte dich mein Pferd schlegt dich.“

Die Übereinstimmung dieser letzten Version einerseits mit H. Sachs, andrerseits mit dem alten Gedichte, das ich als dessen Vorlage betrachte, ist auffallend. Man könnte sich versucht fühlen, eine alte Version anzunehmen, die sowohl jenen beiden, als dem jüngeren Bearbeiter vorlag. Allein die Worte der jüngeren Darstellung „etliche wollen“ lassen dies nicht zu. Offenbar sind in der Erzählung des Epigonen mehrere ältere Versionen zusammengeflossen. Das ersieht man noch aus dem Widerspruch zwischen ihrem Anfang, wo nur von Jungfrau und Witwe und dem Schlusse wo ausserdem noch von der „die zween Männer zuvor gehabt“ die Rede ist. Das in zahlreichen Einzeldrucken verbreitete Gedicht des H. Sachs kann in Gemeinschaft mit der eigenen Vorlage möglicherweise auf die Gestaltung der Anekdote bei Zinkgref-Weidner direkt oder indirekt eingewirkt haben.

Was endlich das von Landau erwähnte Gedicht betrifft, so bin ich erstaunt, dass er nicht, statt der freien Übersetzung Herders, gleich das ziemlich verbreitete Original ermittelt und angeführt hat. Mir ist es längst aus der *Anthologia Graeca* (ed. Jacobs Lips. 1794, I, 221) als das Werk keines Geringeren als des Kallimachos (c. 310 bis c. 235 v. Ch.) bekannt. Es findet sich ferner in allen Ausgaben der *Βίοι φιλοσόφων* des Diogenes Laertius[1]) und wurde mit diesem Werke schon in der ersten Hälfte des

1) In der Biographie des Pittacus; in der mir vorliegenden Ausgabe v. Meibomius (Amst., H. Westerius 1692, 4°) S. 49/50. — Das Gedicht des Kallimachos findet sich

15. Jahrhunderts von dem Camaldulenser Ambrogio **Traversari**, einem Schüler des Chrysoloras, ins Lateinische übersetzt (zuerst gedruckt 1475). Von hier aus ging es (griech. u. lat.) in die *Adagia* des Desiderius **Erasmus** über, der zugleich eine Prosadarstellung des Inhalts beifügte, und aus diesem schöpfte wieder **Melander** die No. 484 seiner Joco-Seria[1]) (1. Band). Ausserdem findet sich das Gedicht, sei es griechisch, sei es lateinisch in Florilegien des 16. Jahrhunderts, so z. B. in den obenerwähnten *Flores Epigrammatum* (S. 164) nach einer lateinischen Übersetzung von Bentinus.

Ob nun das Gedicht des Kallimachos in irgend einem Zusammenhang mit dem im 16. Jahrhundert erschienenen und vielleicht einer noch früheren Zeit angehörenden Vorbild des H. Sachs steht, das ist eine Frage, die ich ein anderes Mal zu erörtern gedenke.

6. Die Quelle der Historia: Zwo unverschämte Lügen aus dem machometischen Alcoran.[2])

Nicht ohne Absicht reihe ich den vorangegangenen Quellenuntersuchungen über Hans **Sachs** noch die über dieses Gedicht an. Es ist ein weiterer Beweis für die ungeheuere Ausdehnung seiner Lektüre. Nach allem, was wir über ihn wissen, wäre es nicht zu verwundern, dass auch der Coran zu seinen Quellen gehörte. Hat ihn der Meister wirklich gekannt? Diese Frage soll hier beantwortet werden.

In unserem am 1. April 1563 verfassten Gedicht richtet ein „Jüd Abdias“ an „Machomet“ zwei Fragen, auf die der Prophet Antwort erteilt. Die erste Frage betrifft den Grund des Weinverbots, die zweite die des Schweinefleischverbots bei den Moslim. Auf die erste Frage antwortet Muhamed folgendes:

Zwei Engel Harot und Marot wurden vom Himmel einst gesandt „Sie sollen auf Erd richter sein“, „Auch kein wein trincken mittler weil“. Ein schönes „arglistig“ Weib lud sie nun einst zu Gast und wusste sie infolge allzureichlich genossenen Weines derart in Liebe zu verstricken, dass sie ihr um schnöden Preis das Geheimnis verrieten, wie man in den Himmel gelangen könne. Das Weib machte sofort von dem Geheimnis Gebrauch, kam in den Himmel und wurde ihrer Schönheit wegen ans Firmament gesetzt, wo sie noch als Morgenstern leuchtet. Die Engel aber wurden für ihre Missethat nach ihrer Wahl in der Weise gestraft, dass sie an den

natürlich auch in den zahlreichen älteren und jüngeren Ausgaben und Übersetzungen seiner erhaltenen Werke. Über den Dichter vgl. W. **Christ**, *Gesch. d. griech. Litt.*[3], S. 435—39.

1) d. h. es geht dem von mir in d. Ztschr. f vgl. L. IX Bd., S 20 citierten Gedicht

geketteten Füssen aufgehangen mit ihren Häuptern „In Behil, disem wasserfluss“ hängen „biss dass Gott helt sein letzt gericht“.

Auf die zweite Frage erzählt Muhamed eine Legende von der Arche Noas: Als Christus noch auf der Erde wandelte, wurde er eines Tages von seinen Jüngern über die Arche Noas befragt. Christus erweckte Japhet, den Sohn Noas, und dieser berichtete den wissbegierigen Jüngern, dass die Insassen der Arche von dem vielen Kot, der sich nach und nach in dem Schiff anhäufte, in arge Gefahr geraten waren, indem sie zu sinken anfingen. Aus dieser Not wurden sie durch den Patriarchen gerettet. Er führte den Elefanten herbei und aus dessen Kot entstand das Schwein, welches — was Sachs nicht sagte — den Kot aufzehrte. Da aber aus seiner Nase eine Maus herausfuhr, so geriet die Arche abermals in Bedrängnis, denn der neue Gast benagte alles „Tâfelwerk“. Auf Geheiss von oben gab nun Noa dem Löwen einen Schlag auf den Kopf, worauf die Katze dem König der Tiere aus der Nase fuhr, „die fieng vnd frass das mäusslein klein“.

Finden sich nun diese albernen Erzählungen wirklich im Coran? Die Frage ist zu verneinen. In der zweiten Sure kommen allerdings die Namen Harut und Marut vor. Die Stelle lautet nach Ullmanns Coranübersetzung (Bielefeld 1872, S. 10/11): „ . . Salomo war nicht ungläubig, sondern die Teufel waren es und lehrten die Menschen Zauberkünste, die den beiden Engeln in Babel, dem Harut und Marut mitgeteilt waren.“ Aber diese Worte bieten keine Handhabe zur obigen Erzählung. Der Übersetzer bemerkt zu den beiden Namen: „Einige verstehen hierunter wirkliche, aber zur Sünde verleitende Engel; andere zwei in der Gegend von Babel wohnende Magier.“ Im übrigen findet sich im Coran nichts von dem, was H. Sachs erzählt.

Indessen sind die Lügen sicherlich islamitischen Ursprungs. Der arabische Chronist Tabarî bringt in seinen Annales (Bd. I, S. 112 der französischen Übersetzung von Zotenberg) die Geschichte von der Entstehung der beiden Tiere Schwein und Katze mit verschiedenen kleinen Abweichungen, und Harut und Marut sind gleichfalls bei ihm (ibid. S. 18) aber nur flüchtig erwähnt. Joseph von Hammer in seiner Sammlung von orientalischen Legenden und Schwänken, die unter dem Titel *Rosenöl* 1813 erschienen ist, erwähnt I, S. 11 ganz kurz die Erzählung von den beiden Engeln und S. 34 die Entstehung von Schwein und Katze. Es war nicht von Belang, meine Forschungen über den Gegenstand weiter auszudehnen, sonst würde ich gewiss noch eine stattliche Anzahl von islamitischen Nacherzählern der „unverschämten Lügen“ zusammengebracht haben.

Woher nahm H. Sachs seinen Stoff? Man könnte in erster Linie an die verschiedenen in deutscher Sprache verfassten, bezw. ins Deutsche übersetzten türkischen Chroniken denken, welche um jene Zeit herauskamen und auch über Anschauungen und Bräuche der Bekenner der Lehre

Muhameds Aufschluss geben, so z. B. an H. v. Eppendorffs Übersetzung „Türkischer Kayser Ankunft etc.“ (Strassb. 1540); allein unsere Legenden finden sich nicht darin. Martin Luther gab 1542 die „Verlegung des Alcoran Bruder Richardi“ (Wittenberg 4°) heraus, in welcher, wenn ich mich recht erinnere, die beiden Märchen angeführt sind, aber so, dass man sofort merkt, dass S. nicht aus diesem Buche schöpfte. Im nächsten Jahre aber kam, von dem Züricher Geistlichen Theodor Bibliander besorgt, die lateinische Übersetzung des Corans ans Licht (ohne Ortsangabe, aber offenbar *Basilea ex officina Joannes Oporini*), die gerade 400 Jahre früher auf Anregung des Abtes Pierre le Vénérable von Cluny von mehreren Geistlichen (Petrus Toletanus, Petrus monachus Cluniacensis, und namentlich dem Engländer Robertus Retenensis — der sich in der Praefatio und am Ende allein als Übersetzer nennt —) fertig gestellt und dem hl Bernhard von Clairvaux gewidmet worden war. Dieser Übersetzung beigegeben ist eine *„Doctrina Machumet, quae apud Saracenos magnae avthoritatis eſt“*. Als Übersetzer wird hier ein Hermannus — nach der *Epiſtola* des Abtes Pierre — Dalmata genannt. In den einleitenden Worten wird ausdrücklich versichert *„Hic libellus a Muchamete scriptus non eſt, ſed ab alio eiusdem ſpiritus propheta* etc“. In diesem „libello“ fand ich fol. 197 ff. auf einander folgend, aber in umgekehrter Ordnung, die beiden Legenden, fast ganz mit Sachs übereinstimmend, selbst im Wortlaut, auch der Judaeus Abdias (Obadia) fehlt nicht. Ich würde unbedenklich das Buch für Sachsens Quelle gehalten haben, wenn ich nicht grundsätzlich mit lateinischen Vorlagen bei dem Meister äusserst vorsichtig wäre. Hinzu kommt noch, dass in H. Sachsens Gedicht der eine Engel Harot, in der lateinischen Schrift aber Arot heisst. Wie könnte ausserdem Sachs von Lügen des Alcoran sprechen, wenn er in dem lateinischen Folianten von 1543 (dsgl. in der späteren Ausg. von 1550) den Alcoranus und das Libellus deutlich auseinander gehalten sah? In der That hat er eine andere Vorlage gehabt und zwar die nachstehende:

> **Alchoran. | Das ist | des Mahometisch en Gesatzbůchs | vnd | Türckischen Aberglaubens | ynnhalt vnd ablånung**
> (3 Titelvignetten). Mit Keyss. M. Freyheit vff III jar.
> Zů Strasszburg bey Hans Schotten. | MDXL.

Der Band ist in folio, nicht paginiert, hat aber Signaturen bis H 3. Das Buch ist eine blosse Übersetzung — obwohl es sich nicht ausdrücklich als solche bezeichnet — einer lateinischen Schrift des berühmten Carthäusermönchs Dionysius von Rickell[1]) (Dénis le Chartreux), genannt der Doctor extaticus (1394—1471)[2]), deren Titel nach der mir vorliegenden Ausgabe

1) Auf dem zweiten Blatte liest man allerdings: „Dionysius von Rickell Carthüser | Zum christlichen Lesser“.

2) Vgl. den Artikel von Thonissen in der belgischen Biographie Nat. Bd. V.

lautet: *Contra Alcoranum et sectam Mahometicam* (Col. 1533, 8°).[1]) D. von Rickel hat in seinem Werke die ihm anstössigsten Stellen der, wie es scheint, handschriftlich sehr verbreiteten lateinischen Coranübersetzung, von Sure zu Sure wandernd, sowie den *Libellus* wörtlich exzerpiert und eine kurze Widerlegung derselben beigefügt. Diese wörtliche Benutzung schimmert, wie wir gleich sehen werden, noch durch die Übersetzung hindurch. Um bei letzterer, H. Sachsens Vorlage, stehen zu bleiben, so ist sie in zwei Bücher eingeteilt; das erste enthält die Auszüge aus dem Coran, „das Ander Bůch ist wider etliche falsche Leeren Mahometi" und entspricht dem „Libellus". Die soeben angeführte Aufschrift erklärt, zumal eine Angabe, dass das Folgende nicht von Muhamed sei, fehlt, zur Genüge, warum Sachs die von ihm benutzten Stellen, die dem II. Buche angehören, als Lügen des Alcoran bezeichnen konnte. Sie bilden hier die „Artikel" XII (Von dem wollust des Paradyses Mahomets) und XIII (Antwort Můhamets, warumb der wein zůtrinken von ym verbotten) (Sig. G 4^{a}, G 4^{b} u. H 1^{a}). Die übersichtliche Einteilung des Buches und die Andeutungen über den Inhalt der Kapitel lassen uns begreifen, wie Sachs gerade auf diese für ihn anziehenden Stoffe kommen konnte.

Welches ist nun das Verhältnis des H. Sachs zu dieser, nebenbei bemerkt, anonymen Übersetzung des Belgiers? Er benutzte sie getreu in den einzelnen Umständen der Erzählung und schloss sich ihr sehr oft im Ausdruck fast wörtlich an. Hier einige Beispiele:

H. Sachs (KG. 20, S. 322).	Dionys v. R.[2])
Kam ein weib zu in in den tagen, Die wolt vor in irn man verklagen, Die war schön adelich von leib, . . . Dass sie dest günstigr richter het Sie die Engel laden that — — — — — — — — — Setzt in für köstlich trank und speiss, Dient in zu tisch — — —	. . kam für sye uff ein tag ein überauss schôn wéib | iren emañ zubeklagē. damit sye aber . . . dest geneygtere Richter machte, lůd sye obgemeldete Richter zům ymbiss, trůg ynen für speiss vnd tranck . . . dyenet ynen zů tisch . . .
Dadurch sie auff gen himel fuhr, Da sie . . . . . . gesetzet wur Irer schön halb ins firmament, Und wurd der morgenstern genent.	. . . fůr sye als bald gen himel. Da Gott das sah . . . satzt er sye zwischen das gestyrn vñ neñt sye . . . den Morgenstern | von wegen irer schône.
Und wurden beid engel gefangen, Und bei den füssen auffgehangen An zwo eiserne starcke ketten, Ir häupter unter sich hencken theten In Behil, disem wasserfluss.	Also wurdē sye mit ysenen ketten affgehěckt | mit den hâubteren vnder sich in den sumpff Behil . . .

1) Nach Thonissen V, 593 wäre das Buch unter dem Titel erschienen: Contra perfidiam Machometi et contra multa dicta Sarracenorum etc. Ven. et Col. 1533.

2) Die entsprechenden Stellen des *Libellus* lauten: .. uenit eis die quodam mulier prae

Da ballet Christus an dem end Ein kot zusamm mit seiner hend, Und warff es an die erden nider, Darnach sprach er: Nun steh auff wider Allda in meines vatters nam! Zu hand auss dem kotballen kam Ein eissgrawer mann. Christus sprach: Wer bist Du? u. s. w. —	. . . nam Christus ein erd deyglin | ballet das in seinē henden | warff es darnach vff die erd | vnd sprach. Stand vff in dē namen meins vatters. Da stůnd alsbald ein grawer mann vff. Zů dē sprach Christus. Wer bist du?
ein schwein, Das wület mit dem rüssel sein Im Dreck unlüstig uberauss. Da fuhr auss seiner nasn ein mauss.	Vnd als nun dz schwein mit seim rüssel im kot hyn vñ wider wůlet | sprang vss seinen nasslöchern ein Mauss.

Sonderbarerweise fehlt bei Sachs die in seiner Vorlage angegebene Begründung, warum Muhamed eigentlich das Schweinefleisch verboten habe: „Syh Abdia (sprach Mahomet zům Juden)“ — nachdem er Entstehung und Thätigkeit des Schweines in der Arche geschildert — „ist das nit ein genůgsame vrsach | eins solchen vnflätigen thyers fleysch zů meiden? Ja warlich | sprach der Jud.“[1]) Es ist das ein Zeichen der grossen Flüchtigkeit, mit der Sachs in diesem Gedicht — richtiger Reimerei — zu Werke ging.

Was die Fabeln betrifft, so sind sie, wie ich oben bereits erwähnte, islamitischen Ursprungs. Wahrscheinlich gehen sie auf irgend einen alten Corankommentar zurück. Wenn die Streitschrift des Belgiers genau nach dem *Libellus* erzählt, dass Muhamed von einem Engel benachrichtigt wurde, dass Juden zu ihm kommen werden, um ihn mit Fragen „zu bewären“, und dass dieses zutraf, so entspricht das ziemlich dem, was Tabarî Annales I, 2. Kapitel erzählt. Nur sind es dort 3 oder 4 jüdische Abgesandte, die 100 Fragen an den Propheten richten, und bei Tabarî 5 — der Name Abdia findet sich nicht darunter — die im ganzen 28 Fragen ihm vorlegen. Eine, die 26., lautet (nach der Übersetzung Zotenbergs): A quelle époque ont existé Harout et Marout? etc. Tabarî fusst hier aber auf alten Corankommentaren.

---

coelos. Quod cum uideret Deus . . . posuit eam luciferum, pulcherrimā inter stellas, ut fuerat inter foeminas. — Depensi sunt ergo per cathenas ferreas, demissis capitibus in puteo bebil . . . — Christus . . . formulam ex luto inter manus suas confectam iecit humi. Et ait, surge in nomine patris mei. Et surrexit homo canus. Cui Christus: Tu quis es?

Volkskundliches aus Island.

Von **M. Lehmann-Filhés.**

(Schluss von VIII, 162.)

VII. Körperliches.

Unter dieser Überschrift soll von manchen Eigentümlichkeiten in der Beschaffenheit einiger Körperteile, sowie von vorübergehenden, aber nicht krankhaften körperlichen Zuständen und zuletzt noch von einigen Fällen die Rede sein, in denen der Körper handelnd oder leidend in Betracht kommt.

Bei wem die grosse und die zweite Zehe gleich lang sind, der wird eine ebenbürtige Heirat schliessen. Ist aber die zweite Zehe länger als die grosse, so heiratet man über, ist sie kürzer, unter seinem Stande.

Von den Händen glaubt man, es gehöre zusammen „kurze Hand und diebischer Mensch“, sowie „lange Hand und lügenhaft“.[1]) (Aus dem Abschnitt „Natursagen“, isl. „náttúrusögur“.)

Einen, der diebisch ist, nennt man jedoch „langfingerig“. (Natursagen.)

Zurückgekrümmte Finger heissen bei kleinen Knaben „Schmiedefinger“, bei kleinen Mädchen „Nähfinger“. (Natursagen.)

Von jemandem, der mit der Zunge bis an seine Nase reichen kann, ist sicher anzunehmen, dass er ein Dichter ist; in der alten Litteratur wird sogar berichtet, wie jemand einen andern zum Dichter macht, indem er dessen Zunge in die Länge zieht. (Ísl. árb. IV, S. 41.)

Einem Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen kann von vorn nichts Böses oder Unreines nahen, im Rücken aber ist er dadurch nicht geschützt.

Ganz dasselbe ist der Fall mit einem Menschen, der ein haariges Kreuz auf der Brust hat. (Dies und das vorhergehende aus dem Abschnitt „Zaubersagen“, isl. „galdrasögur“.)

Wer unten am Halse behaart ist, wird reich.

Wessen Haar sich weich und geschmeidig anfühlt, mit dem ist gut auszukommen; gegenteilige Beschaffenheit des Haares bedeutet das Gegenteil.

Ist ein Mann oder eine Frau empfindlich an den Haaren, so wird er wegen seiner Frau, sie wegen ihres Mannes eifersüchtig werden.

Wessen Haar mit heller Flamme brennt, der ist nicht „feigur“, wohl aber der, dessen Haar sengt.

---

1) Auch hierbei mag die Alliteration mitwirken, denn es heisst isländisch: „stutt hönd og stelvís madur“ und: „löng hönd og lyginn.

Eine Warze, die weder Haar noch Kleidung bedeckt und die man doch selber nicht sieht, ist ein Reichtumszeichen.

Oft hat man Schrammen an sich, deren Ursprung man nicht kennt: manche liegen in der Längsrichtung, andere in querer Richtung am Körper. Erstere sind von bösen Geistern, die den Menschen heimsuchen, letztere zur Abwendung des Unheils von einem Schutzengel geritzt. Man spricht daher von „Unglücksritzen“ und „Glücksritzen“ und nennt die querliegenden auch „Schutzritze“.

Hat man einen warmen und einen kalten Fuss, so wird man von jemandem beneidet.

Wem die rechte Wange heiss wird, von dem wird übel gesprochen, aber gut wird von jemandem gesprochen, dem die linke Wange heiss wird; diese ist die Freundeswange.

Hört man vor einem oder beiden Ohren einen Ton, als würden in der Ferne Glocken geläutet, so wird man in Bälde vom Tode eines Menschen erfahren. Man nennt den Ton „Glockenton“.

Wenn ein „fjörfiskur“[1]) gleichzeitig in jemandes Scheitel und Sohlen zappelt, so ist der Mensch „feigur“.

Niemand darf seinem Feinde sagen, an welcher Körperstelle der „fjörfiskur“ in ihm zappelt, denn er wäre tot, sobald der andere auf den „fjörfiskur“ klopfte.

Wenn man mit leeren Händen sitzt, so hat man sieben Teufel auf dem Schoss und wiegt den achten in den Armen. Eine Mahnung, nicht müssig zu sitzen.

Wenn man auf der Hausschwelle sitzt, wird man von Spuk heimgesucht.

Wenn man die Thüröffnung umarmt (d. h. wenn man mit jeder Hand einen der beiden Thürpfosten gefasst hält), so wünscht man wenigstens einem derer, die drinnen sind, den Tod.

Man darf nicht auf die Gestirne deuten; wer das thut, den ereilt irgend eine Rache.

Auch auf die Schiffe auf der See darf man nicht deuten oder sie zählen, denn davon verunglücken sie.

Geht man mit auf den Rücken gelegten Händen, so führt man den Teufel am Zügel und das ist ein böses Werk.

Wer rückwärts geht, der geht seine Mutter in die Erde hinab (d. h. bringt sie unter die Erde).

Wenn man beim Fortgehen fällt, so bedeutet es Glück, aber Unglück bedeutet das Fallen auf dem Heimwege.

Wenn jemand auf dem Kirchhofe strauchelt oder hinfällt, so ist er „feigur“.

---

1) Fjör = Lebenskraft, fiskur = Fisch. Gemeint ist ein gewisses — nicht schmerzhaftes — Ziehen irgendwo im Körper, als zappele dort etwas.

Wenn eine Frau oder ein Mädchen einem unverheirateten Manne Sand auf die Füsse „schlägt“ (wohl unversehens mit dem Fusse), so bleibt er noch ein Jahr lang unverheiratet.

Andere sagen, sie entscheide dann über die Heirat des Mannes.

Wenn sich jemand beim Zimmern eines Sarges verletzt, so dass es blutet, so ist in der Nähe jemand „feigur“.

Wer einen gewissen Käfer (isländ. jötunuxi = Riesenochse, nach Jón Thorkelssons Supplement: staphylinus maxillosus, ein Kurzflügler) mit dem kleinen Finger der linken Hand tötet, der wird von sieben schweren Sünden erlöst.

VIII. Volksmedizin.

Bei den Ratschlägen, durch deren Befolgung der Mensch in Island für seine Gesundheit und sein Wohlbefinden sorgt, handelt es sich nicht nur um Heilmittel, sondern sehr verständigerweise auch um Mittel zur Verhütung von allerlei Leiden, wozu oft schon die Feststellung der Krankheitsursache genügt. Nur eine kleine Auswahl sei hier mitgeteilt.

Gegen die Seekrankheit muss man Rasen aus dem Kirchhofe schneiden und ihn sich in die Schuhe legen, bevor man auf die See geht.

Einen ausgefallenen Zahn soll man in ein Loch in der Wand oder in ein Grab auf dem Kirchhof stecken, sonst kommt nie wieder ein Zahn in die Lücke.

Wenn man einen Zahn von einem Toten im Munde hat, bekommt man kein Zahnweh und wenn man es hat, so wird es davon besser.

Bei Schmerzen im Ohr soll man einen Nagel aus dem Giebelbrett am Kopfende eines Sarges nehmen, von derselben Seite, auf der man den Schmerz hat, und ihn in das Ohr halten, dann vergeht der Schmerz schnell.

Um eine Warze los zu werden, muss man sie mit Erde einreiben, welche dicht bei den Gebeinen eines verwesten Menschen im Kirchhofe gelegen hat; davon fällt sie ab.

Wenn man eine Blase an der Lippe bekommt, braucht man nur in die Küche zu gehen, dreimal den Kesselhaken zu küssen und dazwischen zu sprechen:

„Guten Tag, Kesselhaken mein,
Ist der Hausherr daheim?
Ich will küssen die Spitze dein,
Wenn du heilst die Lippe mein.“

Hat man eine Blase auf der Zunge, so soll man sagen: „Eine Blase auf meiner Zunge, morgen keine; zwei Blasen auf meiner Zunge, morgen keine“ u. s. w., bis man bei zwanzig Blasen angelangt ist. Dann soll man verkehrt

Einschlafen siebenmal (andere sagen dreimal) richtig und verkehrt sprechen, dann wird am Morgen die Blase verschwunden sein.

Wenn jemand nicht schlafen kann, soll man ihm, ohne dass er es weiss, ein Messgewand unter den Kopf legen.

Sehr wirksam gegen Schlaflosigkeit ist auch ein mit den Namen der sieben Schläfer beschriebenes Blatt, das man dem Betreffenden — ebenfalls heimlich — unter den Kopf legt; ebenso kann der Psalter Davids angewendet werden.

Unter den „Zaubersagen" findet sich bei Jón Árnason eine Mitteilung, die streng genommen hier nicht her gehört, schon deswegen, weil der betreffende Zauber nicht als noch jetzt gebräuchlich geschildert ist. Es handelt sich um den Schlafdorn (svefnþorn), einen so alten Zauber, dass, wie in der Sæmundar-Edda (Sigrdrífumál) zu lesen steht, schon Odin die Walküre Brynhild mit demselben stach, so dass sie nicht erwachen konnte. Man bediente sich zur Ausübung dieses Zaubers des Runenzeichens ᛋ namens sól (Sonne); es wurde, wie Jón Árnason glaubt, auf ein Zweiglein oder Blatt geritzt — wie oft, ist nicht bekannt — und dieses entweder in das Kopfhaar oder in die Kleidung auf der Brust eines Schlafenden gesteckt; derselbe konnte dann auf keine Weise den Schlaf von sich schütteln, bis der „Schlafdorn" ihm wieder fortgenommen oder aus seinem Haar oder seinen Kleidern herausgefallen war. — Es scheint dies also in späterer Zeit kein eigentliches Schlafmittel mehr gewesen zu sein, da derjenige, an dem der Zauber verübt wurde, bereits schlafen musste; die Walküre dagegen wurde mit dem Schlafdorn erst in den Schlummer versenkt.

Wenn jemand nicht sterben kann, muss man ihm ein Messgewand über das Antlitz breiten, dann wird er verscheiden.

Wenn man die Krankheit eines andern beschreibt, muss man immer hinzufügen: „An ihm (ihr), aber nicht an mir", sonst bekommt man dieselbe Krankheit.

Wenn man einen „Ringwurm"[1]) in einem Fische isst, bekommt man einen Ausschlag („Ringwürmer") an den oberen und unteren Extremitäten.

Wenn ein Hund in ein Gefäss steigt, aus dem gegessen wird, so bekommt derjenige, der daraus isst, an Händen und Füssen einen Ausschlag („hundspör" = „die Schwielen an den Fusssohlen der Hunde").

In der Johannisnacht ist der Tau so heilkräftig, dass ein jeder, der sich nackt darin wälzt, von seiner Krankheit, welche es auch sei, vollkommen genest. (Aus dem Abschnitt „Gebräuche" — „venjur" — bei Jón Árnason.)

„Kveisa" ist nach Erik Jonssons „Oldnordisk Ordbog": Beule, Geschwür, jetzt Leibschmerzen, und bedeutet vielleicht ursprünglich einen heftigen körperlichen Schmerz im allgemeinen. Nach Jón Þorkelssons

1) Isl.: „hringormur"; er findet sich zuweilen zwischen den Muskeln eines Fisches.

„Supplement“ ist es Kolik. In folgendem Gebet (aus dem Abschnitt „Aberglauben aus katholischer Zeit“) ist vielleicht damit das gemeint, was in einer Beschwörung der Schwaben (sieh: „Über Krankheits-Beschwörungen“ von M. Bartels, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 1895, Heft 1, S. 31) „die Gicht“ und im Plural „die Gichter“ genannt wird.

Gebet gegen die „kveisa“.

Christus sass vor der Kirchenthür;
Eine Fackel hatte in der Hand
Das gesegnete Kind,
Ein Buch in der andern.
„Worüber weinst du, mein Sohn?“
Sagte die gebenedeite Maria.
„Ich bin wund und krank“,
Sagte Gott mein Herr.

„Ich werde dir heilen die Beinkveisa, die Steinkveisa, die Handkveisa, die Eingeweidekveisa, die Gehirnkveisa und die allerheftigste und ärgste kveisa.“ Er wurde von seiner Krankheit befreit.

Wer dieses Gebet zu verwahren hat, wird von aller „kveisa“ befreit werden.

Zaubersprüche sind oft mit Runenbuchstaben geschrieben worden; Jón Árnason führt nach Jón Ólafsson von Grunnavík (1705—1779) einen solchen an, der gegen die Ruhr (vallgangur) gebraucht wurde; er lautet: „Jesus Christus sat. ser. mundum liberavit.“ (Aus dem Abschnitt „Zaubersagen“.)

Andere derartige Sprüche wurden entweder mit Runen- und lateinischen Buchstaben durcheinander oder mit lateinischen Buchstaben allein geschrieben. Zu letzteren gehört der bekannte Spruch: „Sator arepo tenet opera rotas“, dessen 25 Buchstaben, zu einem Quadrat geordnet, in vier verschiedenen Richtungen gelesen werden können, wobei stets dieselben Worte herauskommen. Wie Jón Árnason in dem Abschnitt „Zaubersagen“ mitteilt, wurden alle diese Buchstaben als Mittel gegen die Gelbsucht auf die Nägel des Kranken geritzt, wodurch er genas.

Wenn man ein Licht langsam verlöschen lässt, wird man einen langen Todeskampf zu bestehen haben.

IX. Todesvorbedeutungen.

Aus jenen wilden Zeiten, in denen das Leben des Menschen jeden Augenblick durch Kampf oder Mord vernichtet werden konnte, hat die isländische Sprache für den Begriff: „dem Tode verfallen“, „dem Tode nah“ das kurze Wort „feigur“ unverändert bis heute bewahrt, während das mittelhochdeutsche „veige“ seine ursprüngliche Bedeutung ganz eingebüsst hat. Daraus scheint hervorzugehen, dass der Isländer in besonders hohem Grade zu Grübeleien über das Ende des Lebens geneigt ist. Alle Anzeichen, die auf den Tod hindeuten, dürften daher hier am Platze sein, auch solche, die ursächlich nicht mit dem Körper des Menschen in Ver-

bindung stehen und aus diesem Grunde in den vorhergehenden Abschnitten nicht untergebracht sind.

Wenn jemand das Gras[1]) ausreisst, das zum Fenster herein oder vom Dache herab wächst, so verliert er irgend einen Anverwandten.

Während diese Prophezeiung beinahe einer Drohung gleichkommt — denn wer die schlimmen Folgen seines Thuns kennt, soll es unterlassen — ist in den noch folgenden kreddur das Schicksal ganz unabhängig vom Thun und Lassen des Menschen.

Wenn zweien gleichzeitig der nämliche Einfall kommt, so ist derjenige von ihnen „feigur", der zuletzt seinen Gedanken ausspricht, es sei denn, dass er dabei sagt: „Ich sterbe nicht eher[2]) als Gott will"; in diesem Falle ist keiner von ihnen „feigur". Andere sagen, derjenige sei „feigur", der zuerst sagt, was er denkt, oder er bekomme ein neues Kleidungsstück.

Wem ein Messer oder eine Schere oder ein anderes spitzes Werkzeug so aus der Hand fällt, dass es mit der Spitze im Fussboden stecken bleibt, der ist nicht „feigur".

Wenn man ein Krachen in den Grundpfosten des Hauses hört, ist der Hausherr „feigur".

Wenn zwischen der Ziehzeit und Johannis auf einem Gehöft das Feuer ausgeht, ist die Hausmutter „feig".

Wenn Halme oder Briefschnitzel sich auf dem Fussboden der Wohnstube über kreuz legen, so ist jemand im Gehöft „feigur".

Wenn in einem halben Jahr auf demselben Gehöft zwei Menschen sterben, so ist ein dritter „feigur".

Wenn es in die offene Grube regnet, bevor oder während man sie bereitet oder darin begräbt, so sagt man: „es regne in die Erde", und das bedeutet, dass in Bälde wieder werde begraben werden.

Wenn in der Christnacht das Licht ausgeht, so ist jemand im Gehöft „feigur".

Wenn man eine Sternschnuppe sieht, so hört man binnen kurzer Zeit vom Tode eines Menschen aus der Richtung, in welcher der Stern fiel.

1) Im Original steht dabei: (húsheigull); es ist demnach hier nicht gewöhnliches Gras — denn isländisch „gras" bedeutet auch Pflanze, Kraut überhaupt und der Plural „grös" isländisches Moos —, sondern eine besondere Pflanze gemeint, doch ist schwer zu sagen, welche; auf den Rasendächern isländischer Gehöfte wachsen viele Pflanzen, wie Dr. Th. Thoroddsen schreibt. „Húsheigull" ist ein sehr ungebräuchliches Wort; Dr. Valtýr Gudmundsson sagt, es seien lange Lauchstengel, grüngelb, weisslich oder farblos, die an

Wenn über einem Kranken ein Rabe sitzt und laut krächzt oder in das Dach hackt, so ist der Kranke „feigur“.

Wenn die Raben kreuzweise über die Kirche hinweg fliegen, ist einer in der Gemeinde „feigur“.

Wenn die Kirchenglocken von selber läuten, so ist der Pfarrer „feigur“.

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

(Fortsetzung von VIII, 196.)

XII. 's Hua'nkint.[1]
(Märchen.)

As wåa' a Këinich, unt tëiñ is' saiñ Frau g'ståa'b'm, unt tå håt a' zwåa Prinz'n ta'hålt'n. Tå håt a' nåcha' ti zwaiti Këinichin g'hairat, tås is' a Witfrau g'wëin, tëi håt a' an Prinz'n g'håpt. Unt tå saiñ tëi Kinda' auf-g'waks'n ålli trai. Hiatz håb'm tëi zwåa ölta'n Prinz'n in jinga'n ni't lëid'n kinna' unt håb'm 'n a „Hua'nkint“[1]) g'håass'n, wia s' schouñ g'schaita' saiñ wåa'n, unt tea' Noum' is' eam 'plieb'm.

Tå wia't ta' Këinich amål krånk, liegt åwa' vulli zwölf Jåa'. Ea' håt g'gëiss'n unt trunga', åwa' auf håt a' ni't kinna'. Sou sågt ta' Toukta', wauñ a' in Schaiñhaitsvoug'l hätt', wnarat a' schouñ g'sunt wea'n. Tëiñ håt åwa' an åndara' Këinich in an ånda'n Lånt g'håpt.

Sou nimmpt si' glai' ta' öltari Sun z'såmm', sått'lt saiñ Rouss unt nimmpt si' recht vüll Gëlt mit. Ea' rait't zwåa Mounat, is' a' tua'ch a-r-an Wålt 'këimma. Tå pegëignan eam hundat Rauwa'[2]).

Sëi såg'n: „Hålt, staiñ plaib'm! Wou wüllst tu hiñ?“

„Um an Schaiñhaitsvoug'l wüll i' gaiñ.“

„Staig å'. Mia' saiñ hunda'ti unt kriag'n in Schaiñhaitsvoug'l ni't, vüll wëinicha' tu allåañ.“

Håb'm eam saiñ Gëlt wëikg'noumma' unt sâiñ G'wåndt unt saiñ Rouss unt saiñ in t' Höll'n mit eam. Håt pai sëi a Rauwa' mëiss'n plaib'm. Ea' kimmpt a Jåa' lång ni't z'ruck.

Nimmpt si' ta' zwaiti z'såmm' unt sått'lt saiñ Rouss. Nimmpt si' a' vüll Gëlt mit. In tritt'n Mounat kimmpt a' a' in tëiñ Wålt. Pegëignan eam wied'rum tëi hunda't Rauwa'.

„Hålt?“ schraina-s', „wou wüllst tëinn tu hiñ?“

---

1) Das Hurenkind. — 2) Räuber.

„Um an Schaiñhaitsvoug'l wüll i' rait'n.“

Staig' å'. Mia' saiñ hunda'ti unt kriag'n in Schaiñhaitsvoug'l ni't, vüll wëinicha' tu allåañ.“

's Gëlt håb'm s' eam wëikg'noumma', unt mit eam unt mit saiñ Rouss saiñ s' in t' Höll'n. Håb'm an åls an Rauwa' auñg'lëigt. Håt si' saiñ Pruida' nåcha' z'këimma' g'gëib'm åls Rauwa'.

Sågt a': „Pruida' tå is' a' guit's Lëib'm, unt fua't va' då keimma'-ma' eh' ni't.“

Tås taua't trai Jåa', unt ta' zwaiti kimmpt a' ni't z'ruck.

Sågt 's Hua'nkint: „Våda', hiatz wiar-i' gaiñ. Ea' lëigt si' sounttül[1]) auñ unt nimmpt si' ni't sou vüll Gëlt wia t' ånda'n si' hå'm g'noumma'. Ea' is' trai vulli Mounat g'råasst unt is' tua'ch tëiñ Wålt glickli' tua'ch-'këimma'. Wia-r-a' pan Wålt trauss is' g'wëin, rëinnt a va'wuntschana' Fuks tahea'.

Ea' schrait: „Pruida' Hua'nkint, wou gehst tëinn tu hiñ?“

„Um in Schaiñhaitsvoug'l.“

„Nou, i' geh' a' mit tia'.“

Saiñ s' a'f tëi Krouñstådt[2]) auñ'këimma', wou tea' Voug'l g'wëin is'. Saiñ s' hearausst 'plieb'm, pis 's Nåcht is' wåa'n.

Um Mittinåcht håt ta' Fuks g'sågt: „Hiatz gehst aini. Wiast in da' Pua'gt[3]) in Houf[4]) pist, wia'st tëi Stiag'n seg'n. Troub'm in Gång is' a guldig's Hais'l mit tëiñ guldinga' Schaiñhaitsvoug'l. Tëiñ nimmpst van Hais'l aussa' unt wick'lst 'n in a Tiach'l aiñ. 's Hais'l tea'fst åwa' ni't nëimma', sunst ta'wisch'n s' ti'.“

Jå, ea' kimmpt hiñ tua't'n, nimmpt tëiñ Voug'l aussa'. Wia-r-a' hearunt' is', tëiñkt a' si', hätt' i' tëis Hais'l g'noumma', hätt' i' tëis Hais'l a'. Geht auffi, nimmpt 's Hais'l åwa', låsst 'n Voug'l aini. Tea' hëipt zan Schraiñ auñ. Wia-r-a iwa' t' Stiag'n åwa' unt in Houf tamit is', fångt 'n ta' Kåmma'-tinna' schouñ å' pan Kråg'n.

Ea' sågt: „Tu Lump! wüllst tu uns tëiñ Schaiñhaitsvoug'l stëll'n?“

Ea' hult Lait' unt sëi pindt'n an unt schliass'n an unt in Kea'ka' tuit aini mit eam. T' Lait' håb'm si' nåchtëim nieda'g'lëigt.

Ta' Fuks kimmpt hiñ za tëiñ Fëiñsta'l: „Pruida' Hua'nkint, is' tëinn ta' Schaiñhaitsvoug'l tå traiñ?“

„Å, maiñ liawa' Pruida' Fuks, hülf ma'!“

„Måaring“, sågt ta' Fuks, „kimmpst zan Va'hea' zan Këinich um naini. Unt ta' wia't ta' Këinich såg'n: Tu Spitzpui, wal tu håst g'wisst, tëiñ Voug'l z'stëll'n, wia'st tu a' wiss'n, wia' ma' tëis „Sått'l ti' Rouss“ stüllt. Sou muisst tu såg'n: Jå! sunsta' mëicht' a' ti' ni't auslåss'n.“

Sou is' 's g'scheg'n.

1) Jedenfalls das franz. subtil, fein, dünn in der Bedeutung von einfach. — 2) Kronstadt = Königsstadt. — 3) Burg. — 4) Hof.

Ta' Këinich gipt eam vüll Gëlt, tass a' hiñräas'n kauñ in tëis åndari Këinichraich, wou tëis Rouss is' g'wëin. „Unt wëinnst kimmpst, kriagst 'n Schaiñhaitsvoug'l ta'fia'."

Ea' is' fua't nåcha'. Ta' Fuks kimmpt wied'rum zan eam. Saiñ mit anånda' hiñg'råast. Ta' Fuks sågt, wia s' tua't wåa'n: „Tu Pruida' Hua'nkint, wouñst ainigehst in Houf, is' glai' ti ea'schti Tia' ti Stållstia'. Tås såch' i' tia' åwa', tås Raitg'schia' tea'fst ni't nëimma', sunst ta'wisch'n s' ti'."

Ea' kimmpt in Ståll, åwa' 's Raitg'schia' wa' schaina' g'wëin wia 's Rouss. Ea' lest 's Rouss å' unt kimmpt pis zan Gåss'ntåa' hiñ. Ea' tëinkt si', schau, hätt' i' 's Raitg'schia', war-i' schouñ tå. Ea' rëinnt z'ruck in Ståll unt nimmpt 's åwa'. Wia-r-a' zan Rouss hiñkimmpt, fångt 'n ta' Stållmåasta' å'.

„Å, tu Lumpl tu! Tu wüllst unsa' pëist's Rouss stëll'n?"

Wëickt t' Lait auf unt håb'm an glai' g'schlouss'n unt in Kea'ka' aini g'schmiss'n tuif. 's Rouss håb'm s' 'n Ståll unt sëi håb'm si' nåchtëim nieda'g'lëigt. Ea' åwa' håt g'rea't[1]).

Kimmpt ta' Fuks wied'rum zan Fëiñsta'. Ea' schrait åwa': „Pruida' Hua'nkint, is' tå 's Rouss trinna'?"

„Å, maiñ liawa' Pruida' Fuks", schrait a' auffa', „hülf ma'!"

„Måaring kimmpst um naiñi via' 'n Këinich a'f 's Va'hea'. Wia't a' såg'n: Wal tu 's „Sått'l ti' Rouss" håst kinna' stëll'n, wia'st tu wiss'n, wia ma' t' halichi[2]) Mågtalenna' stüllt. Muisst tu såg'n: „Jå, Hea' Këinich, i' pring' s' eana! sunst låsst a' ti' ni't aus."

Sou is' g'scheg'n. Ta' Këinich håt eam sou vüll Gëlt g'gëib'm, als a' 'praucht håt: „Wauñst ma' s' pringst, kriagst 'as Rouss tafia'", håt ta' Këinich g'sågt.

Ea' is' fua'tg'gånga'. Ta' Fuks kimmpt wied'rum zan eam, unt saiñ mit anånda' g'råast in tëis jidischi Lånt, wou ta' jidischi Këinich t' halichi Magtalenna' in Va'håft håt g'håpt.

Wia s' tua't'n saiñ g'wëin, sågt ta' Fuks wied'rum um Mittinåcht: „Hiatz gehst aini in t' Pua'gt, unt schnua'g'rat[3]) geht a Stiag'n van Houf pa da' Tia' auffi, unt tå kimmpst a'f-a-r-an Gång, unt tå schaut tar-a Tia' wied'rum in 's G'sicht. Unt tua't gehst hiñ unt måchst tëi Tia' auf, åwa' auñkloupf'n tea'fst ni't. Mit 'n recht'n Fuiss stëllst ti' hearausst'n a'f 's Tia'g'stied'l[4]). Tå wia't si zwåa Laichta' håb'm unt in ta' Mitt' a Kruzifix unt våa' ia' a Pettpiach'l, unt tå wia't s' umschauñ, unt tå wëinkst ia' mit åañ Finga'. Rëid'n tea'fst niks. Tå wia't s' aufstaiñ unt wia't mit ia'n Pettpuich 'za tia' hiñkëimma' unt tå nimmpst as glai' am Pug'l[5]) unt trågst as iwa' t' Stiag'n åwa' unt tua'ch 'n Houf."

Ea' håt tëis tauñ ållas. Ea' is' za tëiñ Këinich këimma', tea' 's „Sått'l ti' Rouss" håt.

1) Gerert = geweint. — 2) heilige. — 3) schnurgerade. — 4) Thürschwelle. — 5) Buckel = Rücken.

Sågt ta' Fuks: „Tu Pruida' Hua'nkint, i' wia' ta' wås såg'n. Wauñst hiatz za tëiñ Këinich kimmpst, sou wea'n s' ta' glai' 's „Sått'l ti' Rouss“ aussa'gëib'm. Unt tå sëitz'st tu ti' auf unt sågst: Hea' Këinich, eh' pevåa' i' fua'trait', wea'n s' ma' tuo' t' hålichi Magtalenna' zan kiss'n ea'lab'm. Unt in recht'n Fuiss tuist van Staigpiag'l aussa'. Unt tå wia't si ia'n Fuiss aini unt wia't ti' um in Håls nëimma'. Tå sågst nåcha': Sått'l ti' Rouss a'f traisich Mal'n! unt nåcha' sull'n s' nåchschauñ.

Sou is' g'scheg'n. T' Råas mit tëiñ Rouss is' schnëlla' g'gånga' zan lëitz'n Këinich wia t' åndri, wou-r-a' t' halichi Magtalenna am Pug'l tråg'n håt mëiss'n. Ta' Fuks wåa' åwa' imma' nëib'm unt wauñ 's nou' schnëlla' g'ritt'n wa'n. Wia s' tua't'n wåa'n, is' 's a'f t' Nåcht g'wëin.

Sågt ta' Fuks: „Wauñ måaring ta' Këinich 's Rouss va'långt, nåcha' muisst såg'n: Hea' Këinich, gëib'm s' ma' 'n Voug'l aussa' a'f 's Rouss unt låss'n s' uns ålli mit anånda' a'nëimma'[1]), tëis muiss tou' a schaiñ's Pült'l[2]) saiñ. Nåchtëim sågst: Sått'l ti' Rouss a'f traisich Mal'n! unt ta' Këinich sull ta' nåchschauñ.“

Ea' håt sou 'tauñ unt, wia eam ta' Këinich in Voug'l håt auffig'gëib'm, is' a' fua't mit 'n Rouss unt ta' halich'n Magtalenna unt in Schaiñhaitsvoug'l.

Wia s' saiñ schouñ nåhent[3]) pa da' Grenz g'wëin va saiñ Våda'n saiñ Këinichraich, sågt ta' Fuks zan eam: „Tu kimmpst hiatz in-a-r-a gråssi Stådt. Tå wea'n måaring in ta' Fria zwåa aufg'hëinkt wea'n. Åwa' auñnëimma' tea'fst ti' ni't um sëi, sunst is' taiñ Schåd'. Hiatz wiar-i' ti' va'låss'n, åwa' hiatz a Jåa' wiar-i' wiedrum za tia' këimma'.“

Unt våa' saina' is' ta' Fuks va'schwundt'n, unt håt 'n ni't mea' g'seg'n.

In teara' Stådt is' a' iwa' Nåcht 'plieb'm. In ånda'n Tåch fia'n s' saini Priada' aussi, tåss s' aufg'hëinkt sull'n wea'n. Als Rauwa' saiñ s' aiñg'fångt wåa'n. Sou håt a' si' ta'påa'mt unt lest s' aus. Håt eana' z' ëiss'n unt z' tringa' nåcha' 'zåhlt, unt håb'm si' a'f 's Rouss g'sëitzt nåcha' ålli viari unt saiñ a'f t' Grenz këimma' va' saiñ Våda'n saiñ Lånt. Is' a gråssi Håad' tuat'n, tå is' a Prumm[4]) t'rauf g'wëin. Sou sågt åana' va' di Priada' zan ånda'n: „I' wea' tua'schti'.“

„I' wea' eh' a' tua'schti“, sågt ta' Pruida' Hua'nkint.

Unt in wearat'n Schëipf'm[5]) nimmpt 'n åana' unt wia'ft 'n in Prumm åwi. Tea' is' åwa' ungehaija' tuif g'wëin. Ta'souff'n[6]) is' a' åwa' ni't. Tëi håb'm si' åwa' aufg'sëitzt unt saiñ håamg'ritt'n. Wia s' ta'håam saiñ g'wëin, hå'm s' 'as Rouss in Ståll, t' Magtalenna håb'm s' in 's Zimma' zan Këinich unt in Schaiñhaitsvoug'l a' tazui. Magtalenna håt niks 'pet't unt ta' Voug'l håt niks g'sunga' unt 's Rouss håt niks g'frëiss'n. Wauñ s' ti Tia' auf håb'm g'måcht, håt 's ausg'haut unt faustgråssi Schull'n[7]) aussig'strämpft mit ti hinta'n Haks'n[8]). Ta' Këinich wia't åwa' ni't g'sunt.

1) Abnehmen, abphotographieren. — 2) Bildchen. — 3) nahe. — 4) Brunnen. — 5) während des (Wasser-) Schöpfens. — 6) ertrunken. — 7) Schollen. — 8) Beine.

Wia 's Jåa' va'gånga' is', is' in Hua'nkint ta' Mias[1]) schouñ g'wåks'n g'wëin a'f 'n Sched'l unt a'f 'n Pug'l in Prumm a Spauñ håch[2]). Sou kimmpt ta' Fuks hiñ za tëiñ Prumm. Ea' schrait åwi: „Pruida' Hua'nkint, wås mächst tëinn tu tå trinn in tëiñ Prumm?"

Ea' schlågt saini Hent' z'såmm unt schrait aussa': Å, maiñ liawa' Pruida' Fuks, hülf ma' nia' åamål nou', 's leitztimål!"

Ea' kraks'lt[3]) åwi in Prumm unt sågt: „Hålt' ti' auñ in maiñ Schwåaf, i' wia' ta' aussa' hëlf'n!"

Ea' hålt't si' auñ, unt håt 'n auffa'zoug'n. Is' mit eam za saiñ Våda'n saina' Grenz g'gånga'. Tå sågt ta' Fuks: „Pan ea'scht'n Schriat, tëinnst umimächst pa daiñ Våda'n saina' Grenz, wia't 's ta' an Schittla' gëib'm unt tëis G'wånt wia't wëikfåll'n unt tëis Mias, unt wia'st åls a Prinz tå staiñ wia-r-eh'. T' halichi Magtalenna wia't pet'n unt ta' Schaiñhaitsvoug'l wia't singa' unt 's „Sått'l ti Rouss" wia't frëiss'n unt wia't ruiwi' plaib'm unt taiñ Våda', ta' Këinich wia't g'suñt saiñ. Hiatz siach-i' ti' nimma'mea' unt wia' tu a guita' prava' Këinich." Ea' is' va'schwundt'n unt wås a' g'sågt håt, is' g'scheg'n.

Sou håb'm saiñ Våda' unt saiñ Muida' unt saini Priada' ni't g'wisst, wås tås is', tåss ållas a'f amål lusti' is': ta' Voug'l singt, 's Rouss frisst unt t' halichi Magtalenna pet't. Unt ta' Këinich wia't glai' g'sunt a'. Ea' sågt: „Ta' tritti Sun kimmpt!"

Tëi zwåa saiñ schouñ vulla' Fua'cht g'wëin. Åañ Stunt håt a' nou' g'håpt za saiñ Våda' saiñ Haus. Saini Priada' saiñ tås inni'wåa'n[4]), tåss a' sou nåhent schouñ is'. Håt åana' zan ånda'n g'sågt: „Hätt' ma' tås ni't 'tauñ, wa' ma' guit aufg'noumma'." Gëinga'-r-in Gåa't'n spåzia'n ålli zwåa, sågt ta' åañ zan ånda'ñ: „I' låss' ma' maiñ Lëib'm ni't nëimma' van eam, i' nimm-ma' 's sëlwa'." Håb'm si si' ålli zwåa' aufg'hëiñkt.

Wia-r-a' 'këimma'-r-is', is' t' Magtalenna glai' hiñ unt is' eam um an Håls g'fåll'n, unt saiñ Våda' unt Muida' gëib'm eam t' Hånt. Ea' frågt um saini zwåa Priada'. Gëinga' s' schauñ in Gåa't'n, wåa'n s' schauñ tåt a'.

Nimmpt a' t' Magtalenna zan Waip unt håt guit rechia't åls Këinich.

[Das Märchen gehört zu der Gruppe vom besten jüngsten Sohne, den die älteren Brüder verderben wollen, nachdem er die Aufgaben gelöst, die sie nicht lösen konnten, der aber schliesslich heimkehrt, wobei die älteren ihre Strafe finden. Zu vergleichen sind: Grimm, KHM. No. 57, 97 mit den Anmerk., J. W. Wolf, Deutsche Hausmärchen S. 230 ff. J. Zingerle, K. u H. Märchen aus Süddeutschland 2, 157 f. E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben No. 5. — K. W.]

XIII. Ta' raichi Kaufmauñssuñ.

(Märchen.)

As wåa' amål a raicha' Kaufmauñ, tea' håt an åañzinga' Suñ g'håpt

Ta' Våda' sågt: „Hiatz pist viarazwåañzich Jåa' ålt. I' gip ta' hiatzat finftaus'nt Guld'n,' unt schau tu, tåss tu waita' kimmpst va' maiñ Haus. Geh' in an-ånda's Lånt unt wia' tu prav, nåcha' wüll i' maiñ Hånt va' tia' ni't nëimma'."

Sëi påck'n eam saiñ G'wånt unt saiñ Wëisch in a Kupfa'[1]). In ånda'n Tåch pfiat[2]) a saiñ Våda'n unt saiñ Muida'. Ea' råast sëiks Jåa' lång. Unta'tëiss'n håt a' a G'scheft g'måcht, åwa' wëini'. As siemti Jåa' is' a' zuiwa'këimma', is' a' 's gånzi siemti Jåa' a' g'råast. Sou kimmpt a' zan håch'n Mea'. A'f ta' Sait'n wåa' t' gråssi Wistung[3]). Ea' geht vulli fimpf Woucha' um in teara' Wistung. Van wüld'n Oupst håt a' g'lëipt. Hulzpia'n[4]), Hulzëipf'l[5]), wüldi Waiñpa'[6]) unt wüldi Z'wëib'm[7]) saiñ g'wåks'n. unt tëi håt a' å'g'gråst. In ta' sëikst'n Woucha' kimmpt a' a'f a sou a klåañ's Haus in ta' Wistung. Tua't is' a' ainig'gånga'. Sou sitzt a schwåa'zä' Gaist traiñ unt sågt: „Wüllst pa mia' plaib'm?"

„Hea', jå! Ounihiñ wåass i' ni't aus unt ni't aiñ."

Gipt 'n an extras Zimma' zan schlåffa', åañ Pëitt, åañ Stual, åañ Tisch. Trai Mad'ln håt a' g'håpt tuat'n traiñ, tea' Schwåa'zi, aani Rous'l, aani Lini unt åani Katrin. T' Rous'l håt eam 's Ëiss'n 'pråcht zan Tisch.

Wia-r-a' g'gëiss'n håt g'håpt, håt s' eam 's G'schia' wëik g'ramt unt håt g'sågt: „Za kåana' guit'n Stunt pist tu ni't 'këimma'. Mit taini Wëig'n håst tu ti' va'ia't[8]), unt ta' in tëiñ Haus plaipt ta' pesi Gaist. Tås måch' i' tia' z'wiss'n, tåss i' tia' hülf za an-iada' Stunt. Tëinn mia' trai saiñ Schwëista'n, mia' saiñ eh' a' va'låa'n, åwa' mia' kauñst tu hëlf'n, unt i' hülf tia' a'."

In ånda'n Tåch kimmpt a', tea' pesi Gaist zan eam. Ea' pringt 'n a glëisa'ni Håcka' unt a glëisa'ni Såch[9]) unt a glëisa'na' Schlëig'l[10]) unt fia't 'n in Wålt: „Unt tå håckst ma' haiñt' zwåañzichtaus'nt Klåfta' Hulz. A'f t' Nåcht kimm' i', oup 's g'scheg'n is'. Wañ-ni't, nåcha' weh' taina'."

Ea' is' va'schwundt'n våar-eam. Ea' håckt mit ta' Håcka' aini. Za zëija' Proucka' is' ta' Stüll unt t' Håcka' vanånt g'floug'n. Ea' nimmpt t' Såch', wüll an Pam å'schnaid'n, springt s' eam a'f zwåañzich Trimma' ausanånt. Wal si' niks måcha' håt låss'n, håt a' 'n Schlëig'l g'noumma', håt 'n a' za Trimma' z'såmm'g'hant. Ea' lëigt si' nieda' unt tëiñkt si' saiñ Tåal: „Wås kauñ ta' g'scheg'n?"

Sou kimmpt ti Rousi schouñ mit 'n Ëiss'n. „Tu håst nou' wëini' g'måcht", håt s' g'sågt.

„Åwa' schau", sågt a', „a glëisa'na' Zaich! Wås kauñ tëinn i' waita' måcha'?"

Sågt s': „Iss unt trink!"

---

1) Koffer. — 2) „pfiat" von „behüt (dich Gott)" bedeutet hier „verabschiedete sich." — 3) Wüste. — 4) Holzbirnen. — 5) Holzäpfel. — 6) wilde Weinbeeren. — 7) wilde Zibeben. — 8) verirrt. — 9) Säge. — 10) Schlägel.

Wia-r-a' g'gëiss'n unt 'trunga' håt g'håpt, håt s' g'sågt, ea' sull si' za' Rui gëib'm. Si nimmpt ia' Zauwa'stawal, sou saiñ tëi zwåañzichtaus'nt Klåfta' schouñ aufg'schait'lt g'wëin unt g'lëig'n. Is' s' z' Haus g'gånga' unt ea' is' 'plieb'm pis a'f t' Nåcht, pis ta' Pesi 'këimma-r-is'.

„Na, Jouhan", sågt a', „tu pist flaissich g'wëin", unt is' mit eam z' Haus. Håt saiñ Ëiss'n g'håpt, håt si' schlåffa' g'lëigt.

In ånda'n Tåch pringt a' eam a glëisa'ni Schwinga'[1]) unt an glëisa'na' Gråmp'm[2]) unt a glëisani Hauñ[3]) unt fia't 'n in ta' Wistung za-r-au håch'n Pea'ch[4]). Tea' wåa' lauta' håa'ta' Ståañ in åañ Stuck, ouni Sånt unt åll'n.

„Tå måchst mia' haiñt zwåañzichtaus'nt Klåfta' Ståana' in t' Wiaff'l[5])."

Ea' is' va'schwund'n. Ea' hëipt zan Aa'wat'n auñ mit 'n Gråmp'm, pricht a' eam a'f zëija' Tåal z'såmma'. Ea' prouwia't ti Hauñ. Tëi pricht a' a'f sou vüll Stickl vanånt. T' Schwinga' wia'ft a sëlwa' z'såmm' unt lëigt si' tauni.

Kimmpt wied'rum t' Rousi tahea' mit 'n Ëiss'n. „Åwa' tu håst haiñt wëini' g'måcht."

„Jå, åwa' schau, mit an glëisa'na' Zaich kauñ ma' ton' ni't åa'wat'n", håt a' g'sågt.

Wia-r-a' g'gëiss'n håt g'håpt: „Gip ti' hiatz za' Rui!" Si nimmpt ia' Zauwa'stawal unt måcht trai Stråach, sou wåa' ta' Pea'ch ëib'm z'såmm-g'schlåg'n. Ti zwåañzichtaus'nt Klåfta' Wiaff'l saiñ aufg'lëigt g'wëin. Si is' z' Haus g'gånga'.

A'f t' Nåcht kimmpt ta' schwåa'zi Gaist. Sågt a': „Jouhan, tu pist flaissich g'wëin." Gaiñga' mit z'såmm' z' Haus. Håt a' g'gëiss'n unt håt si' nieda'g'lëigt.

In ånda'n Tåch pringt a' eam an glëisa'na' Wåssa'schåpfa'[6]). Fia't 'n in ta' Wistung za-r-an gråss'n Taicht.

„Tëis Wåssa' schëipfst ma' ållas aus unt raiñ auswåsch'n in Taicht, tåss wied'rum raiñ's frischas Wassa' ainikauñ."

Umatum wåar-a' mit schaini gråssi Ståañ aus'pflåsta't. Ea' graift aini mit 'n glëisa'nan Schåpfa', pricht ta' Stüll a'f trai Tåal å'. Waita' håt a' niks måcha' kinna', wal 's z' tnif g'wëin is'. Ea' lëigt si tauni. Za da' Zait is' t' Rous'l, tëis Mad'l wied'rum 'këimma' mit 'n Ëiss'n.

„Tu håst haiñt' nou' wëini' g'måcht."

„Åwa' schau", sågt a', „a'f trai Tåal pricht ma' da' Stüll å'. Waita' kauñ-i' niks måcha'."

Wia-r-a' g'gëiss'n håt g'håpt, sågt s': „Hiatz gip ti' za' Rui."

Si nimmpt ia' Zauwa'stawal unt måcht trai Stråach. Sou wåa' ållas raiñ unt 's pëisti Quëll'nwåssa' wåa' traiñ zan tringa'.

---

1) „Schwinge" ein derber Korb, mit dem auch Erde und Steine getragen werden. — 2) Spitzhacke. — 3) Haun. — 4) Berg. — 5) Die Steine sollen in würfelförmigen Stössen aufgeschichtet sein. — 6) Wasserschöpfer.

Si is' z' Haus g'gånga' nåchtëim. A'f t' Nåcht is' tea' Gaist 'këimma', tea' schwåa'zi: „Jouhan, tu wåa'st flaissi'."

Saiñ s' mit anånt z' Haus. A'f t' Nåcht håt 'n tëi wied'rum 's Ëiss'n pråcht, t' Ronsi.

„Måaring", sågt s', „wia't a' uns trai aufstöll'n, tås såch' i' da'. Wia't a' såg'n, tu sullst ta' åani aussuicha' van-uns trai. Ta'wischt t'-åwa' anåndri fia' mi', sou kimmpst taiñ Lëib'm ni't wëik va' tå. Mia' saiñ åani wia t' åndri, åwa' i' steh in ta' Mitt' unt a'f 'n Hia'n wiar-i' mia' a schwåa'z's Platz'l måcha'. Unt ta' gehst hiñ in t' Mitt' unt nimmpst mi' pa da' Hånt unt fia'st mi' wëik in taiñ Zimma'."

In ånda'n Tåch håt a' 'n g'hult: „Walst tu sou prav pist g'wëin, wüll i' tia' va' di trai Schwëista'n åani va'måcha' unt vüll Gëlt." Ea' fia't 'n auf tëi trai. Ea' sågt: „Hiatz nimm ta' åani."

Ea' nimmpt si' åwa' glai' t' Mittari aussa', tëi 'n g'hulfa' håt. Sëi håb'm mit an-ånda' Nåchtmåhl g'gëiss'n. Tås Gëlt håt a' åwa' schouñ pan eam g'håpt. Awa' eh' 's is' åchti wåa'n a'f t' Nåcht, saiñ s' schouñ fua't ålli zwåa. Si is' tua'ch t' Luft g'floug'n mit eam.

Wia 's Tåch is' wåa'n, sou schickt ta' Schåa'zi åañ hiñ za da' Tia'. Ti Tia' wåa' åwa' va'spia't.

Sågt tea': „Steht 's ni't auf?"

Sågt 's Pëitt: „Mia' lëig'n uns eh' schouñ auñ."

Sågt tea' zan pes'n Gaist: „Nou, sëi lëig'n si' eh' schouñ auñ."

Iwar-a' Stunt kimmpt a' wied'rum hiñ za da' Tia': „Sait 's nou' ni't fia'tia'?"

Sågt t' Lawua'[1]): „Wåsch'n tam-mar-uns."

„Nou", sågt a' zan pes'n Gaist, „sëi tåañ si' ea'scht wåsch'n."

In a-r-a Stunt kimmpt a' wiedrum fråg'n, oub s' nou' ni't fiati' saiñ.

Sågt ta' Kamp'l[2]): „Ausfülz'n[3]) mëiss' ma' uns tou' a' t' Håa'.

Sågt a' za tëiñ schwåa'z'n Gaist: „Nou, ausfülz'n tan si si'."

In a-r-a Stunt kimmpt a' wied'rum fråg'n.

Sågt ta' Pëis'n[4]): „Auskia'n mëiss' ma' tou' a'."

Sågt a' zan Pëis'n: „Auskia'n tan s' hiatz."

In a-r-a Stunt kimmpt a' sëlwa', ta' Pesi za da' Tia', måcht ti Tia' auf, wåa' kåañ Mëiñtsch tå.

Sågt ta' Pesi za åañ: „Schnëll, schnëll unt sëin nåch unt pring' ma' s' z'ruck."

„Tu" sågt t' Ro... [illegible]

„Jå, a krepia't's Rouss unt an Hunt håw' i' g'seg'n.“

„Hätt'st in Hunt nia' g'noumma', wea' 's Rouss a' mitg'gånga'.“

Såg'n t' ånda'n: „Tu pist a tumma' Taif'l.“

Geht ta' zwaiti, håt tëiñ g'schickt.

„Hiatz kimmpt ta' zwaiti“, sågt t' Rous'l zan eam. „Hiatz måch-i' mi' za-r-an gråss'n Plumma'gåa't'n unt tå håst tu an Stråhhuit auf unt an Åmpa'[1]) unt wia'st in Gåa't'n saiñ unt tå tuist tu t' Plumma' giass'n.“

Ea' kimmpt va'pai, ta' zwaiti unt ea' siacht sunst niks, wia in Gåa't'n unt tëiñ. Ea' kea't um unt kimmpt håam.

„Håst niks g'seg'n?“ frågt 'n ta' 'pesi Gaist.

„An Gåa't'n håw' i' g'seg'n, an gråss'n, unt åana' håt g'gouss'n.“

„Håst ni't tëiñ g'noumma'? — Wea' ta' Gåa't'n a' mitg'gånga'.“

„À, tu tumma' Taif'l!“ såg'n t' ånda'n.

Schickt a' 'n tritt'n.

„Hiatz kimmpt ta' tritti, Jouhan“, sågt 's Mad'l. „Hiatz måch' i' mi' za-r-a Kåpëll'n a'f ta' Stråss'n unt tu stöllst ti' aini unt sågst:

‚Haiñt is' Mouñtåch,
Måa'g'n is' Teañståch,
Am Witwouch
Is' ta' Zauwa'tåch.'“

Is' ta' tritti tahea' 'këimma'. Schaut-a' umatum, ea' siacht sunst niks wia tås. Wia'-r-a' håam'këimma'-r-is', frågt 'n ta' pesi Gaist, ouw a' niks g'seg'n håt.

„Jå“, sågt a', „a Kåpëll'n håw'-i' g'seg'n unt åana' wåa' traiñ, tea' håt a Prëidig g'måcht traiñ.“

„Hätt'st 'n ma' g'noumma', wea' t' Kåpëll'n a' mit g'gånga'“, håt a' g'sågt. „Waita' kim-ma' niks måcha' hiatz, ta' Zauwa' is' aus, unt sëi saiñ ea'lest.“

Hiatz saiñ s' z' Haus za saiñ Våda'n. Tea' wåa' ounihiñ schoun recht ålt.

Ta' Jouhan frågt si' auñ, ouw a' kåañ Kummi[2]) ni't praucht. Sågt saiñ Våda': „À jå!“

Unt si frågt si' pa da' Frau auñ, ouw s' kåañ Stub'mmad'l prauchat. Sågt si: „Jå“.

In ta' sëikst'n Woucha' sågt åana' va' di Kummi: „Rousi, i' kimm' haiñt' Nåcht zan-eana.“ Sågt si': „Jå“. Ea' is' 'këimma' um Mittinåcht

„Saiñ s' sou g'fälli'[3])“, sågt si, „tråg'n s' ma' tëis Nåchtg'schia' aini zan ålt'n Hea'n.“

Wia-r-a' trinna' is' g'wëin, håt s' 'n g'stöllt, tåss a' ni't nåcha' håt kinna'[4]).

T' Frau wia't åwa' munta' unt wüll a'f 's Nåchtg'schiar gaiñ. Si find't 's ni't a'f ia'n Åa't. Zind't si' a Liacht auñ. Hiatz siacht s', tåss 's tea' in ta' Hånt håt 's Nåchtg'schia'.

1) Eimer — 2) Kommis. — 3) gefällig. — 4) er hat nicht weiter, nicht vom Platze gehen können.

„Wås mâcha' tëinn sëi mit unsa'n Nåchtg'schia' tå hearinna'?"

Hât s' 'n låsg'mâcht wied'rum, t' Rous'l, tåss a' si' riar'n hât kinna'. Ea' lässt 's fåll'n 's Nåchtg'schia' unt rëinnt pa da' Tia' aussi.

Si fråg'n an, wås tås is' g'wëin.

Sou sågt a': „Tås måg nia' in Schlåf saiñ g'wëin." Traut håt a' 's eana' ni't z' såg'n.

Ta' zwaiti Kummi håt a' auñg'frågt, ouw a' pa ia' schlåffa' tea'f. „Jå", ea' sull këimma', sågt s'. „Saiñ s' sou g'fölli'", sågt si, „tråg'n s' ma' tås Nåchtg'schia' a'f 's Redarat[1]) eh'pevåa'."

Wåa' åwa' gånz vull. Si håt 'n g'stöllt wied'rum, unt håt a' ni't waita' kinna'. In ta' Fria kimmpt ta' Hea' unt wüll a'f 's Redarat.

„Wås mâcha' tëinn sëi mit 'n Nåchtg'schia' tå?" sagt a'. „Sou was is' ma' in maiñ Haus nou' ni't g'scheg'n."

Si mâcht 'n wied'rum lås, unt ea' lässt 's Nåchtg'schia' wied'rum fåll'n.

„Tås saiñ Zauwa'lait", sågt a' za da' Frau, „tëi zwåa, tea' Jouhan unt t' Rous'l." Sou håt a' s' hul'n låss'n ålli zwåa unt håt g'sågt: „Wås sait's tëinn ëis[2]) fia' Lait? — Gëista'n wåa' in maiñ Quatia' åana' g'ståndt'n mit 'n Nåchtg'schia', haiñt' steht åana' in Redarat mit 'n Nåchtg'schia'. Tëis is' in maiñ Haus nou' ni't våa'g'gånga', pis ëis ni't 'këimma' saits. Kåañ Zauwarai prauch i' in maiñ Haus ni't. Unt nëimbt 's ëink z'såmm' unt geht 's ma' van Haus."

Ea' ziagt saiñ Rouck aus, ta' juñgi Hea', unt knëipfl't saiñ Hëimat auf unt tå håt a' 's Muida'mål g'håpt.

Hiatz is' t' Muida' glai' hiñ unt håt 'n um in Håls å'g'fångt: „Maiñ liaw's Kint, wal nia' tu pan Lëib'm nou' pist!"

Ta' Våda' spricht a' tåssëlwichi unt frågt, wea' tëijëinichi is' nëib'm eam.

Ea' sågt: „Tëi håt mi' van maiñ Lëib'm ea'rëitt't. I' wåa' åañ Jåa' unta' tëiñ pes'n Gaist. Wauñ tëi ni't wea' g'wëin, wea' is' saiñ Lëib'm ni't z'ruck'këimma'. I' g'hålt s' za maiñ Waip."

„Jå, sullst as håb'm."

Håb'm eam 's G'scheft iwa'g'gëib'm unt sëi sëitz'n si' in t' Rui. unt tëi zwåa, tëi zan ia' saiñ g'gånga', håt a' pråtlås g'mâcht.

Ea' håt t' Rous'l g'hairat nåcha' unt håb'm glickli glëipt.

[Ich benutze die Gelegenheit, zu dem Märchen No. X (oben S. 188—192) auf ein verwandtes ostpreussisches Märlein vom Burschen, der die gute Stunde sucht, hinzuweisen, das Dr. J. Bolte in der Altpreussischen Monatschrift Bd. XXXV, 145—158 mitgeteilt und besprochen hat. K. W.]

1) Retirade. — 2) österr. bair. oes = ihr.

Niederdeutsche Spruchweisheit aus Nordsteimke (Braunschweig).

Mitgeteilt von **H. Beck.**

Wër lange slöpt
un dralle löpt,
kümt ëbensau wît,
ar wër froi opsteit
un langsam geit.

Wër lange slöpt
un dralle löpt,
kümt ôk noch midde.

Wër 'e morgenstunne vorlît,
hat 'n ganssen dach neine tît.

Wër lange slöpt, dën Got arnêrt,
wër froi opsteit, dei vêl vortêrt.

't liggen is dei lütgen lûe ôre brâe. (Vergl. das franz. Qui dort dîne.)

Leiwer datte fûle tweimâl geit,
slêpte, datte bûk wei deit.

Gelt mâkt gelt.

Wëm 't pêrt hôrt
dei krich 't bi 'n stêrt.

Wëme kau hôrt,
dei krîch se bî 'n stêrt. —
Ich kann sie wohl an die hörner fassen,
ich kann es aber auch ganz lassen.

Kälwer schikt 'n hen un ossen kricht 'n wëer.

Île brôt un dâ nist tau,
dat gift smalle bûke;
wër den 'n tröpken kinder hat,
dei krichte jële sûke.

Du leiwer Got, wër deinen mot
un hat man ein pâr schau,
un dâ 'n tröpken kinder tau, —
is dat nich plâge nauch?

Mêr hër! — secht Frëthannes.

Aller anfank is swâr, blôss et lumpensammen nich.

Anken (auch: önkern) un knôren
is 't hälfte bôren.

Wenne vos-swanss nich mër swänsseln kan, denne löpte mid 'n schelm dâvon.

Wër tau lange sêwet, dei sêwet sik an lesten enne kâf.

Wat 'n einen te danke is,
is 'n annern te stanke.

Wat 'n einen sîn brôt is,
is 'n annern sîn dôt.

Vêle swîne makt 'n dünnen drank.

Wër vor 'n bedde sit, starwet mannichmâl eier, ar wër 'r innelît.

Narrenspêl wel rûm hewwen.

Ûse hargot wel alderlei lûe hewwen op 'r welt. (Wenn die Rede auf Blinde, Lahme und andere Unglückliche kommt.)

Ûse hargot kikt alle jâr eimâl von himmel; wôe den jëen bîe sût, dâ let ne bî. Wër 't kwâlen hat, dei hat 't.

't rôkt in allen kôken.

't gift in allen kôken kaputtige pötte.

Nâ grâe
krüpt Hannes
int wammes.

Enne gût,
alles gût, —
âwer wô sût 't inne midde ût?

Dat kümt ôk vor, dat 'n fält un fint nist.

Ein kan eier te wît lôpen, ar nich wî' enauch.

Ein mot mich eier hërich raupen, ar ne nich bî 'n swansse hat.

Wër wet, wô Hans is, wen grâs wasset!

Ein söcht neinen hindern ôwen, wen 'r sik nich sülmen hinder eset't hat.

Bëter inne wîe welt ar in engen bûke!

Wat ik nich weit,
mâkt mik nich heit.

Kälwermâte und kindermâte môt ôle lûe wetten.

Frisch op smekt wol.

Wô 't môe is, dâ spêlt se klumpsak inne kerke. (Wenn die Rede auf etwas Ungewöhnliches kommt.)

Wër sik nich sat it, — sat licken deite sik nich.

Wër 'n dûwel let (d. i. ladet), mot sein, datte rât schaffet.

Wër nich int fûer geit, vorbrent sik nich.

Wenne pracher nist hewwen schal, fält 'n brôt dörch de kîpe.

'n lütğich haun kan nein grôt ei leğğen.

't is nein pot sau scheif, 't fint 'r sik 'n deckel tau.

Wër lest in 'n sak krüppet, mot 'r te-êst wëer rût.

Wen 'n von 'n dûwel secht, denne sitte oppe hëke.

Dei flicken mot ümmer grötter sîn ar 't lock.

Wen ûte lûs 'n elefante wart,
den bit se, dat se dul wart.

Wô ûtsen sünt, dâ sünt ôk heilebôäre.

Wen 't kint edoft is (oder: Wenne dôpe ûte is), wilt alle lûe vadder stân.

Je wier dat 'n 'n drek trit,
je wier datte flüt.

Wër lest kümt, dei sit öwwel ôer it öwwel.

Wat ik nich weit,
mâkt mik nich heit.

Wen 't ümmer sau keime ar 'n dechte,
denne keim 'n ôk wol terechte.

Wër wat weiğes hat, dei foilt 'r nâ;
wër wat leiwes hat, dei geit 'r nâ.

Wô 'e tûn an sîesten is, dâ hucket alle hunne ôwer.

Sau arre minsche is, sau motte vorbrûket wêren.

Mid 'n hunne, wô 'n midde löpt, mot 'n midde hôlen.

Wër kan 'n ossen 't bölken wëren?

An lesten enne
rôğet 'e fûlen de hänne.

Wen't wen un't âwer nich wörre, denne wör ûse grôssmudder hûte noch ne jumfer.

Dei kinder, dei falt 'n engel in 'n schôt, un dei ôlen lûe, dei falt 'n dûwel oppe hôren.

Kómpanî
is lúmperî.

Ût annere lûe hûen
is gût reime snien.

Slëğe frünt nich.

Wër dôte is, let sîn kîken.

Sau lange ar 'n strit, hat 'n 't hälfte recht.

Sau lange ar dei blôm blaumet, dröchte noch. (Das sagt eine ältere Frau von sich, deren Menstruation noch nicht verschwunden ist.)

Wenne hunt ebetten hat, môt 'r hâre op. (Den Katzenjammer muss man durch Biergenuss vertreiben.)

Wen 't köpken edrunken hat, wel 't foitchen danssen.

Wër vâder un mudder nich êrt,
is 't dôpen niche wêrt.

Lît jâger, lît hunt.

Slump is 'n gûen man,
âwer hei kümt sellen an.

Wat 'n vorlênt, dat vorbëtert sik nich.

Wër 't fûr nôdich hat, söcht 't in 'r asche.

Wen 'n von gerichte kümt, is 'n kloiker, ar wen 'n hengeit.

Wen 'n 't weit, denne kan 'n taun halwen kêse sau vêl brôt ëten, ar taun ganssen.

Wër sik mid allen büschen trôstet, dei kümt sîn lêwe nich dörch 't holt.

Wen 't brî rënget, he' wî neine schötteln.

Dei brî wart sau heite nich egetten, arre oppegêwen wart.

Leiwer 'n half ei ar 'n leddiğen dop.

'n half ei is bëter ar 'n leddich dop.

Wen 't in 'n lôpen nâ 'r grötte ginge,
möste dei kau 'n hâsen vórlôpen können.

Je hilder, je dulder.

Wô nist is, dâ is dei dûwel:
wô tevêl is, dâ is dei dûwel tweimâl.

Wen 'r dei tit hër is, mot 'r 't kalf erun. (Wie das Kalben, so hat alles seine Zeit.)

Wô wat is, dâ wart wat erâpet.

Sau geit 't hër in pôlschen krige, dâ scheit se mid brâtwöste.

Ôlen hunnen is slecht bellen lêren.

'n ei is 'n lütgich geneit
un gift oft 'n grôt vordreit.

'n êsten happen mot 'n pûsten un wen 't bottermelk is.

Trôste Got, wat wëge is, — spêlte mûsekanten.

Froie bîters,
froie schîters.
(Wenn ein Säugling früh die Zähne erhält, so ist das ein Zeichen dafür, dass der Familienbestand bald wieder wächst.)

Spotfûer brent ôk an.

Kan 'n in hunnestalle ôk brôt finnen?

Sau lange ar 't pustern inne welt ewest is, hat 't noch nist edocht.

Dei elle is länger ar 't krâm.

Wër wil spinnen?
Dat gift linnen.
Kinder op 'n schôt,
dat gift brôt.

Dei spinders un dei schinders môt fört.

Eier dei minsche nich 'n scheppel sant oppegetten hat, eier starwete nich.

'ne gûe raue is bëter ar 'ne slechte mâltît.

[illegible] tauwîn.

Wat 'r sîn mot, mot 'r sîn,
söndâchs mot 'r fleisch sin.

Wer mid jüch mûse fängen wel 't morgens, dei mot se al in sacke hewwen.

Wen ik 't mest inne asche finne, brûke ik 't op' ne felle nich te soiken.

't gift noch mêr hunne, dei zip heit't.

'n nâwer vorre dôr is bëter ar 'n frünt ôwer felt.

Top, top, top,
alle stunne 'n lop.

Wat ein in êren spârt,
is ne höllen-fârt.

Wutte nich spinnen,
kriste nein linnen.

Ein mot sik nich mêr op-füllen, ar 'n afëten kan.

Wër in 'n himmel wel, mot 'n dûwel tann vadder (auch: frünne) hewwen.

Vor 'n ëten wart nein danssen.

Wër nich spint, dei haspelt nich.

Ein mot nich flas trecken, wen 't noch nich rîpe is.

Wër nich danssen kan, lât hüppen.

't fet swümt bôben un wen 't von hunne is.

Wôe pennich eslâgen is, gilte teêst.

Wat 'n gût swîn is, dat frit alles.

Wër allen lûen 't mûl taustoppen wel, mot vêl hoi und strô hewwen.

Wô 'n brû-hûs steit, brûkt nein bak-hûs te stân.

Wër lêwen wel ône sorgen,
dei mâkte bedden an morgen.

Dei kuckuk röppet sînen eigenen nâmen.

Wër vôre hölle wônt, mot 'n dûwel te gevadder bidden.

Ein mot sik nich eier ût-trecken, ar 'n sik

Slâ Got 'n düwel dôt, pacht ik dei höl.

Wër dôte is, let sîn kiken.

't hûs vorlüst nist.

Wer mid grôten hunnen p . . . gân wel,
mot 'n swanz helsch hôch hôlen.

Schille deit nich wei,
slëge dûert nich lange.

Stilt dik wat, den haste wat; âwer lat 'n
jëen 't sînichte (i. B. auf die Augen).

Wër wel allemans lop vornêmen,
dei kan hûs un hof vorgêwen.

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von **K. Ed. Haase.**

(Fortsetzung von VIII, 205.)

B. Gegen Krankheiten der Tiere.

I. Gegen Berufen.

Wenn eine Gans berufen ist, so setzt man sie in ein Waschfass, bindet darüber eine blaue Schürze, macht drei Kreuze und spricht:

Armes Tierchen, hast du dich verfangen vor Wind,
So helf dir Gott, das Kind.
Armes Tierchen, hast du dich verfangen vor Futter,
So helf dir Christi Mutter.
Armes Tierchen, hast du dich verfangen vor Wasser,
So helf dir Gott der Vater. Neu-Ruppin.

II. Gegen Blähsucht.[1])

1. Gegen die Padde. — Ik boet' dî de Padd', Lewer, Lung', Hert, Stert im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin. Dorf Zechlin.

In Zechlin legt man beim Böten die Hand zwischen die Ohren. Lehrer Unruh aus Seebeck (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 277), der „das Arge" oder „Pade" durch Halsentzündung erklärt, giebt den Segen folgendermassen:

Ich büte dich, Pade, von Herze, von Leber, von Lunge durch die Zunge im Namen Gottes u. s. w. † † † Dreimal gesprochen und dem Vieh in den Hals gepustet.

2. Wenn das Vieh die Padden hat, d. h dick oder aufgelaufen ist, so sprich:

Ari, ari, dick!
Gott gebe, dass es nicht glückt! Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin.

3. Gegen die Argen. — Ich böte deinen Bauch vor Wasser, vor die Pade, vor die Blade. Görn reisst Leder. Lichtenberg.

---

1) Die Blähsucht des Viehes bezeichnet das Volk mit dem Ausdrucke „die Argen" oder „das Arge", sowie durch „die Pad(d)e" oder „die Padden". Der Ausdruck „Blade" scheint nichts anderes zu bedeuten.

III. Gegen den bösen Blick.

Zwei Böse haben dich angesehen,
Zwei Gute sehen dich wieder an.
Im Namen Gottes u. s. w. † † †
Dabei dreimal die Kuh an dem Schwanze gezogen. Neu-Ruppin.

IV. Gegen blaue Milch.

Giebt eine Kuh blaue Milch, so trage einen Topf voll davon auf einen Kreuzweg und giesse ihn hier aus, so erhält sie ihre richtige Farbe wieder.

Wusterhausen a D.

V. Gegen blutige Milch.

Giebt eine Kuh blutige Milch, so lass sie dieselbe wieder saufen; alsdann verliert sich das Übel. Lichtenberg.

VI. Gegen Einschuss.

1. Haben die Kühe Einschuss im Euter, so muss man es von oben nach unten mit den Fusssohlen bestreichen; auch kann dies eine Frau mit der Nachtmütze thun. In beiden Fällen spricht man dabei:

Es ging eine Jungfrau übers Land,
Die hatte den Einschuss in der Hand.
Die Jungfrau, die Hand und der Einschuss verschwand.
Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

2. Inschuss, ich begreif dich; du musst fort. Im N. G. u. s. w. Dierberg.

3. Einschott, flieg' nach dritte Haus!
Einschott, flieg' nach Nachbars Haus! Dreimal zu sprechen. Buberow.

4. In Dorf Zechlin gebraucht man die unter A. VIII 1a angeführte Formel auch bei Kühen.

VII. Gegen das Feuer der Schweine.

1. a) Feuer, ich steure dich, dass du mögest stille stehn und nicht weiter gehn. Im N. G. † † † 9mal gesprochen. Neu-Ruppin.

b) Kaltes Feuer, ich beschwöre dich bei dem Namen Jesu Christi, auf dass du magst stille stehen und nicht weiter gehen. Im Namen G. u. s. w.

Während man dies spricht, macht man drei Kreuze über dem Kreuze des Tieres und pustet dreimal kreuzweis. Dies wiederholt man dreimal. Zippelsförde.

c) Wenn ein Schwein das Feuer hat, so bestreicht man es mit der Hand von vorn nach hinten dreimal und sagt: „Feuer, ich beschwöre dich im Namen Gottes, dass du stille stehest und nicht weiter gehest“, wobei mit dem Finger drei Kreuze gemacht werden. Dierberg. Flecken Zechlin.

2. Mit dies legate (so!) Leder bestreiche ich den Blei und den Blarrer im Namen Gottes u. s. w.

Man nimmt einen Lederpantoffel verkehrt und bestreicht damit das kranke Schwein während des Bötens. Alt-Ruppin.

3. a) Hoch ist der Heben,
Kalt ist daneben,
Kalt ist die Totenhand,
Da bestreiche ich den Blei, den kalten Brand. Im N. G. u. s. w.

Man streiche dabei mit der Hand vom Kopfe über den Rücken bis nach hinten.

Alt-Ruppin.

b) Hoch ist das Hemd (fehlerhaft für „Heben“),
Tief ist das Meer,
Kühl ist die Totenhand,
Damit bespreche ich das Feuer und den kühlen Brand. Im N. G. u. s. w.
Man fasst beim Sprechen eine blaue Schürze an allen vier Ecken zusammen und streicht damit dreimal langsam vom Kopfe nach dem Schwanze.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

4. Man gehe schweigend in den Stall, in dem sich das Vieh befindet, und spreche:

Brand,
Fahr' in den Sand,
Fahr aus dem Fleisch!
Vater, Sohn und heiliger Geist. Dreimal zu sprechen. Alt-Ruppin.

5. Vor das kalte Feuer.

Unser Herr Jesus fuhr drei Ackerfurchen,
Die eine weiss, die andre schwarz, die dritte rot.
So thut man die drei Würmer ausackern zu Tod'.
Im Namen u. s. w. Dierberg.

6. Für laufendes Feuer.

Es ergiebt sich ein starker Mann,
Jesus Christus, Gottes Lamm.
Das Feuer soll stehn
Und kann nicht weiter gehn.
Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

7. Du Feuer, du rote Flamme, auf dass du möchtest stille stehen und nicht weiter gehen! Im Namen Gottes u. s. w. (ohne Amen).

Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

8. Laufend Feuer, du bist braun und rot, du musst stille stehn und nicht weiter gehn.

Beim Hersagen dieser Worte muss man das kranke Tier vom Kopfe bis zum Schwanze mit der flachen Hand bestreichen und dieselbe dann so lange auf dem Rücken des Tieres liegen lassen, bis man den Namen des Dreieinigen gesprochen hat

Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

9. Dat loepende Füer; du brennst blau, gael und rot;
Du sast stille stohn und got. Im Namen Gottes u. s. w.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

10. Wenn die Schweine das Feuer haben, so nimm Wrangwurzel, roten Bolus, grauen Schwefel, Antimonium, Spitzglas, Schaffonie, Schwefelblume und Lorbeeren, in Summa für 5 Groschen. Dies wird zusammen gepulvert und den Schweinen in süsser Milch eingegeben, aber nicht mehr wie zwei oder drei Messerspitzen. Es kann auch in Brot gemacht werden. Neu-Ruppin.

11. Gegen das Feuer der Schweine gebrauche weisse Nieswurzel, weissen Bolus, Lorbeeren, grauen Schwefel, Spitzglas und Koriander, jedes für 6 Pfennig. Dies wird gestossen und davon jedem Schweine zwei Messerspitzen voll in Milch eingegeben. Neu-Ruppin.

13. Das Notfeuer. — War das Feuer unter den Schweinen ausgebrochen, so grub man ehedem zwei Pfosten in die Erde, welche man am oberen Ende mit Löchern von der Grösse einer Untertasse versehen hatte. In diese Löcher wurde ein rundes Holz von etwa 12 Fuss Länge gesteckt, in der Mitte mit einem Tau umschlungen und von zwei kräftigen Männern so lange gerollt, bis Feuer entstand. Damit wurde ein Holzhaufen entzündet, in dem man Knochen von krepierten Schweinen verbrannte. Durch die Asche trieb man die kranken Schweine. Starben einige, so beruhigte man sich damit, dass sie nicht mit der Asche in Berührung gekommen seien. Während dieser Handlung durfte kein anderes Feuer im Dorfe brennen. — Zu Anfang dieses Jahrhunderts musste in Dierberg auch einmal Notfeuer gemacht werden, aber es wollte nicht brennen. Als man Umschau hielt, fand man, dass eine alte Frau ihr Herdfeuer nicht gelöscht hatte. Man goss es aus, und nun brannte auch das Notfeuer. Dierberg.

VIII. Gegen Finnen der Schweine[1]).

Gegen Finnen gieb den Schweinen Seifenwasser zu saufen, in dem du dich zuvor gewaschen hast. Lichtenberg.

IX. Gegen den Kropf der Pferde.

1. Gegen den Kropf der Pferde und zum Fressen nimm Eberwurzel, Meisterwurzel, Holzwurzel, Haselwurzel, Schwalbenwurzel, Bibernell, Angelken, Lorbeeren, roten Bolus, weissen Bolus, grauen Schwefel, Spitzglas, Teufelsdreck, Foenum Graecum, Lebruswurzel, Kraftwurzel, jedes für 6 Pfennig. Dieses wird zusammen gestossen und davon jedem Pferde bei dem ersten Einfüttern und am heiligen Christabend gegen zwei gute Messerspitzen voll mit Brot oder auf das Futter gegeben. Neu-Ruppin.

2. Gegen den Kropf nimm Antimonium, Foenum Graecum, Teufelsdreck, Teufelsabbiss, Koriander, schwarzen Kümmel, weissen Bolus, roten Bolus, jedes für 6 Pfennig; davon gieb jedem Pferde einen Löffel voll ein. Neu-Ruppin.

3. Für die Pferde, dass sie gut fressen, und gegen den Kropf gebrauche Teufelsdreck, Teufelsabbisswurzel, Schlangenwurzel, Schwalbenwurzel, Abbrunwurzel, Brummeswurzel, Angelkenwurzel, Lebretzstock, Foenum Graecum, Antimonium crudum, Safran, Lorbeeren, jedes für 6 Pfennig. Dies alles wird gepulvert und jedem Pferde drei Messerspitzen voll auf Futter oder Brot eingegeben. Neu-Ruppin.

4. Gegen den Kropf der Pferde nimm Antimonium crudum und Foenum Graecum, jedes für einen Groschen. Man kann auch für 6 Pfennig Sebenbaum dazu nehmen, wenn es keine trächtige Stute ist. Hiervon sind alle Monat vier kleine Messerspitzen voll einzugeben. Neu-Ruppin.

X. Gegen den Husten der Pferde.

Wenn ein Pferd einen starken Husten hat, so nimmt man drei Eier und thut sie in scharfen Essig und lässt sie 24 Stunden darin liegen. Dann stecke man die drei Eier dem Pferde in den Hals, dass es dieselben hinunterschluckt, so wird der Husten stehen bleiben und nicht wieder kommen. Neu-Ruppin.

XI. Gegen die Mauke der Pferde[2]).

Lass eine grüne Eidechse in einen Eimer Wasser und wasche dann mit dem auf dem Wasser sich bildenden Schaume den Schaden zwei- bis dreimal mit einem reinen Schwamme. Lichtenberg.

---

1) Wenn man die Schweine mit dem Besen schlägt, bekommen sie Finnen. Buberow.

2) Anschwellung hinten am Fesselgelenk.

XII. Gegen Maden.

1. Man gehe stillschweigend zu einem Klettenstrauch, nehme einen Mauerstein in die Hand und denke bei sich:

Klettenblatt, ich würge dich,
Klettenblatt, ich würge dich,
Klettenblatt, ich lasse nicht eher los,
Bis das Tier die Maden ist los.

Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

2. Man gehe unter einen Pflaumenbaum und pflücke drei Blätter, die gleichmässig und ohne Fehler sind. Darauf geht man zu dem Vieh und spricht dreimal: „Weiss-(Schwarz-)haar, Dinger drinnen; 'raus müssen sie im Namen Gottes u. s. w." Bei den Worten „des heiligen Geistes" zerpflückt man jedesmal ein Blatt. Alt-Ruppin.

3. Brich drei Zweige Flieder ab und sprich dabei jedesmal:
„Dies Tier hat Maden in der Seite (Keule u. s. w.).
Se sölln dâr herûtergâhn; se sölln dâr herûtergâhn;
se sölln dâr herûtergâhn. Im Namen Gottes u. s. w. Klosterheide.

4. Hat ein Vieh Maden, so lass dir sagen, wie es aussieht. Nimm alsdann drei Blätter vom Kirschbaum, wirf ein Blatt über den Kopf und denke:
„Das schwarze (rote, bunte u. s. w.) Vieh hat Maden."
Thue nach einander so mit den übrigen Blättern und denke dasselbe, so gehen sie ab.
(Ausdrücklich wird hier noch hinzugefügt: Das Mittel ist aber nur wirksam, wenn es ein Mann von seiner Frau oder umgekehrt erlernt hat.) Klosterheide; auch in Dierberg, Linow und ähnlich in Seebeck. Vgl. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 276.

5. Um die Maden aus der Wunde eines Viehes — mit Ausnahme der Schafe — zu vertreiben, merkt man sich seine Farbe und spricht:
Die schwarze (rote u. s. w.) Kuh (oder anderes Vieh) mit den Maden; die ich sehe, müssen vergehen heute an diesem Tage im Namen Gottes u. s. w. † † †. Dierberg.

6. Mad', heut' sind drei Tag'; morgen musst du fort. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

7. Die schwarze Kuh (Schwein u. s. w.) hat Maden. Lass sitzen, dass sie verschwin'n, wie der Tod unter den Lin'n. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

8. Hat ein Vieh Maden in irgend einer Wunde, so muss ein Ehegatte zum andern sagen: „Unser Ochse (oder was es sonst ist) hat Maden", worauf der andre erwidert: „Lass sie sitzen bis zum Sonntage" — und die Maden werden verschwinden. Rheinsberg.

9. Ich breche drei (K.: zwei) Zweige vom Flieder ab und sage dabei: „Das thue ich vor (K.: für) das Vieh, was Maden hat. Im Namen Gottes u. s. w." Lichtenberg. Kerzlin.

10a. Man faltet ein Kirschblatt vierfach zusammen, die Rippen nach innen, und denkt dabei:
„Ik dôh wat vör de Mâden, dat dise Wittbunt in de Seite. Gott gebe, dat se den dritten Tag 'raus sind."
Dann legt man das Blatt an einen Ort, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Frankendorf.

10b. Wenn das Vieh im Sommer infolge des Bisses einer giftigen Fliege Maden bekommt, so nehme man ein saures Kirschblatt oder ein Blatt vom Sauerampfer, falte dasselbe vierfach zusammen, bestreiche damit die Wunde und spreche: „Made, geh' weg in Gottes Namen, fall' aus in drei Tagen. Im Namen Gottes u. s. w.“

Dann legt man das Blatt an eine Stelle, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Dasselbe wiederholt man an drei Morgen bei Sonnenaufgang.

Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

11. Wenn ein Rindvieh in einem Schaden Maden hat, so nimm ein Stücklein trockenes Rindfleisch, binde es in ein Läppchen und hänge es ihm um den Hals. Sie werden nicht säumen. Seebeck. S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 275.

12. Wenn ein Vieh oder Schwein Maden hat, so nimm aus den vier Ecken eines Essspindes Spinngewebe; spunde es in Brot und lass es auffressen, so sind sie alle weg. Seebeck. S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 276.

XIII. Gegen Milzbrand.

Es blühten drei Lilien auf Christi Grab:
Die eine war Glut,
Die andere war Blut,
Die dritte stand still,
Dies war Christus sein Will'. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

XIV. Gegen die Pocken der Schafe[1]).

Wenn unter den Schafen die Pocken ausgebrochen sind, so verbrenne ein an dieser Krankheit gefallenes Tier und gieb ihnen die Asche unter das Futter, aber dabei etliche Tage kein Saufen. Lichtenberg.

(Schluss folgt.)

Das städtische Museum in Krems a. d. Donau.

Von Prof. **Julius Beneš** in Wiener-Neustadt.

Allen Teilnehmern der am 24. Oktober 1897 in Krems a. d. D. abgehaltenen Wanderversammlung des Vereins für österreichische Volkskunde dürfte wohl noch jener Augenblick in freundlicher Erinnerung sein, da Herr Propst Kerschbaumer den in seinem Hause versammelten Gästen eine angenehme Überraschung dadurch bereitete, dass er nach Abwicklung der Tagesordnung eine Anzahl von Kremser Damen in schmucker Alt-Kremser und Alt-Waldviertler Tracht auftreten liess. Dass in dem durch die moderne Zeit aller einstigen Eigentracht beraubten Waldviertel eine solche Überraschung möglich war, ist vor allem dem durch den hochw. Herrn

1) Als Schutzmittel gegen die Pocken der Schafe (aber auch gegen andere Krankheiten der Tiere) wird ein mit einem natürlichen Loch versehener Feuerstein an der Stallthür aufgehängt. Menz und Umgegend.

ins Leben gerufenen städtischen Museum in Krems zu verdanken, dessen Sammlungen durch die Fürsorge des dortigen Museum-Vereins stattlich angewachsen sind.

Nicht geringe Ausbeute liefert das Museum dem volkskundlichen Forscher. Da ist vor allem die Sammlung weiblicher Handarbeiten zu nennen, deren einzelne Stücke allerdings meist nicht weiter zurückreichen als bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Sammlung enthält eine alte Klöppelspitze, ein mit gesticktem Besatz versehenes Handtuch von 1745, ein Arbeitsmuster von 1770, ferner unter den Stickereien eine silberne mit Seide gestickte Taufhaube und eine Taufkappe, ein Frauenhemd mit Bauschärmeln vom Ende des 18. Jahrhunderts, mehrere gestickte Brieftaschen, Beutel und Westen, ferner einen Polsterüberzug mit dem eingestickten Lamm Gottes in der Mitte und Blumen und Mohnköpfen (Mährisches Muster?) an den Ecken, schliesslich mehrere gestickte Damenkrägen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch Spinnräder sind zur Schau gestellt, an die Urgrossmütter erinnernd, die auf denselben ihr erstes Garn, das M ä d c h e n g a r n, spannen; ebenso alte Haspeln, darunter eine mit Schnitzereien und dem Monogramm der Besitzerin von 1745, und — last not least — eine Nähmaschine des ältesten Systems. Besonders möge noch ein Tuch hervorgehoben werden, welches in Buntdruck eine Karte der moralischen Länder unter dem Monde darstellt. In der Titelecke sind die Zeichen menschlicher Leidenschaften, Tugenden und Bedürfnisse abgebildet: am Schwelgerflusse liegt das Land der Lüste mit den Orten Mordlust, Siechberg, und das Land der Hagestolzen mit den Orten Verlachungsau und Spottdorf, jenseits das Land der Ruhe mit den Orten Grossvaterstuhl, Enkelhof. Am Flusse der Wünsche liegt das Land der Jugend mit den Orten Küssfeld, Reizenstein, Leichtsinn, Süssblick, jenseits das Land der trauernden Liebe am Thränenfluss mit den Orten Düsterdorf, Lebenssatt u. a.; die Mitte des Tuches nimmt das Land der glücklichen Liebe ein, gekennzeichnet durch die Orte Gunsthof, Ehestandshausen u. a.

Reichhaltig ist die Sammlung von Stücken, welche sich auf gewerbliche Hantierungen beziehen. Da sind vor allem die Innungsladen zu nennen, in denen alle für die Innung wichtigen Schriften, Urkunden und Bücher aufbewahrt werden. Die offene Lade war das Zeichen für die Gesetzmässigkeit der eben tagenden Sitzung, vor ihr wurden Lehrlinge aufgedungen und freigesprochen, und das vor offener Lade verliehene Meisterrecht war gültig. Da wechseln dann hölzerne und eiserne, kunstvoll geschnitzte oder eisenbeschlagene, mit 1—4 an der Seite oder oben angebrachten Schlössern versehene Innungsladen, Truhen, Meister- oder Gesellenladen der S e i l e r (eine der ältesten Zünfte), L e d e r e r, Z i m m e r- l e u t e, K ü r s c h n e r, H a f n e r, S c h l o s s e r, M ü l l e r (von 1630), ja sogar

einstiger Inhalt, bestehend aus Zunftprivilegien, Lehrbriefen, Meisterbüchern u. a., Urkunden der Seiler, Kürschner, Schneider, Hufschmiede, Maurer, Weber, Steinmetzen, Bader und Wundärzte ist in einem eigenen Glaskasten zur Schau gestellt, ebenso die Zunftfahnen.

Auch Erzeugnisse der verschiedenen Handwerke sind in reichlicher Anzahl vorhanden. Da hängt in der Ecke eine ganz aus Holz gearbeitete Uhr, deren Schlagwerk mit einer Glasglocke in Verbindung steht und welche zwei Zifferblätter aufweist: eins mit den Stunden I—XII und ein zweites in der Mitte des ersteren mit den Ziffern I—IV (zur Bezeichnung der Viertelstunden?). An der Wand lehnt eine alte Zimmerthür aus dem Passauerhof in Krems; über die Zusammensetzung des Zimmergebälkes belehrt uns ein geschnitzter etwa 1,5 *m* langer Balken mit der Jahreszahl 1660, der Riemling (n.-österr. Reamling-) boden (aus rieme mhd. Ruderstange, Holzpfosten) genannt; eigentlich nur der dicke, mittlere Durchzugsbaum des im 17. Jahrhundert in den meisten niederösterreichischen Bauernstuben üblichen aus 2 Zoll dicken und 14 Zoll breiten, schwarz angestrichenen Pfosten bestehenden Plafonds. Auch ein „Klotzbeute" genannter Bienenstock fällt uns auf, ein hohler Baumstamm, dessen Flugloch mit einem schaufelförmigen Zapfen verschlossen ist. Das Bindergewerbe ist durch zwei Fassbodenstücke vertreten, die in Schnitzarbeit die unbefleckte Empfängnis und eine Frau, vor einem mit einem Totenkopf geschmückten Krug knieend, darstellen. An das Hafnergewerbe erinnern uns eine grosse weitbäuchige thönerne Retorte und ein gewaltiger etwa 50 Liter fassender zweihenkeliger Thontopf, der in seiner Form einem Fasse nicht unähnlich ist und statt der Fassreifen mit einem Bande aus durcheinandergeflochtenen Wellenlinien versehen ist. Weiter prangt da ein grosser thönerner Zimmerofen aus dem Fieglhause; derselbe zeigt auf seiner Vorderseite in erhabener Arbeit einen Kirchenchor mit einer Orgelspielerin (Hl. Cäcilia?) umgeben von den Chorspielern, darunter St. Georg der Drachentöter; das ganze ist gekrönt von einem Hahn (Strauss?), der ein Hufeisen trägt. Unter den Wirtshausschildern möge ein eisernes aus Hohenwart stammendes Schild von 1714 genannt werden, einen Greifen darstellend, welcher über einem Baumstumpf einen Humpen emporhebt.

Besonders reichhaltig ist die Sammlung von Grabkreuzen. Wir sehen von Kunstschlossern herrührende Kreuze, welche aus dem 17. Jahrhundert stammen und, wie das in vielen Landschaften bis ins 19. Jahrhundert sich gehalten hat, am Kreuzungspunkte ein kleines Kästchen tragen, das oft zur Aufbewahrung eines Heiligenbildes bestimmt war und entweder auf der Vorderseite oder vorne und rückwärts je ein ganzes oder zwei Halbthürlein besitzt. Auf dem vorderen Thürlein befinden sich die Lebensangaben des Verstorbenen. Die Kästchen zeigen die Form eines Vier- oder Fünfeckes, bei einem Kreuz aus dem 18. Jahrhundert auch die Herzform. Interessant ist ein wahrscheinlich aus dem Jahre 1701 stammendes

schmiedeeisernes Grabkreuz, das eigentlich nur eine grössere, seinerzeit wahrscheinlich mit den Lebensangaben des Verstorbenen versehene Eisenplatte zeigt, um welche sich ebenfalls flach, nicht plastisch gehaltenes Laubwerk mit Engelgestalten rankt; das Ganze ist von einem ganz kleinen Kreuzlein gekrönt.

Ein eigener Kasten enthält eine grosse Menge kleinerer und grösserer Gerätschaften, welche für den gewöhnlichen Hausbedarf notwendig sind: alte Schlüssel und Schlossbeschläge, darunter einen in Gestalt eines Mannes mit einer Art Helm; eine Feuerzange, die einem Gewehrschloss ähnlich sieht; eine grosse Menge Hand- und Wandleuchter, ein alter Kellerleuchter bestehend aus einer langen eisernen Stange mit verschiebbarem Rahmen, auf dem zwei Leuchtkörbe stecken; eine zinnerne Ölfunze aus dem Hause des bekannten Maler Kremser Schmidt; dann Lebkuchenmodell von 1698; Kannen; Thongefässe in Tiergestalt; Messer; Geldkatzen; ein Weinzeker (zöger) mit Lederfütterung; ein Paar Sandalen, deren Sohle aus drei der Fussform angepassten Holzstücken besteht, die oben durch Lederstreifen verbunden sind, so dass sich die Sohle im Gehen schmiegt und biegt. Die Fussspitze steckt in einem Lederstück, über den Rist geht ein Riemen, und die Ferse ist durch ein Lederstück gedeckt. Zu erwähnen sind zwei alte Steigeisen, die aus zwei sich kreuzenden Stäben bestehen: der längere gabelt sich an den Enden und jedes der vier Enden ruht auf einem Eisenstift. Dazu kommen die Stifte unter den ringförmigen Enden des Querstabes.

Ein grosser Kasten enthält alte Trachten aus Krems und dem Waldviertel. Vor allem sind zu nennen: die sogenannte Brettlhaube, welche nur in der Wachau und im Krems- und Kampthale getragen wurde, ferner die goldene Wiener-Haube aus der Zeit Maria Theresias, welche nur in der unteren Donaugegend üblich war, dann eine Witwenhaube und eine Anzahl von Hüten, darunter insbesondere ein ganz flacher Arbeitsstrohhut für das Feld, aus Naturstroh, ein Erzeugnis der Waldviertler Hausindustrie. Weiter wären hervorzuheben: ein Brautrock von 1790 aus schwarzem Seidenbrokat, ein schön abgesteppter Seidenunterrock aus der Empirezeit, ein rosaroter Seidenüberrock, ein weisses Ballkleid aus Mousselin, von 1790, Panzermieder aus grauer Seide, ausgeschnittene Spenser aus Brokatseide, zu welchen die ebenfalls vorhandenen weissgestickten Mullhemdchen getragen wurden. Auch Herrentrachten aus der Wende des vorigen Jahrhunderts sind vertreten: ein blauer Bürgerrock, ein aus Kniehosen, Weste und goldbeknöpftem Rock bestehender roter Anzug, mehrere weisse mit bunten Schmetterlingen gestickte Westen, ein Zweispitz, ein „Schaffel", d. i. ein Kellerkäppchen aus grauem Sammet, und hohe Gehstöcke mit Silbergriff und schwarzen Seidenquasten.

Die Rechtspflege ist vertreten durch Todesurteile, durch Anweisungen zur Handhabung der Folterwerkzeuge, durch Kerkerketten und Fesseln, durch den Pranger und die „Fiedel", einen Halskragen mit drei Löchern,

in welche Hals und Hände streitsüchtiger, an den Pranger gestellter Weiber eingeklappt wurden, so dass es aussah, als wollten sie geigen; durch die „Trompete“, ein Strafwerkzeug für widerspenstige Schiffsleute und — — durch den Haslinger (Haselstock). Hier möge auch ein Rekrutenmass-Ständer aus den Zeiten der Patrimonialherrschaften, die Lanze des ehemaligen Nachtwächters von Krems und das Marktzeichen der Stadt Krems Erwähnung finden, ein aus Holz geschnitzter ausgestreckter Arm mit dem Schwerte der Gerechtigkeit.

Der Kasten „Kirchliches“ enthält u. a. eine hieroglyphische Darstellung des Leidens Christi, eine Menge von Scapulieren und abergläubischen Gebeten, wie z. B. den Tobiassegen, ferner Fraisenhauben, Amulette, dann auch alte Weihbrunnkessel, die unseren modernen Tassen für Ofenasche ähnlich sehen; Reliquientäschchen in der Gestalt unserer heutigen Visitkartentäschchen. Die Fraisenhauben sind Häubchen aus feiner Leinwand, die dem Kinde gleich nach seiner Geburt aufgesetzt wurden und die es bis nach dem ersten Bade aufbehielt, damit es gegen die gefährliche Fraisen (Krämpfe) geschützt sei. Das Häubchen besteht aus vier Zwickeln, gleich der Calotte der katholischen Priester. Die Zwickel sind durch den feinsten Zwirn zusammen „geendelt“ und mit hellbrauner Wolle im Zierstich geschmückt. Ausserdem ist jeder Zwickel mit einem Heiligenbild bedruckt: 1. mit dem Gnadenbilde von Maria Himmelpforten in Wien, 2. mit der Anbetung Jesu durch die Hirten, 3. mit dem heiligen Franz Xaver, 4. mit dem heiligen Valentin. Unter jedes Bild ist gedruckt: die Länge dieses Bildes 26 mal genommen giebt die wahre Länge dieses Heiligen. Die Fraisenhäubchen wurden in Ober- und Niederösterreich und in Tirol zuweilen der Braut als Ausstattungsstück mitgegeben. In Tirol stickten auch „die werdenden Mütter“ die Häubchen aus ungebleichter Wolle.

Von Drucksachen mögen besonders Bolleten der in Krems, dem historisch-klassischen Boden der „Simandln“ (Pantoffelhelden), bestandenen Simandlbrüderschaft und ein echtes Exemplar der Kremser Simandlbriefe erwähnt werden.

Wir haben selbstverständlich aus den reichhaltigen Schätzen des Kremser Museums nur jene Gegenstände hervorgehoben, welche für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde von Wert sind. Ebenso reichhaltig sind die Gruppen, welche Gegenstände der Bildhauerei, der Stadt-, Landes und Reichsgeschichte, der vorgeschichtlichen und der Römerzeit, der Erdkunde und der Naturwissenschaften enthalten. Wohl niemand wird die ehemalige Dominikanerkirche auf dem Theaterplatze, welche, selbst ein Schaustück, das städtische Museum beherbergt, ohne Befriedigung verlassen.

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

(Schluss von VIII, 188.)

Reiterlied auf des Vaters Knieen.

312.	Jidy, jidy pan	Es fährt, fährt ein Herr
	Na konyku sam, sam, sam;	Auf dem Pferdchen selbst, selbst, selbst;
	A za ponom chłop	Hinter dem Herrn ein Bauersmann
	Na konyku hop, hop, hop;	Auf dem Pferdchen hop, hop, hop;
	A za chłopom żyd	Hinter dem Bauern ein Jud
	Na konyku het, het, het;	Auf dem Pferdchen het, het, het;
	A za żydom żydyniata	Hinter dem Juden die Judenkinder
	Pohubyły pateniata.	Und verlorn die Pantöffelchen.

Schaukellied.

313.	Hojda czemerda,	Hoida (Schaukel) czemerda,
	Lipsze pewo jak woda.	Besser ist Bier als Wasser.

Blindekuh-Spiel.

Wechselreden zwischen den Kindern, die gefangen werden sollen (A), und demjenigen, dem soeben die Augen verbunden wurden (B).

314.	A. Witky wy?	A. Woher seid ihr?
	B. Z Jaworowo.	B. Aus Jaworów.
	A. Czyja ty?	A. Wessen bist du?
	B. Kowałewa.	B. Des Schmieds.
	A. Kowałewa, but' zdorowa;	A. Schmiedstochter, bleib gesund;
	But' zdorowa, kowałowa!	Bleib gesund, Schmiedstochter!
315.	A. Na czim stojisz?	A. Worauf stehst du?
	B. Na szpelkach.	B. Auf Stecknadeln.
	A. Czomu tebe ne kole?	A. Und warum sticht es dich nicht?
	B. Bo ja u czerwonych czobitkach.	B. Weil ich rote Stiefelchen anhabe.
	A. A chto tobi robyu?	A. Wer hat sie dir gemacht?
	B. Iwanko, Stefanko u. s. w.	B. Iwanko, Stefanko . . . .
	A. Biży, łowy, jeho!	A. Lauf, lauf, und fang ihn!

Beim Händepatschen.

316.	Tosi, tosi, tosi,	Patsch, patsch, patsch,
	Sweni u horosi,	Schweine sind in Erbsen,
	A teleta u kapusti,	Kälber im Kraut,
	Aby buły tłusti.	Damit sie fett werden.

Ich backe, backe . . .

317. Indem man den Kopf des Kindes zwischen beiden Händen nach rechts und links schaukelt, spricht man:

Peczu, peczu babku,	Ich backe, backe ein Guglhupflein,
Sadżu na łopatku,	Setze ihn auf das Schaufelchen.
Szutuluć u picz!	Schwups in den Ofen hinein!

Bei den letzten Worten stösst man den Kopf nach rückwärts.

Fingerzählen.

318. Indem man vom Daumen der Kinderhand zu zählen beginnt, benennt man den Daumen mit „horoszok“ (Erbslein), den Zeigefinger mit „fasulka“ (Fisolchen), den Mittelfinger mit „kukurodzok“ (Kukuruzchen), endlich den Ringfinger mit „bobeszcze“ (Bohne); den kleinen Finger zieht man aber mit der Hand in die Höhe und sagt dazu: „furrr zapłateszcze!“ (furrr, bezahle!).

Kra kra worona.

319. Die spielenden Kinder halten ihre Hände so übereinander, dass eines das andere in die obere Fläche der Hand leicht zwickt; dann bewegen sie die so zu einer Säule vereinigten Hände langsam auf- und abwärts und singen:

Kra, kra, worona	Kra, kra, Krähe
Ditym kaszi waryła,	Kochte den Kindern Brei,
Na porozi studyła,	Kühlte auf der Schwelle,
„Idyt dity po trisky,	„Geht, Kinder, um Späne,
Dam wam kaszi po triszky.“	Ich werde euch ein bischen Brei geben.“
Tomu dała, tomu dała,	Dem gab sie, dem gab sie,
Furrr, taj połytiła.	Furrr, flog sie davon.

Bei den letzten Worten lassen die Kinder gegenseitig die Hände los, und eines schlägt dem andern über dieselben, gleichsam die Bewegung des Fliegens nachahmend. Das Liedchen lautet auch folgendermassen:

Kra, kra, worona	Kra, kra, Krähe
Ditym kaszi waryła,	Kochte den Kindern Brei,
Tomu dała, tomu ne dała,	Dem gab sie, dem gab sie nicht,
Tomu hołouku zirwała.	Dem riss sie das Köpfchen ab.

Zahnbesprechung.

320. Myszko, myszko,	Mäuschen, Mäuschen,
Na tobi zub kistinyj,	Da hast du den knöchernen Zahn,
A daj meni żeliznyj.	Gieb mir dafür einen eisernen.

(Diese Worte sprechen die Kinder, indem sie einen herausgefallenen Zahn auf das Dach werfen, um gesunde und starke Zähnchen zu bekommen. Es ist bezeichnend, dass das scharfnagende Mäuschen hierbei angerufen wird.)

Du kleine Schwarze . . .[1])

321. Das Spiel wird von Mädchen gespielt. Dieselben bilden einen Kreis; eines tritt hierauf in denselben, während die anderen singen:

Czarniuszku, duszku,	Du kleine Schwarze, Seelchen mein,
Stawaj raneńku,	Stehe früh auf.
Mej-se, czesy-se,	Wasche dich, kämme dich,
Zamurz idy-se.	Hochzeit soll sein.

1) Dieses und die folgenden vier Spiele werden besonders am Osterfeste von den Mädchen bei der Kirche gespielt; vorzüglich gilt das vom „Selman-Spiel“.

Darauf antwortet das Mädchen, welches im Kreise steht:

Za koho, mamku,	Mit wem Mütterchen,
Za koho, lubku,	Mit wem Liebchen,
Sewa hołubku?	Graues Täubchen?

Die Antwort des Chores lautet unter anderem:

Za slusara, mamku,	Mit dem Schlosser, Mütterchen,
Za slusara, lubku,	Mit dem Schlosser, Liebchen,
Sewa hołubku.	Graues Täubchen.

Und die Gegenantwort ist:

Slusarowey traba rano stawaty kłuczi robyty;	Der Schlosser muss früh aufstehn und Schlüssel machen;
Tom-se ne uczyła,	Das hab' ich nicht gelernt,
Szo bym robyła.	Was würde ich machen?

Das Spiel wiederholt sich, indem in der dritten Strophe stets ein anderer Handwerker, wohl auch der Landmann, Lehrer u. dgl. genannt wird. Darauf antwortet das Mädchen im Kreise immer wieder ausweichend, bis etwa das Spiel zu lange währt und demselben durch die bejahende Antwort: „Das hab' ich schon gelernt, das würde ich machen (to se uczyła, to bym robyła)" ein Ende gesetzt wird. Bemerkenswert ist es, mit welcher Gewandheit die Kinder für die Thätigkeit des in der dritten Strophe willkürlich genannten Standes in der vierten das passende Schlagwort setzen. Das hierbei aber improvisiert wird, erkennt man aus den berichtigenden Zurufen des Chores.

Selman.

322. Die Spielenden (zumeist Mädchen, und zwar auch erwachsene) setzen sich in einem Halbreis auf den Erdboden; nur einige, welche Selman und seine Familie vorstellen, stellen sich in einiger Entfernung auf. Indem sich letztere den Sitzenden nähern, singen sie:

Jidy, jidy Selman[1]),	Es fährt, fährt Selman,
Jidy, jidy jeho brat,	Es fährt sein Bruder,
Selmanowa i bratowa	Es fährt die Selmansfrau und seines Bruders
I wszystka rodzina.	Und die ganze Familie. [Frau

Sobald sie geendet haben, antworten die Sitzenden:

O co pyta Selman,	Wonach frägt Selman,
O co pyta jego brat,	Wonach frägt sein Bruder,
O co pyta Selmanowa i bratowa	Wonach frägt die Selmansfrau, seine
I wszystka rodzina.	Und die ganze Familie? [Brudersfrau

Darauf antworten die Herbeigekommenen:

O panienki, Selman,	Nach einem Fräulein (frägt) Selman,
O panienki jego brat u. s. w.	Nach einem Fräulein (frägt) sein Bruder [u. s. w.

Nun frägt wieder der Chor:

Na jaki chlib, Selman[2]),	Auf welches Brot, Selman,
Na jaki chlib, jego brat u. s. w.	Auf welches Brot, Selmans Bruder u. s. w.

1) Der vorliegende Liedertext ist in Czernowitz aufgezeichnet. Man beachte die Mischung der ruthenischen und polnischen Wortformen.

2) Anderswo frägt man „Auf welchen Grund?", und dann werden verschiedene Länder und Dörfer genannt, bis schliesslich das Dorf an die Reihe kommt, in welchem gespielt wird.

Selman und die Seinen antworten:

Na kolaczy, Selman u. s. w.	Auf Semmel, Selman u. s. w.

Da dies den Sitzenden nicht genügt, so singen sie:

My panienki nie mamy,	Wir haben kein Mädchen,
Na taki chlib nie damy,	Auf solches Brot geben wir es nicht.
Idźcie sobie Selman,	Gehet weg Selman,
Idźcie sobie jego brat u. s. w.	Gehet weg Selmans Bruder u. s. w.

Nun tritt Selman und seine Begleitung den Rückzug an, wobei ihnen statt des sonst üblichen Abschiedsgrusses „Geht gesund!“ gesungen wird:

Ne bud zdorow Selman,	Sei nicht gesund Selman,
Ne bud zdorow jego brat u. s. w.	Sei nicht gesund Selmans Bruder u. s. w.

Hierauf wird Selman und sein Gefolge mit den Worten:

Zawrutcie się Selman,	Kehret um Selman,
Zawrutcie się jego brat u. s. w.	Kehret um Selmans Bruder u. s. w.

zurückgerufen, und das Spiel beginnt von neuem. Nennt schliesslich Selman eine Speise, die allgemein gefällt, so wird der Handel abgeschlossen. — Zur Erklärung wird hier nötig sein, die Sage über Selman mitzuteilen, wie sie in Galizien, dann aber auch in der Bukowina erzählt wird. „Es lebte einst ein Jude — lautet die Überlieferung —, der sich Selman nannte. Derselbe hatte die Kirchen gepachtet und verfügte über die Schlüssel zu denselben. Wollten die Christen in die Kirche kommen, so mussten sie dem Juden hierfür erst eine Abgabe entrichten. Einst geschah es nun, dass Selman vor dem Osterfeste verreiste, und da er nicht zur rechten Zeit zurückkehrte, konnten die Osterbrote nicht geweiht werden. Bis zum Ostermontage mussten die Leute auf ihn warten. Als dieselben endlich den Selman herbeifahren sahen, stimmten sie einen Freudengesang an, der auch jetzt zum Andenken an jene Tage gesungen wird. Selman öffnete die Kirche und die Osterbrote wurden geweiht. Nach seinem Tode musste Selman zur Strafe für seine Frevel als ein Gespenst umgehen, bis er endlich in einen Sumpf geworfen wurde, wo er jetzt noch liegt.“ Diese Volksüberlieferung beruht auf thatsächlichen Verhältnissen. Auf urkundlicher Grundlage können wir nämlich das verderbliche Treiben Selman Wolfowicz' vom Jahre 1729—1755 verfolgen. Er hat es verstanden, begünstigt von den wirren Verhältnissen, welche um diese Zeit in Polen herrschten, in der damals noch zu diesem Reiche zählenden galizischen Stadt Drohobycz geradezu tyrannische Gewalt zu erlangen und benutzte seine Machtstellung in einer ähnlichen dämonischen Weise wie sein gleichzeitiger Glaubensgenosse, der unter dem Namen Jud Süss bekannte Finanzminister des Herzogs Karl Alexander von Württemberg. Durch Landleute, welche seiner Gewaltherrschaft durch Auswanderung zu entgehen suchten, hat sich die Kunde über diesen Mann weithin über Galizien und bis in die Bukowina verbreitet, und noch jetzt wird gerade zur Osterzeit viel von ihm erzählt, weil sich das Volk immer wieder der Zeit erinnert, da die Weihe seiner Osterspeisen und hiermit die würdige Begehung des schönen Festes von der Willkür Selmans abhing. Das Spiel aber, bei welchem von Selman gesungen wird, steht in einem schwer verständlichen Zusammenhange mit jenen Begebenheiten. Nur der Umstand, dass es sich auch bei diesem Spiele um den Abschluss eines Geschäftes handelt, bei dem viel gefeilscht wird, könnte auf jene traurigen Verhältnisse zurückweisen. [Vgl. Kaindl, Kleine Studien, Czernowitz 1893, S. 40 ff.]

Der Alte und die Alte.

323. Bei diesem Spiele treten zwei Mädchen in den Kreis; das eine ist der Alte, das andere die Alte. Der Chor singt unter anderem die Worte:

Stawaj gidu,	Steh auf Alter,
Babi wohoń kłasty!	Um der Alten Feuer anzufachen!

Das Mädchen, welches den Alten darstellt, thut das Geforderte durch Gebärden, indes singt der Chor:

:|: Oj gid, gid	:: Oj der Alte, der Alte
Rostauhnause. :|:	Hat sich aus dem Schlafe gereckt! ::

Sobald dieser aber sein Geschäft verrichtet hat, stellt der Chor stets eine neue Forderung, die der Alte vollführen muss. Kaum eine Thätigkeit des häuslichen Lebens bleibt unerwähnt, darunter in bezeichnender Weise auch „Faustschläge der Alten geben“ und ihr „Läuse schlagen“.

Ein ähnliches Spiel.

324. Die mitspielenden Mädchen bilden einen Kreis, worauf zwei derselben (A, B) in die Mitte treten. Zunächst singt nun A:

Sława tobi Chreste Boże,	Ruhm sei dir Jesus Christus!
Jakyj mene kostrub wożme.	Welcher Struppige wird mich heiraten?

Hierauf singt der Chor:

Prijde, prijde, kostruboczku,	Komm, komm, mein Struppiger,
Stanu z tobu do śluboczku,	Ich trete mit dir zum Traualtar,
W nedilu raneńko,	Am Sonntag früh morgens
W szczasływu hodynońku.	Zur glücklichen Stunde.

Hierauf entwickelt sich zwischen A und B folgende Wechselrede:

A. Chrystos woskres!	Christus ist auferstanden!
B. Oistyno woskres!	„Er ist in Wahrheit auferstanden!“
A. Czysty ne wydały, ne czuwały mohu kostruboczka?	Habt ihr nicht gesehn und nichts gehört von meinem Struppigen?
B. Wydiłam, czuwałam, piszou wam sukni do ślubu kupyty, taj kazau, abesty dobre pokłony były.	„Ich sah ihn und hörte von ihm; er ging euch ein Kleid zur Trauung kaufen und sagte, dass ihr gut „pokłony“[1]) schlagen sollet.“

Dieser Aufforderung kommt A in der That auch nach, indem er mehrmals zu Boden fällt und mit der Stirn an diesen schlägt. Hierauf werden die bereits angeführten Reden wieder gewechselt, nur dass B stets eine andere Nachricht vom „Struppigen“ mitzuteilen weiss. Schliesslich teilt B die Kunde von seinem Tode mit. Nun singt A:

Sława tobi Boże Chreste,	Ruhm sei dir Jesus Christus,
Szo mene kostrub ne może hrysty.	Dass mich der Struppige nicht mehr kränken kann.

oder:

Sława tobi Chreste Caru,	Ruhm sei dir Herrscher Christus,
Szo mij kostrub na cwentaru.	Dass mein Struppiger schon auf dem Friedhof ist.

Hiermit hat das Spiel sein Ende erreicht.

---

1) „Pokłony schlagen“ heisst beim Gebete mit der Stirn an den Erdboden stossen.

Ein ähnliches Reigenspiel.

325. Dieses Spiel ist mir nicht vollständig bekannt. Ich kann nur einen Teil der Wechselreden zwischen dem seine Frau suchenden Mädchen A (von Knaben wird das Spiel nicht aufgeführt) und den im Kreise stehenden Mitspielern B anführen.

A. Ja cukierki nakupiu, Swoju żinku wykupiu.	A. Ich werde Zuckerwerk kaufen, Und werde mein Weib auslösen.
B. My cukierki pojimo, Tobi jeji :¦: ne damo. : :	B. Wir werden das Zuckerwerk aufessen Und sie dir nicht geben.
A. A ja szczury napeczu, Swoju żinku wikłeczu.	A. Ich werde Ratten braten Und mein Weib auslösen.
B. A ty szczury jiż sama, Tobi jeji : : ne damo. : :	B. Iss die Ratten selbst, Wir geben dir nicht die Frau.
A. A ja kułczyki kupiu. Swoju żinku wykupiu.	A. Ich werde Ohrgehänge kaufen Und mein Weib auslösen.
B. My kalczyki na ucha, Twoja żinka psiajucha.	B. Die Ohrgehänge hängen wir ans Ohr, Dein Weib ist ein Hundsfott.

Rätsel.[1])

326. U kożdej chati Po bukati, A u korczmi nema? (Świczena woda.)	In jeder Hütte Ist davon ein bischen, Im Wirtshaus ist es nicht. (Weihwasser.)
327. U kozdej chati Po bukati? (Misieć.)	In jeder Hütte Ist davon ein Stückchen. (Der Mond.)
328. Z hlibokoho potoka Wyłetiła soroka. (Strił.)	Aus einem tiefen Bachesbette Flog eine Elster heraus. (Der Schuss.)
329. Za lisom, za pralisom czerwony tela ryczy? (Skrepka.)	Hinter dem Walde, hinter dem Urwalde schreit ein rotes Kalb. (Die Geige.)
330. Derawa werenja wse połe zbihła? (Borona.)	Ein Kotzen (grober Teppich) voll Löcher durchlief jegliches Feld. (Die Egge.)
331. Idut cztery bratje u dorozi, oden druhoho ne uzdohonaje? (Kołesa u woza.)	Vier Brüder gehen des Weges einher, doch holen sie einander nicht ein. (Die Wagenräder.)
332. Cztery bratja u oden korcz strilajut? (Dijki.)	Vier Brüder schiessen in einen Busch. (Die Kuheuter.)
333. Tato szcze sia ne rodyu, A syn uże sia nachodyu? (Wohoń, dym.)	Der Vater ist noch nicht geboren, Der Sohn ist aber schon da. (Feuer — Rauch.)
334. Czorneńka, małeńka pannu zbudyła? (Błocha.)	Schwarz und klein, weckte es das Fräulein. (Der Floh.)
335. Boczeczka ne wydna, upała z podu, rozbyła sia; nema takoho bodnara, aby ji naprawyu? (Jajce.)	Ein unansehnliches (kleines) Fässchen fiel vom Dachboden und zerschlug sich; es giebt keinen Binder, der es herstellen könnte. (Das Ei.)

1) Eine Anzahl der folgenden Rätsel verdanke ich der verstorbenen Lehrerin Malyna Paslawska. Einige andere ruthenische Rätsel findet man noch in meiner Schrift „Die Ruthenen in der Bukowina“ II (Czernowitz 1890), S. 47 f.; huzulische Rätsel veröffentlichte ich in meinen „Huzulen“ (Wien 1893) S. 118 ff.

336. Szyło, motowyło,
To pid nebo sia wyło?
(Lastiwka.)

Eine Ahle, eine Haspel[1])
Wand sich gegen den Himmel.
(Die Schwalbe.)

337. Kryweńke, małeńke, use połe zbihało? (Serp.)

Krumm und klein, durchlief es jegliches Feld. (Die Sichel.)

338. Bez wikon, bez dwerej,
Chata pouna ludej? (Harbus.)

Ohne Fenster und Thür,
Ist das Haus voll Leute. (Der Kürbis.)

339. Czorna kobyła usiu troszczu zwałyła, biłyj wiu usiu troszczu zwiu? (Nicz — ludy — deń.)

Eine schwarze Stute hat alles Schilfrohr zu Boden gelegt, ein weisser Ochse hat alles wieder aufgerichtet.
(Die Nacht — die Menschen — der Tag.)

340. Bez ruk, bez nih, na pid wyliz? (Dym.)

Ohne Hände, ohne Füsse stieg es auf den Dachboden. (Der Rauch.)

341. Odno każe: swytaj Boże,
Druhy każe: ne daj Boże,
A trete każe: meni use odno, jak u den, tak u noczy.
(Liżko, dweri, picz abo wikno.)

Eines sagt: gieb Gott den Tag,
Das andere sagt: gieb ihn nicht,
Das dritte sagt: mir ist es gleichgiltig, ob Tag oder Nacht.
(Bett, Thür, Ofen oder Fenster.)

342. Stoit diuka u komori,
A ji kosy na dwori.
(Morkow abo petruszka.)

Das Mädchen steht in der Kammer,
Ihr Zopf ist aber draussen.
(Möhre, Petersilie.)

343. U odnim seli drowa rubajut,
A na druhe triske łetajut.
(Dzwoniat.)

In einem Dorfe hackt man Holz
Und ins andere fliegen die Späne.
(Man läutet.)

344. Sterwo łeżyt,
A szkira do wody biżyt.
(Poduszky, piszwy.)

Das Aas liegt,
Die Haut läuft zum Wasser.
(Polster, Ziechen.)

Aus der ruthenischen Kindersprache.

345. Bozia = Gott, Himmel, Kreuz, Heiligenbild. Did, gid = der Alte. Baba = altes Weib, Grossmutter. Mama, nenia = Mutter. Tata, djedia, nenio = Vater. Wujko, badika = ein Älterer männlichen Geschlechts. Wujna, teta = eine ältere Person weiblichen Geschlechts. Lala = Puppe, Kind, fremde (schöne) Person. Wowa = Furchterregendes (Wolf?). Czicza, cziczka = Schönes, Blume. Kaka = Hässliches, Kot. Buba = Krankheit, Wunde. Djudia = Kälte. Bycia = Feuer. Cioma = Kuss. Pysio = Mund. Ocio = Auge. Nosio = Nase. Lucia, rucia = Hand. Nozia = Fuss. Papa = alles Essbare. Apcio = Apfel. Buh, buci = Wasser. Monia = Milch. Benia = Hornvieh. Kosia, hettia = Pferd. Cionia = Schwein. Kucia, ciucia = Hund. Mycia, kycia = Katze. Tjutia, tjutinka, cipinka, cipka, pipinka = Henne. Koko = Ei. Gogu = Laus. Blosia = Floh. Lula = Wiege. Lola = Hemd. Ciopci = Schuhe. Ziumciu = Erde. Papaty = essen. Lulu, a-a-a, ah-a = schlafen. Ciupi, kupci = baden. Ptruptru = spazieren gehen. Hettja-wie = fahren. Tosi = in die Hände klatschen. La-la-la = singen. Hop-hop = reiten (am Knie); hop = spring; hopa = gefallen, gestürzt. Hoppa, tani-tani = tanzen. Puk-puk

1) Das motowyło ist an einem Ende gabelförmig geteilt, was offenbar auf den Schwanz der Schwalbe hindeuten soll.

= klopfen. Kap-kap = tropfen. Kusi = beissen, brennen. Pisiu = urinieren. Kaku, a-a = Notdurft verrichten.

Viele von den angeführten Wörtern sind in derselben oder einer ähnlichen Form auch bei den anderen Bewohnern der Bukowina und Galiziens üblich.

V. Geheimsprachen und -schriften.

Auch für dieses anziehende Kapitel der Volkskunde hat unsere Forschung in der Bukowina und Galizien zahlreiche interessante Beiträge ergeben. Die Geheimsprachen fanden sich daselbst ausschliesslich, so weit uns bekannt geworden ist, unter der Jugend, zumeist unter Schülern und Schülerinnen verbreitet. Ich lasse hier die einzelnen Sprachen, nach ihren Grundprinzipien geordnet, folgen.

Zunächst sind jene Sprachen zu verzeichnen, deren Eigentümlichkeit in einer Umwandlung des Vokals besteht. Hierzu gehört:

346. Die rf-Sprache: a = arfa, e = erfe, i = irfi, o = orfo, u = urfu, ebenso örfö u. s. w., ei = erfei, au = arfau; die Vokale in den Endsilben bleiben ungeändert: Berfeim Birfischorfofsberferg blürfühen blarfaue Blurfumen = Beim Bischofsberg blühen blaue Blumen. (Czernowitz; mitgeteilt vom Schüler Wilhelm Wurst; wird gesprochen und geschrieben.) (I.)

347. Die p-Sprache: a = apa, e = epe, i = ipi u. s. w., ei und ai = apai oder eipai, eipei, au = apau, äu = äpai: Wependepekrapais = Wendekreis. Ipich gepehepe spapazipirepen = ich gehe spazieren. Hipinapaus = hinaus Feipeind = Feind. Träpaimte = träumte. (Czernowitz; mitgeteilt von den Schülern Hexel, Cernuska und anderen; wird gesprochen und geschrieben.) (II.)

348. Bei einer anderen Sprache trifft die Veränderung den Konsonant allein; es ist dies die „bob-“ oder „o-Sprache“: a = a, b = bob, c = cic, cit, coc, d = dod, dot, e = e, f = fif, fof, g = giveg, guweg, gwek, gog, h = hir, hier, hoch, hach, i = i, j = j, k = kwis, kok, l = lol, m = mom, n = non, o = o, p = pop, q = q, kwek, kwot, kwisu (= k + u) u. s. w., r = ror, s = sos, sis, t = tot, tit, u = u, v = vov, w = wow, x = x, xox, xos, xix, kwissos (= k + s), y = y, i, ipopsosilolonon (= i + p + s + i + l + o + n), z = zoz, zit, ch = icitur, chich, sch = schosch. — Beispiel: Wowasos nonichichtit dodeinon gog(e)hörortot, lolasose loliegogenon = was nicht dein gehört, lass liegen. Eror sostotanondod aufif soseinonenon zitinonenon = er stand auf seinen Zinnen. (Czernowitz; von den Schülern M. Feller, Fr. Gottesmann, W. Wurst und anderen; wird geschrieben und gesprochen). (III.)

349. B-Sprache. Vor jedem Konsonant wird ein b geschrieben, also bbabrbdbzo = bardzo. (Von einem Schüler aus Lemberg; natürlich nur geschrieben.) (IV.)

350. Sowohl die Vokale als die Konsonanten werden in der er-Sprache erweitert: a = abre, b = bebre, c = cebser, d = debser, e = ever, f = fefre, g = giver, h = hever, i, j, y = iver, k = kever, l = lever, m = miver, n = niver, o = over, p = perer, q = kwiver, r = river, s = siver, t = tiver, u = uver, v = faver, w = wiwer, x = xiver, z = ziver. (Von einem Schüler in Czernowitz.) (V.)

Bei anderen Geheimsprachen wird jeder Sprechsilbe eine bestimmte Silbe oder auch zwei vorgesetzt. Jede dieser Sprachen wird geschrieben und gesprochen:

351. Pe-Sprache: Pebepete peund pearpebeipete = bete und arbeite. (Allgemein bekannt.) (VI.)

352. Ku-Sprache: Kudu kubist kuein kuekusel = du bist ein Esel. (Ebenso.) (VII.)

353. Lepa-Sprache: Lepaty Lepadu leparyń = ty duryń. (Von einem Schüler aus Lemberg). (VIII.)

354. Inder-Sprache: Inderdu inderbist inderein indere indersel. Nachricht von dieser Sprache bekam ich von Frl. Mathilde Jekel, welche sie als Schulkind in Kuty (Galizien) kennen lernte.[1] (IX.)

355. Ma-Sprache: Mako macha mana machodź matu matnj = Kochana chodź tutaj. (Von derselben Dame.) (X.)

356. Durch weitere Kombination entstand die Räubersprache. Das Wesen derselben besteht darin, dass jede Sprechsilbe vom Vokal an zunächst wiederholt und hierauf derselben die Silbe erf angehängt wird: sodann werden nochmals die bereits zweimal gesetzten Laute wiederholt; Mititerfit Säbäberfäb-belelerfel undunderfund Pististerfist-stololerfol = Mit Säbel und Pistol. (Gurahumora in der Bukowina; wird gesprochen; vom Schüler Skomorowski.) (XI.)

357. Eine weitere Geheimsprache besteht darin, dass man jeden Laut eines Wortes durch den ersten Laut eines beliebigen Wortes andeutet; also um etwa „der“ auszudrücken, sagt man: Dumm Esel Rind. (Czernowitz.) (XII.)

358. Endlich teilte mir die kleine Kornelie Ella v. Gaspari in Czernowitz noch folgende P-Sprache mit: Pich peh pin pie Padt = ich geh in die Stadt.

359. Am Schlusse sei noch bemerkt, dass neben den Geheimsprachen unter den Schülern auch Geheimschriften, ebenso wie Finger- und Zeichensprachen verbreitet sind. Die Geheimschriften sind teils mit Hilfe von Zahlzeichen, teils aus willkürlich erfundenen Zeichen zusammengesetzt. Von den Finger- und Zeichensprachen ist besonders erwähnenswert eine, welche der Schüler Adolf Domański von einem „Schwaben“ aus Sereth (Bukowina) erlernt hat. In derselben wird a durch die Berührung des Auges, b durch die Berührung des Bartes, g durch die der Gurgel, h durch den Hinweis auf die Haare und z durch den auf die Zunge angedeutet; alle anderen Buchstaben werden durch ihrer Gestalt entsprechende Stellung und Krümmung der Finger und Hände versinnbildet.[2])

1) Diese Sprache (inter-) und einige andere aus Galizien sind auch im Urquell IV 70 f. von J. Franko und W. Šcurat mitgeteilt.

2) An dieser Stelle möchte ich noch einer recht gelungenen Spielerei eines Realschülers gedenken. Im Jahre 1893 oder 1894 fiel mir ein Blatt in die Hände, auf welchem für die Schüler einer Realklasse ihrem Namen entsprechende Wappen sehr sinnreich entworfen waren. Der Schüler Wurst führte natürlich im Wappenschild eine Wurst; Mühldorfs Wappen zeigte ein Dorf von Mühlen; Haber hatte eine Haferähre, Metzger einen Fleischhauer, Trichter einen Trichter u. s. w. Neunteufels Namen wurde durch neun Teufelchen versinnbildet. Natürlich kam auch bei dieser Gelegenheit die in der Einleitung berührte Vielsprachigkeit zum Ausdruck. So wurde der Name des Schülers Kaczor durch einen Enterich (poln., ruth. kaczor = Enterich) bezeichnet, und in Wąsowicz' Wappen war ein Schnurbart (poln. wąs) und die Buchstaben WICZ zu sehen.

Czernowitz.

Büschelzuig aus Tirol.

Gesammelt von **Eduard Ille** 1847—56.

Salige Fräulein.

Im niederen Thalgelände bei Längenfeld im Ötzthal gelangt man durch eine Grotte in die Höhle der „saligen Fräulein“. Vor derselben sass einmal im schönen Mai ein junger Hirte und kochte sich sein Mittagsmahl. Als er die Glocken von Längenfeld herüberläuten hörte, kniete er zum Beten nieder und stiess dabei aus Unvorsichtigkeit seinen Kochtopf um. Plötzlich nahte ihm ein saliges Fräulein, gab ihm frische, sehr köstlich schmeckende Speise und führte ihn in ihr wundersames Felsenschloss. Dort wurde er von einer grossen Schar der anderen saligen Frauen auf das freundlichste bewillkommt und zu öfterem Besuch bei ihnen eingeladen, davon er jedoch keinem Menschen etwas wissen oder verlauten lassen dürfe. Auch ward ihm strengstens von ihnen verboten auf Gemsen zu jagen. Endlich einmal nach langer Zeit verriet der Bursche seinem Vater durch ein angedeutetes Wort, wie es mit ihm und den saligen Frauen stehe, und von dieser Stunde an war für ihn der Berg verschlossen; da half kein Bitten und half kein Klagen. Um dafür Rache zu nehmen an seinem — wie er meinte — treulosen saligen Fräulein, ging der verblendete Bursche auf eine Gemsjagd, verfolgte und schoss auf ein Tier. Kaum aber war das gethan, so stand das salige Fräulein vor ihm und schaute, das gehetzte Tier schützend, den Jäger gar freundlich aber wehmütig an und verzaubert von ihrem Blick stürzte derselbe in den Abgrund.

(Von einer Duxerin. 1847.)

Verwünschte Alpe.

Grossegg im Zillergrund war vormals eine vortreffliche Alpe. Die Senner auf derselben lebten aber „gar lötz“ und ungebunden; da kam ein altes hässliches Weiblein hinauf, und Senner und Alpe wurden mit einander krank und schlecht. Seitdem kann sich kein Senne mehr in der Hütte halten „vor lauter Schrecken und unförchtigem Zeug“, das drin herum rebellte, — und die Alpe giebt kaum mehr schlechte Nahrung für drei Kühe. (Von einer Duxerin. 1847.)

Ein Almlotterl.

Dem Melcher auf der Grosseggalpe hatte sich ein Geist dienstbar zugestellt, ein altes, kleines graues Lötterle, das ihm in allen seinen Arbeiten fleissig mithalf. Die Milch und den Käse, den ihm der Melcher gab, trug es stets fort — wer weiss, wohin? Einmal kam der Melcher von einer Hochzeit zurück, auf welche zu gehen das Lötterle ihm dringend zugeraten

hatte, und fand alles von demselben in schönster Ordnung verrichtet und vollzogen. Da fragte der erfreute Melcher das Lötterl, was er ihm denn zum Lohne dafür geben sollte — und schenkte ihm, da dasselbe ängstlich schwieg, wie immer — eine alte abgetragene Lodenjoppe, worauf das Lötterl bitterlich zu weinen anhub und dem Senner scheidend sagte, dass ein einziges „Vergelts Gott!“ es erlöst und in den Himmel geführt hätte — was der Senner leider niemals zu ihm gesagt hatte.

(Von einer Duxerin. 1847.)

Das Kasermannl.

Wenn der Schneewind über den Firnen weht und die Sennen nach Mariä Geburt die Höttinger Alpen verlassen, zieht das Kasermannl mit seinen gespenstigen Herden auf dieselben. Man hört das Glockengeläut der Kühe, sowie des Mannls heiseren Ruf. Es ist gutmütig und wird nur boshaft, wenn man es reizt.

Zwei arme Kinder verirrten sich einmal auf der Umbrüggler Alpe. Sie kamen vom Höttinger Ried herauf, um Holz zu suchen, und irrten im tiefen Schnee herum. Da kam das Kasermannl, behielt und pflegte sie den ganzen Winter über bei sich und schickte sie im Frühjahr zur Mutter heim, die ihre Kinder schon längst tot geglaubt hatte.

Der Almputz in Hinterdux.

Der Almputz, ein gespenstisches mit Beulen bedecktes klapperdürres Ross, wie Karfunkel schimmernd, trabt nachts umher beim Rufe eines gleichfalls gespenstischen Kukuks an der gefrorenen Wand im Hinterdux und zerreisst jeden, der sich ihm naht „zu Laub und Staub“, wenn derselbe „nichts Gleissendes, Reissendes und Beissendes“ bei sich führt, drei sehr vieldeutige Wahrzeichen, mit deren Schutz und Hilfe dieses verderbliche Gespenst zu erlegen wäre. (1856.)

Von der grossen Weltschlacht.

Auf der Langwiese sollen nach der alten Volkssage drei grosse Schlachten gekämpft werden: eine für die Religion, eine für den Kaiser und eine für die Freiheit. Zwei derselben sind schon geschlagen: die erste, als die Engadiner die Tiroler zwingen wollten, kalvinisch zu werden; die zweite, als die Franzosen und die Bayern einfielen; die dritte steht noch bevor. Wenn die Äpfel- und Kirschbäume so dick geworden, dass man ein Pferd anbinden kann, und wenn die Eichen an der Kapelle bei Kranewitten mit den Gipfeln über das Dach schauen, dann wird eine Zeit kommen, in der Gesetz und Religion nichts mehr gelten, und Krieg, Teuerung und Pest den Weltteil heimsuchen werden. Unzählige fremde Reiter werden nach Tirol kommen und ärger hausen als die Heiden. Die Tiroler werden aber endlich gegen sie heranstürmen und nach einer 3 Tage und 3 Nächte dauernden grossen Schlacht wird nicht einer der Reiter

mehr entrinnen. Dann aber wird Eintracht, Glück und Segen auf immer zurückkehren und ein Bruderband die befreiten Völker umschlingen. (1855/56.)

Schlangenbannung.

Auf der Stadlbach-Alpe hausten vor etwa 8 Jahren garstige Schlangen, die den Kühen grausig zusetzten. Da baute ein Alter (von Brandenberg) einen Ofen, machte in demselben unter besonderen geheimnisvollen Sprüchen und Hantierungen ein grosses Feuer an, in welches auf seinen Befehl alsbald alle Schlangen von selbst hineinkrochen und sich verbrannten. Noch heute sieht man an den Trümmerresten dieses Ofens das „grüne Gift" der Schlangen kleben. (Von einer Duxerin. 1847.)

Diebstellung. Heilkunst.

Mathias Hauser, Kohler Hiesel genannt, weil seines Weibes Vater der Kohlerbacher in Arnbach war, hatte die geheime Kunst inne, dass jegliches gestohlene Gut — nicht unter 10 fl. Wert — ihm vom Dieb zurückgegeben werden musste. Er nahm nie etwas dafür an, sondern bewirtete stets noch die Leute, die das Gestohlene (Vieh, Butter, Waren u. s. w.) ihm zurückbrachten. — Die Kunde des Diebstahls erhielt er dadurch, dass er mit dem Schlage Mitternacht von dem Grabe des jüngst Verstorbenen im Orte drei Hände voll Erde über den Kopf warf, unter Ablesung einer Beschwörung, worauf der Verstorbene sich aus dem Grabe erhub und ihm den Dieb nannte. Dessen Sohn, Johann Hauser, Spiegelwirt zu Wörgl, erbte des Vaters medizinische Künste und wurde um derentwillen auf Verwendung des Dr. Wattmann (später Professor in Wien) durch Erzherzog Johann aus dem Rattenberger Gefängnis befreit, wohin ihn der Brotneid der Herren Doktoren gebracht hatte. Seinem Sohne Johann wurde im Jahre 1851 statt seines abgebrannten ein neues grosses Haus durch freiwillige Beisteuer aus allen Gauen Tirols erbaut. (1852.)

Die Eggenbäuerin.

Übers Duxerjoch wallfahrtete einst der Eggenbauer traurig und betrübt, weil vor kurzem sein Weib gestorben war. Auf dem Joch, gegen Steinach zu, verging er sich aber. Da — siehe da — führte ihn der Geist seines treuen Weibes, ein Lichtlein in der Hand, den guten Weg und sprach, nachdem dies geschehen: „Nun wölln wir rasten!" Der Mann aber vermochte vor Schrecken nichts zu sagen. Da nahm das Weib aus ihrer Schürze zwei kleine Schächtlein herfür, öffnete sie und gab aus dem einen etwas ihrem Mann zu kosten, was sehr bitter schmeckte, darauf aus dem andern etwas, dass sehr süss und lieblich zu kosten war. Auf des Mannes endliche Frage, was diese beiden Schächtlein und deren so verschiedner Inhalt zu bedeuten habe, sagte sie ihm, dass das Schächtlein mit dem Süssen ihre guten Werke, das mit dem Bittern aber ihre üblen

Werke seien, die sie auf Erden begangen habe. Und dieses letztere müsse sie noch ausessen bis sie an ein „gutes Ort“ käme. Der Eggenbauer wurde von dieser Stunde an noch trauriger, ging heimwärts und starb nach drei Jahren. (Von einer Duxerin. 1847.)

Der Kampflgeist zu Schlitters.

In einem vormals zum Gericht gehörigen und mit Kerkergewölben versehenen Hause zu Schlitters spukte noch vor etlichen 40 Jahren ein Geist, der sogenannte Kampflgeist, an dessen ruhiges Herumgehen sich die Leute indes ganz gewöhnt hatten. Er trug einen bis an die Füsse reichenden, auf der Brust zugeknöpften Rock und neckte die Leute, ohne ihnen zu schaden. Nur eine Magd, die spät nachts vom Tanz heimkehrend ihm grob begegnete, berührte er mit der Hand, worauf selbe erkrankte und bald darauf starb. Einem Knecht wollte er einmal einen Schlüssel geben, welchen dieser aber nicht annahm. (1852.)

Geisterbannung.

1.

Die Bruckenwirtin in Keltenbach bei Ried, Pächterin der gräflich Lodronischen Herrschaft, brachte den Haarzehnt auf, wonach jeder zehnte Schober Haar (Flachs) jedes Bauern ihr gehörte. Dafür ging sie nach ihrem Tode, einen brennenden Haarschober auf dem Kopfe, allabendlich in der Zechstube ihres Wirtshauses um, wo sie sich weinend auf die Ofenbank setzte. Pfarrvikar Petermiller bannte sie auf die Höhen des Sonnwendjoches im Unterinnthale. (1852.)

2.

Die vor ein paar Jahren verstorbene Aniser Bräuerin in Hall ward, da sie nach ihrem Tode im Hause umging, von drei Serviten und dem damaligen Domdechant D., später Weihbischof in Brixen, in den Walderer Thalgrund gebannt, wo sie ein Bauer, der spät nachts für sein krankes Weib zum Arzte lief, den genannten vier Herren heftig weinend nachfolgen sah. (1852.)

3.

Am Riedberg lebte ein Ehepaar in stetem Unfrieden. Der Mann ging deshalb in die Fremde fort und sagte, dass ihn, wenn er noch einmal in dies Haus zurückkehre, der Teufel holen solle. Als er, seines Fluches uneingedenk, heimgekehrt war, hielt ihn der Teufel beim Wort und klemmte ihn halben Leibes in ein Stubenfenster ein. Die Dechante von Zell, Fügen und Finkenberg konnten nichts dagegen ausrichten. Da rief man den alten Vikar Petermiller von Stumm, bei dessen Erscheinen der Teufel gleich jammerte: „Jetzt kommt der Stummer, jetzt muss ich gehen!“ — Eine Zeitlang suchte er sich dennoch zu behaupten und warf dem Vikar vor, dass er einmal im Frühjahre über einen Roggenanger gegangen

sei, worauf Petermiller bündig entgegnete: „Ja, aber aus Versehen und in Eile, um einem Sterbenden das Sakrament zu reichen!“ Dann machte sich der Teufel aber davon und der Bauer konnte aus der Klemme gebracht werden, worauf er auch sein Leben änderte und mit seinem Weibe ruhig fortlebte.

Derselbe fromme allbeliebte Vikar Petermiller, als er noch Vikar in Bruck war, rettete auch vier Bauern, die den Teufel in einem Stalle um Geld beschworen hatten und nun seiner nicht mehr los werden konnten. Der Vikar unterhandelte mit dem auf dem Geldsack sitzenden Teufel lediglich so weit, dass sich dieser nur auf den Besitz des letzten beschränkte, welcher den Stall verlassen würde. Petermiller liess die vier Bauern darnach zuerst aus dem Stalle gehen, ging dann rücklings selbst hinaus mit beiden Händen das Sanctissimum vor sich haltend, mit dem Rufe: „Dieser ist der letzte! Den magst du haben, wenn du kannst“, worauf der Teufel natürlicherweise mit langer Nase abziehen musste. Des nämlichen Vikars treuer Diener und Knecht, Simon Stolz, Messner Simmerl genannt, hatte mit der Dirne des Widums ein Liebesverhältnis. Als die Dirne schwanger ward, schrieb er auf ein Zettelchen, das er dem Vikar ans Fensterbrett nagelte, folgende Verse: „Simon Stolz — hackt im Widum Holz, — ischt im Widum Knecht — und ist für die Dirn gerecht!“ — Als der Pfarrherr heimkam und das gelesen, musste ihm Simmerl den Ochsenfiesel holen, mit welchem er ihn züchtigte, ihm aber dann mit allen Kräften die Heirat ermöglichte und so die beiden Leute glücklich machte, deren Kinder jetzt noch als wackere Knechte und Mägde im Zillerthale leben.

Petermillers Grab wird jetzt noch an seinem Sterbetag und zu Allerseelen aufs schönste mit Blumen geziert. (1852.)

Wetterläuten.

In dem tiefliegenden Thal Wildschönau hat ein einziger Bauernhof auf einem Berge in Mitte des Thals eine etwas weitere Umsicht in den Horizont. Der Bewohner desselben hat daher von der Gemeinde etliche Böller zur Verfügung, durch deren Lösung er die übrigen auf dem Felde beschäftigten Dorfbewohner in Kenntnis setzt, wenn ein Hochgewitter naht, und sie dadurch nach Hause und in die Kirche ruft. Das Wetterläuten hat in Tirol noch seinen guten Glauben und seine guten Folgen, so dass gewisse Kooperatoren und Vikare sogar den ehrenvollen Beinamen „Wettergerecht“ erhalten, wenn infolge ihres fleissigen Läutens und Segnens in dem Ort, worin sie funktionieren, lange kein Hagel fiel oder kein Blitz zündete. — Von einem solchen wettergerechten Herrn Vikar in der Wildschönau wussten die Bauern sogar, dass auf seinen kräftigen Segen hin der schon aus den Wolken stürzende Hagel sich noch eine Elle hoch über dem Felde in Regen verwandelte. Ein Vikar in Brandenberg liess sich

in der Kirche während der Erteilung des Wettersegens (Anfang des Evangelium Johannis) an der einen Hand vom Messner und an der anderen Hand vom Ministranten festhalten, damit ihm keine Wetterhexe ankäme und ihn etwa gar aus dem Gotteshause entführe. Das geschah in den zwanziger Jahren unseres Säkulums. Besonders während der Erntezeit sind die geistlichen Herren sehr fleissig und freigebig mit dem Wetterläuten und Johannissegen, weil dann der Wetterzehent oder die Läutgarbe von den dankbaren Pfarrkindern besonders ergiebig entrichtet wird.

Schlägt Hagel oder Blitz etlichemale bedeutend und in kurzen Zwischenräumen, so hat die Gemeinde wenig Vertrauen mehr auf die rechte Priesterwürde und die Frömmigkeit ihres derzeitigen Seelenhirten. (1851.)

Landfahrergeschichten.

1.

Der auf der Brücke in Zell a. Z. urplötzlich verschwundene und nach netto sieben Jahren wieder auf derselben Stelle niedergesetzte Gatterer Riepar (Ruprecht Gatterer), ein arger verschmitzter, versoffener Lotter, erzählte nach dieser seiner Heimkehr aus der Hölle, in welcher er, seiner bestimmten Aussage nach, gewesen war und das Amt eines Thorwartels daselbst bekleidet hatte, unter viel anderen ganz seltsamen Berichten auch, dass inmitten der Hölle von den Teufeln ein eigener höllischer Galawagen zum Empfang Seiner Gnaden des Herrn Landrichters Mohl von Zell erbaut worden sei. Da er, Riepar, an jedem Sonntag aber ein „gottgefälliges" Werk verrichtet habe durch Gebet oder Bussübungen u. s. w., sei der Wagen dadurch jedesmal wiederum krachend und prasselnd zusammengebrochen, zum grossen Verdrusse und Leidwesen der Teufel. Auf diese unliebsame Kunde hin liess der noch lebende, keinen Spass verstehende Herr Landrichter Mohl den armen höllischen Exthorwartel in Ketten legen, in denen derselbe denn auch das Zeitliche gesegnet haben soll. (1847.)

2.

Vor etwa 60—70 Jahren ist der Gatterer Riepar (Rupert) auf der Brucken in Zell plötzlich verzuckt worden und 7 Jahre mängel gewesen[1]. Über 7 Jahre ist er wieder zum Vorschein gekommen auf derselben Brücke und sagte auf Befragen, wo er gewesen sei, aus, dass er 7 Jahre lang als Thorwart in der Hölle gedient habe und dass, da immer nach 7 Jahren ein anderer Thorwart genommen werde, er sogar ungern von dort gegangen sei. Gar viel wusste er natürlich von den schrecklichen Einrichtungen, Gebräuchen, Strafen und Leiden dieser schiechen Anstalt zu berichten, ingleichen von den vielen höchsten und hohen Herrn und Edlen, Geistlichen wie Weltlichen, die er allda getroffen und wiederum von anderen noch

1) d. i. vermisst worden.

Lebenden, zu deren guten Empfang er bereits die vielversprechendsten Vorbereitungen mit angesehen! Kurze Zeit darauf war der gute Gatterer Riepar indes schon wiederum verzuckt und abermals mängel, kehrte auch nach 7 Jahren nicht mehr zurück ins Reich der Lebendigen. Die geistlichen Herren — sagt man — hätten soviel Ärgernis an seinen sündhaften Erzählungen genommen und ihn zum Heil der guten Christen in Zell „auf die Seiten geräumt", etwa in ein fernes Kloster, wo er ungestört seinen unterirdischen Erlebnissen wohl heutigen Tages noch nachdenkt, wenn er noch lebt. (1851.)

Frauenbeichte.

Eine schwer kranke Duxerin, die sich nach der Beichte sehnte, bat ihren Mann sie zu dem weit entfernten Widum (Pfarrhause) zu tragen, um dass sie dem geistlichen Bui ihre Sünden bekennen möge. Der Mann lud sie auf eine Kraxe und trug sie thalab. Auf halbem Wege mitten im Walde ward die Kranke aber so schwach, dass ihr Mann sie niedersetzen musste und ihr endlich den Vorschlag machte, sie solle ihm beichten, er werde es dann dem Geistlichen sagen. Das war ihr recht. Er setzte sie daher mit der Kraxen auf einen Baumstock und nahm neben ihr als stellvertretender Beichtvater seinen Sitz ein. Nachdem sie viel gebeichtet, wollte sie mit der Sprache nicht mehr heraus. Da sprach er: „Geah, thua mach krod Olles dazölln, dass ichs aft am geistlichen Bui sagn kun." — „Ja freilar", erwiderte sie, „wönd aft krod olles hearn muasst, will ich dach sagn: Woast, dar löst Bui ist aft nid vun diar." Worauf der Gatte zornig entgegnete: „O du saggara Luidar, iezan schlieg ich dach krod oichen, wönn ich nid an Gotts Stad då säss!" (1859.)

[Vgl. das Gedicht: die Beichte in v. d. Hagens Gesamtabenteuer No. 44.]

Namengebung.

Der Kästrager Martin Gommig aus Alpach, der oft $2\frac{1}{2}$ Zentner etliche Stunden weit trägt, erhielt von der Auwirtin den Spitznamen Wurminger, weil er ihr einmal einen Käs brachte, worin etliche Würmer waren.

Der kleine Wirt in Bruck, der sich oft des Ausrufs Also nu! bediente, heisst nunmehr das Alsonu-lötterle.

Ein Dechant in Zell gestattete den unehelichen Kindern nur alttestamentliche Namen, um sie von den ehelichgeborenen zu unterscheiden. Ein anderer gab allen Unehelichen den gleichen Namen, allen Knaben den Namen Daniel. — Jenen Dechant von Zell traf, als er im März 1848 im Wirtshaus die Zeitung vorlas, worin die Verleihung der Konstitution und der Pressfreiheit stund, der Schlag, sodass er tot vom Stuhle fiel.

[Vgl. unsre Zeitschrift VII, 100.] (1851.)

Allerlei.

Was der Pflug gewinnt,
Verzehrt das Gesind.

Wenns am Hart dreimal brennt, so kriegen die Fugener ein gutes Jahr. Das heisst, wenn auf der Harter Seite infolge übergrosser Hitze eine starke Dürre eintritt, so ist es gewöhnlich auf der Fugener Seite um so fruchtbarer und gemässigter.

Die zum Vorleuchten auf dem Kirchenwege zu verwendenden Holzspähne (Buchele) aus Föhren- oder Feuchtenholz werden vor dem Gebrauche 14 Tage lang in Wasser gelegt, wodurch der Kohle die Brennbarkeit und Dauer genommen wird und somit die Spähne ohne Scheu zur Erleuchtung der nächtlichen Waldpfade gebraucht werden können. (1855/6.)

In früheren Zeiten buk das Dirndl im Zillerthal in der Christnacht ein sogenanntes „Klötzenbach“, einen Zelten aus Brotteig mit gedörrten Birnen, Rosinen, Feigen und Mandeln, in welchen sie dann ein Messer steckte. Alsbald erschien dann das Scheinbild desjenigen, „der ihr bestimmt war“, in der Stube und schnitt ein Stück von dem Zelten ab. Das Dirndl musste aber geschwind auf die Seite springen, damit sie keinen Schaden nehme. Auch ein „Salzkoch“ ward gekocht, ein neues Paar Schuhe wurde durchs Fenster hinausgeworfen und draussen angezogen, jedoch ohne die Bänder daran festzubinden; ebenso musste sie das Gesicht waschen, durfte es aber nicht abtrocknen. Der erste, der ihr dann am Kirchhofsgitter die Schuhe binden und das Gesicht abtrocknen will, der ist es, der ihr bestimmt ist. Würde sie sich aber das wirklich thun lassen von dem Scheinbilde, so faulte ihr das Gesicht ab. Solch ein Mensch, der durch eine jener bannenden Ceremonien im Scheinbild sich zeigen muss, stürzt, wo er sich gerade befindet, bewusstlos zusammen, indessen seine Seele den gezwungenen Marsch antritt. Darum fallen so viele Leute in der Christmette „unmechtige“ um.

Das Mädl liess sich den von ihr gebackenen Weihnachtszelten (Klötzen, Klaubrot) in der Christnacht von ihrem Buben anschneiden, nachdem dasselbe durch dreimaliges Rauchen (räuchern) vorher geweiht worden, wofür sie von ihm ein Fläschchen Rosoglio nebst einem Schnürriemen zum Geschenk erhielt. (1847.)

Südrussische Vampyre.

Von **Juljan Jaworskij** in Lemberg.

Wenn ein schwangeres Weib in der Kirche während des „grossen Einzugs" den celebrierenden Priester anschaut, so wird ihr Kind ein Vampyr (südrussisch: opýr oder upýr). Solch ein Vampyr hat zwei Seelen; man erkennt ihn daran, dass er mit sich selbst redet.

Mit einem Vampyr darf man nicht in Frieden und Freundschaft leben, da er dann am leichtesten den Menschen schädigen oder gar töten kann. Man muss mit ihm fortwährend zanken und hadern, wodurch seine dämonische Kraft beseitigt oder wenigstens geschwächt wird.

Die Macht des Vampyrs ist schon bei seinen Lebzeiten sehr gross und vielseitig. Er kann die Menschen umbringen und sogar lebendigen Leibes fressen; kann verschiedene Krankheiten und Seuchen, kann Gewitter, Regen, Hagel u. dgl. herbeiführen oder auch entfernen; er bezaubert die Kühe und ihre Milch, die Feldsaat und die Wirtschaft überhaupt; er kennt alle Geheimnisse und die Zukunft u. s. w. Ausserdem kann er sich unsichtbar machen oder in verschiedene Gegenstände, besonders in Tiergestalten, verwandeln.

Jedoch viel schlimmer und gefährlicher wird ein Vampyr nach dem Tode. Dann steigt er jede Nacht, zwischen Mitternacht und erstem Hahnenschrei, aus seinem Grabe und wandelt unter den Menschen herum; er saugt ihnen im Schlafe das Blut aus oder lockt sie in sein Grab hinein. Besonders aber besucht und quält er seine Verwandten und Freunde.

Vor einem Vampyr, mag er lebendig oder tot sein, fürchten sich die Leute ungemein und verteidigen sich gegen seine unheilvollen Ränke nach ihrem besten Wissen. Wenn z. B. ein Vampyr die Kühe bezaubert und ihnen die Milch geraubt hat, dann wirft man 12 Stück Eisen in das Herdfeuer. Wenn dieselben zu glühen beginnen, kommt der Vampyr ins Haus und bittet, das Eisen aus dem Feuer herauszunehmen, da es ihn schmerzlich brenne. Da kann man von ihm das Versprechen erzwingen, künftighin Haus und Hof in Ruhe zu lassen. Gegen einen toten Vampyr gebraucht man ein anderes Mittel. Man öffnet sein Grab, schneidet ihm den Kopf ab und legt diesen zwischen die Füsse, dann nagelt man ihn an den Sargboden mit einem Espennagel fest, macht das Grab zu und lässt es wieder weihen. Der Vampyr wird dadurch an das Grab gebannt und kann dasselbe nicht mehr verlassen.

Im folgenden teile ich einige Erzählungen über den Vampyr mit, welche ich aus dem Volksmunde in verschiedenen Gegenden Galiziens aufgezeichnet habe.

1. In unserem Dorfe (so erzählte man mir in Hrusiatyczi, Bezirk Bobrka) lebte ein jüdischer Schankwirt, welcher ein Vampyr war. Einmal gingen einige Bauern aus dem Wirtshause nach Hause; da lief ihnen etwas entgegen und schoss wie ein Pfeil vorüber. Kaum haben sie sich umgeschaut, so verwandelte es sich in einen Kater und kroch durch das Thor zu einem reichen Bauer in den Kuhstall. Die Leute gingen zum Bauer und sagten es ihm. Er nahm ein Licht und schlich sich in den Stall hinein. Dort sah er den Kater, erwischte ihn und schnitt ihm ein Ohr ab, liess ihn aber laufen, denn er wollte nur ein Zeichen haben, wer das gewesen sei. Am anderen Tage kam er ins Wirtshaus und sah, dass der Schankwirt ein Ohr verbunden hatte. Und da sagte ihm der Jude: „So hast du mich gezeichnet, dass mich jetzt alle Leute auslachen und andere Vampyre mich nicht mehr kennen wollen!“

2. Sie waren nur zwei im Hause, das Väterchen mit dem Mütterchen. Da starb der Alte; die Leute kamen abends nachschauen, dann gingen sie wieder fort. Und das Weib sprach: „Geht nur, Leute, wenn ihr gehen wollt, ich werde schon allein meinem Freunde Gesellschaft leisten!“ Die Leute sind also weggegangen und das Weib sass in der Stube mit der Leiche allein. Da blies der Wind und hub die Leinwand von dem Alten auf. Das Weib ist aufgestanden, um ihn wieder zuzudecken, aber sieh! der Alte fing an, sich zu rühren. Wie das Weib dies sah, floh es in die Kammer und sperrte sich ab. Der Alte sprang auf und lief zur Kammer; da er sie aber gesperrt fand, so kroch er auf den Boden und warf die Bretter auseinander. Schon wollte er durch das Loch in die Kammer herunterkriechen, da schrie der Hahn. Der Vampyr blieb tot auf dem Boden liegen und sein Weib starb vor Schreck in der Kammer. (Holowetzko, Bez. Skole.)

3. Es starb ein alter Mann und man begrub ihn. Aber nach einem Tage starb ein gesunder Jüngling, dann wieder ein junger Wirt und so starb im Dorfe jeden Tag einer. Endlich starb auch bei einem reichen Bauer der einzige Sohn. Der Bauer konnte dies nicht verschmerzen, ging zum Priester und sagte ihm, dass jemand die Menschen im Dorfe fresse, sicher sei es der alte Bauer, der zuerst gestorben war. Man müsse ihn ausgraben und unschädlich machen. Der Priester erlaubte dies. Nun ging der Bauer mit noch dreien zur Witwe des Vampyrs und sagte: „Komm, Mütterchen, denn wir gehen deinen Alten ausgraben.“ Sie nahmen von ihr ein grosses Tuch und gingen mit ihr auf den Friedhof. Sie gruben das Grab auf und sieh! der Vampyr sass, auf die Hände gestützt, mit blutrotem Gesicht, denn er hatte schon viel Blut den Menschen ausgesogen. Als das Weib das sah, spuckte es aus und sagte: „Du sollst verschwinden, steh nicht mehr auf und rühre dich nicht!“ Da haben sie ihn aus dem Grabe herausgezogen, in Stücke geschnitten und in das Tuch gebunden. Dann warfen sie ihn auf einen Dornbusch, zündeten diesen

an und verbrannten den Vampyr. Hierauf erhob sich ein heftiger Wind und blies ihnen heulend bis in das Dorf nach. (Von ebendort.)

4. Es starb ein junger Wirt und man hat ihn begraben. In der vierten Nacht kam er unter das Fenster seiner Frau und rief: „Marie, lass mich herein!“ Sie liess ihn herein und da sagte er: „Komm mit mir!“ — „Wo werde ich die Kinder lassen?“ fragte die Frau. Er sprach: „Lass sie da, wo ich sie gelassen habe, es wird ihnen nichts geschehen!“ — Die Frau zog sich an, nahm einige Kleidungsstücke mit und ging mit ihm. Als sie bei der Kirche vorübergingen, sagte er: „Die Hühner schlafen, die Schweine schlafen, und der Tote führt einen Lebendigen in das Grab herein!“ Sie kamen zum Grabe, da sagte der Vampyr: „Thu dich auf, Grab!“ Das Grab that sich nicht auf. Da sagte er es ein zweites und ein drittes Mal und erst dann öffnete sich das Grab. Da sagte er zur Frau: „Spring nun hinein!“ — „Ach, ich weiss nicht, wie man springen muss, spring du zuerst“, erwiderte sie. Er sprang hinein und sie warf ihm ihr Bündel mit Kleidern nach. Er hat da gedacht, dass sie gesprungen wäre und sagte: „Thu dich zu, Grab!“ Das Grab that sich zu und die Frau lief eilig weg. Als der Vampyr im Grabe bemerkt hatte, dass die Frau nicht da war, sagte er: „Öffne dich, Grab!“ Das Grab that sich auf, da sprang er heraus und lief der Frau nach. Diese lief Hals über Kopf, und da sie Licht in einem Hause erblickte, stürzte sie dort hinein. Doch in der Stube war niemand, nur ein Toter lag auf der Bank aufgebahrt. Sie verbarg sich hinter den Ofen und betete zu Gott. Und ihr Mann kam unter das Fenster und rief: „Lass mich herein, Brüderchen, ich bin so einer wie Du!“ Da fing der Tote auf der Bank an, sich mit den Füssen zu rühren. Als die Frau dies sah, nahm sie den Gürtel vom Leibe herunter und warf ihn ihm auf die Füsse. Da sagte er: „Ich kann dich, Brüderchen, nicht hereinlassen, da ich Ketten auf den Füssen habe!“ Da sagte jener unter dem Fenster: „Lass mich herein, Brüderchen, ich bin so einer wie du!“ Fing der auf der Bank an, sich mit Händen zu rühren, da nahm sie vom Halse Korallen herunter und warf sie ihm auf die Hände. — „Ach, sprach er, ich kann dich nicht hereinlassen, Brüderchen, da mir die Hände gebunden sind!“ Sagte jener zum drittenmale: „Lass mich herein, Brüderchen, ich bin so einer wie du!“ Fing dieser an, den Kopf zu heben. Da warf sie ihm auf den Hals ihre Haarbänder. — „Ich kann dich, Brüderchen, nicht hereinlassen, da ich Ketten auf dem Halse habe!“ Da krähte der Hahn und es wurde der Frau leichter. Der eine fiel tot auf die Bank zurück und der andere lag draussen unter dem Fenster. (Von ebendort.)

Zu dieser Erzählung, die offenbar in den Lenorenkreis gehört, habe ich noch zwei andere Varianten aufgezeichnet.

5. Es war ein Bursche und ein Mädchen und sie haben einander geliebt. Er ging aber zum Militär und ist dort gestorben. Doch er kam

von dort tot zu seinem Mädchen. Sie schlief schon und so rief er durch das Fenster: „Steh auf und komm mit mir!“ Sie aber fragte: „Wer bist du denn? — „Ich bin dein Geliebter, bin vom Militär gekommen“, sagte er; „komm nur mit mir!“ — Sie ging heraus, da nahm er sie auf das Pferd und so sind sie davongeritten. Da brachte er sie auf den Friedhof und sprach: „Kriech in das Grab!“ — „Kriech du zuerst, ich weiss nicht, wie ich es machen soll.“ Er ist in das Grab hineingekrochen, da warf sie ihm ihre Schürze nach und lief davon. Es war aber auf dem Friedhofe ein Leichenhaus, dort hinein sprang sie und verbarg sich hinter dem Ofen. In diesem Leichenhaus ist aber eine Leiche gelegen, auch ein toter Vampyr. Jener kam bis unter das Fenster nach und rief diesen im Hause: „Steh auf, Toter, wir werden Lebendige fressen!“ Dieser fing an sich zu heben, da krähte der Hahn und die Vampyre wurden wieder tot. Aber das Mädchen war vor Schreck stumm geworden. Am anderen Morgen veranstalteten die Priester einen grossen Gottesdienst — da hat das Mädchen die Sprache wiedergewonnen. Sie erzählte alles, was sie erlebt hatte und wie die Vampyre sie fressen wollten; als sie aber das gesagt, fiel sie tot zu Boden. (Dobrohostow, Bez. Drohobycz.)

6. Es diente ein Bauer bei einem Herrn, seine Frau aber lebte im Dorfe. Einmal ist er mit dem Herrn in eine ferne Stadt gefahren. Dort war aber eine Seuche, er starb da und man hat ihn dort in der Fremde begraben. Er kam jedoch in der Nacht auf einem grauen Pferde zu seiner Frau unter die Fenster und rief: „Öffne mir!“ Sie wusste noch nicht, dass er gestorben war und dachte, dass er von der Reise zurückkehre. Sie stand also auf und öffnete ihm. Da sagte er: „Nimm deine Tücher und die besten Kleider, wir werden wegziehen, denn ich habe im fremden Lande Feld und Haus gekauft, besser wie hier.“ — Sie nahm ihre Sachen zusammen und ging mit ihm. Da nahm er sie auf das Pferd und ritt fort. Als sie sich aber auf das Pferd setzte, erschrak sie sehr, denn sie sah, dass es kein Pferd, wie es sein soll, war, sondern solch eins wie Wind . . . So sind sie in die Stadt, wo er gestorben war, gekommen, und sie ritten durch die Stadt, ohne irgendwo anzuhalten. Erst bei der Kirche auf dem Friedhof blieben sie stehen. Dort ist das Pferd verschwunden. Auf seinem Grabe in der Mitte war ein Loch. Da sagte er: „Kriech dort hinein, dort sind meine Güter!“ Doch sie sagte ihm: „Kriech du zuerst, dann werde ich nachkriechen.“ Er kroch hinein, da reichte sie ihm durch das Loch ihre Kleider und sagte, er möge sie zu sich ziehen. Dann stopfte sie das Loch rasch zu und lief davon. In der Ferne erblickte sie ein Licht und lief Hals über Kopf demselben zu. Das war ein Haus im Felde. Sie stürzte hinein in die Stube — dort war ein Toter aufgebahrt. Es war niemand weiter drin, nur das Licht brannte am Fenster. Sie kroch hinter den Ofen und sass dort mausestill. — Ihr Mann aber war aus dem Grabe herausgekrochen und hatte noch einige Vampyre mit-

genommen und sie kamen zu jenem Hause. Da rief er unter dem Fenster: „Öffne, Toter, einem Toten, wir werden einem Lebendigen etwas thun!" Der Tote in der Stube fing an sich zu rühren, dann stand er auf und öffnete die Thüre. Alle Vampyre kamen herein und die Stube war voll von ihnen. Dann riefen sie die Frau: „Komm heraus!" Sie erwiderte ihnen aber also: „Ich habe keine Schuhe, bringt mir zuerst Schuhe!" Ihr Mann schickte gleich einen in sein Grab, denn sie hatte dort ihre Sachen gelassen. Dieser brachte die Schuhe und sie riefen sie wieder. Aber sie sagte wieder: „Ich habe kein Tuch"; dann forderte sie den Gürtel, dann die Korallen, so lange bis sie ihr alle Sachen gebracht hatten. Nun wäre es schon ihr Tod gewesen, aber Gott gab, dass der Hahn krähte, und da sind alle Vampyre auseinander und davongelaufen. In der Früh erzählte sie den Leuten alles und sie haben da allen den Vampyren Espenpflöcke in den Mund geschlagen, um vor ihnen Ruhe zu haben. Das Weib aber musste drei Monate lang wandern, bis sie in ihr Dorf zurückkam, so weit war es, obgleich sie der Vampyr in einer Stunde hingebracht hatte. (Borusow, Bez. Bobrka.)

Oft kommt es auch vor, dass ein Vampyr nach dem Tode seine Frau oder auch ein fremdes Weib besucht und beschläft. Darüber berichtet folgende volkstümliche Erzählung:

7. Ein Mann lebte sehr gut mit seiner Frau, aber er starb plötzlich und man hat ihn begraben. Zwei Nächte war Ruhe, erst in der dritten Nacht ist er ins Haus gekommen, schob die Kinder im Bette zur Seite und legte sich zur Frau.[1]) Und so besuchte er sie einige Wochen, so dass sie ganz mager und blass geworden ist. Die Leute fragten sie, was mit ihr sei, aber sie antwortete nur: „Ich kann es euch nicht sagen, denn gleich würde ich sterben." So ging es weiter bis einmal eine alte Wanderfrau zu ihr kam und sie um ein Nachtlager bat. — „Ich möchte euch, Mütterchen, sehr gern aufnehmen", sagte die Frau, „aber ihr könnt bei mir nicht nächtigen!" — „Warum denn nicht?" — „Ach, mich besucht mein toter Mann", sagte die Frau, und erzählte ihr alles. Die Wanderfrau sagte dann: „Verstecke mich also unter das Schaffel, du selbst nimm dein Brautkleid und die Weihnachtkerze und wie du merken wirst, dass er kommt, zünde die Kerze an, kriech auf den Tisch und zieh dich dort an. Er wird dich fragen, wohin du gehen willst? Da sage ihm: Ich gehe auf die Hochzeit zur Mutter! — Was für eine Hochzeit ist dort? — Sage ihm: Der Bruder heiratet die Schwester! — Der Vampyr wird darauf sagen: Wer hat so was gehört, dass ein Bruder die Schwester heirate? Sage ihm: Und wer hat so was gehört, dass ein Toter zum Lebendigen komme? Und dann geh nicht zu ihm, wenn er dich auch ruft!" — Die

1) Vgl. Ztschr. f. österr. Volkskunde I, 295. R. Andree, Ethnographische Parallelen 1, 84. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 58.

Frau legte die Kinder schlafen, das alte Weib versteckte sie unter dem Schaffel am Ofen und dann zündete sie die Kerze an und fing an sich anzuziehen. Da kam ihr Mann, setzte sich an den Tisch und fragte sie: „Wozu ziehst du dich an?“ — „Auf die Hochzeit zur Mutter!“ — „Auf was für Hochzeit?“ — „Der Bruder heiratet die Schwester!“ — „Wer hat denn das gehört, dass ein Bruder die Schwester heirate?“ — „Und wer hat das gehört, dass ein Toter einen Lebendigen besuchte?“ — Darauf sagte er erst nichts, dann aber sprach er: „Komm, dass ich dich küsse!“ — „Ich komme nicht!“ — „Komm, sagte er, dass ich ein Zeichen auf dir lasse!“ — „Lass es nicht auf mir, lass es auf dem Tische!“ — Er schlug dann mit der Faust auf den Tisch und ein ganzes Stück flog weg. Und dann blies der Wind, riss die Thüre auf und nahm den Vampyr aus dem Hause auf ewige Zeiten. (Holowetzko.)

Der Vampyr ist eine der populärsten und allgemeinsten Gestalten des südrussischen Volksglaubens. Jedes Dorf, beinahe jeder Hof erzählt von ihm besondere Geschichten, die jedoch im grossen und ganzen auf die im vorliegenden Beitrage zusammengestellten Grundzüge zurückführen.

Die Vampyre fanden auch in der südrussischen volkskundlichen Litteratur umfangreiche Berücksichtigung. Einige wichtigere Schriften darüber sind: 1. P. Iwanow, Volkserzählungen über Hexen und Vampyre, Charkow 1890. 2. P. Efimenko, Vampyre, in Kiewskaja starina, 1883, VI, 371—379. 3. N. Sumcow, Zauberer, Hexen und Vampyre, im Jahrbuch des Charkower philosoph.-historischen Vereins, 1891, III, 229—278. 4. B. Grinczenko, Ethnographische Materialien etc., Czernigow 1896, II, 92—107. 5. Jul. Jaworskij, Vampyre im Volksglauben der galizischen Russen, in Żiwaja starina, 1897, I, 107—110. 6. P. Czubinskij, Arbeiten der statistisch-ethnographischen Expedition, II, 411—416 u. a. m. Zu den Lenorenversionen unter No. 4—6 vergl. J. Sosonowič, Bürgers Lenore und verwandte Motive in der europäischen und russischen Litteratur, Warschau 1893, und Archiv für slavische Philologie, VI, 243, X, 350—359, XIV, 146.

Kleine Mitteilungen.

Hirtensprüche.

In Ober- und Niederbayern, in Salzburg, in Ober und Niederösterreich war und ist es noch hier und da Brauch, dass die Hirten (Hüeter, Halter) zu Martini in die Höfe der Bauern gehen und mit einem Segenspruch eine Birkenrute überreichen, mit der im nächsten Frühjahr die Herde zum erstenmale ausgetrieben werden soll. Aus Heiligenkreuz in Niederösterreich ist ein solcher Halterspruch

in der Wolf-Mannhardtschen Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, 26—28 (Göttingen 1859) gedruckt, ein verwandter aus Landau an der Isar in Panzers bayrischen Sagen und Bräuchen, II, 41 (München 1855); kürzere aus Niederbayern und dem Bayrischen Walde, ebenda II, 41 f.

Unerwähnt bleibt die bedeutungsvolle Gerte in einem längeren, dem Heiligenkreuzer Halterspruch sehr verwandten Hütersegen, den Fräulein Marie Eysn auf dem Rossfelde über Hallein (Salzburg) aufgezeichnet hat. Er lautet darnach folgendermassen:

Mit Gott und Glück herein, das Unglück hinaus,
Es tritt ein alter Hüter ins Haus,
Im Namen Jesus tritt ich herein,
Gott wird behüten Kinder und Schwein
5 Gott wird beschützen Haus und Hof,
Gott wird beschützen Lampl und Schof,
Und das ganze Haus soll gesegnet sein
Mit dem geweihten Kelch und Opferwein.
Sendrin und Hüeter sollen rufen an
10 Den heil. Apostel Petrus mit seinen zwei Himmelschlüssl
Dass er spörrt allen Raubtier ihren Rüssl,
Dem Bärn sein Schlund, dem Wolf sein Zahn, dem Luchs sein Zung,
Damit 's ganze Jahr kein Vieh geht ze Grund,
Kein Lampl zerbeissen,
15 Und keine Rinder zerreissen.
Der heil. Leonhart und Patrizi werden kommn mit ihren Ruten,
Sie werden das Vieh gar schön behuten,
Sie werden es treiben zu Wasser und Land
Zu Haus und Hof
20 Und den Satan aus 'en Haus.
Sie treiben den Satan in die wilde Höll hinein,
Wo kein Hahn net kraht
Und kein Mahder maht,
Wo kein Vöglein singt
25 Und kein Glöcklein klingt.
Das ist der rechter Hüetersegen,
Den Christus der Herr seineu Hüetern hat geben.
Jesus Maria und Josef, hl. Mutter Anna, hl. Katharina, hl. Barbara und Notburga, alle Wetter- und Schutzpatronen, stehn uns bei alle Tag und Stund,
Bis unsre Seel in Himmel kummt!
Mit Gottes Segen und Kraft hab ich diesen Segen gesprochen
Auf zwei und fünfzig Wochen.
Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit:
Gott Vater Sohn und heiliger Geist, diese drei Personen bleiben bei uns, ober uns, mit uns bis in alle Ewigkeit. Amen.

Wie bei allen diesen Sprüchen und Segen ist der Text hier und da durch die mündliche Überlieferung des Volkes verderbt. Der Anfang wird herzustellen sein in:

Glück herein, das Unglück hinaus,
Es tritt ein alter Hüeter ins Haus,
Im Namen Jesu tritt ich herein

Die Verse 10, 11 klingen an Verse alter Wolfssegen an, vgl. Grimm, Mythol.[3] S. 1190. Germania 20, 437. Analecta Graecens. 32. — V. 14 wird zu schreiben sein: Dass sie kein Lampl nit zerbeissen. — Die Verse 21 ff. sind altformelhaft. In einem bulgarischen Beschreiungsspruche antwortet die Verschreierin dem Beschreier unter anderm: Ich gehe in öde Waldungen, Wo die Sonne nicht wärmt,

Wo der Wind nicht weht, Wo der Hahn nicht kräht, Wo der Hund nicht bellt, Wo das Schaf nicht blökt, Wo die Ziege nicht springt (Strauss, Die Bulgaren, S. 392). In einem anderen bulgarischen Beschreiungsspruch lautet die Formel: In die Wildnisse, wo kein Hahn kräht, wo keine Glucke gluckt, wo keine Kuh brüllt, wo kein Schaf blökt, wo der liebe Tag nicht tönt, wo kein stumpfes Messer knarrt, wo es keine Brottröge giebt, wo keine Schaffnerin Brötchen einrollt, wo man zu Gott nicht betet und wo man seinen Samen nicht aussäet (Krauss, Volksglaube der Südslaven, S. 46). In einem serbischen: Troll dich fort in des Himmels Höhen, in des Meeres Tiefen, wo ein Hahn nicht kräht, wo keine Gans schnattert, wo kein Brotteig geknetet, wo zu Gott nicht gebetet wird (Krauss ebenda 45). Fort in die Tiefen des Meeres, in die Wildnisse des Hochgebirges, wo kein Hahn nicht kräht, wo kein Dienst verrichtet wird (Krauss 54).

In dem mährisch-schlesischen Liede vom Vorwirt heisst es von dem Grabe: Do unde host du ja kae Ruh, do unde torst du nischt backe, do unde torst du ni wosche, do unde haerst du kan Glockenklang, do unde haerst du kan Vogelgesang, do unde haerst du kan Weind ni wehn, do unde sihst du kan Regen ni sprehn (Meinert Fylgje S. 14, vgl. Peter, Volkstüml. aus Österr.-Schlesien 1, 202).

Dem Rossfelder Hüetersegen steht ein kürzerer obersteirischer sehr nahe, den die Freiin F. v Thinnfeld um 1855 in der Neujahrszeit von einem Halter feierlich und halb singend hersagen hörte. Er ist durch A. Jeitteles in der Germania 20, 439 veröffentlicht worden. Wegen seiner engen Beziehung zu dem Rossfelder sei er hier mitgeteilt:

Glück herein und Glück heraus!
es trittet ein alter Almhalter in euer Haus,
im süssen Namen Jesu trittet er herein
und alles soll gesegnet sein:
euer Rinder Schof und Schwein
sowie der wahre Kelch und Opferwein!
Kommt der heil. Petrus mit dem Himmelschlüssel,
spirrt allen wilden Tieren er den Rüssel,
dem Bären seine Pratzen,
dem Wolfen seine Zung
und dem Luchsen seinen Mund,
dass er kein Häutl nit zerreisst,
kein Beinl nit zerbeisst
und kein Blutstropfen nit saufen kann.
Wer diesen Segen spricht, wird selten krank. —
Der Haltersegen ist gesprochen
auf ein Jahr mit zwei und fünfzig Wochen.

Diesen obersteirischen Hirtensegen hat die Aufzeichnerin nicht auf der Alm, sondern unten in einem Ort des Thals gehört. Der alte Almhalter ging damit Gaben heischen oder betteln. Und so hatte kürzlich auch Fräulein M. Eysn Gelegenheit, aus dem Munde eines Bettlers in ihrem Hause auf der Imbergstrasse in Salzburg folgenden Rest eines Haltersegens aufzuschreiben:

Glück herein, Unglück hinaus!
Kommt ein alter Fremdling ins Haus.
Gott wird Euch geben Glück und Segen
In Haus und Stall Und überall,
Bei Küh und Kälber bei Schaf und Schwein
Da soll Euer seliger Hartl (?) sein!

Der letzte Vers ist vielleicht verstümmelt aus:

Da soll der heilige St. Lienhart sein,

S. Leonhart der Landesviehpatron.

Eine andere Gruppe der Hirtensegen begreift die beim Austrieb des Viehs alle Morgen gesprochenen.[1]) Auch hier verdanken wir Fräulein Eysn einen neuen

Beitrag, den sie jüngst auf dem Salzberge bei Berchtesgaden von der alten Sennerin Anna Maria Hölzl erhielt, die sechsundzwanzig Sommer in verschiedenen Alphütten des Steinernen Meeres (Berchtesgadener Alpen) verbracht hat:

Heiliger S. Leonhart!
Treib i aus mein Viech
Über Stöck über Stoan,
Opfre auf alle Glieder und Boan,
Mach das heil. Benedictuskreuz[1]),
Is neunmal gsegnet und neunmal gweicht.

Eine besondere Art von Hirtensprüchen sind die in der Schweiz bräuchlichen abendlichen Alpsegen. Man sehe den aus Sargans im Cant. St. Gallen, der am besten in L. Toblers Schweizerischen Volksliedern 1, 197 f. mitgeteilt ist. Ebendort (198) findet sich der Alpsegen vom Pilatus, den der Senn auf Bründlenhütten am Abend durch den Milchtrichter hinaussingt oder ruft, wofür er jährlich einen ausbedungenen Rufkäse erhält (Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau 1, 326). Das Abendgebet an die hl. Maria und andre Heilige, das der Senn auf der Furggelen ruft (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1, 240), trägt einen allgemeineren Charakter. Auch in der romanischen Schweiz waren die prières pour le betail üblich; sie verschwinden jetzt wie fast überall. Gott, Jesus, Maria, gewisse Heilige werden angerufen, die Herden vor allem Übel und vor Gefahr zu schützen. Im schlimmsten Wetter stieg der Rinderhirt (le vacher) auf den höchsten Ort der Alpe, um den Segen darüber zu singen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1, 75 f.). K. Weinhold.

Das Antlass-Ei im Salzburgischen.

Dem am Antlasspfinztag (Gründonnerstag) gelegten Hühnerei werden in süd- und norddeutschen Landschaften und darüber hinaus besondere Kräfte zugeschrieben. Es sei hier zusammengestellt, was das Salzburgische Landvolk davon glaubt.

In jedem Bauernhofe werden die an diesem Tage gelegten Eier sorgfältig gesammelt und bis zum Ostersonntage aufbewahrt, an welchem Tage sie zur Kirche getragen und geweiht werden[2]), ganz wie in Bayern und der Oberpfalz (Panzer II, 212. Schönwerth I, 311). Nach der Eierweih erhält jeder Hausgenosse ein Antlassei. Reicht die Zahl nicht aus, so bekommen die Knechte ein ganzes, die Mägde aber nur ein halbes: „Die Mannsbilder müassn a ganzes håbn, sonst kriags'n an Leibschåden." Das Antlassei wird fast immer samt der Schale gegessen, mindestens ein Stück davon; der Rest der Schale wird ins Feuer geworfen. Vgl. auch Panzer II, 212 f.

Auch dem Rind im Stall wird vom Ei gegeben nebst einem Stückchen geweihten Brotes und Salzes.

Am Nachmittag des Ostersonntags gräbt jeder Bauer in allen Gauen des Salzburger Landes am Rande seines Ackers ein Antlassei ein. Zuweilen wird, wenn es nicht schon am Palmsonntag geschah, „denn vor Georgi muss es sein", zugleich

1) Selbe alte Sennerin gab auch an: Wenn den Kühen was Bös gewunschen wird, soll man einen Benedictuspfennig am Glockenriemen annähen oder an die Stallthür nageln. Auch mit einem Öttinger Kerzl (in Maria-Öttingen geweihtes Kerzlein) auf dem Rücken der Kuh drei Kreuze machen mit Wegbrennen der Haare ist guat, wenn sie das Bluat anpackt. Drei Kreuze neben einander sind das Benedictuskreuz.

2) Nach oberpfälzischer Meinung sind die am Odlaspfinsta gelegten Eier schon in der Henne geweiht: Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1, 348.

der Palmbuschen in die Mitte des Feldes gesteckt (vgl. auch Panzer II, No. 380 bis 382). Auch im Stalle wird ein Ei vergraben und eins unter das Dach des Hauses gelegt (vgl. Panzer II, No. 383. Schönwerth I, 311).[1] An manchen Orten nimmt man einen Ziegel aus der Fesselgrube (Herdgrube), legt ein Antlassei hinein und vermauert es wieder: es ist gut gegen alle Wetter im ganzen Jahr.

In Gebirgsdörfern wird das Antlassei an den von der Giess oder Lahn (Wildbach oder Lawine) am meisten gefährdeten Stellen vergraben. (Der Südtiroler Hexenmeister, der Lauterfresser, der 1645 verbrannt wurde, sagte auf scharfe Befragung, er habe gehört ein Ei am Weichenpfinztag gelegt und in die Erde eingegraben, schütze den Ort vor Wasserschaden: J. Zingerle, Barbara Pachlerin und Mathias Perger, Innsbruck 1858, S. 26. In Vorarlberg glaubt man, ein Charfreitagei schütze gegen Wasser, Erdmuren, gebe Glück im Spiele und faule nicht, Vonbun in der Zeitschr. f. deutsche Mythol. II, 54.)

An manchen Orten im Salzburgischen und auch drüben in Bayern, z. B. Piding, Feldkirchen, wirft der Bauer drei Antlasseier über sein Gehöft, um es zu schützen. Schale, Dotter und Eiweiss werden aufgesammelt und ins Feuer geworfen. (Nach Tiroler und böhmischem Glauben schützt das über das Haus geworfene und an der Stelle, wo es niederfiel, vergrabene geweihte Gründonnerstagei gegen den Blitz: J. Zingerle, Sitten und Meinungen des Tiroler Volkes No. 744. v. Reinsberg, Festkalender aus Böhmen 124.)

Wirft man ein Antlassei in ein brennendes Haus, so verlöscht das Feuer. Darum werden auch stets einige solche geweihte Eier aufbewahrt, nachdem sie einige Zeit auf dem Ofen zum Eintrocknen gelegen haben. (Der Glaube an diese Kraft des Gründonnerstag- oder Charfreitagsei ist weit verbreitet: Ztschr. f. dtsche. Mythol. III, 51. Wolf, Beitr. 1, No. 333. 423. Birlinger, Aus Schwaben 1, 435. Kuhn, Westf. Sag. 2, 133.)

Auch wenn sich ein heftiges Gewitter über dem Dorfe entladet, das trotz Wetterläuten nicht vorüberzog, wirft man ein Antlassei in das Herdfeuer oder legt Palmzweige vor das Haus: „denn unter freiem Himmel muassn's liegn."

In Gastein, in der Rauris und anderen Gebirgsthälern wird bei jedem Neubau ein Antlassei zwischen den Balken eingezimmert, dann bleibt das Haus von jedem Unglück, von Wasser, Feuer und Lawinengefahr verschont. (Das Ei überhaupt ist als Bauopfer bekannt und findet sich nicht selten in den Grundmauern oder unter der Schwelle, vgl. P. Sartori in der Ztschr. f. Ethn., 1898, S. 24f. Es wehrt alles Unheil ab, weil es das Symbol des Lebens der organischen Natur überhaupt ist: vgl. Frz. Lukas, Das Ei als kosmogonische Vorstellung, Unsere Zeitschrift IV, 228—243.

Das Antlassei ist nur ein besonders geweihtes und kräftig wirkendes Ei. In nord- und mitteldeutschen Landen glaubt man auch, dass, wer ein Gründonnerstagei bei sich trage, viel Verborgenes sehe und namentlich die Hexen in der Kirche erkennen könne: Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube § 85. 373. Wolf, Beiträge 1, 228. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg § 223.

Wird ein Gründonnerstagsei bebrütet, so kommen nach der Volksmeinung in Westfalen, Hessen, Thüringen, in der Wetterau, der Pfalz [illegible]
heraus, die jedes Jahr ihre Farbe wech[illegible]

Noch einmal Sancta Kakukakilla-Cutubilla.

In Bd. 1, S. 321. 444 und Bd. 2, S. 199—201 dieser Zeitschrift wird unter S. Kakukilla, Kakukakilla, Cukakille, Cutubilla die heilige Gertrud von Nivelles vermutet, über deren Rolle als Gebieterin der Mäuse und Ratten man u. a. vergleichen kann E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Leipzig 1870. S. 162. 164. 172 ff. E. Rolland, Faune populaire de la France. Les mammifères sauvages. Paris 1877. S. 23 ff. L. A. J. W. Baron Sloet, De dieren in het germaansche volksgeloof en volksgebruik. 's Gravenhage 1888. S. 93 f. A. Meyrac, Traditions coutumes légendes et contes des Ardennes. Charleville 1890. S. 176, Anm. 1.

Als Helferin gegen Ratten und Mäuse wird die heilige Kakwkylla auch angerufen in einer etwas nach 1500 geschriebenen Papierhandschrift der Stiftsbibliothek zu Linköping (Läke-och Örte-böcker Häftet 2 = Sv. Fornskrift-Sällskapets Samlingar Häftet 84, S. 223 f., No 179, daraus bei Noreen, Altschwedisches Lesebuch. Halle 1894. S. 98 f., No. 180).

Die dort angewendeten lateinischen Verse lauten:

> O sancta Kakwkylla
> remoue dampnosa facilla vel fauilla,
> Quod tibi de celis
> concessit vox micaelis.

Die Bemühung, das unverständliche facilla vel fauilla der zweiten Zeile zu verbessern, hat F. Holthausen in Göteborg zur Entdeckung geführt, wer ursprünglich mit Kakwkylla etc. gemeint war. In dem Artikel „Zu dem altschwedischen ratten- und mäusezauber", Arkiv för Nordisk Filologi, Bd. 14 (N. F. 10). Lund 1898. S. 93 f. weist er darauf hin, dass in der Vorrede von Mowats Ausgabe der Sinonoma Bartholomei a glossary from a fourteenth-century manuscript in the library of Pembroke College, Oxford (Anecdota Oxoniensia. Mediaeval and Modern Series. Vol. 1. Part 1. Oxf. 1882) S. 3 nach fol. 253 der Handschrift folgende Verse als Mittel eine Feuersbrunst zu löschen verzeichnet werden:

> Sante Columquille remove mala dampna faville,
> Atque Columquillus salvet ab igne domus.

In Columquillus erkannte er sofort Colum Cille, den hl. Columba, Abt von Jona (521—597). Im Leben des hl. Colum Cille in einer gälischen Handschrift der Advocates' Library zu Edinburgh (s. William F. Skene, Celtic Scotland Vol. 2. Edinb. 1877. S. 482 f. und Anecdota Oxon. Mediaev. a. Mod. Ser. Part. 5. S 305) wird erzählt, dass Colum Cille einst, um einen Eichenwald vor Feuer zu schützen, den Gesang Noli pater indulgere anstimmte, und dass seitdem dieser Gesang gegen Feuersbrunst und Blitzgefahr angewendet wird. Dieser Zug aus der Legende des Heiligen mag dazu geführt haben, dass man ihn in Feuersnot anrief. Die Formel des Cod. Lincopensis war sicher ursprünglich ein Feuersegen und ist erst als man den Namen des Heiligen nicht mehr verstand und daraus eine heilige Kakwkylla machte, als Beschwörung der Ratten und Mäuse verwendet worden. Erinnert die Oxforder Feuerbeschwörung in ihrem Anfang an die Linköpinger Formel, so stimmt eine Münchener Wetterbeschwörung (aus Cod. lat. Monacensis 7021, 14. Jahrh. mitgeteilt von Schönbach, Eine Auslese altdeutscher Segensformeln, Analecta Graeciensia. Graz 1893. S. 45. No. 30) bei leichter Veränderung des Anfangs und Einfügung eines mittleren Verses auch in ihrem Ende mit dieser überein: Contra tempestatem isti tres versus scribantur in cedulas quatuor et ponantur subter terram in quatuor partes provincie:

† Sancte Columquille, remove mala queque procelle,
† ut tunc orasti, demundo quando migrasti,
† quod tibi de celis promisit vox Michahelis.

Von Stürmen, in welchen das Schiff des hl. Colum Cille das eine Mal durch das Gebet des Heiligen selbst, das andere Mal durch das Gebet des hl. Cainnech gerettet wurde, berichtet des Adamnanus Vita S. Columbae ed. by J. T. Fowler. Oxford 1894 lib. II, c. 12. 13, S. 81—83. Ebenda lib. III, c. 23, S. 162 lesen wir, dass sich unmittelbar nach dem Tode des Heiligen ein von ihm vorausgesagter Sturm erhob, der sich alsbald nach der Beisetzung der Leiche legte. Bald wendete man sich auch an den verstorbenen Heiligen, um günstigen Fahrwind zu erhalten. Adamnanus lib. II, c. 45, S. 121—124 versichert, dass er es selbst in drei Fällen erlebt habe, dass die Anrufung des hl. Colum Cille widrige Winde in günstige verwandelt habe. So wird die Beschwörung des hl. Colum Cille in Sturmgefahr wohl verständlich.

Einen Zug, der die Anrufung desselben gegen Ratten und Mäuse erklärt, vermag ich allerdings in seinen Lebensbeschreibungen nicht zu entdecken. Doch erzählt Adamnanus lib. II, c. 28, S. 96, dass Colum Cille durch seinen Segen den Schlangen auf Jona ihr Gift genommen habe. Wie man seit dem 12. Jahrhundert (s. Fowlers Einleitung zu des Adamnanus Vita S. Columbae S. XXXII) erzählte, dass St. Patrick mit seinem Hirtenstabe alle Dämonen, Schlangen, Kröten etc. aus Irland ausgetrieben habe, so mag man den von Adamnanus aus dem Leben des hl. Colum Cille mitgeteilten Zug dahin erweitert haben, dass er auch andere elbische Tiere als Schlangen unschädlich gemacht habe. Offenbar ist nun nach dem vorher Bemerkten in dem von O. Zingerle (Ztschr. d. Ver. f. Volkskde. 1, S. 321) aus der Wolfsthurner Handschrift des 15. Jahrh. mitgeteilten Mittel: Fur die ratzen schreib dise wort an vier ort in das Haus „Sanctus Kakukakilla" das Sanctus nicht wie Zingerle will in Sancta zu ändern. Dass aus dem hl. Colum Cille allmählich eine heilige Kakukilla etc. wurde, erklärt sich wohl aus dem Umstande, dass der Name des Heiligen auch in den Formen Kolumkilla und Kolumbilla (s. K. Maurer, Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christentum 1, S. 98, Anm. 25) vorkommt. Da die Namen der meisten weiblichen Heiligen auf a ausgehen, war es nur natürlich, dass man Kolumkilla, Kolumbilla gleichfalls für eine Heilige hielt. Die weitere Umwandlung des Namens aber wird niemand überraschen, der weiss, welche Entstellungen gerade in den Beschwörungsformeln fremdsprachliche Wörter erlitten haben. W. Drexler.

Ein eigentümlicher Keller.

Im Jahrbuch der isländischen Altertümer-Gesellschaft (árbók hins íslenzka fornleifafélags) von 1897 beschreibt cand. med. et chir. Jón Jónsson eine eigentümliche Art von Keller, den er auf dem Gehöft Skriða im Bezirk Fljótsdalshérað im östlichen Island untersucht hat. Skriða ist seit alter Zeit ein vornehmer Wohnsitz und von 1493—1552 ein Abtkloster gewesen. Der jetzige Besitzer, Halldór Benediktsson, hat schöne neue Gebäude errichten lassen, jedoch nicht, wie in Island sonst üblich war, auf den Trümmern der alten Häuser. Da in dem harten Erdreich und der sehr trockenen Luft jener Gegend solche Ruinen weder vermodern noch in die Erde einsinken, entstanden bei dem alten Verfahren mit der Zeit Hügel, in welchen die Häuser endlich ganz vergraben waren. Halldór liess diese Trümmerhügel sorgfältig beseitigen und die Baustellen so tief ausgraben, dass die neuen Fundamente auf den festen Grund zu stehen kamen. Dabei stiess

der Arbeiter Guðmundur Þorfinnsson 2 Ellen tief unter dem alten Küchenfussboden auf Hölzer, unter denen sich eine rechteckige Grube, 11 Fuss lang, 10 Fuss breit und über 3 Fuss tief, zeigte. Sie war sorgfältig mit unbehauenen Steinen ausgemauert, die mit blauem Thon verbunden und innen geglättet waren. In jeder Ecke und in der Mitte jeder Langseite stand eine Klobe aufrecht; es waren „Rotholz"-Kloben, wie sie unter dem Treibholz vorkommen. Über die beiden in der Mitte stehenden war ein Querholz und von diesem aus Brettstücke nach den Seiten gelegt, wodurch die Grube bedeckt war. Den Inhalt der Grube bildete eine gelblich weisse, feuchte und zähe Masse, die, als sie trocknete, mürbe und brüchig wurde. Diese Masse hält Herr Jón Jónsson für „skyr". Es ist dies bekanntlich eine Lieblingsspeise der Isländer, aus geronnener Milch bereitet, die lange aufbewahrt werden kann; sonst geschieht dies in Tonnen, hier aber hätte man sie unmittelbar in eine ausgemauerte Grube gefüllt. Eine steinerne Schöpfkelle, die neben der Grube unter den Brettern lag, scheint ein Beweis mehr für diese Annahme. Von einer Ecke der Grube aus führte eine mit Steinplatten ausgelegte und zugedeckte, vollständig leere trockene Rinne mit mässigem Gefälle wohl 20 Ellen weit unter dem Gehöft dahin; sie muss dem Abfluss des Wassers gedient haben, wenn die Grube um die Zeit der Entwöhnung der Lämmer gereinigt wurde. Einige Knochen von Schafen, Fischen und grösserem Vieh sind allem Anschein nach zufällig in die Grube hineingefallen, denn unter ihnen ist „skyr". Die Erdschicht dicht über den Brettern war mit Holzkohlen und Asche vermischt. Das Gehöft ist jedenfalls einst abgebrannt, die über der Grube befindliche Vorratskammer zusammengestürzt und der eigenartige Keller nie wieder ausgegraben worden. Margarete Lehmann-Filhés.

Die Gezelinquelle bei Schlebusch unweit Köln.

In geringer Entfernung von dem an historischen Erinnerungen so reichen Haus Morsbroich liegt im Schatten eines alten Buchenhains die Gezelin-Kapelle, ein nüchterner Bau, vor einem Menschenalter an Stelle eines ähnlichen, alten Bauwerkes aus Ziegeln aufgeführt. Unter dem Altar entspringt eine Quelle, die 2 *m* Tiefe haben soll und unter der Seitenwand des Chors hinaus in ein gemauertes Becken fliesst: die Quelle des hl. Gezelin.

Wer war Gezelin?

Gezelin wurde in Burgund nahe bei dem in der Bergischen Geschichte bedeutsamen Kloster Morimund geboren In diesem Kloster legte er die Gelübde eines Konversen ab und soll 1135 nach der zwei Jahre zuvor gegründeten Abtei Altenberg im Dhunthal gesandt worden sein. Er soll dann die Schafe des Klosters auf dem Gut Alkenrath (unweit Schlebusch) gehütet haben. In einen rauhen Sack war er gehüllt; wilde Wurzeln und Kräuter bildeten seine Nahrung. Vierzehn Jahre soll Gezelin so in den Wäldern an der unteren Dhun gelebt und den Ruf grosser Heiligkeit erlangt haben Selbst der heil. Bernhard von Clairvaux sei auf ihn aufmerksam geworden und habe ihm als besondere Auszeichnung sein eigenes Gewand zur Bekleidung gesendet.

Als einst anhaltende Dürre eintrat, alle Brunnen und Bäche versiegten und Menschen und Tiere zu verschmachten drohten, „erweckte Gezelin durch die Kraft seines Glaubens und den Stoss seines Schäferstabes in dem Sumpfgrunde bei Morsbroich eine frische Quelle, welche die lechzende Schafherde erquickte, und erflehte sogar Wolken, die das Land mit Regen tränkten."

Es kann nicht bezweifelt werden, dass im Bergischen ein Gezelin gelebt hat, welchen die Tradition des Altenberger Klosters als dortigen Laienbruder anspricht. Alle Nebenzüge in dem dürftigen Lebensbild desselben müssen aber der Legende zugeschrieben werden.

Die Gebeine Gezelins wurden in der Kirche zu Schlebuschrath beigesetzt. Als man aber den Pfarrgottesdienst von dort nach Schlebusch im Jahre 1810 verlegte, überführte man fünf Jahre später nebst den anderen Heiligtümern auch Gezelins Gebeine nach der neuen Pfarrkirche. Diese hatte ursprünglich nur ein Schiff. Als dieses später nicht mehr genügte, baute man die beiden Seitenschiffe an. Die Legende schreibt aber diese Anbauten dem Eingreifen des hl. Gezelin zu. Sie berichtet: Als man die Gebeine des Heiligen nach der Kirche zu Schlebusch überführt hatte, fand man das Grab am nächsten Morgen leer, die Leiche aber unter der Dachtraufe. Man sah darin einen Wink des Himmels und erbaute über der Leiche das eine Seitenschiff. Aber das Wunder kehrte wieder und man führte nun auch das andere Seitenschiff auf.

Über die Überführung der Gebeine erzählt die Sage ferner: Man spannte Pferde vor den Wagen, auf welchem das Kästchen mit den Reliquien stand, vermochte sie aber nicht von der Stelle zu bringen. Nun spannte man ein Paar Milchkühe vor den Wagen, welche denselben mit leichter Mühe an den Ort seiner Bestimmung brachten.

Es ist sehr befremdend, dass Cäsarius von Heisterbach, der eifrige Sammler von Sagen und Legenden († 1240), die Legende von Gezelin nicht aufgezeichnet hat. Wir dürfen darum wohl der Vermutung Raum geben, dass die Legende sich später bildete.

Vielleicht bestand schon in dem 15. Jahrhundert die nachmals berühmte achttägige Andacht nebst Jahrmarkt an der Gezelinkapelle. Im Jahre 1852 wurde die achttägige Andacht von dem Markt getrennt und in die Schlebuscher Kirche verlegt. Seitdem ist die Bedeutung dieses Volksfestes sehr gesunken. Aber noch immer finden sich kleinere Gruppen frommer Waller am 1. Sonntag im August an der Kapelle ein, wo dann für eine achttägige Dauer die Reliquien des hl. Gezelins ausgestellt werden.

Noch heute wird dem Wasser der Quelle von der dortigen Landbevölkerung besondere Heilkraft zugeschrieben, namentlich gegen Augenübel. Aber auch gegen den Freisen der Kinder wendet man das klare Quellwasser an. Kinder, welche mit diesem Übel behaftet sind, werden in dem Wasser gebadet. Die alten Kleider des Kindes hängt man in den umliegenden Büschen auf und kleidet das Kind ganz neu. Noch heute lässt auch der Volksglauben die Kinder aus dem Gezelinquell kommen An junge Eheleute richtet man darum wohl die Scherzfrage: „Hast du in den Pötz (Brunnen) gelurt?“ Und zu einem kinderlosen Ehemann pflegt man wohl zu sagen: „Du musst mit deiner Frau nach Gezelin gehen.“ Der letztere Zug begegnet uns auch anderwärts.

Ohne Zweifel haben wir hier eine der von unseren Vorfahren von alters her verehrten Quellen vor uns. Diese Verehrung scheint die Geistlichkeit im 15. Jahrhundert genötigt zu haben, die christliche Legende mit derselben zu verschmelzen. Aber auch diese Legende hat ihre Wurzeln in den mythischen Anschauungen unseres Volkes. Nach diesen ist der Himmel, der Götter Sitz, die Heimat der Quelle. Von dort zuckt der Blitz herab, spaltet den Erdboden und lässt die Quelle hervorsprudeln. Dieser Blitz wird in der Sage zum Speer, zum Schwert, vielfach aber zum Stab, wie in der Gezelinlegende (vgl. darüber K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland, Berlin 1898, S. 4 ff.).

Elberfeld. O. Schell.

Ein erprobter Feuersegen.

Vorbemerkung: In einem Aktenfaszikel des gräfl. Harrach'schen Archives fand ich die nachstehende Segensformel, die aus dem XVII. Jahrhundert stammt und wahrscheinlich in Rohrau bei Bruck an der Leitha (Niederösterreich) geschrieben wurde. Solche Formeln waren noch damals unter der Landbevölkerung sehr beliebt, trotzdem sie von der Kirche verdammt waren und wo nur immer möglich vernichtet wurden. Der Segen lautet in der ursprünglichen Schreibweise:

„Gewisser vnd sehr woll abprobirter Feuerseegen, so offt vndt villmahlen just vndt gerecht bey villen Brunsten erfundten ist worden wider alle heimbliche vndt wildte Feür. Machs gegen der Sonnen Auffgang in das Gespör ein an einem neuen Richtstag vor der Sonnen, wann es sein kann, nimb den Seegen in die rechte Handt vndt omblauff das Feuer 3 mall, es stehet still."

Darauf folgen in einem Kreise geschrieben die Worte:

„Mentem + sanctam + spontaneam + honorem Deo + et patriae + liberationem + Jesus + Nazarenus + rex + Judaeorum + amen +."

Innerhalb dieses Kreises steht der eigentliche Segen:

„+ bist mir willkommen, Feur vnd Flammen Gast ich gebiet dir durch Gottes Krafft, dass du Alles von dir last vndt greiffest nicht weiter, dann wass du hast gefasst, das zell ich die Feürflammen zu Buss im Namen Gottes des Vaters + der vnss erschaffen hat, im Namen Gottes des Sohns + der vnns erlösset hat, im Namen Gottes des heiligen Geistes + der vns geheyliget hat. Feuer vnd Flammen, ich beschwere dich durch Gottes Krafft, dass du woltest stilstann, so wahr als still standt der Jordan, da Johannes tauffet Christum Jesum, den heyligen Mann. Feüer vndt Flam ich beschwere dich vnd gebiet dir durch die Zukunfft Christi, dass wollest legen deine feurige Flammen vnd Gluett bey Jesu Christi rosenfarben teüren Bluett, dass er am Stammen dess heyligen Creutz auf dem Berg Calvariae für vnss arme Sinder vergossen hat. Feür vnd Flammen dir sey geboten bey der Crafft vnd Macht vndt bey dem gestrengen jüngsten Gericht, dass die an disem Hauss vnd Hoff vnd an allen deme, dass darinnen ist, kein Schaden noch Leidt thuest vnd dass du Feür vnd Flammen muest still stahn, wie Christus gestanden an dem Creutz, dass gebiet ich dir bey der heylligen Dreyfaltigkheit vndt bey allen heyligen Patriarchen Propheten, Apostolen, bey allen heyligen Martiren, vndt Heylligen, vnd bey den vier Evangelisten Matheus, Marcuss, Lucass, Johannes, vnd bey den vier Elementen Feür, Lufft, Sonn vnd Monn, auch bey den vier Ertzengeln St. Michael, St. Gabriel, St. Raphael, St. Vriel, die wollen an disen Hauss 4 Ekhen die Wächter sein vndt dass du Feüer vnd Flammen nit werdest weiter vndt nit werdest bredter vnd nit werdest höcher, dann man dich bereidt sicht, vnndt dass du, Feür vnd Flammen mit dem Wasser des heylligen Jordan werdest vbergossen vndt mit dem Himmelschlissel vmbschlossen, darumb stehe still vnd halt alss woll Maria die reine werthe Mueter Gottess behielt ihre jungfreüliche Keuschheit zu Lob vnd Preiss der Christenheit, dass heb ich dier auff zur Buess, dass du nicht mehr weiter brennen muest. Amen."

Mitgeteilt von Ferdinand Menčik, k. u. k. Skriptor an der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Ein Diebsegen.

Um einen Dieb zur Rückgabe der gestohlenen Sachen zu nötigen:

Man nimmt drei neue Hufnägel, die an einem neuen Freitag gemacht sind und geht zu einem Birnbaum vor Sonnenaufgang, schlägt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit den ersten Nagel ein und spricht:

> Dieb! Damit thue ich durch dein Hirn und Stirn durchschlagen,
> Dass du das gestolne Gut auf sein Ort musst tragen,
> Es soll dir so zwider und so weh sein
> (nach dem Ort wo du gestolen hast und nach den Menschen)
> Als wie dem Judas in der Höllenpein.

Drauf nimmt man den anderten Nagel:

> Dieb! Damit thue ich durch dein Lungl und Leber durchschlagen,
> Dass du das gestolne Gut auf sein Ort musst tragen.
> Es soll dir so zwider und weh sein,
> Wie dem Pilatus in der Höllenpein.

Der dritte Nagel:

> Dieb! Dieb! Den thue ich durch deine Füss durchschlagen,
> Dass du das gestolne Gut auf sein Ort musst tragen,
> Das gebiet ich dir Dieb! Dieb! bei den drei Nägeln,
> Die unserm lieben Herrn durch Händ und Füss sind worden gschlagen.
> Das helf mir Gott Vater + und der Sohn + und der heilige Geist + Amen!

(Um 1812 aufgezeichnet.) Walterstorf bei Judenburg in Obersteiermark.

Dieser Fassung des Diebssegens verwandt sind die Segen bei A. Kuhn, Westfälische Sagen II, No. 546; U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern, S. 59 und in der Wolf-Mannhardtschen Zeitschrift für Mythol. 4, 130 (aus dem sogen. Albertus Magnusbüchlein). K. W.

Totenbretter im oberfränkischen Amte Forchheim.

Im Anschluss an den Artikel über die Totenbretter um Salzburg in dieser Zeitschrift VIII, 205—209, sei es gestattet, an solche in einer Gegend zu erinnern, von der diese Sitte anscheinend nur in engsten Kreisen bekannt geworden ist. Es ist das ein Gebiet von Forchheim südöstlich, dessen genaue Grenzen freilich erst noch festzustellen wären. Was ich über den so gut wie verschwundenen Brauch an Ort und Stelle ermitteln konnte ist kurz folgendes:

Die Totenbretter waren hier einfache viereckig-längliche Bretter, in ihrer Naturfarbe, ohne jede Bemalung, darauf Namen des Verstorbenen und drei Kreuze in der Länge des Brettes eingeschnitten. Nicht immer war der Tote wirklich darauf gelegen. Auch für Kinder machte man von dem Brette Gebrauch. Man trug diese Erinnerungszeichen hinaus an den Kirchenweg, wo dann der wirtschaftliche Zweck, die „Kirchenleut“ trockenen Fusses über kleine Bäche und Gräben zu bringen, sich mit dem ethischen verband, das Andenken des Toten noch einige Zeit lebendig zu erhalten. Natürlicherweise war ja die Dauer des Totenbrettes bei solchem Gebrauch kurz genug. Erneuerung kam nie vor. In den letzten zehn Jahren sind sie durch kleine steinerne Brücken allenthalben ersetzt worden und heute scheint die Sitte vollständig abgestorben.

In den nahen protestantischen Gebieten war der Gebrauch nie lebendig.

Noch vorhanden sind Totenbretter bei Gaiganz in einer Wiese am Wege von Pinzberg. Noch vor kurzem diente eines als Steg am Kirchenweg nach Pinzberg bei Dobenreuth. Zwischen Langensendelbach und Effeltrich lagen wenigstens 1893 noch mehrere. Ferner am Wege von Kunreuth nach Pinzberg „für die Kirchenleut“ noch 1897. Angeblich früher auch in Kersbach.

Heinrich Heerwagen.

Zur Hillebille.

Seitdem Richard Andree in unsrer Zeitschrift V, 103 f. auf das alte Schallgerät der Köhler aufmerksam gemacht hat, wurden wiederholt weitere Mitteilungen darüber veröffentlicht; in dieser Zeitschrift selbst V, 327—29. VI, 444. VII, 208. Wir verzeichnen nun als neue Beiträge zur Kunde der Hillebille: R. Andree im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XIX, 94—96. Sprenger und C. Walther ebd. XX, 10—12.

K. W.

Vom Verein für Egerländer Volkskunde.

Über die Gründung dieses Vereins für die Volkskunde des alten Egerlandes haben wir in unsrer Zeitschrift VII, 212 f. berichtet, auch ebenda S. 329 auf ihn Bezug nehmen können Es liegt nun der 1. Jahrgang der unter dem Titel Unser Egerland erscheinenden Blätter für Egerländer Volkskunde vor, aus 6 Nummern (im ganzen 30 S. 4°) bestehend; von dem 2. Jahrgange sind bis jetzt 3 Nummern (im ganzen 28 S. 4°) erschienen. Der Leiter des Vereins ist der Schriftsteller Herr Alois John in Eger, und aus den Blättern erkennt man, dass er mit grossem Eifer seine Gründung zu fördern bestrebt ist. Gewiss ist es richtig und geschickt, dass der Verein sich mit dem geselligen Leben Egers in Verbindung gesetzt hat, und durch volkstümliche Liederabende, durch eine wie es scheint sehr gelungene Wiederbelebung des alten Streitgesprächs zwischen Sommer und Winter und ähnliches, neben unterrichtenden Vorträgen über Trachten, Gebräuche, Litteratur und Geschichte des Egergaus seine Monatssitzungen anziehend macht. Zu diesen Mitteln gehören auch die illustrierten Korrespondenzkarten, Grüsse aus dem Egerlande betitelt, von denen bis jetzt vier erschienen: 1. ein Egerländer Landmädchen, 2. ein alter Egerländer (beide nach dem Leben), 3. 4. zwei stattliche Bauernhäuser, die ihre in hübschem Fachbau ornamentierten breiten und hohen Giebelwände der Strasse und dem Beschauer zukehren. Weitere Karten sollen folgen, da sie grossen Beifall gefunden haben.

Für Vereine wie der Egerländer, der sich nicht an eine grössere Bibliothek oder eine andere wissenschaftliche bedeutendere Anstalt anlehnen kann, empfiehlt es sich, auf treue und sorgfältige Sammlungen der Reste des alten Volkstums die Arbeit zu beschränken, und innerhalb der Landschaftgrenzen die Teilnahme für die Überlieferungen der Heimat zu beleben. Der Egerlander Verein wandelt, so weit ich erkennen kann, auf diesen Wegen, und wir wünschen ihm daher die besten Erfolge.

K. Weinhold.

Bücheranzeigen.

M. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Mit 203 Abbildungen im Texte, 1 Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien (Adolf Holzhausen) 1898. 709 S. gr. 8°.

Dieses von umfangreichster Specialkenntnis und eisernem Fleisse zeugende Werk ist in erster Linie begreiflicherweise für den Prähistoriker und Archäologen geschrieben, und es wird fortan unmöglich sein, ohne Berücksichtigung dieser Untersuchungen des gelehrten Verfassers an die kritische Bearbeitung vorgeschichtlicher Stoffe heranzutreten. Aber auch die Vertreter der Volkskunde finden in dem inhaltsreichen Werke eine ganze Reihe von neuen Gesichtspunkten, welche für sie von Wichtigkeit sind. Durch die Erörterungen von Hoernes, welcher die prähistorische Kunst Europas und der nächst angrenzenden Länderstrecken von der Steinzeit an bis ungefähr zu dem fünften vorchristlichen Jahrhundert verfolgt, lernen wir einerseits die interessante Thatsache kennen, dass verschiedene Wirtschaftsstufen der Völker, ob sie Jägerstämme oder sesshafte Ackerbauer sind, ihre künstlerischen Erzeugnisse in verschiedene Bahnen lenken. In der Kunst des reinen Jägertums, wie sie uns die Steinzeit bietet, herrscht profaner Realismus; hier erscheinen nur das Weib und das Wild als die Gegenstände des materiellen Genusses und damit des weltlichen Interesses. In der Kunst des Ackerbauers und des Viehzüchters zeigt sich hieratischer Idealismus. Die Werke dieser Zeit sind keine Spielereien, sondern sie haben einen religiösen Charakter. Das Weib ist die Stammesmutter und Göttin; das Tier, die Pflanze, aber auch Bilder vom Menschen selbst erzeugter Gegenstände sind Totems, Attribute, Votivgaben, Symbole u. s. w. Nur langsam wird dieser Bann durchbrochen und es erscheint die Darstellung des Mannes als ein Wahrzeichen der Überwindung alter Kindlichkeit und Barbarei, als ein Denkmal des Triumphes über die bisherige Vorherrschaft des Matriarchates innerhalb der Kunst. Industrie und Handel setzen die Völker unter einander in Verbindung und bewirken langsam wiederum eine Rückkehr zu grösserer Naturwahrheit. Sie sind aber auch die Veranlassung für die Entstehung von Kunststilen und festen Grundsätzen der Darstellung, welchen eine sehr grosse Kraft der Erhaltung und Entwickelung innewohnt.

Auf der anderen Seite lehrt uns aber auch die Entwickelungsgeschichte der Völker, dass die plastischen Kunstbestrebungen stets den ersten Versuchen der Malerei um ein ganz Bedeutendes vorausgehen. Auch die ungemein zähe Langlebigkeit des einmal gefundenen Ornamentes wird uns zu vollem Bewusstsein gebracht und es gelingt in vielen Fällen, dasselbe selbst in grösster Entstellung durch eine Fülle von Übergängen auf seine ursprüngliche Grundform zurückzuführen. Alle die einmal gefundenen und als bedeutungsvoll angesehenen Formen finden ihr unzerstörbares Fortleben in der jüngeren Kunst; das einmal Geschaffene ist unverwüstlich. Das muss für den Volkskundeforscher besonders wichtig und lehrreich erscheinen, in Bezug auf die Beurteilung der bäuerischen Ornamentik, deren Wurzeln wir in vielen Fällen in längst entschwundenen Jahrhunderten suchen müssen. Das geometrische Ornament erweist sich für eine Anzahl von Fällen

allerdings als das, wofür die alte archäologische Schule es bisher immer gehalten hat, als eine durch die Form des Gegenstandes bedingte Ausfüllung des Raumes. Sehr häufig aber lässt es sich auch nachweisen, dass wir in seinen abgerundeten oder eckigen Formen die abgekürzten Darstellungen der menschlichen oder tierischen Gestalt erkennen müssen, der garnicht selten uralte religiöse Vorstellungen zu Grunde liegen. So möge denn das Studium dieses fleissigen Werkes auch den Freunden der Volkskunde empfohlen sein. In der grossen Zahl der vortrefflich ausgeführten und geschickten Abbildungen wird sich ihnen eine gute Unterstützung für das Verständnis des Gelesenen darbieten. Max Bartels.

Kurt Bruchmann, Poetik. Naturlehre der Dichtung. W. Hertz, Berlin 1898. S. 406. 8°.

Dies gelehrte und ernste Werk, das ich an anderer Stelle ausführlich besprochen habe, fordert eine kürzere Erwähnung auch an diesem Ort durch die reichen Angaben aus volkstümlicher Poesie und Denkart, die es seinen Deduktionen überall zu Grunde legt. Was Poesie sei (S. 50) und was der ihr eng verschwisterte Gesang (S. 12), wie sich der ihr eigene Charakter der „Steigerung“ (S. 31) in allerlei Hilfsmitteln geltend macht (S. 70 f. Metapher S. 75, Superlative S. 79, Zahlen S. 81, Attribute S. 83), wie die Natur idealisiert (S. 87) und religiös durchgeistigt wird (S. 92) — alles das sucht Br. an einer breiten Fülle anthropologischen und litterarhistorischen Materials zu erweisen. Und wer mit seinen Ergebnissen nicht übereinstimmt, wird den Fleiss des Sammlers loben. Das Gleiche gilt von den Zusammenstellungen für die einzelnen Gattungen: für das Volksepos insbesondere (S. 122), für die Anfänge des Dramas (S. 206 f.), während das Märchen (S. 199) gar zu kurz wegkommt. Bruchmanns Grund und Meinung ist die, dass alle Poesie Gesamtschöpfung sei (S. 99); so hebt er denn auch beim Lustspiel (S. 355 f.) das Typische stark hervor. — Auch Einzelheiten wie der Reim (S. 40f.), der Anteil der Frauen an der Litteratur (S. 54) werden mit zahlreichen Belegen durchgesprochen. Ein gutes Inhaltsverzeichnis und ein Personenverzeichnis erleichtern die Benutzung.

Berlin. Richard M. Meyer.

Richard Steffen, Enstrofig nordisk folklyrik i jämförande framställning. Akademisk afhandling. 236 Ss. 8°; Svenska låtar jämte danska och norska former samlade och ordnade af R. St. 66 Ss. 8°. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner, 1898.

Auf eine ergebnisreiche Durchforschung eines wenig bebauten Feldes neben einer Materialsammlung, die für die Kenntnis der Volkspoesie von hohem Werte ist, haben wir hier die Fachgenossen hinzuweisen. Steffen hatte schon in einem vortrefflichen Aufsatz der Uppsalastudier 1893 gezeigt, dass die eigentümlich norwegische Gattung des Stev (lyrisch-epigrammatische Vierzeilen) der inneren Zusammenhänge mit poetischen Erzeugnissen anderer Länder nicht entbehre; er hatte in der Zeitschrift Svenska landsmålen XV, 1 eine Sammlung von Stev's folgen lassen, eine Erweiterung des bei Landstad gebotenen Materiales. In der vorliegenden Abhandlung nimmt er diese ganze Dichtart, die volkstümliche Vierzeile, mit weiterer Abgrenzung des Beobachtungsfeldes in Angriff. Die deutschen

Vertreter, am bekanntesten unter dem Namen Schnaderhüpfeln, werden verglichen mit den norwegischen Stev's, den isländischen vikivakiversen, den verschiedenen Arten der schwedischen und dänischen Einstropher. Hinter den mannigfachen Ungleichheiten dieser Gebilde nach ihrer äusseren Verwendungsart und ihrem Stile erscheint eine ursprüngliche Gemeinsamkeit: die Vierzeile ist als Improvisation beim Tanze entstanden, sei es beim Reihentanze, wo der Chor sie aufnahm, sei es beim Tanze des Einzelpaares, wo sie von dem Spielmann oder dem Tänzer selbst gesungen ward. Von diesem Ausgangspunkte versteht man die Rolle der Einzelstrophe als Kehrreim in zusammenhängenden Tanzliedern.

Ein Hauptziel der Schrift ist es, nachzuweisen, dass solche lyrische, in sich abgeschlossene Vierzeilen ein ansehnliches Alter haben, dass sie gleichzeitig oder früher wie die erzählenden Folkeviser vorhanden waren, und dass man sie in älteren Aufzeichnungen und Drucken aus mancherlei Umhüllungen herausschälen kann. Überzeugend legt St. dar, wie der Mangel an logischem Zusammenhang in gewissen episch-lyrischen Volksliedern auf der Einflechtung von selbständigen lyrischen Strophen beruht.

St. führt seinen Gedankengang mit grosser Umsicht und Behutsamkeit; er erkennt klar die Punkte, bis wohin das Beweisbare reicht; die darüber hinaus greifenden Vermutungen verraten die Sicherheit des Blickes, die durch langjährige Hingabe an den Gegenstand erworben ist. Das Buch ist ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte des Tanzes und zur allgemeinen Poetik, indem es den Entwicklungsgang von der orchestischen zur bloss gesungenen und dann zur gesprochenen Dichtung an der Hand von sicherem Materiale verfolgt; auch ein Beitrag zur älteren Litteraturgeschichte der germanischen Völker, indem es für die vorlitterarische volksmässige Liebeslyrik beachtenswerte Gründe beibringt.

Manche Stellen bleiben noch im Dunkel, weil die Melodie und damit die rhythmische Form der meisten älteren Einzelstrophen unbekannt ist. Man möchte wissen, wann der charakteristische dreiteilige Rhythmus (der jonische oder Mazurkarhythmus), der uns in Österreich ebenso wie in Norwegen entgegentritt, von dieser Volkslyrik Besitz nahm. St. bemerkt S. 197 f. mit Recht, dass die älteren (schwedischen) Strophen auf den geradteiligen Rhythmus hindeuten (vier $^2/_4$- oder zwei $^4/_4$-Takte, womit sich zwei $^6/_8$-Takte nah berühren); dasselbe gilt aber gewiss auch von den deutschen Sprüchen des 16. Jahrhunderts auf S. 206 f. Die Weisen zu den gamlestev bei Landstad haben keinen Mazurkarhythmus. — Übrigens nimmt St. die Taktgliederung seiner Musikproben mehrmals unrichtig vor. Man kann allerdings hier und da im Zweifel sein, weil der sprachliche Gipfel nicht immer auf das erste Viertel des $^3/_4$-Taktes fällt (vgl. S. 204). Aber dass z. B. die Takteinteilung

| våra getter, | våra getabockar | gnaga barken | av trä;
det | vore väl, det | vore väl, di | åte kvistar- | na (!) mä (S. 97)

sowohl die Sprache misshandelt wie die melodische Phrasierung verdeckt, muss auf den ersten Blick einleuchten.

Berlin. Andreas Heusler.

Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr von Emil Maurmann. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. heraus-

Von dem Sammelwerke, das Dr. O. Bremer in Halle zur Förderung der deutschen Dialektkunde unternommen hat und das bisher eine Phonetik, sowie Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten, beide von Bremer selbst, sodann die Bibliographie der deutschen Mundartenforschung von F. Mentz gebracht hat, ist nun die erste Grammatik erschienen. Nach der Neigung, die jetzt vorherrscht, nicht grössere Gebiete, sondern einzelne Orte nach ihrem Lautstande und nach Konjugation und Deklination zu bearbeiten, ist denn auch hier die Mundart des Kreises Mülheim oder der alten Grafschaft Broich von Hrn. Maurmann beschrieben. Dieselbe ist in den Hauptzügen niederfränkisch und am nächsten mit der Werdener Mundart verwandt. In der Lautlehre wird zunächst das allgemein phonetische dargestellt, dann die geschichtliche Entwicklung der Vokale und Konsonanten untersucht, woraus dann Schlüsse auf die Zeitfolge der hervortretenden Lautgesetze gemacht werden. Unter der irreleitenden Überschrift „Satzdoppelformen“ werden dann die doppelten oder mehrfachen Formen eines Wortes je nach der Betonung im Satze, sowie einige Sandhierscheinungen vorgebracht. Ein Paar Textproben und ein hochdeutsches Wortverzeichnis folgen der „Wortbildungslehre“ betitelten Aufstellung der Deklination und Konjugation. Über die Richtigkeit der Beobachtungen könnte nur ein Mülheimer urteilen, der seinen phonetischen und grammatischen Kursus durchgemacht hat. Wir müssen uns darauf beschränken, den allgemeinen Eindruck der Gründlichkeit festzustellen, den die ganze Arbeit macht.

Politis, N. G., Hermeneutika eis tas byzantinas paroimias (*Επετηρις. Ετος Β'. Εν Αθηναις* 1898. S. 79—135).

Der treffliche griechische Gelehrte Prof. N. G. Politis hat in der Zeitschrift der philologischen Gesellschaft Parnassos in Athen einen schönen Beitrag zur Auslegung einer Anzahl byzantinischer Sprichwörter gegeben, auf den wir aufmerksam machen möchten. Sie sind aus den von Prof. Krumbacher veröffentlichten Mittelgriechischen Sprichwörtern (München 1893) ausgewählt. Prof. Politis benutzte für seine Arbeit unbekannte Handschriften, zog aber auch das Volkssprichwort herbei und so begegnen wir auch deutschen Bekannten. Erinnern wollen wir bei dieser Gelegenheit auch an seine *Δημωδεις παροιμιαι ἐν μεσαιωνικοις ἑλληνικοις ποιημασι.* Athen 1896.

Aplech de rondayes mallorquines d'en Jordi des Recó (Antoni Maria Alcover preste). Tom 3. Ciutat de Mallorca, tip. católica de Sanjuan, germans 1898. 312 S. 8°.

Den beiden ersten Bänden der mallorquinischen Märchensammlung von A. M. Alcover, die ich in Bd. VII, S. 451 kurz angezeigt habe, ist der dritte rasch gefolgt. Unter den 17 Märchen, die er bringt, befinden sich recht anziehende Stücke. Eine Übersicht darüber möchte ich mir jedoch bis zum Erscheinen des vierten Teils, der das Werk beschliessen soll, noch versparen. J. Bolte.

Holger Pedersen, Zur albanesischen Volkskunde. Übersetzung der in den Abhandl. d. k sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. 15 vom Verf. veröffentlichten albanes. Texte. Kopenhagen, S. Michaelsens Nachfolger (E. Møller), 1898. 3 Bl. 125 S.

Mit dem vorliegenden Büchlein löst Herr P. ein Versprechen ein, das er 1895 bei der Veröffentlichung der Originalfassung der von ihm in Korfu und Epirus gesammelten albanesischen Märchen und Lieder gegeben hatte: er macht diese recht interessanten Stücke durch eine gute Verdeutschung allen Freunden der Volkskunde zugänglich. Da Jarnik schon in Bd. VI dieser Zeitschrift S. 338 ausführlicher über den Inhalt der wertvollen Sammlung berichtet hat, beschränke ich mich auf einige Bemerkungen über die Verbreitung der auf S. 1—107 mitgeteilten 12 Märchen.

No. 1 „Der Guitarrenspieler", ist ein Nachkömmling der arabischen Erzählung von Kamaralsaman und Badura, die im 15. Jahrhundert in dem italienischen Gedichte Ottinello und Giulia und in dem französischen Romane Peter und Magelone bearbeitet wurde (Warbeck, die schöne Magelone hsg. von Bolte 1894, S. XIII). Nur ist hier der Gatte der Prinzessin kein Fürstensohn, sondern ein armer Guitarrenspieler, der gleichwohl vom König zum Schwiegersohne angenommen wird; und die Prinzessin legt nach dem Verluste ihres Mannes nicht männliche oder Pilgerkleidung an, sondern kehrt zu ihren Eltern zurück, um sich die Mittel zur Erbauung eines Gasthauses geben zu lassen. — No. 2 „Du wirst deinem Glück auf deinem Wege begegnen", ähnelt sehr dem macedonischen und armenischen Märchen bei R. Köhler, Aufsätze über Märchen 1894, S. 115 und Bolte, Altpreussische Monatsschrift 35, 151[4]. — No. 2 „Die Nachtigall Gizár" gehört zu dem Märchen vom goldenen Vogel (Grimm No. 57), über das z. B. Brugman-Leskien, Litauische Märchen 1882, S. 530 und Lidzbarski, Neu-aramäische Hss. zu Berlin 1896, S. 45 Nachweise liefern. — No. 4 „Neger Uzengí" ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Das Grundmotiv von den drei Frauen des Helden, die ihm sein Vater abnehmen will, ist mir aus europäischen Erzählungen nicht bekannt. Der Eingang von der wunderbaren Empfängnis des Helden und seines Pferdes begegnet z. B. bei v. Hahn, Griech. Märchen No. 6 und 22, sowie bei Grimm No. 60, Var. Zu den fünf Fellen, mit denen S. 26 der Hengst vor dem Kampfe bedeckt wird, vgl. v. Hahn 1, 311; zu den Nesseln, in die der Held beim dritten Stelldichein beschieden wird, um wach zu bleiben (S. 30), vgl. Brugman S. 364. 525; Veckenstedt S. 57; Woycicki S 120; Krauss 1, No. 86. 88. 89; Ztschr. f. deutsche Mythol. 2, 389. Zu der Belauschung der Teufel durch den Blinden (S. 35) vgl. Grimm No. 107. — No. 5 „Das macht deine Herkunft." Die Unterscheidung zwischen dem echten Königssohn und den Bastardbrüdern gehört zu den verbreiteten Scharfsinnsproben; vgl. Wetzel, Die Reise der Söhne Giaffers ed. Fischer und Bolte 1896, S. 201. — No. 6 „Der Weber" ist eine Variante zu Grimm No. 20 'Das tapfere Schneiderlein'; vgl. v. Hahn No. 23; anderes werde ich in meiner Ausgabe von M. Montanus' Schwankbüchern nachweisen. — No. 7 „Wer Gutes thut,

— No. 10 „Die drei Bartlosen und der Bauer“ steht v. Hahns No. 42 nahe und ist eine der zahlreichen Varianten des Märchens 'List und Leichtgläubigkeit', über das R. Köhler, Kleine Schriften 1, 230 (im Drucke befindlich) und meine Anmerkung zu Schumanns Nachtbüchlein 1893, No. 5—6 und zu Freys Gartengesellschaft 1896, S. 277 zu vergleichen ist. — No. 11 „Die Sprachen der Tiere.“ Vgl. Benfey, Orient und Occident 2, 133; dazu Kleinere Schriften 3, 234; Krauss, Sagen der Südslaven 1, 439; Jones-Kropf, Folk-tales of the Magyars 1889, p. 421; Georgeakis, Revue des trad. pop. 8, 320; Basset, Etude sur la Zenatia du Mzab 1892, p. 156; Gittée-Lemoine, Contes pop. du pays wallon 1891, p. 15. — No. 12 „Marie Aschenbrödel“ ist zusammengesetzt aus den Motiven von Aschenputtel (Grimm No. 21) und von der Beseitigung der jungen Königin im Kindbett durch Verwandlung in einen Vogel (Grimm No. 13; Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut, 1897, S. 23—26). Zu der langen Beschreibung der Arbeiten am Flachs, mit denen Maria (S. 92) die Elfen während der ganzen Nacht hinhält, so dass sie ihr kein Leid thun, vgl. meine Bemerkung zu Tharäus (Mitteil. des Ver. f. d. Gesch. Berlins 33, 44 f.).

Es folgen dann S. 108 18 Rätsel, 18 Nummern Volksglauben und 13 Lieder. Beachtenswert ist der Glaube an die Zauberkraft vierblättrigen Klees (S. 111), die Erzählung von den letzten kalten Tagen des März (S. 112) und die Sage von der Entstehung des Sees Buthrotos (S. 114).

Berlin. J. Bolte.

Th. Thoroddsen, Geschichte der isländischen Geographie. Autorisierte Übersetzung von August Gebhardt. Leipzig, B. G. Teubner. — Erster Band (die isländische Geographie bis zum Schlusse des 16. Jahrh.) 1897, S. XVI. 237. Zweiter Band (die isländische Geographie vom Beginne des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrh.) 1898, S. XVI. 383.

Der Titel „Landfræðissaga Íslands“ wäre vielleicht besser mit „Geschichte der Landeskunde Islands“ verdeutscht worden, da das Wort „Geographie“ nicht recht bezeichnend ist. Diesem kleinen Übelstande wird nun einigermassen abgeholfen durch den auf dem Titelblatt des zweiten Bandes befindlichen Zusatz (den im Original schon der erste Band trägt): „Vorstellungen von Island und seiner Natur und Untersuchungen darüber in alter und neuer Zeit.“ Dieser Zusatz wird auch eine kurze Besprechung des Werkes in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ rechtfertigen. Sind doch unsere Vorstellungen von der Natur und ihren einzelnen Erscheinungen von unserer Geistesbildung und unserer Gemütsverfassung und diese wieder von unseren Lebensverhältnissen abhängig, was Thoroddsen für Island in meisterhafter Weise zur Anschauung bringt. Die Vorstellungen von Island und seiner Natur sind nun von verschiedenartigem Interesse, je nachdem sie von den Einwohnern selbst oder von Ausländern gehegt wurden. Letzteres kommt für die Zeit vor und die ersten Jahrhunderte nach der Besiedelung der Insel ausschliesslich, doch auch noch viel später vielfach in Betracht von dem irischen Mönch Dicuilus an, dem ersten, der (825) sagte, das „Thule“ des Pytheas von Massilia sei die grosse (später Island genannte) Insel, von der irische Geistliche ihm erzählt hatten, bis zu dem von Unkenntnis und Albernheit strotzenden, 1746 erschienenen Buche des Hamburger Bürgermeisters Anderson und der dagegen gerichteten Streitschrift des Dänen Niels Horrebow, die auf eigener Anschauung beruht und noch heute von Wert ist. Was von den geographischen Kenntnissen

der ältesten Isländer verlautet, bezieht sich zunächst auf das Ausland; sie sammelten solche auf weiten Seereisen, die sie ohne-Magnetnadel bis nach Rom und Konstantinopel unternahmen, und kaum je wird dabei eine Stadt oder ein Land genannt ohne Angabe der Himmelsrichtung, in welcher dieselben von anderen bekannten Gegenden aus liegen. Dies ist noch heute selbst für kleine Reisen in Island Sprachgebrauch. Allmählich regte sich nun auch der Drang, die eigene Heimat und ihre Natur zu durchforschen, und das, was hierüber gesagt ist, macht das Werk so ungemein wertvoll für die Volkskunde. Schon im ersten Bande wird erzählt, wie bald nach der Annahme des Christentums (1000) viele Isländer die besten Bildungsstätten des Auslandes aufsuchten, wie im 16. Jahrhundert durch die aus Deutschland kommende neue Glaubenslehre Leben unter die Gelehrten gebracht wurde und wie Island 60 Jahre früher als Norwegen seine erste Druckerei besass. So konnte schon damals eine Gelehrtengestalt auftauchen wie Arngrimur Jónsson, genannt „der Gelehrte“ (1568—1648), der erste Isländer, der isländische Sagen und Altertümer studierte und viele Fabeln ausländischer Bücher über Island berichtigte. — Der zweite Band bildet eine wahre Fundgrube für die Volkskunde. Aberglaube und Hexenwesen des 17. Jahrhunderts gewannen in Island, dessen Bewohner durch schlimme, besonders durch das unglückselige Handelsmonopol verursachte äussere Not auf das härteste bedrängt, seelisch bedrückt, ja, der Verzweiflung nah gebracht waren, eine traurige und unheimliche Macht und die dadurch mitfanatisierten Geistlichen predigten fast nur über Irrglauben, Hexerei und Anfechtungen des Teufels, so dass Frauen Krämpfe bekamen beim Anhören der Schilderungen von der Hölle und ihren Qualen und von den Kniffen des Teufels. In vortrefflicher Weise stellt Thoroddsen diese ganzen Zustände dar und erörtert das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Hieran schliessen sich höchst wertvolle Ausführungen über die Naturkenntnis der Isländer in damaliger Zeit, die neben richtigen Beobachtungen den wunderlichsten Aberglauben aufweist, ferner hochinteressante Auszüge aus einzelnen Werken von Autoren, deren Lebensläufe allein schon in kulturgeschichtlicher Beziehung merkwürdig und lehrreich sind. — Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts begann ein Umschwung in der allgemeinen Denk- und Anschauungsweise und der Aberglaube liess allmählich nach, doch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts sollten wissenschaftliche Naturanschauungen sich Bahn brechen, wovon uns der in Arbeit befindliche dritte und letzte Band das weitere erzählen wird.

Thoroddsen hat seit den ersten Anfängen seiner naturwissenschaftlichen Forschungen gestrebt, sich mit allen älteren Schriften bekannt zu machen, die für die Landesbeschreibung Islands in Betracht kommen. Anfänglich hatte er nur den Zweck, seine eigenen Kenntnisse zu bereichern, bis ihm der Gedanke kam, es könnte für seine Landsleute eine angenehme Belehrung sein, über das meiste, was über ihr Vaterland geschrieben worden, einen Gesamtüberblick zu erhalten. Wäre das Werk ursprünglich für eine deutsche Ausgabe bestimmt gewesen, so würde er, wie er sagt, einen grossen Teil des Stoffes weggelassen haben. Dies wäre aber sehr schade gewesen und das Werk ist am besten so, wie es ist. Es stellt eine Riesenarbeit dar; sind doch im zweiten Bande allein über 300 Handschriften citiert, die der Verfasser in den Bibliotheken von Reykjavík und Kopenhagen mühsam aufgesucht und entziffert und neben denen er ebenso viele vergeblich durchgelesen hat, und dies ist von einem Manne geleistet worden, der, erst im Anfange der vierziger Jahre stehend, seit 1882 jährlich grosse und strapaziöse Forschungsreisen auf Island, mit denen er in diesem Sommer fertig zu werden hofft, unternommen und ausführlich bearbeitet hat, wodurch er schon lange auch

in Deutschland rühmlichst bekannt geworden ist; dazu hatte er bis vor kurzem ein zeitraubendes Amt (als Lehrer an der Lateinschule in Reykjavík) zu versehen. Doch ist dem Werke nirgend etwas von Eile anzumerken; die schöne Ruhe, Klarheit und Anschaulichkeit, die alle Schriften Thoroddsens kennzeichnen, finden sich durchgängig auch in diesem Werke und machen das Lesen leicht und genussreich.

Grosser Dank gebührt aber auch dem ungemein fleissigen und gewissenhaften Übersetzer. Ist es schon an sich keine Kleinigkeit, ein grosses Werk dieser Art zu übersetzen, so gilt dies ganz besonders für eine Übertragung aus dem Isländischen, die mit einer solchen aus dem Englischen, Französischen oder Dänischen durchaus nicht in eine Kategorie zu bringen ist. Dabei hat er sich der Mühe unterzogen, die von Thoroddsen in isländischer Übersetzung gegebenen Auszüge aus fremdsprachlichen Werken, soweit diese ihm zugänglich waren, genau mit den Originalen zu vergleichen, um seine Übertragung mit deren Wortlaut in Übereinstimmung zu bringen, was nicht jeder an seiner Stelle gethan haben würde. Was sein Verfahren bei der Flexion isländischer Namen im deutschen Text betrifft, so ist vielleicht zu bezweifeln, ob er immer glücklich dabei gewesen ist; indessen ist es schwer, darin ganz konsequent zu sein, auch sind dies ja nur Kleinigkeiten, die dem des Isländischen unkundigen Leser keine Störung verursachen und höchstens die Schwierigkeit und damit die Verdienstlichkeit der Arbeit noch mehr hervortreten lassen. Höchst mühsam muss auch die Wiedergabe der Benennungen für Dinge aus dem Naturreich, z. B. Tiere, von denen viele rein auf abergläubischer Erfindung beruhen, gewesen sein; der Leser aber wird bequem über das alles hinweggeführt, denn die Sprache ist gut, dem Original angemessen und zeugt von liebevollem Vertiefen in den Gegenstand.

Margarete Lehmann-Filhés.

Die Natur im Volksmunde. Von Karl Müllenhoff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1898. S. VIII. 95. 8°.

Schuldirektor Müllenhoff, Sohn des hochverdienten Germanisten, hat seit lange seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie das Volk das Leben in der Natur anschaut und gewisse Naturerscheinungen aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen zu erklären sucht. Er fand dabei allerdings, dass die Geringschätzung der gelehrten Naturforscher für die Naturkunde des gemeinen Mannes sich aus sehr viel Irrtümlichem und Willkürlichem, auch phantastisch Abergläubischem erklärt. Andererseits erkannte er, der selbst Naturforscher ist, so viel feine Beobachtungen und richtige Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen, die durch wissenschaftliche Entdeckungen bestätigt worden sind, dass er eine Sammlung und Prüfung der Volksanschauungen über die Natur sich als eine dankenswerte Aufgabe stellte. So ist das treffliche Büchlein entstanden, das wir allen dringend empfehlen, die sich für die volkstümliche Naturkunde interessieren. — Hr. K. M. geht von den irrtümlichen Beobachtungen und den willkürlichen Deutungen aus (dieser Abschnitt berührt die Volksmythologie), behandelt dann die durch Erzählungen aus der Natur veranschaulichte Ethik oder Sittenlehre, geht dann zu den poetischen Darstellungen richtiger Beobachtungen über und erweist dann in den Abschnitten 5. 6. die Genauigkeit der Beobachtungen und die richtige Erklärung der Beobachtungen in vielen Fällen. Man wird diese letzten Kapitel mit ganz besonderem

Interesse lesen und überhaupt aus dem ganzen Büchlein, das gut geschrieben ist und den trefflichen Lehrer verrät, angenehme reichliche Belehrung und erfreulichen Einblick in das geistige Leben des Volkes gewinnen. K. Weinhold.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt, Gymnasiallehrer zu St. Thomä in Leipzig. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. S. VIII. 102. 8°.

Der Herausgeber der Naturgeschichtlichen Volksmärchen aus Nah und Fern, die wir oben S. 106 angezeigt haben, bezeugt seine Liebe zur Volkskunde aufs neue in dem vorliegenden Hefte, dem ersten aus einer beabsichtigten Reihe. Was ihn selbst erfüllt, hat Dr. O. Dähnhardt auf seine Schüler an der Leipziger alten Thomasschule zu übertragen versucht, indem er sie für die mündlichen Überlieferungen, die in der Kinderwelt vornehmlich fortleben, interessierte und sie sammeln hiess. Ausserdem regte er sie an, die Gebräuche an hervorragenden Zeiten des Jahres oder an wichtigen Punkten des Menschenlebens oder was ihnen sonst aus Brauch und abergläubischer Meinung bekannt war oder was sie daheim erfragen konnten, aufzuzeichnen und ihm zu bringen. So ist denn alles frisch vom Mund in die Feder gekommen und neben viel Bekanntem und allgemein Verbreitetem doch auch manches seltenere Stück in die Sammlung geflossen. Das Ganze ist als Beitrag zur Ausführung der Pläne des Vereins für Sächsische Volkskunde gedacht. K. W.

Volkstümliches aus Vögisheim im badischen Markgräflerland von Albert Haass. Bonn, Hansteins Verlag, 1897. S. 18. — **Lieder und Sprüche aus dem Elsenzthale.** Aus dem Munde des Volkes gesammelt von J. Ph. Glock. Ebenda. S 63. 8°. (Zur deutschen Volkskunde No. 6. 7.)

Beide Hefte sind Abdrücke aus der Birlinger-Pfaffschen Alemannia und zwar aus XXV. Heft 2. 3. Herr A. Haass hat in dem Markgräfler Ort Vögisheim allerlei Volkstümliches zusammengetragen: Namen, Hausbau, Tracht, Nahrung, Kinderreime, Sprichwörter, Gebräuche, Sprachliches. Unter den Gebräuchen möchte der Umzug des Hisgier am Lätaresonntag, der nur von Knaben gehalten wird, Hervorhebung verdienen. Die Mädchen führen am Himmelfahrtstag die weissgekleidete bekränzte Auffahrtbraut (Uferdbrúd) durch den Ort. — Das Elsenzthal, aus dem Herr Glock während eines fast zwanzigjährigen Aufenthalts in Zuzenhaufe, Amt Sinsheim, viel Lieder, Reime, Beschwörungsformeln und Sprüche gesammelt hat, die er nun veröffentlichte, ist das letzte grössere Seitenthal des unteren Neckar. Im oberen Laufe der Elsenz ist es von Schwaben, im unteren von Franken bewohnt, doch haben sich die Unterschiede in den Lebensgewohnheiten nach Herrn Glock sehr ausgeglichen. Mundartliche Übergänge sind in der Mitte des Thals vollzogen. Die Liedersammlung ist beachtenswert. Auch die Sprüche und Redensarten enthalten manches nicht Gewöhnliche.

Strauss, Adolf, Die Bulgaren. Ethnographische Studien. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1898. S. VII. 478. 8°.

Die reichen Schätze der bulgarischen Volksüberlieferungen und Sitten sind bekanntlich seit einiger Zeit im Lande selbst fleissig gesammelt und zum Teil bearbeitet worden. Die von der bulgarischen Regierung geförderte Zeitschrift Sbornik za narodni umotvorenia nauka i knižina unter Leitung Šišmanovs bildet einen Mittelpunkt der Bestrebungen, die durch Dragomanov und Matov in die richtigen Wege geleitet worden sind. Eine Fülle mythischer Vorstellungen lebt noch unter diesen Südslaven, die für die vergleichende Mythologie sehr Wichtiges bieten; die Mischung des Heidnischen und des Kirchlichlegendarischen tritt in merkwürdigen Gebilden heraus; und die Gebräuche, die das Menschenleben durchziehen von Geburt bis zum Tode, sind noch in ganzer Fülle in Kraft. Der Verf. des vorliegenden Buches hat sich die Aufgabe gestellt, die aus den bulgarischen Quellen zu hebenden Schätze durch eine zusammenfassende Bearbeitung in deutscher Sprache allgemein zugänglich zu machen. Er gliedert den Stoff in 6 Kapitel: Kosmogonische Spuren, Dämonen, Schicksalsglauben, Festgebräuche, Volksmedizin, Totengebräuche. Als Leitmotiv geht durch das ganze Werk das Bemühen, eine sehr alte Berührung der Bulgaren mit den Magyaren in den mythisch-religiösen Vorstellungen darzulegen, in der Absicht damit, unter Berufung auch auf sprachliche Elemente, eine enge nachbarliche Stellung beider Völker in früher Zeit zu erweisen.

Bünker, J. R., Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. (Aus dem XXVII. Bde. der Mitteilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien.) Mit 56 Textillustrationen. Wien 1897. S. 113—191. 4°.

In Sonderabdruck aus anderen Zeitschriften erschienene Abhandlungen können wir nur ausnahmsweise und kurz hier erwähnen. Die vorliegende unseres Mitarbeiters Herrn Lehrer Bünker in Ödenburg schliesst sich an eine frühere über das Bauernhaus in der Heanzerei in Westungarn an (unsere Ztschr. VI, 342), und berichtet über die Ergebnisse einer Wanderung durch Teile der Comitate Ödenburg und Eisenburg, durch die Gegend von Kirchschlag im südöstlichsten Niederösterreich und die Umgebungen von Hartberg und Vorau in der nordöstlichen Steiermark. Am interessantesten ist das Bauernhaus in der Umgebung des für die mittelalterliche Litteraturgeschichte wichtigen Augustiner Chorherrenstiftes Vorau. In diesem abgelegenen Landwinkel haben sich noch alte Schrotbauten aus dem 17. Jahrhundert erhalten, die Hausbalken innen und aussen glatt behauen, mit sehr genauer Verzinkung, das Dach strohgedeckt. Die Hofanlage ist fränkisch. Zwei Trakte gehen gewöhnlich parallel, der eine, der im Giebel die Wohnräume (noch mit Rauchstube) enthält, der andere mit Stadel und Ställen. Hinten schliessen Tenne und Heustadel das Geviert, vorn verbindet ein sogenannter Stöckel die beiden Giebel. Die Grede (gepflasterte oder lehmgeschlagene Stufe) läuft, wie auch sonst in Steiermark (namentlich der mittleren) an Wohnhaus und den Ställen entlang.

K. W.

Wandbilder der Völker Österreich-Ungarns. Gezeichnet von Maler A. Trentin, herausgegeben von Prof. Dr. F. Umlauft Erklärender Text. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. S. 39. 8°.

Zu den trefflichen zehn Blättern von Österreichisch-Ungarischen Trachtenbildern, die wir in unserer Zeitschrift VII, 216. VIII, 109 angezeigt haben, ist ein erklärendes Heftchen gefolgt, das vielen willkommen sein wird, namentlich den Lehrern der Anstalten, welche jene schönen Wandbilder anschaffen konnten.

Die Schweizer-Trachten vom XVII—XIX. Jahrhundert nach Originalien, dargestellt unter Leitung von Frau Jul. Heierli und auf photomechanischem Wege in Farben ausgeführt. Serie IV, V und VI. Druck und Verlag Polygraphisches Institut Zürich (1898). Tafeln 19—24. 25—30. 31—36. fol.

Drei neue Serien sind von dem schönen Trachtenwerke erschienen, das wir von seinem Beginne ab in unsrer Zeitschrift begleitet haben. Die neuen achtzehn Tafeln, die in ihrer ausgezeichneten Ausführung und Herstellung den früheren 18 durchaus entsprechen, sind: Frauen aus Deutsch-Freiburg; Frickthalerin (Kt. Aargau); Innerrhoder Senn (Appenzell); Guggisbergerin (Bern); Evolenerinnen (Wallis); Nidwalderin (Unterwalden); Frau aus dem unteren Reussthal (Uri); Mädchen aus Mendrisio (Tessin); Mädchen und Frau aus Basel-Land; Frau aus Ausser-Rhoden (Appenzell); Rafzerfelder Mädchen (Zürich); Engadinerin (Graubünden); Winzer und Winzerin aus dem Kt Waadt; eine Frau aus dem ehemaligen Fürstenlande im Kt. St. Gallen; eine Vorderrheinthalerin (Kt Graubünden); ein Berner Landmädchen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts; eine Frau in alter Tracht aus der Umgebung der Stadt S. Gallen; Landleute aus dem Entlibuch im Kt. Luzern. Im erklärenden knappen Text sind hier und da kleinere Bilder eingefügt. So sind unter No. 23 zwei Mädchen aus dem Val d'Illiez in Männerkleidung abgebildet, wie dieselbe für die Senninnen und Wildheuerinnen sehr praktisch ist. Sie tragen statt der Röcke ganze Hosen aus starkem Tuch, ein ganz geschlossenes Leibchen mit langen Ärmeln und auf dem glatt gescheitelten Haar ein feuerrotes Baumwollentuch, das mit einer einzigen Nadel so gesteckt ist, dass der eine Zipfel über den Rücken, der andere auf die rechte Schulter fällt. K. W.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 22. April 1898. Herr Geheimrat Dr. Meitzen behandelte einen realen Rest des altarischen Lebens. Die Arier müssen zu einer Zeit, wo sie noch nomadisierende Hirten waren, aber auch schon Ackerbau betrieben, Handwerke übten, Kupfer und Gold kannten, eine Familienordnung und staatliche Gemeinschaften besassen, in Turkestan als Nachbarn der Chinesen gewohnt haben.

Das Land ist eine Steinwüste und einem höchst wechselnden Klima unterworfen, aber geologisch hat es seit langen Zeiten kaum Veränderungen erfahren, es sei denn, dass es wüster geworden ist. Infolge der Auflösung der Gebirge findet dort eine ungeheure Staubentwickelung statt, die niedergesunkenen Staubmassen gewinnen durch Regen eine hohe Fruchtbarkeit, die dann wieder wüster Dürre weicht. Uralte Verhältnisse sind hier bewahrt, während Europa manche geologische Wandelungen erfahren hat und zu mehreren Malen grösstenteils mit Eis bedeckt gewesen ist. Menschen konnten damals dort nicht leben, nur wenige Polartiere und Polarpflanzen, und es ist daher undenkbar, dass die Indogermanen ihren Ursitz in Skandinavien oder Russland gehabt haben könnten. Gerade während dieser europäischen Eisperioden muss das Klima in Turkestan günstiger gewesen sein. Durch das nördliche Eis war die Hitze gemildert und die Feuchtigkeit gesteigert, und namentlich muss das niedere Turkestan günstig gestellt gewesen sein. Es ist auch heute noch für Nomaden sehr brauchbar, da es ungemessenen Raum bietet, und des Raumes bedarf der Nomade; denn eine Familie braucht 500 Stück Vieh und eine Quadratmeile Weideland. Aber Gefahr bringt die Trockenheit, und im Winter, wo man sich gern in die Berge zurückzieht, das Glatteis, unter dem das Vieh kein Futter hervorscharren kann. Vom Viehstand hängt das Leben der Nomaden ab, und so können Völker dort schnell wachsen, aber auch schnell vergehen. Einen Anhaltpunkt für die Meinung, dass die Indogermanen sich einst in Turkestan aufgehalten haben, findet der Vortragende im Bau der Zelthütten, der Jurten, die dort gebräuchlich sind. Er unterscheidet zwei Arten: 1. die Stangenjurte, durch ganz Sibirien verbreitet. Im Sommer wird sie mit Birkenrinde, im Winter mit einem Schneemantel bedeckt. 2. die Gestelljurte, bei allen Völkern Central-Asiens. Bei ihr werden die Stangen in drei verschiebbare, scherenartige Gitter, die man im Kreise aufstellt, gesteckt. Die Thür ist immer zweiflügelig und hat in der Mitte einen Pfosten. Oben laufen die Stangen in einen Ring zusammen, unter dem sich der Herd befindet. An der Innenseite des Gestells befestigt man im Sommer Filze und Teppiche, im Winter wird die Aussenseite mit dem hohen Rohr der centralasiatischen Flüsse belegt und darum ein zopfartiges Band aus groben Haaren geschlungen. Jurten der zweiten Art legen römische Bildwerke auch den Germanen bei, es finden sich aber auch ihre Spuren bei den Galliern, den Italern der Terramaren u. s. w. Der Vestatempel in Rom lässt sich auf dieselbe Form zurückleiten. Die Indogermanen haben sie aus Turkestan mitgebracht und sie hielt sich als uralte Sitte. Die Trajans- und Antoninssäule zeigen uns diese Jurte aus Stein hergestellt, aber in der alten Gestalt. Erst als die Germanen begannen den Ackerbau intensiver zu betreiben und sesshafter zu werden, errichteten sie viereckige Häuser mit einem Sparrendach. Der Redner erläuterte seinen Vortrag durch Abbildungen, die zum Teil seinem Werk „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen u. s. w.“ entnommen waren, auf dessen Anlage 28 hier noch verwiesen sei. — Darauf besprach Herr Zeichenlehrer Mielke Das Bauernhaus der Nuthe-Nieplitz-Niederung, unter Vorlage von Bildern, die er aufgenommen hatte. Die bezeichnete, wenige Meilen südlich von Potsdam gelegene, dreieckige Niederung stösst an den Teltow, die Zauche und den Fläming. Es ist ein stiller Winkel, der auch fast keine prähistorischen Fundstätten und nur an den Randsümpfen einige Burgwälle zeigt.

sich in der der Strasse zugekehrten Giebelseite. Man tritt durch sie in einen kleinen Vorflur und hat dann unmittelbar vor sich die Küche, die durch eine Wand von der gleich breiten Diele getrennt ist. Der Herd liegt in der Ecke. Rechts vom Flur gelangt man in die Vorderstube, an die sich eine Kammer schliesst, links liegen zwei schmalere Wirtschaftskammern. Von der Diele führt eine Treppe in ein niedriges Obergeschoss. An diese Räume schliesst sich, die ganze Breite des Hauses einnehmend, der einstige Kuhstall, der jetzt anderen Zwecken dient. Demnach hat sich der Gruppenbau des Hofes erst später entwickelt, gleichwie eine angebaute Altsitzer-Wohnung und bisweilen noch andere Anbauten späteren Ursprungs sind. Mitunter hat der Hof ein grosses Thorhaus, das als Tenne und Scheuer dient und auch für spätere Entstehung der Scheune im Hintergrund des Hofes spricht. Charakteristisch sind offene Gänge oder Lauben am Thorhaus und Stallgebäude, die auch in Pommern, Schlesien, Thüringen und auf dem Fläming vorkommen. Sie zeigen architektonischen Schmuck der Pfosten und des übrigen Holzwerks. Im ganzen hat das Wohnhaus denjenigen Typus des sächsischen Hauses, den der Vortragende in der ganzen westlichen Mark, wenn man eine Linie von Jüterbog nach Prenzlau zieht, gefunden hat. Er hat dem Vordringen des fränkischen Hauses bis jetzt noch Widerstand geleistet.

Freitag, den 27. Mai 1898. Herr Geheimrat Dr. Weinhold knüpfte seinen Vortrag an ein ausgedehntes Bild an, das die Ankunft des Viehes auf einer Allgäuer Alm beim Beginn der Sommerwirtschaft darstellt. Der Auszug auf die Alm findet, wenn die Witterung es erlaubt, am 1. Mai statt, und dieser Termin galt wohl überall für den Austrieb. Auch die Bräuche dabei werden so ziemlich übereingestimmt haben, sind aber nach und nach verändert und eingeschwunden. Adalbert Kuhn hat in seinen Sagen, Gebräuchen und Märchen aus Westfalen 2, 153 ff. 208 derartiges angeführt, das zum Teil seine Gegenstücke anderwärts in Deutschland, aber auch in Skandinavien und Indien hat. Der Vortragende teilte einen Spruch aus dem Salzburgischen mit (vgl. oben S. 337), bemerkte aber dazu, dass in den Alpen jetzt diese Ceremonien abgekommen seien. Es handelt sich dabei um die Entsühnung der Tiere und um ihre Segnung gegen etwaige künftige Übel. Das gilt auch für den Hirtenhund. Wir besitzen noch einen althochdeutschen Hundesegen, der den Hund gegen den Wolf schützen soll. Er ist schon christlich, wie denn begreiflicherweise auch hier die heidnische Sitte sich christlich gefärbt hat. Schlug man früher das Vieh mit dem Ebereschenzweige, so wird es jetzt mit dem Weihwedel berührt; trieb man es früher durch Feuer, so jetzt hier und da durch Weihrauch. Mit der Einsegnung des Jungviehes verband man früher die Namengebung, während heute der Name meist bald nach der Geburt gegeben wird. Bei den Namen verweilte der Redner, führte deutsche aus alter und neuer Zeit, sowie altnordische an und gruppierte sie nach ihrer Bedeutung (Bezeichnungen nach der Jahreszeit, Tag- und Monatsnamen, nach Farben, Merkmalen u. s. w.). Auch die Hundenamen berührte er und sprach den Wunsch aus, dass Sammler diesen Tiernamen ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchten. — Ein Vortrag des Herrn Sanitätsrats Dr. Bartels wurde auf die erste Herbstsitzung verschoben.

Max Roediger.

Bastian, A. Religions-philosophische Probleme auf dem Forschungsgebiete buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abteilungen. X, 190 und 112 Seiten in einem Bande gr. 8. 1884. geh. M. 9 —

Behla, Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer prähistorischen Karte im Maassstabe von 1 : 1 050 000. X und 210 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 6.50

Joest, Wilhelm. Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Mit 11 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 30 Zinkätzungen nach Originalzeichnungen von O. FINSCH, CL. JOEST, J. KUBARY und P. PREISSLER, nebst Original-Mitteilungen von O. FINSCH und J. KUBARY. X und 112 Seiten Folio. 1887. In Halbleinwandband. M. 40 —

Joest, Wilhelm. Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 113 Seiten. Mit 3 Lichtdrucktafeln gr. 8. 1889. geh. M. 3 —

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 1—60, 3 Indexhefte und 7 Supplementhefte. Jedes Heft Mk. 6 —

Schroeder, Leopold von. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. VIII und 265 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 5 —

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend-archäologische Studie. 1 Band Text 157 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten, 4. geh. und ein Atlas von 11 Lichtdrucken, Folio, in Mappe. 1883. M. 48 —

Virchow, Rudolf. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener Amerikanischer Schädeltypen. Mit 27 Tafeln und 29 Textillustrationen.

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Achter Jahrgang. 1898. Heft 4.



Mit Tafel III und 1 Abbildung im Text.

Inhalt.

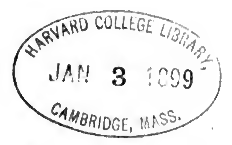
Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 15, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Prof. Dr. Rödiger, Berlin SW., Wilhelmstr. 140, und der Schatzmeister entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

Der Jahresbeitrag ist 12 Mk., wofür die Zeitschrift an die Mitglieder frei geliefert wird.



Die Hüttenberger Volkstracht.

Von Dr. **Eduard Otto.**

In seinem Buche „Deutschland und das deutsche Volk“ (Leipzig 1845) im 2. Bande (S. 212ff.) giebt Eduard Duller eine anschauliche Schilderung der „lebendigen Ausstellung sämtlicher Nationaltrachten des Grossherzogtums Hessen“, die gelegentlich der Enthüllung des Denkmals für Ludwig I. in den festlichen Augusttagen des Jahres 1844 in Darmstadt zu schauen war, „als alle Landschaften ihre stattlichsten Vertreter beiderlei Geschlechts“ dorthin gesandt hatten. Er rühmt besonders die Mannigfaltigkeit der schmucken oberhessischen Volkstrachten und giebt so einen Begriff von der weiten Verbreitung, deren sich um die Mitte unseres Jahrhunderts die Volkstracht in Oberhessen noch erfreute. Freilich erstreckt sich die reichhaltige Aufzählung Dullers auch auf einzelne Landschaften, die (wie der Breidenbacher Grund und das alte Amt Gladenbach) infolge von Gebietsabtretungen dem Grossherzogtum Hessen verloren gegangen sind; aber auch wenn wir diese Gebiete in Abzug bringen und das übrige mit den heute noch vorhandenen Resten vergleichen, so ergiebt sich eine ungeheure Abnahme der oberhessischen Volkstrachten während der letzten 50 Jahre. Vor allem zeigt sich, dass die Nationaltracht der männlichen Bevölkerung bis auf winzige Überbleibsel verschwunden ist. In meiner Heimat, dem ehemaligen Amte Hüttenberg, war die alte Staatstracht der Männer um das Jahr 1870 nur noch bei einigen wenigen Greisen zu finden, die an Sonn- und Feiertagen ihren langschössigen dunkelblauen Überrock, schwarzsamtene Kniehosen, lange schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe und als Kopfbedeckung einen mächtigen breitgeränderten Cylinderhut zu tragen pflegten. In einer wohlhabenden Familie hat man mir vor einigen Jahren eine wetterfeste weissliche Lederkniehose gezeigt, die der Werktagstracht angehört haben mag. Die oben erwähnten alten Männer trugen an Werktagen schwarze Kniehosen von Tuch, einen langen blauen Kittel und eine gestrickte blaue Zipfelmütze. Heutzutage ist die Staatstracht der männlichen Bevölkerung völlig modernisiert. Kaum dass die Werktagskleidung hier und da noch an die frühere Tracht erinnert. Der sogenannte Fortschritt hat sich in den letzten Jahr-

zehnten derart geltend gemacht, dass der blaue Kittel mit den hübschen schwarz gestickten Achselstücken, der in den siebziger Jahren noch für das Wahrzeichen des echten Bauern galt, auch aus der Werktagstracht fast ganz verschwunden und dem Spotte verfallen ist (man benutzt ihn z. B. beim Fastnachtsmummenschanz als Verkleidung!). Die ersten männlichen Personen meines Heimatdorfes Grossenlinden — es ist freilich dem Namen nach Stadt — die sich städtisch kleideten, waren die Söhne geringerer Familien, die in den Fabriken der nahe gelegenen Stadt Giessen arbeiteten. Ihnen haben es die Bauernbursche allmählich nachgemacht. Unter den Mädchen haben die Fabrikarbeiterinnen die bäuerliche Tracht wenigstens so modifiziert, dass sie ihrer eigenartigsten Formen bar ist. Von den Fabrikmädchen abgesehen hält jedoch die weibliche Bevölkerung des Hüttenbergs an ihrer Volkstracht noch jetzt mit löblicher Zähigkeit fest.

Wie in Grossenlinden, so ist es in den übrigen Orten, die eine Nationaltracht noch aufweisen. Überall sind es die Weiber, die die alte Überlieferung treulich festgehalten haben. Aber welche Lücken sind doch entstanden! Nur wenige, engumgrenzte Landschaften, ja mitunter ganz vereinzelte Orte heben sich als Oasen aus der Wüste einer reiz- und farblos gekleideten Volksmasse leuchtend ab.

In der südlichen Wetterau muss die Volkstracht schon ziemlich früh ausgestorben sein. Auffallender ist es, dass die durch zäh konservativen Charakter ausgezeichnete Bevölkerung des Vogelsberges auf ihre volkstümliche Bekleidung so gut wie ganz verzichtet. Hier bildet Herbstein die einzige mir bekannte Ausnahme, und zwar hat dort die katholische Ortsgeistlichkeit auf die Erhaltung der schmucken und kleidsamen Volkstracht der Weiber hingewirkt.

Im folgenden will ich den Versuch machen, die Tracht des ehemals in hessischem und nassauischem Gemeinbesitz befindlichen Amtes Hüttenberg, wie sie in den hessischen Orten Grossenlinden, Leihgestern, Langgöns, Pohlgöns und Kirchgöns getragen wird, nach eigener Anschauung und auf Grund besonderen Studiums genau zu schildern.

Das Hemd ist von selbstgefertigtem starkem Linnen und am Halse wenig ausgeschnitten. Es hat vorn auf der Brust einen zwei Spannen langen Schlitz, der am Halse mit zwei Bindebändern geschlossen wird. Das Hemd ist nur so lang, dass es unterhalb der Röcke nicht hervorsehen kann. Indessen ist letzteres der Fall, wenn die Bäuerin die obersten (längsten) Röcke bei der Feldarbeit abgelegt und nur wenige kurze Unterröcke anbehalten hat. Die Ärmel sind etwa eine Elle lang und gleich weit. Darunter sind viereckige Räutchen eingesetzt, damit das Hemd unter den Armen nicht spanne. Auf beiden Seiten befinden sich die sogenannten „grossen Rauten“, keilförmige Einsätze, deren Basis mit dem unteren Saume abschneidet, und deren Spitze bis unter die Ärmel reicht. Sie haben natürlich den Zweck, das Hemd nach unten zu erweitern.

Eine Verzierung ist nur auf den Schultern angebracht, wo sich zwei Finger breite „Achselbänder“ befinden. Es sind dies mit weissem Zwirn von den Frauen und Mädchen meist selbst „genähte“ [1]) Linnenstreifen.

Zum Staatsanzuge gehört ein Hemd von feinerem (gekauftem!) Linnen, das der Volksmund als „Leinwand“ bezeichnet. Bei ihm ist die Stickerei der Achselbänder feiner ausgeführt, auch sind manche Stellen innerhalb derselben „ausgezogen“ (durchbrochen). Geht das Mädchen im Sommer zum Tanz oder zur Kirmes, dann trägt es keinen „Mutzen“ (Jacke), und die Hemdärmel sind sichtbar. Sie werden deshalb gestärkt und gebügelt und sind am Ellbogen über handbreit umgeschlagen, so dass sie den Unterarm frei lassen. Über das Hemd legt die Bäuerin zunächst den Kragen.

Der **Kragen** (krôk) vertritt den Teil der Kleidung, der in früheren Jahrhunderten und bei manchen Volkstrachten noch heute den Namen „Köller“ oder „Göller“ führt, unterscheidet sich aber von den meisten Göllerformen dadurch, dass er nicht nur Hals und Schultern deckt, sondern mit seinen beiden Enden bis unter die Herzgrube reicht und so zugleich als „Brustfleck“ dient. Der zur Alltagskleidung gehörige Kragen zeigt auf der oberen Seite geblümten Kattun, dessen Grundfarbe bei Mädchen und jüngeren Frauen blau oder grün, bei älteren Frauen schwarz ist. Darunter liegt eine Lage von altem getragenem Wollstoff, hierunter befindet sich das Leinenfutter. Diese drei Lagen sind durchaus versteppt. Der Kragen besteht aus zwei gleichförmig geschnittenen Hauptteilen, die so aneinander gefügt sind, dass in der Mitte des Nackens eine stumpfe Spitze entsteht. Auf diese zusammengesetzten Hauptteile ist ein mässiger, etwa daumenbreiter, nach vorn etwas abgeschrägter Stehbund aufgenäht, der den Hals fest umschliesst und mit zwei buntfarbigen Seidenbändern vorn geschlossen wird. Von der Höhe der Schultern ab, wo sie etwas bogig geschnitten sind, verjüngen sich beide Hauptteile, zunächst ziemlich stark, dann allmählicher nach unten zu und laufen in stark abgerundete Spitzen aus. Etwa in der Höhe des Brustbeins werden beide Teile kreuzweise so übereinander geschlagen, dass der rechte über dem linken liegt. Die abgerundeten Enden dürfen unter dem Leibchen nicht hervorsehen.

Zur Staatskleidung gehört ein Kragen, der mit farbiger, bei älteren Frauen mit schwarzer Halbseide oder Seide überzogen ist. Er ist, so weit er über dem Mieder oder innerhalb der vom Mieder nicht verhüllten Brustmitte sichtbar bleibt, mit farbigem (bei älteren Frauen mit dunklem oder schwarzem) Samtbande besetzt, das zuweilen noch durch bunte seidene Blumen geziert ist. Besondere Zierstücke sind die unter den Trägern des Mieders hervorsehenden bogig geschnittenen Schulterstücke, die mit den „Schwalbennestern“ militärischer Spielleute einige Ähnlichkeit haben. Sie

1) Für sticken braucht die Hüttenberger Mundart durchaus das Wort nähen.

sind mit Blumen und Sternen von bunter Seide bestickt und mit Glasperlen und Flittern („Hellerchen und Blätterchen“) benäht. Eine Silberlitze („Borte“) grenzt die verzierten Achselstücke schwalbennesterförmig ab. Auch der Stehbund ist mit Seidenstickerei und aufgenähtem Flitterwerk geschmückt. Reichen Zierrat trägt auch derjenige Teil des rechten Zipfels, der unter der Verschnürung des Leibchens sichtbar wird und so die Stelle des ausser Gebrauch gekommenen Bruststücks vertritt. Hier sind metallische, dunkelrot- oder buntschillernde Folien („Folio“) untergelegt und mit gitterförmiger grüner Seidenstickerei überzogen. Auch Blümchen und Sternchen sind mit bunter Seide eingestickt, Silberborten, „Hellerchen“ und „Blätterchen“ angebracht. — Über den Kragen zieht die Hüttenbergerin

Das Leibchen. Es ist aus Tuch gefertigt und setzt sich aus drei Teilen zusammen, nämlich einem fast bis zum Halswirbel hinaufreichenden Rückenteil ohne Schoss, in das die hintere Spitze des Kragens eingesteckt wird, und zwei vorderen Seitenteilen, aus denen die weiten Ärmellöcher sowie der mässige eckige Ausschnitt derart herausgeschnitten sind, dass zwei nach vorn sich ziemlich stark verengende Träger übrig bleiben, die oben auf den Schultern an den Rückenteil angenäht sind. Diese beiden Nähte auf der Schulter sind mit einer zierlichen Stickerei geschmackvoll verziert: die Naht entlang läuft eine einfache Kreuzstichlinie, zu deren beiden Seiten sich zwei andere Reihen parallel hinziehen, die durch abwechselnde zweifarbige Sternchen und einfarbige Ringe gebildet sind. Die beiden abwechselnden Farben sind gewöhnlich grün und veilchenblau oder hellblau und kirschrot. Die Vorderseitenteile werden vorn über die Brustflügel des Kragens derart zusammengenommen, dass ihre unteren zipfliggeschnittenen Enden, die sehr bezeichnend „Schnäbel“ genannt werden, einander berühren, während sie nach dem Ausschnitt hin allmählich auseinander gehen und so ein auf der Spitze stehendes Dreieck auf der Brust freilassen, innerhalb dessen der verzierte Teil des rechten Kragenflügels durchsieht. Das Leibchen ist durch eingenähte Rohr- oder Fischbeinstäbchen stark gesteift. Es sind deren im ganzen acht. Zwei befinden sich in der Mitte des Rückenteils unmittelbar nebeneinander, je eins zu beiden Seiten. Je ein Paar läuft vom Ausschnitt nach den „Schnäbeln“ die beiden vorderen Enden der Seitenteile entlang. Doch stehen hier die Stäbchen eines Paares nicht wie im Rücken unmittelbar nebeneinander, sondern lassen parallel laufend einen bescheidenen Zwischenraum, durch den die Nestellöcher hindurchgehen. Solcher giebt es auf jeder Seite sechs, die genau miteinander korrespondieren. Ganz nahe unter dem untersten Nestelloche des linken Vorderseitenteils und nahe über dem obersten Nestelloche des rechten Vorderseitenteils ist noch je ein Loch angebracht. An dem untersten dieser Löcher (links) wird das untere Ende der Nestelschnur durch einen Knoten befestigt, hierauf wird sie durch das unterste Loch des rechten, dann durch das entsprechende des linken Vorderseiten-

teils u. s. w. durchgezogen, um zuletzt mit ihrem anderen Ende in jenem überstehenden obersten Loche des rechten Vorderseitenteils angeknüpft zu werden. Als Nestelschnur dient beim Staatsanzuge Samtband. Die Nestellöcher sind mit Seide zierlich umstochen und zwar so, dass zwei Farben miteinander abwechseln. Für Kinder wählt man (wie bei der Verzierung der Schulternähte) die Farben Kirschrot und Hellblau, für Mädchen und junge Frauen Veilchenblau und Grün, eine überhaupt sehr beliebte Farbenzusammenstellung. Am Mieder älterer Frauen sind alle Nestellöcher mit schwarzer Seide umstochen. Die sogenannten „Schnäbel“ sind mit Leder besetzt, um das Durchstossen der Stäbchen durch das Tuch zu verhindern. An den unteren Rand des Leibchens sind die „Kissen“ angesetzt, dicke, mit Linnen überzogene Wülste, die zum Tragen der Rockbünde dienen. Es sind deren zwei, die etwa handbreit links und rechts von den Schnäbeln ansetzen und in der Mitte des unteren Randes des Rückenteils zusammentreffen. Die Röcke werden so angezogen, dass auf den Hüften und im Kreuz ihr Bund auf diesen Tragkissen fest aufliegt. Vorn am Unterleib aber werden sie unter die „Schnäbel“ geschoben. Dadurch wird das Rutschen und Verschieben der Röcke verhindert.

Dass das „Leibchen“ eine höchst unbequeme Tracht ist, wird nach der vorangehenden Schilderung ohne weiteres einleuchten. Auch ist der starke Druck, den namentlich die zwei paar Rohr- oder Fischbeinstäbchen rechts und links von der Verschnürung ausüben, der leiblichen Entwicklung nichts weniger als förderlich. Dieses unglückliche, panzerartige Erbteil aus der Rokokozeit erfüllt übrigens den „Zweck“ des Korsetts, „Figur zu machen“, nur sehr unvollkommen, da es die meisten Mädchen und Frauen völlig flachbrüstig erscheinen lässt, kräftig entwickelte Brüste aber seitwärts verschiebt. Es kommt also infolge jener Steifung des Mieders die Büste gar nicht oder nur sehr unvollkommen zur Geltung.

Entschieden bequemer und der körperlichen Entwicklung förderlicher als das gesteifte Schnürleibchen war das Knöpfleibchen, das jedoch heute nur noch hier und da von älteren Frauen getragen wird. Es ist nicht gesteift und hat keine Verschnürung. Das zipflig zugeschnittene Ende des einen Vorderseitenteils wird an einer Knopfreihe festgeknöpft, die von der rechten Schulter schräg nach der Herzgrubengegend läuft. Dieser Knopfreihe entsprechend zieht sich eine konvergierende zweite von der linken Schulter nach demselben Flecke. Sie ist nur der Symmetrie wegen da und dient nicht zur Befestigung des Leibchens. Noch weit unbequemer war die Staatstracht zu der Zeit, in welcher unter die Nestelverschnürung des Schnürleibs als Hauptzierstück das aus Pappe oder steifem Stoffe bestehende mit bunter Seide oder schwarzem Samt überzogene, bestickte und benähte Bruststück („Herz“) hineingeschoben wurde. Es ist seit langer Zeit aus der Mode gekommen, und seine Stelle vertritt, wie oben

angedeutet, der verzierte rechte Zipfel des Kragens. Über das Mieder zieht die Bäuerin in der bereits angegebenen Weise die Röcke.

Die Röcke sind heutzutage meist aus Baumwollen- oder Wollenbiber, aus „Bibertuch“, die besseren aus feinem, glattem und schwerem Tuch gefertigt. Früher, als der bäuerliche Hausfleiss noch Woll- und Leinengarn in Menge hervorbrachte, wurde zu Alltagsröcken vielfach „Beiderwand“ („Barwenn“) verwandt, ein dauerhaftes haariges Gewebe, das aus leinenem Aufzug und wollenem Einschlag hergestellt wurde, und wozu die bäuerlichen Haushaltungen dem Weber das Material selbst lieferten. Diese ungefärbten, „schafgrauen“ Röcke hatten keinerlei Besatz. Noch vor 20 bis 30 Jahren war der Flachsbau in der Gegend ziemlich bedeutend, und wenn die Herbstarbeit gethan war, wurde in jedem echten Bauernhause der Webstuhl aufgeschlagen. An den langen Winterabenden schnurrte das Rädchen unter den Tritten der spinnenden Hausfrau, knarrte der Webstuhl, fuhr das Weberschiffchen des Bauern behende hin und her. In der sogenannten „Spinnstube“, dem Hauptwintervergnügen der Dorfjugend, wurde nicht allzuviel gesponnen, wenngleich die Spinnräder der Dorfschönen sich eines besonders prächtigen Bänderputzes erfreuten. Aber eine Gesellschaft von Frauen war nicht denkbar ohne fleissiges Flachsspinnen. Das Wort „spinnen gehen“ bedeutete geradezu „in Gesellschaft gehen“. Auf das Stricken verstanden sich damals die wenigsten Bäuerinnen. Das galt für Männerarbeit. Mannsleute mit dem Strickstrumpf um den Bohlentisch versammelt oder auf dem Bauholze vor der Hofraite sitzend, waren ein ganz gewöhnlicher Anblick. Das von den Hausfrauen gesponnene Leingarn wurde von den Männern gewoben, und mit stillem Stolze trug die Bauersfrau die selbstgefertigten „Stücke Tuch“ auf die Bleiche und verschloss sie in der mit bunten Blumen bemalten Truhe („Lade“). Das ist alles anders geworden. Der Flachsbau ist ziemlich verschwunden und die Frauen, wenn sie überhaupt noch spinnen, spinnen nur Wolle. Infolge dieses Rückgangs des Flachsbaues und der häuslichen Wollspinnerei sind jene naturgrauen Beiderwandröcke von den Biber- und Tuchröcken völlig verdrängt worden. Auch die bei dem jüngeren Geschlecht stark hervortretende Neigung, der Kleidung mehr Farbenreiz und grössere Eleganz zu geben, hat zur Verdrängung der „schafgrauen Röcke“ wesentlich mitbeigetragen. Die Hüttenbergerin trägt eine sehr stattliche Anzahl Röcke, im Hause (auch im Sommer!) nicht leicht weniger als vier, wenn sie „stolz“, d. h. sonntäglich gekleidet ist, bis zu neun (in früherer Zeit wohl auch zehn bis elf). Die Länge der Röcke ist, wenn man sie mit den zu anderen Volkstrachten gehörigen vergleicht, ausserordentlich gering, und lässt den Spitznamen „Stumprock“ gerechtfertigt erscheinen. Die Röcke, die zu einem Anzuge gehören, sind übrigens nicht gleich lang. Der unterste Unterrock ist der kürzeste und erreicht bei weitem nicht die Länge des Hemdes. Der darüber gezogene

Rock ist etwas länger, desgleichen jeder weitere, so dass schliesslich das Hemd unterhalb der Röcke nicht mehr hervorsieht und der Oberrock die Knie eben bedeckt, die Waden aber völlig frei lässt. Bei gebückter Haltung wird die Kniekehle sichtbar.

Der Schnitt der einzelnen Röcke ist der gleiche. Sie sind am Bunde (an der „Leine") von der einen Hüfte nach hinten ringsum bis zur anderen Hüfte in gleichmässige Falten gelegt. Die Zahl dieser Falten ist sehr beträchtlich. (Ich habe deren an einem Biberrocke nicht weniger als 180 gezählt; an feinen Tuchröcken mögen deren noch mehr sein.) Die Falten sind durch drei in bestimmtem mässigem Abstande mit der Bundnaht parallel laufende Nähte zusammengefasst. Von der untersten dieser Nähte fallen sie, nach unten gleichmässig sich erweiternd, herab. Das Vorderteil der Röcke ist faltenlos. Als Stoss diente in früherer Zeit „Gurt" (Gürtelband), heutzutage ist er aus farbigem Kattun hergestellt. Der Schlitz befindet sich auf der linken Seite und wird an der „Leine" mit Haken und Schlinge geschlossen. Eine Tasche ist gewöhnlich nur auf der rechten Seite des Oberrocks angebracht. Bei der Sonntagskleidung fehlt auch wohl diese und wird durch eine besondere über dem Rock getragene Tasche ersetzt. (S. unten S. 369.)

Die Farbe der Röcke ist verschieden, doch meist dunkel: schwarz, dunkelblau, russischgrün, olivgrün, braun und „fahl". Von helleren Farben ist nur ein helles Silbergrau beliebt. Natürlich tragen ältere Frauen nur dunkelfarbige Röcke.

Die Hauptverzierung der Röcke ist der Randbesatz. Seine Farbe ist bei der Tracht älterer Frauen dunkel (schwarz oder dunkelblau), bei der der Mädchen und jungen Frauen hell (hellgrün, hellblau, kirschrot) und so gewählt, dass sie von der Farbe des Rockes grell absticht. Wollenband wird zur Verzierung selbst der Werktagsröcke heutzutage nur noch selten verwandt. Gewöhnlich nimmt man einfarbiges Seidenband, auch gelbliches Taftband oder geblümte Buntseide oder Samtband. Der Bandbesatz ist oft nahezu handbreit. In den letzten Jahrzehnten, in denen der bäuerliche Luxus rasche Fortschritte gemacht hat, sind zur Verzierung kornblumenblaue oder veilchenblaue Seidenbänder mit schwarzen oder grünen Samtblumen oder -blättern beliebt geworden. Die korrespondierenden Farben sind also hier veilchenblau und grün, kornblumenblau und schwarz. Für die eleganteste Verzierung aber gilt das sogenannte Sternband, bei dem buntseidene Sterne, Blumen- und Blätterornamente von dem schwarzen Samtgrunde wirksam abstechen. Gehoben wird ein solcher Besatz zuweilen noch durch eine an seinem oberen Rande aufgenähte schmale silberne „Borte", die sich manchmal auch als „Kettchen", d. h. als durchbrochene Litze darstellt. Solche prächtige Verzierung weist natürlich nur der Sonntagsoberrock auf, die Unterröcke haben meist nur einfachen Besatz, etwa Seiden- oder Taftband, jedoch so, dass womöglich die Verzierung

jedes Rockes eine andere Farbe aufweist. Fliegen die Röckchen im Tanze, so hat man nicht selten die Erscheinung eines förmlichen Regenbogens. Bei der Staatstracht müssen übrigens auch die unteren Röcke schön besetzt sein, weil es häufig geschieht, dass die Bäuerin auf dem Tanzboden, wenn ihr die Hitze zu arg wird, der Bequemlichkeit halber ein paar überzählige Röcke abwirft und an die Wand hängt. Dieses Erleichterungsverfahren zeigt jedoch zuweilen deutlich eine gewisse Nebenabsicht. Die reichen Mädchen sind damit am flinksten bei der Hand, denn die Zahl der Röcke entspricht dem Grade der Wohlhabenheit, und protzig veranlagte Dorfschönen können bei der Gelegenheit zeigen, dass der zur Schau getragene Prunk kein oberflächlicher ist, dass es bei ihnen nicht „oben hui! und unten pfui!“ heisst. Zuweilen sieht man wohl auf dem Tanzboden geputzte kleine Schulmädchen erscheinen, um den glücklichen tanzenden Schwestern ihre überflüssig gewordenen Röcke abzunehmen und heimzutragen, und dieser schwesterliche Liebesdienst scheint fast mehr zum Zwecke einer naiven Prahlerei als um der Ordnung willen in Anspruch genommen zu werden.

Sind die Röcke angelegt, so zieht die Bäuerin über das Leibchen in der Regel eine Ärmeljacke, den sogenannten „Mutzen“. Er ist meist aus dem nämlichen Stoffe gefertigt wie der Oberrock und im Winter mit weissem Wollstoff, im Sommer mit weisslichem Baumwollstoff gefüttert. Im letzten Jahrzehnt sind auch Seiden- und Plüschmutzen in Mode gekommen. Bei „geringen“ Frauen und Mädchen sieht man auch Mutzen von Kattun. Die Ärmeljacke wird, wenn das betreffende Tuch die nötige Breite hat, ganz aus einem Stücke geschnitten. Ist es nicht breit genug, oder will man am Tuche sparen, so werden die Unterärmel oder Brustteile angesetzt. Der Mutzen reicht bis zum obersten Rock und ist nur an den Ärmelenden der Rockverzierung entsprechend besetzt. Am Halse ist kein Stehbund oder Besatz angebracht, da ja hier der reichverzierte Kragen hervorsieht. In Langgöns sind auch die beiden Brustteile an den Rändern, die auf der Brust zusammengenommen werden, dem Rockbesatz entsprechend besetzt. Die Verzierung aus breitem Samt- oder Seidenbande an den unteren Ärmelenden ist in Grossenlinden und Langgöns verschieden angebracht. In Grossenlinden umschliesst das Ärmelende das Handgelenk ziemlich knapp und der Besatz läuft demgemäss einfach ringsum. (Früher lief das Besatzband auf der oberen Seite des Ärmels nach Art der sogen. Brandenburger Aufschläge eine kleine Strecke den Ärmel aufwärts. Doch ist diese Besatzart jetzt unmodern geworden.) In Langgöns ist das untere Ärmelende geschlitzt und die Bandverzierung zieht sich auch den Schlitz entlang. Der Mutzen ist auf der Brust durch je zwei Haken und Schlingen und durch vier Bindebänder geschlossen. Neuerdings wird bei der Staatstracht der obere Rand des Ärmelaufschlags vielfach mit silberner „Borte“ oder silbernem „Kettchen“ besetzt, der untere mit einer Spitze garniert.

In Langgöns trägt man auch Knöpfmutzen, d. h. solche, die auf der Brust zugeknöpft werden. (In Grossenlinden werden solche nur beim Abendmahl angezogen.) Die Knöpfe sind mit schwarzem oder grünem Tuch überzogen.

Der geringe Zwischenraum, der etwa zwischen Mutzen und Oberrock bleibt, wird durch die Leine der Schürze verdeckt. Die Schürze ist am unteren Ende $1\frac{1}{2}$, am oberen, wo sie an der Leine angenäht ist $\frac{3}{4}$ Ellen breit, an den Hüften in Falten gelesen, vorn glatt. Sie verdeckt also fast die gesamte Vorderseite des Rockes, lässt jedoch dessen Besatz unten hervorsehen. Werktagsschürzen wurden früher aus blaugefärbtem Hausmacherlinnen gefertigt und der Bund wurde durch eine Messingschnalle geschlossen, die in eine messingene Ringkette eingehakt wurde. (Die letztere ermöglichte es, den Schluss nach Belieben enger und weiter zu machen.) Heutzutage sind die Alltagsschürzen aus Druckzeug gemacht, und die „Leine" läuft in Bindebänder („Bennel") aus, die auf dem Leib zur Schleife gebunden werden. Zur besseren Tracht gehört gegenwärtig eine Schürze aus geglätteter feiner Leinwand von blauer Farbe. Werktags trägt man hellblau, Sonntags dunkelblau. Zum höchsten Staat gehören halb- oder ganzseidene Schürzen. Zum Abendmahle trägt man solche von schwarzer Seide oder von schwarzem Taffet. Gute Schürzen haben auch eine Samt- oder Taffetleine, die am unteren Rande mit einem „Kettchen" besetzt ist. Ein Hauptzierstück bilden die sonntäglichen Schürzenbänder, die in der Regel der Rock- und Ärmelverzierung entsprechen, also aus breitem Samt- oder Seidenband (Sternband u. dgl.) bestehen. Sie werden an die „Leine" angesteckt und vorn zu einer stattlichen Schleife gebunden. Ihre Enden sind häufig mit Silberfransen besetzt. Den Schürzenbändern entsprechen dann auch die Besätze der Schürze, die zu beiden Seiten von der „Leine" bis zum unteren Saume herablaufen. Weiterhin entspricht diesen Verzierungen die Busenschleife („der Schlupp"), die auf dem Mutzen mitten auf der Brust angesteckt wird. Reiche Mädchen tragen als höchsten Staat einen sogenannten „Perlschlupp", d. h. eine breite bunte Schleife aus Sternband mit Folienverzierung, Stickerei, Flitter, Litzeneinfassung und anderem Zierat.

Unter der Schürze trägt die Bäuerin, wenn sie geputzt ist, eine Tasche, die auf dem rechten Oberschenkel aufliegt und mit gewöhnlichen Bindebändern („Benneln") um den Leib gebunden ist. Die Vorderseite dieser Tasche besteht meist aus schwarzem Samt, der bunt bestickt, mit Flittern benäht und mit buntem Seidenband besetzt ist.

Um den Hals schlingt die Hüttenbergerin in der Regel ein Halstuch. Dieses wird dreizipfelig zusammengefaltet und so umgethan, dass von den drei Spitzen die rechtwinkelige in der Mitte zwischen den Schulterblättern ruht. Die beiden anderen Zipfel werden beiderseits unter dem Kinn nach vorn herumgenommen und dann im Nacken mit Nadeln

oder mit Brosche aneinander befestigt. Im Sommer trägt man vorwiegend seidene, im Winter wollene Tücher. Auch Tücher aus buntem Musselin und solche aus schwarzem Kaschmir sind im Gebrauch. Die Seiden- und Wollentücher der Mädchen und jungen Frauen sind in der Mitte einfarbig mit einem breiten Buntstreifen und bunten Fransen am Rande. Die Halstücher älterer Frauen sind von schwarzer Seide, schwarzem Kaschmir und schwarzer Wolle. An Werktagen und in der Spinnstube werden auch Tücher getragen, deren beide Zipfel auf der Brust gekreuzt und am Rücken aneinander geknüpft werden. Bei kalter und regnerischer Witterung fehlt auch das Kopftuch nicht.

Zum vollkommenen Putz gehört auch ein **Halsband** aus mehreren Reihen weisser Wachsperlen, Granaten, Bernstein- oder Glasperlen, dessen Enden im Nacken zuweilen durch ein sehr breites, oft reizend ornamentiertes, der Rundung des Nackens entsprechend geschweiftes silbernes Schloss zusammengefasst werden. Unter dem Kinn fällt zuweilen vom Halsbande ein hübsch und kunstvoll geformter „Pfriem“ aus Silber herab.

Ihren besonderen Charakter verleiht den oberhessischen Volkstrachten die **Kopfbedeckung**. Sie bedingt zugleich die Form der Haartracht. Die Hüttenbergerin kämmt („strählt“) ihr Haar in gebückter Haltung nach vorn aus, fasst es dann mit einer Hand dicht über dem Kopfwirbel zusammen und bindet es mit einem Bindebändchen. Unter diesem „Bennel“ steckt sie dann eine Haarnadel aus Horn oder Messing quer durch. Sodann teilt sie das Haar in zwei annähernd gleiche Strähnen, nimmt diese unter der Haarnadel durch beiderseits nach vorn herum und steckt die Enden der Strähnen unter. So entsteht auf dem Kopfwirbel ein Haarnest, der „Schnatz“ genannt. Er darf nur so gross sein, dass er von der kleinen Haube ganz bedeckt werden kann. Wer so reiches Haar hat, dass es sich dieser Anordnung nicht fügt, schneidet oben auf dem Kopfe einen Haarstrang ab, um so das Nest auf einen mässigen Umfang zu beschränken; denn es gilt für hässlich, wenn unter der Haube vom „Schnatze“ etwas sichtbar wird. Was von Haaren zu sehen ist, strebt nach oben unter die Haube und wird so viel wie möglich glatt „gestrählt“. Die Frauenköpfe erhalten durch die beschriebene Haartracht eine birnenartige Form. Bei vielen Frauen des Hüttenbergs macht sich schon frühzeitig ein auffallender Haarschwund bemerkbar. Es ist dies die notwendige Folge allzu festen Aufbindens auf dem Wirbel, wodurch die Haare dicht über der Haarwurzel abspringen. So erscheinen denn namentlich die Stellen über den Schläfen nicht selten ziemlich kahl. Doch begegnet man auch Frauen und Mädchen mit überaus reichem und schönem Haar. Manche Mädchen, die sich eines üppigen Haarwuchses erfreuen, flechten die oben beschriebenen beiden Haarsträhnen in Zöpfe und legen dann diese zum „Schnatze“ zusammen. Diese Haartracht giebt im Hause, wo das Häubchen gewöhnlich abgelegt wird, der Betreffenden ein viel schmuckeres Aussehen als die gewöhnliche

Der gewöhnlichen Kopfbedeckungen sind zwei. Ihr Kern ist jedoch derselbe. Es ist dies ein weisses Häubchen von sehr mässigem Umfang, aus verschiedenen Lagen gesteppter Leinwand gefertigt. Es ist aus drei Stücken zusammengesetzt. Das Mittelstück ist so gebogen, dass es die Vorder- und Rückseite und oben einen wagerechten schmalen „Steg" bildet. Zu beiden Seiten sind kleine keilförmige Seitenstücke eingesetzt. Sie laufen nach den Schläfen zu in abgerundete Spitzen aus, woran die Bindebänder angesteckt werden. Der „Steg" ist häufig an einigen Stellen durch Ausziehen durchbrochen und mit zierlichen schwarzseidenen (früher auch buntseidenen) Blümchen bestickt. Die Haube bildet sonach einen mässigen, nach den Schläfen hin seitlich auseinandergezogenen abgestumpften Kegel mit ovaler, der Rundung des Schädels entsprechend geschweifter Grundfläche. Sie bedeckt den „Schnatz" völlig, lässt aber Stirn und Hinterkopf ganz frei. Vor etwa 20 Jahren wurde die eben beschriebene weisse Haube ohne Bandumhüllung noch von einzelnen alten Frauen getragen. Heutzutage trägt man nur die Bandhaube und die „Maratze".

Bei der gewöhnlichen Bandhaube ist das weisse Häubchen mit handbreitem schwarzem, gemustertem, mit einer zierlichen Spitzenkante umsäumtem Atlasbande ringsum so überzogen, dass nur ein schmaler Streif des Stegs mit seinen Verzierungen oben sichtbar bleibt. Der untere Saum des Bandes ist nach innen umgeschlagen und im Innern der Haube festgenäht. An jedes der beiden vom Bande völlig überzogenen, nach den Schläfen sich hinabziehenden abgerundeten Ecken wird ein dem Bandüberzug der Haube entsprechendes handbreites Haubenband mit Nadeln angesteckt. Beide Bänder werden unter dem Kinn zu einer gewaltigen Schleife gebunden, deren untere Enden auf den Busen herabfallen.

Im Herbst und im Winter tritt an die Stelle der Bandhaube die sogenannte „Maratz".[1]) Auch bei ihr bildet die weisse Linnenhaube den Kern. Der Unterschied zwischen ihr und der Bandhaube besteht lediglich in der Eigenart der Bandumhüllung. Während bei der sommerlichen Kopfbedeckung die weisse Kernhaube mit einem einzigen Bande so umzogen ist, dass nur ein schmaler Streif des „Stegs" zu sehen ist, wird bei der Maratze ein doppeltes schwarzes gemustertes Atlasband so herumgeschlungen, dass die ausgebogte zierliche Spitzenkante des innern über der des äussern eben noch sichtbar bleibt. Die Vorderseite der Linnenhaube wird somit völlig verhüllt, da hier die Bänder fast fingerbreit über sie hervorragen. Über den Schläfen hingegen bleiben jene abgerundeten Ecken der weissen Haube unterhalb der Bänder sichtbar. Auf der Rückseite wird die beschriebene Doppelhülle beiderseits etwas rechts und links

1) Das Wort ist schwerlich deutschen, sondern wahrscheinlich romanischen Ursprungs. Es erinnert am meisten an das französische marotte = Narrenkappe. Da die Hüttenberger Volkstracht in mehr als einer Hinsicht an die aus Frankreich stammende Rokokomode erinnert, wäre die Entlehnung eines französischen Worts nicht auffallend.

von der Mitte gerafft und am untern Rande der Linnenhaube befestigt. Beiderseits fällt nun das innere Band auf das entsprechende Schulterblatt herab, während das untere Ende des äusseren Bandes zu beiden Seiten nach innen heraufgenommen und an der Stelle, wo die Bänder gerafft sind, festgeheftet wird. So entstehen zwei Halbschleifen, die den Hinterkopf fast ganz bedecken. Das Raffen der Bänder bewirkt, dass ein ziemlich grosses Stück der gestickten und durchbrochenen weissen Haube von hinten sichtbar bleibt. Die Bindebänder der Maratze sind die nämlichen wie bei der Bandhaube.

Das Bein bekleiden die Mädchen mit hellblauem, die Frauen mit schwarzem wollenem Strumpf mit gleichfarbigem Zwickel oder auch ohne einen solchen. Die Abendmahlsstrümpfe sind auch bei Mädchen schwarz und waren früher mit einem Zwickel von weissem Baumwollgarn verziert. Gehalten wird der Strumpf durch ein aus verschiedenfarbigen (meist roten und gelben) Wollfäden geflochtenes zwei Finger breites und etwa 1,25 *m* langes Strumpfband, dessen Enden in einzelne zierliche Zöpfchen auslaufen. Es wird oberhalb der Wade mehrfach um das Bein geschlungen, die Enden werden untergesteckt.

Die Schuhe haben niedern Absatz und laufen vorn in eine mässige, hübsch geformte Spitze aus. Bei der Feldarbeit trägt man sogenannte „Bennelschuh". Bei ihnen ist das derbere Oberleder weniger weit als bei den Galaschuhen und zwar so ausgeschnitten, dass von rechts und links je ein Streifen nach der Mitte des Ristes läuft, wo beide durch einen Riemen aneinander befestigt werden. Die Sohlen sind mit Nägeln beschlagen. Die Staatsschuhe waren früher regelrechte Stöckelschuhe, wie sie in der Rokokozeit von den Damen am Hofe zu Versailles getragen wurden, um dann Jahrzehnte lang die Füsse aller europäischen Modedamen zu zieren. Der Absatz dieser Schuhe war unglaublich hoch, nach der Mitte des Fusses hin stark geschweift und berührte den Boden mit einem winzigen Dreieck. Diese für bäuerliche Verhältnisse geradezu ungeheuerliche Fussbekleidung ist längst aus der Mode gekommen. Die heutigen Staatsschuhe sind in der Form den beschriebenen Werktagsschuhen sehr ähnlich, nur sind sie von feinerem Leder, zierlicher gearbeitet, sehr weit ausgeschnitten (ohne die auf dem Rist sich treffenden Streifen). Der Ausschnitt ist bei Mädchen mit gemustertem, bei Frauen mit einfachem schwarzem Samtbande eingefasst. Diesem Besatz entspricht der unterhalb des frei bleibenden Rists rückwärts der Fussspitze angebrachte „Schlupp" (Schleife) mit schwarzseidener Rosette, die in der Mitte durch ein metallenes Kränzchen („Schnällchen") und mit 4 ins Kreuz gestellten Perlmutterknöpfchen verziert ist. Im Winter tritt an die Stelle des Oberleders schwarzer gefütterter Wollstoff, der da, wo er die Sohle berührt, mit einem zierlich gezackten Streifen aus feinem Leder besetzt ist. Die Rosette auf der Schleife ist dann gewöhnlich aus Glanzleder hergestellt und trägt die oben beschriebene Verzierung mit „Schnällchen" und Knöpfchen.

Im vorhergehenden ist nur die Werktags- und die gewöhnliche Sonntagskleidung geschildert. Es bleibt nun noch die Tracht zu schildern, wie sie bei besonders feierlichen Gelegenheiten getragen wird, soweit sie nämlich von der gewöhnlichen Sonntagskleidung abweicht.

Beim Tanze im Sommer, zumal auf der Kirmes, die in Grossenlinden im Hochsommer stattfindet, zeichnete sich die Tracht der Mädchen früher dadurch aus, dass der Mutzen wegfiel. Die Hemdärmel waren dann breit umgeschlagen, gestärkt und gebügelt und mit einer Spitze besetzt. Der Unterarm blieb frei. Die Weglassung des Mutzens bot einen doppelten Vorteil: sie erleichterte die Tänzerin und liess den schön gestickten kollerartigen Kragen, ein Hauptzierstück der gesamten Tracht, das vom Mutzen grossenteils verdeckt wird, zur Geltung kommen. Die Haube wird beim Tanzen abgelegt. Von Schmuck sind ausser der schon beschriebenen Halskette mit dem Silberpfriem massive Silberringe von gewaltiger Breite und Dicke mit oft wundervollen Ornamenten gebräuchlich. Das weisse Taschentuch wird während des Tanzes zusammengefaltet in der linken Hand getragen. Leider beginnt neuerdings der Mutzen sich auch in die Tanzbodentracht einzudrängen. Dadurch verliert diese Festkleidung viel an duftiger Frische und Farbenreiz. Es war früher ein gar hübscher Anblick, der sich dem Zuschauer bot, wenn die Bauernburschen kurz vor Beginn des Kirmestanzes (nach der Nachmittagspredigt) mit ihrer Musikbande im Dorfe einen festlichen Umzug hielten. An ihrer Spitze marschierten oder vielmehr tanzten und sprangen die zwei Kirmesburschen. Zu diesem Amte erwählte man gewöhnlich zwei besonders gewandte Dorfschwerenöter, die durch ihre phantastische Kleidung von ihren modern gekleideten Kameraden gar seltsam abstachen. Sie bestand aus ziemlich eng anliegenden weissen Beinkleidern, die oft mit einem roten Streifen geziert waren, funkelneuen bunten Straminpantoffeln und einem mit Glasperlen, künstlichen Blumengewinden, bunten Seidenbändern und dergleichen phantastisch geschmückten breitkrämpigen weissen Strohhut. Der Oberkörper war nur mit einem blütenweissen, gestärkten feinen Hemde bekleidet, von dem die handbreiten, rotgrundigen und buntbestickten Straminhosenträger sich grell abhoben. Als besonderes Zeichen ihrer Würde schwangen die Kirmesburschen mit bunten Bändern gezierte Pritschen, wie sie denn überhaupt das lustige Amt eines Pritschmeisters mit dem eines Tanzordners vereinigten.[1]) Im Zuge befand sich ausserdem ein Aufwärter mit weisser Schürze und mit einer Flasche Wein, die unter den Burschen zuweilen reihum ging. Der Zug ging an allen Häusern vorbei, in denen ein zur „Gesellschaft“ gehöriges Mädchen wohnte. Die Kirmesburschen klatschten

1) Bezeichnenderweise gab sich niemals ein reicher Bursche zu diesem Amte her. Die Kirmesburschen entstammten gewöhnlich „geringeren“ Familien, die sich dann freilich auf diese Ehre etwas zu gute thaten, da ja das Pritschmeisteramt gewisse gesellschaftliche Vorzüge brachte.

unter lustigen Sprüngen mit ihren Pritschen und die geputzten Mädchen erschienen sittsam unter dem Thor, um sich dem Zuge anzureihen. In geordneten Reihen folgten sie dem Zuge der Burschen nach dem Tanzboden.

Sehr verschieden von dieser ländlichen Balltracht ist natürlich die Abendmahlstracht. Sie weicht im einzelnen auch von der gewöhnlichen Sonntagstracht wesentlich ab. Abgesehen von dem Ärmelbesatze des Mutzens und den Schürzenbändern ist hier alle bunte Zier streng vermieden. Das feierlich-ernste Schwarz verleiht dieser Kleidung ihr besonderes Gepräge. Strümpfe, Schürze, Rock und Mutzen sind schwarz. Der letztere ist nicht durch Bindbänder, Haken und Schlingen, sondern durch schwarze Tuchknöpfe geschlossen und hat auf der Rückseite ein kurzes gekraustes Schösschen. Der Oberrock ist (wie bei der Trauer[1]), bei Kindtaufen und bei der Konfirmation) unbesetzt. Eigentümlich ist bei der Abendmahlstracht die Bekleidung der Brust, des Rückens und Halses, sowie die Kopfbedeckung Ist der Mutzen angelegt, so schlingt die Bäuerin zunächst um den Hals einen schwarzen Flor, an den das Brusttuch im Nacken festgesteckt wird. Dieses besteht bei einigermassen vermögenden Mädchen ganz aus Spitzenstoff und wird, dreizipflig gefaltet, so umgenommen, dass der hintere, rechtwincklige Zipfel im Kreuz mit dem Mutzen abschneidet. Die beiden andern (spitzen) Zipfel werden auf der Brust kreuzweise übereinander geschlagen und mit den Enden an beiden Hüften festgesteckt. Bei älteren Frauen besteht das Brusttuch aus glattem Mull oder Tüll, dessen siebartiges Gewebe die Bäuerin als „Sibben“ bezeichnet, und ist zuweilen mit Kanten besetzt. Bei Trauer trägt man einfachen Mull ohne Saumbesatz. Über den Flor wird das schwarzseidene Halstuch angelegt. Hierüber wird dann wieder ein mit einer Struppe versehener handbreiter Spitzen- oder Tüllstreif gezogen. Er hat merkwürdigerweise den alten Namen „Köller“ bewahrt, der dem kollerartigen Kragen verloren gegangen ist. Ferner ist der Hals noch mit einem mehrreihigen Glas- oder Wachsperlenhalsband geschmückt, an dem im Nacken zwei stattliche Schleifen angebracht werden. Die untere ist von ziemlich breitem schwarzem Seidenband, die obere von schmälerem schwarzem Samtband. Die Kopfbedeckung besteht zunächst aus der oft erwähnten weissen Innenhaube mit den breiten schwarzen Kinnbändern. Darüber wird die sogenannte „Stirnhaube“ oder „Ziehhaube“ gestülpt und durch eine Struppe festgezogen. Sie ist wahrscheinlich eines der ältesten Stücke der Tracht. Ihr Stoff entspricht dem Brusttuche, besteht also aus Spitzenstoff oder aus Tüll mit Spitzenrand oder aus einfachem Mull. In ihrer Form erinnert sie nicht sowohl an die „Stirnhauben“ des 16. Jahrhunderts[2]), als vielmehr an die im Anfange des 17. Jahrhunderts im Elsass

1) Abendmahlstracht und Trauertracht decken sich häufig.

2) Hettenroth, Geschichte der deutschen Tracht. Fig. 139, 3. 4. 8. und Fig. 144, 6.

übliche „Stirnschürze".[1]) Die durch die Struppe an die Linnenhaube festgezogene ziemlich flache Kappe ist von einer steif gefärbten wagerecht abstehenden vorne handbreiten, nach hinten allmählich schmäler werdenden Krempe umgeben, deren kreisrunder Rand gut fingerbreit nach unten gebogen ist. Um die Kappe liegt ein schmaler Spitzenstreif oder ein schmales weisses Atlasband, das hinten zur Schleife gezogen ist. Wer Trauer hat, trägt über dieser Stirnhaube noch eine spitzige „Überhaube" von schwarzem Kaschmir, die jene Krempe frei lässt, an ihrem untern Ende mit schwarzem Samtbande besetzt ist und durch eine Struppe befestigt wird. Darum schlingt sich alsdann anstatt des vorhin erwähnten weissen ein schmales schwarzes Band von Seide, das ebenfalls hinten zur Schleife geschlungen wird. Die Ziehhaube ist früher jedenfalls häufiger getragen worden als heutzutage. In Langgöns wird sie noch jetzt mitunter beim gewöhnlichen Gottesdienst aufgesetzt. Vor etwa 20 Jahren noch trugen auch in den andern Orten die nächsten weiblichen Verwandten eines Verstorbenen bei der Leichenfeier die Stirnhaube mit der Überhaube. Dazu kam bei Trauer in noch früherer Zeit — wie es scheint als weitere Kopfumhüllung — das sogen. „Gerrmäntelchen".[1]) Zur Abendmahlstracht gehören auch die „Ärmelchen", breite Spitzenstulpen, die mittels einer Struppe an den Handgelenken befestigt und mit ihren obern Enden unter die Mutzenärmel untergesteckt werden, und die einen Teil der Handschuhe bedecken. Die letzteren sind von dunklem Tuch gefertigt. Vormals trat an die Stelle der Schürze die „Salvēt", d. h. ein zum Dreieck gelegtes Mulltuch, dessen untere Spitze vorne bis nahe an den Rocksaum reichte. In der rechten Hand hält die Kommunikantin ein rechteckig zusammengefaltetes weisses Taschentuch. Dieses Rechteck (nicht etwa der ganze Saum) ist mit einer Kante besetzt. Auf dem Taschentuche trägt die Bäuerin das Gesangbuch, dass häufig durch schönen massiven Silberbeschlag mit geschmackvollen Ornamenten verziert ist.

Die Trauerkleidung unterscheidet sich von der gewöhnlichen Tracht durch das Vorherrschen der schwarzen Farbe, durch einfachere Verzierung, insbesondere durch Vermeidung von buntem Zierat. Die schwarzen Bänder der Haube und Maratze, die sonst bei Mädchen aus gemustertem Atlas bestehen, sind bei Hochtrauer von ungemusterter Mattseide, zur Zeit des „Abtrauerns" von ungemustertem Atlas. Ältere Frauen verwenden, auch wenn sie nicht trauern, hierzu keinen Atlas, sondern nur Mattseide.

Den grössten Prunk entfaltet die Bäuerin selbstverständlich an ihrem Hochzeitstage. Die Brauttracht weist Rock und Mutzen von dunklem Tuch mit farbenprächtigem Besatz auf, dazu schwarze Strümpfe und mit

1) Hottenroth a. a O., Fig. 187, 7.

2) „Gerrn" ist der gewöhnliche Ausdruck für weinen. Die ältere Form ist kerren, mit der allgemeineren Bedeutung von laut tönen, schreien. R. Hildebrand im Deutschen Wörterbuch V, 613f.

Flitter und allerhand buntem Zierwerk geschmückte niedliche Schuhe. Über den Mutzen wird das zur Abendmahlstracht gehörige weisse Brusttuch angelegt. An ihm wird die breite prächtige Busenschleife befestigt. Die auf dem Leib zur Schleife geschlungenen bunten Schürzenbänder dürfen nicht fehlen, obschon eine Schürze bei dieser Gelegenheit nicht getragen wird. An ihre Stelle tritt nämlich das oben (bei der Schilderung der Abendmahlstracht) bereits erwähnte dreispitzige „Fürtuch“ (die „Salvet“) aus Mull mit Spitzenbesatz. In der Gegend des linken Oberschenkels wird an das „Fürtuch“ der sogenannte „Sackschlupp“ angesteckt, eine der an der Brust angehefteten entsprechende Schleife von „Sternband“ mit Stickerei, Flitter-, Folien- und Silberlitzenverzierung, die wie jene mit Silberfransen besetzt ist. Darüber liegt der sogenannte „Leibgurt“, ein mit aufgenähten bunten Perlchen und dergleichen reichverzierter handbreiter Gürtel von Silberborte, der, an der rechten Hüfte festgesteckt, um das Kreuz herum nach der linken Hüfte läuft und von da über den linken Oberschenkel und über den „Sackschlupp“ hinabfällt. Früher trug die Braut auch mit Flittern und bunter Stickerei verzierte Tuchhandschuhe, über welche die ausserordentlich breiten und massiven, oft mit reizenden Ornamenten versehenen Silberringe gestreift wurden. Reiche Mädchen trugen möglichst viele Ringe, und es gereichte der Braut zur besonderen Ehre, wenn sie am Traualtar nach der Aufforderung des Geistlichen, dem Bräutigam die rechte Hand zu reichen, recht lange mit dem Abstreifen der Ringe und der Handschuhe zu schaffen hatte. Die Zeitdauer war in diesem Falle Gradmesser des Reichtums. Heutzutage sind Brauthandschuhe nicht mehr gebräuchlich. Die Ringe werden an den blossen Fingern getragen. Die Hände hält die Braut beim Kirchgang und während der heiligen Handlung in der Schossgegend leicht gefaltet. In den gefalteten Händen trägt sie ein weisses Taschentuch mit dem beim deutschen Bauernvolke so beliebten und bedeutungsvollen „Keim“ (Rosmarinzweig). Auf dem Taschentuche lag früher regelmässig noch eine Zitrone, die der trauende Pfarrer erhielt. Ihr eigenartiges Gepräge empfängt die Brauttracht vornehmlich durch den „Kringen“ (mittelhochdeutsch krinc, kringe = Kreis), die Brautkrone[1]) Von den meisten Brautkränzen, die uns in den deutschen Volkstrachten seit Jahrhunderten begegnen, unterscheidet sich der Kopfputz der Hüttenberger Braut dadurch, dass in ihm Brautkranz und Brautschleier zur Einheit verbunden erscheinen. Das Haar, das sonst zum Schnatz aufgebunden wird, lässt die Braut aufgelöst über Nacken und Rücken herabwallen. Dies geschieht keineswegs mit Rücksicht auf den „Kringen“ — muss doch unter ihm der fehlende Schnatz durch einen besonderen ringförmigen Wulst ersetzt werden, auf dem der Kopfputz ruht — sondern ist als merkwürdiger Nachklang der uraltgermanischen Anschauung

1) [Schon in dem Frankfurter Druck des Renner von 1549 wird Kringe für einen Kopfputz gebraucht. Lexer, Mhd. Wb. I, 1734].

zu betrachten, wonach das frei herabwallende Haar als Sinnbild jungfräulicher Keuschheit galt, und derzufolge gerade der Braut diese Haartracht zukam. „Besonders am Hochzeitstage“, sagt Böckel[1]), „liebten es die angelsächsischen Bräute[2]), alle geflochtenen Haare zu lösen und ihren vollen Strom über die Schultern herabfluten zu lassen, zum letzten Male, denn die Frau durfte auch in späteren Jahrhunderten dasselbe nur in Zöpfen an den Kopf gebunden tragen“. Der „Kringe“ besteht aus zahlreichen Einzelstücken, die ich in der Reihenfolge anführe, nach der sie angelegt werden. Zunächst wird zum Ersatze des mangelnden „Schnatzes“ der schon erwähnte ringförmige Wulst an die Haare so festgenäht (!), dass er sich nicht bewegen kann. Nun wird zuerst der eigentliche Stirnschmuck, das sogenannte „kleine Kränzchen“ angelegt. Es ist dies ein in der Mitte ziemlich dickes, nach beiden Enden sich stetig verjüngendes Gewinde von künstlichen Blättern und Blumen (darunter Myrthen!), von Glasperlen, Flittern, Zitternadeln und dergleichen mehr. Dieses Kränzchen liegt auf einem eigentümlich geschlungenen breiten, buntblumigen Seidenbande auf, und seine Enden werden rechts und links an dem erwähnten Ringwulst befestigt. Das ebengenannte Stirnband liegt mit seinem untern Rande auf der Stirne nicht auf, sondern unter ihm her läuft ein zweites, dem ersten ähnliches, aber entsprechend dünneres Gewinde, dessen beide Enden ebenfalls am Ringwulste befestigt werden. Das nächste Stück ist der sogenannte „Hang“, der die Stelle des Brautschleiers vertritt. Er wird auf folgende Art hergestellt: Ein in Trapezform zugeschnittenes starkes Papier wird auf beiden Seiten mit breiten, buntgeblümten Seidenbändern bekleidet und an den beiden seitlichen Rändern mit Silberborten, am untern Rande mit Silberfransen besetzt. Die Hauptzier dieses Stückes bilden wiederum künstliche Blätter- und Blumengewinde mit glitzernden Glasperlen und Zitternadeln. Das stärkste dieser Gewinde läuft genau in der Mitte des „Hanges“ senkrecht nach dem untern Rande hinab. In geringeren Zwischenräumen sind rechts und links noch je drei dünnere Gewinde, die nach oben zusammenlaufen und sich an dem obern Rande des trapezförmigen Hangs mit dem Mittelgewinde berühren. Zwischen den Gewinden blicken die bunten Seidenbänder der Hangbekleidung, sowie die in bestimmten Abständen vom oberen nach dem unteren Rande des Trapezes laufenden silbernen Borten durch. Der so beschaffene Hang wird mit dem schmäleren oberen Rande an dem hinteren Teil des Ringwulstes angebracht, so dass er wie ein kurzer Mantel Hinterkopf, Nacken und Rücken verhüllt und sein unterer Rand mit dem Mutzen abschneidet. Der Hang bedeckt also auch das aufgelöst über den Rücken herabfallende

1) Böckel, deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg 1885. Einleitung, S. 22ff.

2) [Durchaus nicht bloss die angelsächsischen Bräute. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen im Mittelalter I, 340, 3. Aufl. K. W.]

Haar, ein Umstand, der das Festhalten an dieser bräutlichen Haartracht noch merkwürdiger erscheinen lässt. Nachdem der „Hang“ befestigt ist, wird endlich die eigentliche Brautkrone, das sogenannte „grosse Kränzchen“, aufgesetzt. Es ist das schon im Mittelalter vielfach getragene Schappel und über einem kreisrunden Reif aus demselben Material wie die beschriebenen Gewinde in Form eines oben stark abgerundeten Kegels kunstvoll aufgebaut. Der Reif ruht auf der oberen Fläche des Ringwulstes und ist hieran befestigt. Nun wird der zwischen „Hang“ und Krone bleibende geringe Zwischenraum durch ein den Hinterkopf umschliessendes, dem untersten Stirngewinde ziemlich genau entsprechendes Blumengewinde ausgefüllt, dessen Enden wiederum am Wulste angebracht werden. Über den Schläfen werden ebendaselbst zwei Schleifen aus Silbertressen, die „Ohrschlüpp“, befestigt, die mit Flittern und blinkenden Glasperlen benäht sind und rechts und links vor beiden Ohren die Wangen herabfallen. Das Gesicht der Braut wurde in früherer Zeit weiss und rot geschminkt.

Die Schmückung einer Hüttenberger Braut nimmt selbstverständlich geraume Zeit in Anspruch. Sie ist Sache einer besonderen „Aufbinderin“ („Offbennersche“). Eine solche hat mir mit Selbstbewustsein versichert, dass sie in längstens 3 Stunden eine Braut fix und fertig machen könne. Geringe Mädchen, deren Verhältnisse die Bestellung eines besonderen „Brautkringens“ nicht gestatten, begnügen sich damit, einen solchen von der Aufbinderin für ein gewisses Entgelt zu entleihen. Diese hat zum Verleihen in der Regel zwei verschiedene Kringen auf Lager. Sie sind beide bunt, jedoch zeigt der für „abtrauernde“ Bräute bestimmte etwas dunklere Farbentöne als der andere. Ich muss gestehen, dass ich von der Feinheit des bäuerlichen Geschmackes überrascht war, der diese Nüance herzustellen weiss. Für wohlhäbige Mädchen ist natürlich die Bestellung eines eigenen Kringens Ehrensache. Die Verfertigung eines solchen fordert von der Aufbinderin — denn sie ist zugleich die Putzmacherin — grosses Geschick und einen hochentwickelten bäuerlichen Geschmack. Überhaupt verlangt die Herstellung und Instandhaltung der Hüttenberger Tracht mit ihren mannigfaltigen Abtönungen und Verzierungen von den Dorfnähterinnen und von den Frauen und Mädchen insgemein — denn sie verfertigen gar manches selbst — eine nicht zu unterschätzende Kunstfertigkeit im Nähen und Sticken, vor allem aber auch eine vollkommene Kenntnis des Herkommens neben einer gewissen Findigkeit, die unvermerkt neue Feinheiten und Verzierungen in die Mode zu bringen weiss.

Will man den Gesamtcharakter der Hüttenberger Tracht mit kurzen Worten ausdrücken, so wird man gestehen müssen, dass sie an malerischem Reiz, an Natürlichkeit und Gefälligkeit der Formen vielen anderen Volkstrachten wesentlich nachsteht. Die übermässige Zahl der Röcke, die

den Charakter des Übertriebenen, Gezwungenen, der Steifheit und Schwerfälligkeit. Dagegen ist ihr der Charakter einer gewissen Gediegenheit, schmucker Vornehmheit, stolzer Feierlichkeit in hervorragendem Masse eigen. Diese Kleidung ist eben so teuer wie echt und haltbar. Sie erhält ihr Hauptgepräge durch eine bäuerlich naive Nachahmung und Umgestaltung der höfischen Rokokotracht, lässt aber in manchem einzelnen Stücke — z. B. in der „Stirnhaube“, im „Brautkringen“ u. a. m. — viel ältere, deutsche Modeüberlieferungen vermuten. Mit der ausserordentlich feinen, fast peinlichen Modelung und Abtönung der Tracht und ihres reichen Zierwerks nach Lebensalter und Lebensverhältnissen hängt die mit grosser Zähigkeit festgehaltene Bauernsitte, jenes merkwürdige Gegenstück der höfischen Etikette, aufs innigste zusammen, und diesen Zusammenhang im einzelnen nachzuweisen, wäre eine reizvolle Aufgabe.

Offenbach a. M.

Die Krankheitsdämonen der Balkanvölker.

Von **K. L. Lübeck**, Gymnasiallehrer in Gabrovo in Bulgarien.

(Fortsetzung von VIII, 249.)

Unter den zur Verwendung kommenden Heilmitteln interessiert hier nur die Beschwörung.

Nachdem die „Babitschka“ den Kranken aufgesucht und in Augenschein genommen hat, besorgt sie selbst die Heilmittel, welche zunächst in Gaben der Natur bestehen. Verschiedene Gräser, Kräuter, Pflänzchen aus Sumpf, Wald, Wiese, Feld werden bald getrocknet und zu Theeaufgüssen benutzt, bald klein gehackt oder lang geschnitten, bald gekocht oder zerstossen, eingenommen oder aufgelegt oder eingerieben, oder sie dienen bei einer ursprünglich rituellen Handlung: bald legt man sie irgendwie zugerichtet hinter die Thür, in eine Ecke des Kellers, an einen besonderen Platz im Stall u. s. w., bald wird dieses Heilmittel in die Luft gepustet, bald mit geschlossenen Augen ins Wasser geworfen, bald vom Kranken mit der linken Hand hinter sich geschleudert u. dgl. m.

Hilft aber auch dies nicht, so werden geheimnisvolle Kräuter zu geheimnisvoller Stunde und an geheimnisvollen Orten gesammelt. Die bei vorgerückter Krankheit angewandten Pflanzen, denen man sozusagen überirdische Macht zuschreibt, insofern sie der Menschen Können weit überbieten, sind vornehmlich Enzian, Schlüsselblume, Wermut und Rainfarn. Die Orte, an denen derartige Pflanzen hauptsächlich gesammelt

werden, sind als Tanzplätze der nächtlichen Geister verrufene, leicht erkennbare Stellen am Fluss, im Walde oder auf dem Felde. Die Stunde ist gewöhnlich mitternächtlich oder vor Sonnenaufgang. Die begleitenden Umstände, unter denen Sammeln und Zubereiten vor sich gehen, sind oft höchst kompliziert und erinnern manchmal lebhaft an das Brauen der Hexen in Shakespeares Macbeth. So kommen in das für einen Epileptischen hergerichtete Bad das Ei einer Henne, die zum erstenmale legt, ferner eine gefundene oder gestohlene Münze, Wimper-, Kopf- und Augenbrauenhaare, Fingernägel u. s. w.

Haben sich auch viele von jenen Kräutern als Heilmittel bewährt, so wäre es doch falsch, anzunehmen, dass die Bevölkerung in ihnen Heilkräuter im eigentlichen Sinn des Wortes aufsuchte. Mit nichten! Es haben vielmehr diese Kräuter eine seelen- und nicht körperpurgative Kraft, sie heilen zunächst nicht die Krankheit im physiologischen Sinn, sondern exorcieren den bösen Krankheitsgeist, der oft aus reiner Faulheit und Genusssucht sich menschliche Körper zu Wohnstätten aussucht, wo er sich an der guten Pflege eines Kranken, namentlich eines reichen, an dessen weichem Bett, kostbarer Nahrung und erquickenden Getränken gütlich thun kann: ist er doch menschlicher Qualität und erquickt und ekelt ihn dasselbe, das den Menschen erquickt und anekelt. Da bleibt denn kein anderes Mittel als ihn, den Dämon (wie z. B. die Fieber) durch bittere und widerliche Speisen, die er ebensowenig vertragen kann wie menschliche Wesen, aus seinem usurpierten Heim zu jagen. Komisch genug erhärtet sich diese Volkslogik in einer macedonischen Volkserzählung (an deren Wahrheit man viel glaubt, „da man ja nur Dinge melden könne, die wirklich geschehen seien“), die man von zwei durch eigene Schuld verarmten Frauen erzählt, welche, um nicht Hungers zu sterben, sich in Fiebergeister verwandelten, in die Körper der Menschen fuhren und die dem Kranken bestimmte kräftige Nahrung für sich verbrauchten. Die eine fuhr in eines reichen Bürgers Körper, wo sie drei Jahre in Wonne hinlebte, bis sie durch bittere Wermut gebannt wurde, während die andere einen Armen heimsuchte, der sich durch Bäder von dem Fieber zu befreien suchte, so dass sie in steter Gefahr war, jämmerlich zu ertrinken. Als nun jenes dem Kranken ebenso wie den Krankheitsdämoninnen widerwärtige Heilmittel Wermut in Aufnahme kam, da zogen sie aus ihrem neuen Heim in eine andere Stadt, wo das Heilmittel noch nicht bekannt war, und wo sie sich, nachdem sie mehrere Jahre hindurch das frühere Wesen getrieben, schliesslich verheirateten und jene zahllosen Fieber zeugten, die heute unter den Menschen hausen. — Es ist also, wie man sieht, die Heilung durch Kräuter eine Heilung, die dem Gedanken nach, dem sie entspringt, noch nicht einmal die niedrigste Stufe des kirchlichen Exorcismus erreicht hat, und auf eine frühere, noch gewaltthätigere Heilung, nämlich durch Herausprügelung des Dämons hinweist, eine Vermutung, für

die wir freilich noch keine Beweise beibringen können. Wollen jene magischen Kräuter und Gegenstände nicht helfen, so schreitet man zur Beschwörung. Dieselbe geschieht meist in prosaischer, manchmal auch in gebundener, doch reimloser Form. Der Heilspruch, der für jede Krankheit besonders lautet, ist eigentlich ein Bannspruch, der in seiner Struktur wie in seinem Inhalt besondere Eigentümlichkeiten aufweist. Sind diese Bannsprüche auch je nach der Krankheit verschieden, so haben sie doch alle einige gemeinsame Züge.

Die Anwendung des Bannspruches in gebundener Rede ist verhältnismässig selten. Doch scheint, wenigstens der grammatischen Konstruktion und dem logischen Inhalte nach, die gebundene Form die ältere. Auch wird sie früher gesungen worden sein, wobei man freilich eine höchst einfache Melodie, die kaum mehr als zwei oder drei verschiedene Töne umfasste, anzunehmen haben wird. Die Bannformel ist meist eine Aufforderung an den Krankheitsdämon. Diese ist in epischer Fassung von Zeit zu Zeit von Fragen an den Kranken, auf welche aber keine Antwort erfolgt, noch erwartet wird, eingeleitet oder unterbrochen. Oft ist die Bannformel eine Art Geschichtchen, Anekdötchen, welches die Krankenbannerin mit Beziehung auf den Kranken am Lager desselben hinspricht. An dieses Geschichtchen schliessen sich dann als eigentliche Bestandteile der Besprechung von der Bannerin gestellte Fragen und gegebene Antworten; der Kranke schweigt während der ganzen Zeit. Darnach kommt die eigentliche Bannung der Krankheit, die meist mit den Worten an den Krankheitsgeist anhebt: „Hebe dich hinweg aus . . . . . . !“ und nun werden der Reihe nach sämtliche Körperteile aufgezählt, aus denen die Krankheit verjagt werden soll. Daran schliesst sich die Bestimmung des Ortes, wohin der Geist gebannt werden soll, ein Ort, wo nach den verschiedenen Bannsprüchen „kein Essen ist und kein Trinken“, „in wilde, öde, wüste, schauerliche Wälder“, in Wildnisse, „in denen keine Sonne scheint“, „wo kein Wind weht“, „wo kein Mensch geht“, „wo kein Schaf blökt“, „wo kein Hahn kräht“, „wo kein Ochse brüllt“ u. s. w. In diesen Bannformeln finden sich immer eine ganze Reihe solcher Bestimmungen zugleich, nie nur eine einzige allein. Auffallend ist in ihnen der sehr oft sich findende Ausdruck „wo kein Hahn kräht“, welchen Ausdruck ja auch noch der Deutsche (S. 337) als Bestandteil einer uralten Beschwörungsformel in stetem Gebrauch hat, sodann der Ausdruck „Kalbswälder“ (teleleiski gori), das aber von einer Volksetymologie herrührt, indem der ursprüngliche Aus-

der Ausdruck „fünffingrig“ — soweit uns dünkt — nichts heidnisches, sondern im Gegenteil rein kirchliches enthält, indem er wohl nur andeuten soll, dass das besagte Weib nicht eine Missgeburt, ein von Gott gezeichnetes, als Sünderin gebrandmarktes, sondern Gott als Bannerin genehmes Wesen ist, dessen Lebensrecht von der Kirche durch den Akt der Taufe bestätigt worden, d. h. dass sie ein die Heilung also begünstigendes Geschöpf darstellt. Nach jenem Anfang fährt nun die Bannerin fort: „(ein Weib des Bannens kundig), um mit Gräsern und Kräutern die Krankheit zu bannen, herauszutreiben, die Knochen zu setzen (d. h. Knochen zu Knochen = Bein zu Bein), die Knöchelchen zu setzen (Glied zu Glied), das Gehirn zu setzen (d. i. Mark zu Mark, bezw. Blut zu Blut) und zu mildern (die Qualen) dem N(amen), wie eine leichte Feder, wie reines Silber; auszudörren (die Krankheit) wie den Dünger im Geflecht (d. i. in den Hauswänden)[1], auszuwelken und auszutrocknen dir (die Krankheit?) gleichwie Freitag und Mittwoch, gleichwie der(n?) alte(n?) Mond[2]); einzuschläfern ihn (den Kranken) wie ein Lamm bei der Mutter.“

Was die grammatisch-stilistische Fassung anbelangt, so stellen diese Beschwörungen eine in ein einheitliches Ganze zusammengefasste Kette kaum oder bloss sehr schwach verbundener Sätze dar, welche den Eindruck des Zerrissenen hervorrufen. Die Sätze sind meist Hauptsätze; Nebensätze sind selten, und wo sie auftreten, fast durchweg den im Deutschen mit „zu“ eingeleiteten Infinitivsätzen entsprechend, obwohl sie streng genommen im Sinne slavischer Grammatik eigentlich Konjunktivsätze sind. Ausserdem sind die Nebensätze, die man in diesen Besprechungen findet, auch noch relativer Ordnung, eingeleitet durch die Partikel „wo“. Der Umstand, dass andere Nebensätze als die erwähnten sehr wenig in den besagten Formeln angewendet werden, spricht für das relativ hohe Alter der ganzen diesbezüglichen Litteratur, soweit wir wenigstens angehalten werden, derartige einfache Satzverhältnisse primitiveren Kulturstufen zuzuschreiben, wie denn überhaupt Relativsätze in ein höheres Alter hinaufzureichen scheinen als die Nebensätze anderer Ordnung. Dies bezeugt namentlich der quantitative Umfang und Raum, den die relativen Nebensätze in der Kindersprache, in Volksdialekten, in erst in Entwicklung begriffenen Sprachzuständen moderner Völkerschaften und in alten längst verschwundenen Sprachperioden, wie im archaischen Latein mit seinen Relativ- und quom-Konstruktionen einnehmen.

1) Die hiesigen Häuser sind meist niedriges Flechtwerk, worin oft Dünger eingefüllt wird, oder ein Gemisch von gehacktem Stroh, Sand und Wasser.

2) Dieser ganze Satz bleibt uns seiner mythologischen Anspielung wegen vollkommen undeutbar. Ob die Bestimmung „gleichwie“ = ut comparat oder = et . . . . et bedeutet, ob „Freitag, Mittwoch, Mond“ Subjektsnominative oder Objektsakkusative sind, ob Freitag und Mittwoch, die sehr wohl in hiesiger Volkssprache persönlich auftreten, adverbial zu nehmen sind, ist unklar.

Der Wortschatz der Bannformeln ist ziemlich beschränkt. Oft kommen auf 20 Wörter kaum 10 verschiedene. Diese bestehen meist in Namen von Tieren und menschlichen Körperteilen. In Bezug auf die Wortarten ist auch zu bemerken, dass namentlich die Adjektiva ungemein beschränkt auftreten und zwar so, dass ein Beiwort, welches möglicherweise zu zehn oder zwanzig Substantiven gehört, vor jedem derselben zugesetzt wird, ohne irgend welche Synonyme an dessen Stelle zu wählen. Es mag dies jedoch nicht sowohl in einer Armut der Sprache des Landes oder des Sprechenden liegen, sondern, da man dieselbe Erscheinung auch in den Zaubersprüchen anderer Länder findet, vielmehr in dem Zweck, durch diese Monotonie die Beschwörung ebenso viel mächtiger zu gestalten als etwa eine in einem Quarten- oder Quintenumfang gespielte Tarantella oder eine wilde Eskiska (griech. Reigen) die Gemüter stürmischer aufwühlt, denn ein zwei bis drei Oktaven umfassender Tanz. Je weniger Umfang ein Gefühlsraum hat, d. h. je weniger Möglichkeit für den Wechsel der Eindrücke gegeben ist, um so nachhaltiger wirkt auch sein Eindruck. Die Vielfältigkeit im Wechsel des sprachlichen (bezw. musikalischen) Ausdrucks hebt die Gefühlskonzentration und damit einen grossen Teil seiner Eindruckskraft auf. Daher sind auch die monotonen Besprechungen wirksam eben durch diese ihre Monotonie. In dieser Art haben wir eine Formel, welche auf einen aus Schreck krank gewordenen Menschen angewandt wird, vor uns. Sie zeigt, wie die Wiederholung ein und desselben Ausdrucks das Gemüt tief erregen kann. Sie hebt folgendermassen an: „Einher schritt mir ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Waffengürtel, schrecklicher Kopfbinde.“ Es ist leicht begreiflich, dass ein solcher Türke einen ganz gewaltigen, ja geradezu tötlichen Schrecken einzujagen, bezw. zu personifizieren vermag. Man darf dabei nicht vergessen, dass das alte „Hannibal ante portas“ in seiner hiesigen Fassung: „Der Türke kommt!“ noch heute häufig als Schreckwort für kleinere Kinder verwendet wird. — Es kann sich solch eine Wiederholung wie die vorliegende des Wortes „schrecklich“ auch auf das Zeitwort oder eine Partikel u. s. w. ausdehnen, wie sich aus nachstehender Besprechung ersehen lässt, die die Fortsetzung des obigen Satzes bildet. Wir wiederholen dabei den letzteren, um den Eindruck des Ganzen nicht zu beeinträchtigen, wobei wir aus gleichem Grunde so viel als möglich den Stil des Originaltextes zu wahren suchen werden. Nur hat der Leser in sämtlichen folgenden Beschwörungsformeln die Unverständlichkeiten nach seinem Belieben zu lösen. Der noch fortdauernde Mangel eines festen litterarischen Sprachschatzes hat den Eindrang aller möglichen Arten von fremden Worten aus Asien und Europa begünstigt und die rasche Entwicklung von Lokaldialekten in einer Weise befördert, dass lokale momentane Schöpfungen nur kurze Zeit verstanden bleiben und im Geiste aufbewahrt werden, so dass nur ein viele Jahre am Orte An-

sässiger die Sprache eines Lokaldistrikts voll und ganz zu verstehen vermag. Viele alte Wörter fallen so der Vergessenheit anheim oder fristen eine eigentümliche kümmerliche Existenz in Zaubersprüchen und Kinderreimen, denen sie durch ihr uraltes Aussehen einen mystischen Schauer einhauchen, woher die Phantasie ihre verfangendsten Materialien bezieht.

I. Bannformel gegen Krankheit aus Schreck.

„Einherschritt mir ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Gürtel, schrecklicher Kopfbinde. Da begegnete er N(amen des Kranken), das machte des letzteren Herz erbeben, das machte dessen Gestalt erbeben, das machte dessen Brust (genauer: „Löffelchen“, ein Teil der Brust) erbeben; das schlug (verdeutscht: jagte) ihn in Schrecken, das schlug ihn in dem Kopf (für: ihm in den Kopf), das schlug (verd.: hetzte) ihn in Krankheit, das schlug ihm in den Schlund (genauer: „Erbrecher“). Und N(amen des Kranken) schrie auf und jammerte mit einer Stimme bis zum Himmel, mit Thränen bis zur Erde. Wie ihm die Mutter Gottes und der hl. bedeutsame (eigentlich: wichtige) Georg begegneten, fragten sie ihn: Eh! N(amen des Kranken), was schreist du, was weinst du mit einer Stimme bis zum Himmel, mit Thränen bis zur Erde?“ — „Mutter Gottes und hl. Georg! wie soll ich da nicht schreien, wie soll ich da nicht weinen, da mir begegnete ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Gürtel, schrecklicher Kopfbinde?“ — „Aber so schrei doch nicht, so weine doch nicht (gleich), sondern geh, setze dich deiner Mutter in den Schoss, dann rufe ein Weib, fünffingrig, das weiss zu besprechen. Sie mögt ihr herrufen zu bannen, herauszubannen (den Krankheitsgeist) aus dem Herzen, aus der Leber, aus der Brust, aus dem Knochen und Knöchelchen, aus dem Haupt, aus den Haaren, aus den Adern. Herausziehen möge sie (die Bannerin) ihn (den Geist) aus ihm, hinaussenden in wüste galiläische Wälder, wo man keine Kinder tauft, wo kein Hahn kräht, wo das Schaf nicht blökt, wo kein Hund bellt. Dort giebt es nicht Essen noch Trinken. Der (= dieser?) Mensch ist mit dem Kreuze gekreuzt, mit dem Frieden gefriedet, mit göttlicher Hülle gehüllt.[1]) Bei ihm hat es weder Essen noch Trinken. Dass er (der Kranke) sich reinige wie reines Silber, dass er sich erleichtere wie eine leichte Feder, dass er lauter werde wie lauteres Öl und dass er einschlafe wie ein Lamm bei seiner Mutter!“ — Die bei dieser Besprechung angewandte Prozedur ist uns nicht bekannt.

II. Bannformel gegen Fieber.

Der sogenannten „Bindung des Fiebers“ hat sich zu unterziehen, wer lange Zeit an Fieber leidet. Man führt den Kranken zur Bannerin, die einen Faden, 9fältig geschlungen (das ist neun Handspannen lang) der

1) Sieh die vermutliche Erklärung dieses Satzes in Beispiel IV, Vers 11—15, S. 386.

Hand des Kranken aufwickelt, indem sie dabei die Worte ausspricht: „Ich binde dem Fieber die Füsse, ich binde dem Fieber die Hände, ich binde dem Fieber den Mund, ich binde dem Fieber die Zunge, auf dass sie sich nicht rege, dass sie sich nicht rühre, dass sich nicht öffne der Mund, dass sich nicht wende die Zunge, dass sie zugeknöpft sei; stumm soll sie sein und ohne Stimme, wie der Fisch in den Tiefen, wie der Stein im Felde, dass sie verdorre wie Gras, gemäht am Eniowstage und dass es (das Fieber) den N(amen des Kranken) nicht mehr befalle bis zum 9. Geschlecht". Indem dann die Bannerin den Faden der linken Hand umwindet, befiehlt sie dem Kranken, ihn so zu tragen bis zum abnehmenden Mond, hierauf ihn heimlich an einen aus dem Dorf hinausfahrenden Wagen anzuknoten, damit auf solche Weise das Fieber aus dem Dorfe geschafft werde. (Die „Anhängung" von Zauber ist tief im Volke eingewurzelt. Im vorigen Jahre spielte sich in unserm Orte ein Prozess ab, in welchem die Anhängung von Zauber an ein fremdes Haus ein tieferschütterndes Drama entwickeln sollte, das das gerichtliche Einschreiten veranlasste.)

III. Bannformel gegen Vergiftung.

In dieser Besprechung der Krankheitsdämonin treten sonderbarerweise alle 77 Krankheiten auf einmal auf: wahrscheinlich, weil bei der Vergiftung mehr Körperteile in Mitleidenschaft gezogen werden als bei andern pathologischen Zuständen und zu ihrer Erklärung ein Krankheitsdämon nicht ausreicht. Wir haben schon eingangs bemerkt, dass das Vorkommen der Zahl 77 nichts lokales noch besonderes an sich habe, dass sie sich auch in mancherlei europäischen Zaubersprüchen einen festen Platz gesichert hat. Möge der geneigte Leser der beiden Formeleingänge, die wir (S. 243) aus Pommern und Schwaben anführten, eingedenk sein. Die Besprecherin spricht:

„Fort zogen 77 wirkliche Übel: Hebräer, Latinzen, Auffresser, Vergifter, Mitternächtler[1]) (?), Elfengeister u. s. f. Sie begegneten N(amen des Kranken); sie sogen ihm das Herz aus, sie sogen ihm die Leber aus, sie sogen ihm die Galle aus, sie sogen ihm das Blut aus, sie sogen ihm die Adern aus, sie sogen ihm das Gehirn aus; das schlug ihn in Krankheit, das schlug ihn in den Schlund; sie (die 77 Übel) schlugen ihn in Schrecken, dass sie ihn schrecken, dass sie ihm Schlaf nicht geben einzuschlafen. Da hub an das kleine Kind zu weinen. Wie es hörten die Mutter Gottes und der heilige bedeutsame Georg, fragten sie: „Was schreist du, N., was weinst du, mit einer Stimme bis zum Himmel, mit Thränen bis zur Erde?" — „Wie (soll ich) nicht schreien, wie (soll ich) nicht weinen? Es begegneten mir 77 wirkliche Übel: Hebräer, Latinzen, Auffresser, Vergifter, Mitternächtler[1]), Elfengeister ..... Sie sogen mir das

1) Wir können den Ausdruck „Mitternächtler" nicht verbürgen. (Ob diese ...

Herz aus, sie sogen mir die Leber aus . . . . ." u. s. f. — „Hi! N(ame)! so hebe doch nicht an zu schreien, sondern geh und setze dich deiner Mutter in den Schoss. Darauf habe es (= sei zur Stelle) ein Weib, fünffingrig, das wisse zu besprechen. Dieses mögt ihr herrufen zu beschwören mit Kräutern, herauszubeschwören, mit dem Kamme zu rechen, herauszurechen (die Krankheitsdämonin), hinauszuschleudern auf die ebenen[1]) Häuser (Höfe), früh morgens bei der Mutter das kleine Kind zu wecken, das Haus zu fegen, früh hinauszuwerfen das Gemülle auf den Kehrichthaufen des Dorfes. Zusammen mögen kommen die Hunde des Dorfes, die Ochsen des Dorfes, das Vieh des Dorfes, die Hühner des Dorfes, zu schlagen mit den Füssen ihn (den Krankheitsgeist), ihn zu zerschlagen, mit den Zähnen zu zerren, ihn zu zerzerren. Es fliesse blutig die Donau, bodenlos, dass sie sie (die Dämonin) hinforttreibe. Dort giebt es nicht Essen noch Trinken . . . . ." u. s. f. wie S. 384.

Es möge uns gestattet sein, diese aus der Unzahl vorhandener prosaischer Beschwörungsformeln beliebig und kritiklos herausgegriffenen Beispiele durch einige im Original in gebundener Form gehaltene zu ergänzen, deren „Gebunden-sein-sollen" freilich kaum dafür zu halten ist.

IV. Bannformel gegen ein Queschen im Auge.

Dieses Queschen, Nametka genannt, d. i. „Umwurf", bildet sich auf der Augenweissfläche und ruft daselbst eine heftige Rötung hervor. Die Besprechung ist für diesen Fall sehr umständlich, wahrscheinlich weil die Beschwerde meist mit heftigen Schmerzen verbunden ist und die Heilung sich zu einer sehr langwierigen gestaltet; dann auch, wie wir gesehen, weil das Jucken und das dadurch verursachte Zucken des Auges auf die Ankunft des Todes hinweist. In der Besprechung kommen der Reihe nach die verschiedenen Geschwürsphasen zur Darstellung. Die Krankenbannerin spricht:

1 Es kam des Wegs die hl. Mutter Gottes.
Sie begegnete Dragan (Name des Kranken)
Und da fragte Dragan:
„Wohin gehst du, hehre Mutter Gottes?
5 Das Auge hat mich geschmerzt,
Es juckt, schmerzt, träufelt,
Es nagt, kitzelt, beisst,
Bald treibt es auch Thränen hervor."
Die hl. Mutter Gottes sagte ihm:
10 „Leide, schilt nicht, schrei nicht,
Geh zu Ilinka (Ilinka, Name der „fünffingrigen" Besprecherin),
Sie wird dir (ins Auge) pusten, sie wird dir (den Schmerz) erleichtern.
Ilinka ist durch die Kirche getragen (d. h. getauft, keine Hexe)
Mit goldenem Krummstab, mit silbernen Kreuzen,

15 Sie ist mit göttlichen Hüllen behüllt,
Sie wird dich besprechen, sie wird dich erleichtern,
Wie eine leichte Feder, wie die lautere Sonne,
Wie frische Milch, wie eine reine Seele,
Sie wird dich läutern wie lauteres Silber.“

Hier hält die Besprecherin inne und pustet dem Kranken ins Auge, das vom Geschwür behaftet ist, woranf sie wieder anhebt:

20 „Es giebt drei Hügel[1]),
Einen weissen, einen schwarzen, einen gelben.
Er wird grün werden, er wird das grüne Queschen zerreissen,
Er wird schwarz werden, er wird das schwarze Queschen zerreissen,
Er wird gelb werden, er wird das gelbe Queschen zerreissen,
25 Er wird wässrig werden, er wird das wässrige Queschen zerreissen,
Er wird trocken werden, er wird das trockene Queschen zerreissen,
Er wird ein schlechter Hügel werden, er wird das schlechte Queschen zerreissen.“

Die Besprecherin unterbricht sich wieder, pustet ein zweites Mal ins kranke Auge und fährt dann fort:

„Wirst du allein dich niederlegen, wirst du allein aufstehen?
Weder werde ich allein mich niederlegen, noch auch allein mich erheben,
30 Mit Gott werde ich mich niederlegen, mit Gott werde ich aufstehen.
Er erhört mich, er beschützt mich
Vor den 77 Übeln, welche mir begegnet sind,
Sei es auf dem Wege, sei es auf der Feuerstätte (der Elfengeister),
Sei es auf der Aschenstätte, sei es im Traum,
35 Sei es auf dem Kreuzweg.
Siebenundsiebzig Fremdlinginnen, sie sind mir begegnet,
Die haben mich (mit Pfeilen) getroffen.“

Die Bannerin bricht zum drittenmale ab und pustet dem Kranken wiederum ins schmerzende Auge. Dann sagt sie:

„Die hl. Mutter Gottes sagte:
Liebe Elfenmütter!
40 Dieses Äuglein wollet nicht erregen,
Nicht entflammt es, wollet es nicht erregen,
Dass es kein Blut hervorlasse, dass es nicht nage,
Dass es nicht jucke, dass es nicht träufle.
Alle siebenundsiebzig wurden vertragen, alle wurden angelehnt[2]).
45 Ein einziges (Übel) blieb übrig,
Und darum haben sie gebeten,
Dass auch dieses weggewischt werde, dass auch dieses beseitigt werde.“

Die Besprechung wird zum letztenmale unterbrochen, das Auge mit

Es scheint der letztere Spruch einer anderen Besprechung anzugehören, deren Anfang vielleicht längst verschollen ist oder sich als Bestandteil eines anderen Spruches irgendwo eingenistet hat. Jedenfalls verrät er ein entschieden höheres Alter, als die voraufgegangenen Bestandteile, die gleichfalls dem Inhalt nach verschiedene Entstehungsmomente haben müssen.

V. Bannformel gegen den bösen Blick.

Tief im Volke eingewurzelt ist der uralte Glaube aller Völker an den „bösen Blick“. Derselbe nimmt eine ganz besondere und hervorragende Stellung unter den hiesigen Krankeitsursachen ein, da noch der weitaus grösste Teil der Bevölkerung daran glaubt. Daher sind die bezüglichen Bannsprüche Legion. Wir führen aus der grossen Zahl nur zwei an, um den Leser nicht zu ermüden.

1.

1 Es kamen krumme[1]) Hirten,
Nahmen krumme Stöcke,
Trieben krumme Schafe,
Hegten ein krumme Plätze (?)[2]),
5 Legten hin krumme Kessel.
Es setzten sich krumme Hirten,
Melkten krumme Milch,
Brachten sie in krumme Eimer,
Kästen sie mit krummer Säure,
10 Brachten sie auf den krummen Markt,
Sie (die gekäste krumme Milch) kauften krumme Leute,
Wie einer (davon) nippte, so(fort) platzte er.

Zur Erklärung dieses Spruches ist zu bemerken, dass unser „böse ansehen“, „böser Blick“ in hiesiger Landessprache mit „krumm ansehen“ u. s. w. übersetzt wird, dass somit „krumm“ hier gleichbedeutend ist mit (an)schielend, lauernd.

2.

1 Ein Salzkorn[3]),
Zwei Salzkörner,
Drei Salzkörner,
Vier Salzkörner,
5 Fünf Salzkörner,
Sechs Salzkörner,
Sieben Salzkörner,
Acht Salzkörner,
Neun Salzkörner.
10 Von neun — acht,
Von acht — sieben,
Von sieben — sechs,
Von sechs — fünf,
Von fünf — vier,
15 Von vier — drei,
Von drei — zwei,
Von zwei — eins,
Von ein(en) — nicht (ein) ein(ziges).

Der uralte Glaube, an den beide Besprechungen anknüpfen, die ungemeine Armut an Geist und Ausdruck in denselben, der kindlich ein-

1) Man vgl. das S. 383 bezüglich Wiederholungen Ausgeführte.

2) Das im Original verwandte Wort ist undeutbar und könnte ebensogut eine Viehart als einen Platz bedeuten.

3) Der im Original angewandte Ausdruck pogortscha kann von gore hoch oder gortschiv brennend, bitter, salzig herstammen und vielleicht auch beides enthalten, da während des Hersagens die Bannerin drei Salzkörner in der Hand über den Kranken hält und denselben bei jedem Ausspruch, der dreimal erfolgt, dreimal, also neunmal anbläst. Das Salz wird später ins Feuer geworfen.

fältige, fast kindisch zu nennende Inhalt, die Anlehnung desselben an unsere westeuropäischen Kinderlieder, Abzählreime, Kinderspiele und schliesslich das ihnen zugehörige auf sein bescheidenstes Mass gebrachte Ceremoniell beweisen, dass man es hier mit zwei sehr alten, von der Zeit in ihrem Inhalt vergilbten Besprechungen zu thun hat, in denen der ursprüngliche Zweck, dem sie dienten, schon längst verwischt und unkenntlich geworden ist.

Damit wollen wir es an den angeführten Beispielen, die sich ins Unzählige vermehren liessen, genug sein lassen; wir glauben, der Leser hat sich aus dem bisher Dargelegten wenn auch kein vollkommenes, so doch ein ungefähres Bild von der Stellung des Individuums zur Krankheit in deren verschiedenen Phasen machen können und wir wenden uns nun zum Verhalten des als Einheit gedachten Volkes bei Krankheitsfällen. Dies äussert sich besonders dann, wenn das ganze Volk gleichzeitig von Krankheit heimgesucht wird, d. h. in Zeiten schwerer Epidemien.

(Fortsetzung folgt.)

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von **K. Ed. Haase.**

(Schluss von VIII, 309.)

XV. Gegen Rotlauf[1]) oder Fluss.

1. Ich ging durch einen roten Wald, und in dem roten Wald da war eine rote Kirche, und in der roten Kirche da war ein roter Altar, und auf dem roten Altar da lag ein rotes Brot, und bei dem roten Bot da lag ein rotes Messer. Nimm das rote Messer und schneide rotes Brot. Lichtenberg.

2. Gegen das rote Wasser. — Je nach der Farbe der Kuh spricht man:

„Die Kuh mit dem schwarzweissen (bunten u. s. w.) Haar,
Sie hat einen blutroten Strahl;
So hell wie Wasser klar,
Wie unser Herr Jesus Christus von Mutter Maria kam,
So hell und klar, so hell und klar. Im N. G. u. s. w.“ Löwenberg.

3. Hat das Vieh den Rotlauf, so sagt man, indem man nach dem Kopfe hinstreicht:

„Schwarz Wasser, steh im Namen des Vaters u. s. w.!“

und indem man darauf wieder vom Kopfe nach dem Schwanze streicht, sagt man:

„Klar Wasser, geh im Namen des Vaters u. s. w.! Im Namen Gottes u. s. w.“
Dreimal zu sprechen. Pessin, Kr. West-Havelland.

---

1) Wenn das Vieh zum erstenmale auf die Weide getrieben wird, so legt man eine in einen roten Rock gewickelte Axt vor die Stallthür, damit die Kühe gegen das rote Wasser geschützt bleiben. Kampehl.

4. Gegen das rote Wasser beim Rindvieh mische Petersilienwasser, Liliencovallenwasser, Lavendelwasser, Bohnenblütwasser, Nelken, weissen Bolus und Schwarzschlehblütwasser. Davon gieb das erste Mal einen kleinen halben Pott, das andere Mal halb so viel. Neu-Ruppin.

5. Gegen das rote Wasser nimm Donnernesselwasser, Petersilienwasser und roten Bolus, jedes für 6 Pfennig. Davon gieb zwei Löffel voll ein. Neu-Ruppin.

6. Gegen das rote Wasser mische 2 Lot Spickeröl, 2 Lot Terpentinöl und 2 Lot Ziegelöl. Einem grossen Haupt Vieh gieb 100 Tropfen, einem kleinen 60 Tropfen davon auf Brot ein. Neu-Ruppin.

7. Gegen das rote Wasser. — Nimm am 2. Pfingsttage einen Maienzweig mit nach der Kirche und mache, während der Pastor das Evangelium liest, einen Kranz davon. Durch diesen lass das Vieh hindurchpissen und drücke dann dreimal mit dem Kranz auf den Rücken des Viehs.

Seebeck. S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 276.

XVI. Gegen Rückblut.

1. Wenn die Kühe das Rückblut haben und nicht fressen wollen, sondern mehr liegen als stehen und stöhnen, auch die Ohren kalt werden, so macht man mit einem Messer einen Schnitt in das linke Ohr und in die Spitze des Schwanzes und streicht dann dreimal mit der Hand über den Rücken des Tieres und pustet es dreimal am Schwanze, indem man spricht:

„Rückblut, schäm' di!
De Mannshand, de jâget di!
Im Namen Gottes u. s. w."

Bötet eine Frau, so sagt sie statt „Mannshand", „Frauenhand"; ist es eine Jungfrau „Jungfrauhand". Zippelsförde.

2. Rückblut brech' dir durch die Rippen,
Wie Christus durch die Krippen. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

3. Unser Herr Jesus hatte drei Blätter in seiner Hand;
Das eine gewann, das andre verschwand,
Das dritte behielt er in seiner Hand. Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin. Dabergotz.

4. Jungfrau, in der Jugend
Halte wahre Tugend.
Setze rein Geblüt. Im Namen G. u. s. w. Retzow, Kr. West-Havelland.

XVII. Gegen Schweinepest.

Gegen Schweinepest gieb den Schweinen das Herz eines gefallenen Schweines, klein gehackt und mit Kleie gemischt, zu fressen. Lichtenberg.

XVIII. Gegen die Seuche.

1. Das Suchtenbrêken — Ist ein Stück Vieh von einer Seuche befallen, so führe man es bei zunehmendem Monde aus dem Stall, stelle es auf einen freien Fleck, so dass es den Mond ansieht, schneide dann neun verschiedene Reiser von gleicher Länge (alle Holzarten gehen ausser Fichte und Weide), nehme einen Weidenzweig, schäle ihn ab und beschreibe damit um das Tier einen grossen Kreis. Dann lege man die neun Reiser kreuzweis entweder auf den Rücken des Tieres oder unter seinen Bauch auf die Erde, sodann berühre man das Tier vom Kopfe bis zum Schwanze mit dem Stabe, mache drei Kreuze und spreche dabei:

„Sucht, Sucht, du böse,
Wie du gekommen in dreien Tagen,
So komm und erlöse
In drei (oder dreimal drei) Tagen.
Dazu verhelfe Gott u. s. w. Amen.“

Das erste Stück Vieh oder Tier, das darnach den Platz betritt, oder der erste Vogel, der darüber hinwegfliegt, wird von der Seuche befallen, während sich das kranke Tier in drei Tagen erholt, aber erst nach neun Tagen wieder angespannt werden darf. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

2. Nimm gegen die Viehseuche 3 Quentchen Lorbeeren, $2^1/_2$ Quentchen gelben Schwefel und $2^1/_2$ Quentchen Fictril (Vitriol). Dieses alles fein gestossen und in einen Pott gemacht und voll Wasser gethan, dann auf den warmen Ofen gesetzt und 12 Stunden darauf stehen und destillieren lassen, alsdann ist es gut. — Wenn nun vermerkt wird, dass das Haupt Vieh traurig steht und auch nicht mehr fressen will, so nimm eine Bouteille gemachter Medizin und gieb dem Haupt davon alle 8 Stunden etwas ein. Es muss so eingeteilt werden, dass es mit dreimal auskommt. Alsdann muss das Haupt Vieh in temperierter Wärmnis gehalten werden; es muss auch nicht viel zu saufen haben, sondern abends und morgens einen Pott lauwarmes Wasser. Durch diese eingegebene Medizin wird man bemerken, dass es am Halse und hinter den Ohren wie Schorf ausschlägt; alsdann muss mit dem Eingeben inne gehalten werden. Neu-Ruppin.

3. Gegen Seuchen unter dem Rindvieh giebt man gedörrtes und gepulvertes Rindfleisch mit Weinessig ein oder etwas von dem gefallenen Vieh, Teufelsabbiss und Salz. Lichtenberg.

XIX. Wenn ein Pferd nicht stallen kann.

Wenn ein Pferd nicht stallen kann, giesse ihm wiederholt warmen Menschenurin ein. Lichtenberg.

XX. Gegen Verfangen.[1])

1. Verfang, grau di,
Verfang, stau di,
Verfang, grill di,
Verfang, still di. Neu-Ruppin.

2. Hast du dich verfangen in deine eigene Speis' und Trank, so kühle du dir wieder in deinem Blute. Im Namen Gottes u. s. w. † † †
Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

3. Gegen das Verfangen der Kälber. — Wenn man dem Kalbe das erste Saufen giebt, so spricht man beim ersten Schluck:
„Du sollst dich nicht eher verfangen,
Bis du unsern Herrn Jesum Christum siehst hangen.
Im Namen Gottes u. s. w. × × × Klosterheide.

4. a) Vieh, du bist gefangen,
Christus ist gehangen;
Christus ist vom Kreuze los,
Vieh, du bist vom Verfangen los. Im Namen G. u. s. w.
Vor der Sonne anzuwenden. Dierberg.

1) Wenn das Vieh zum erstenmale auf die Weide getrieben wird, so legt man eine Axt oder einen Besen vor die Stallthür, damit sich die Tiere beim Springen nicht verfangen. Herzberg.

b) Hat sich ein Pferd[1]) verfangen, so sprich:

Armes Tierchen, hast du dich verfangen,
So ist für dich unser Herr Christus gehangen. Neu-Ruppin

c) Gegen das Verfangen der Schweine.

Unser (Herr) Christus ist gehangen
Das Schwein hat sich verfangen;
Unser (Herr) Christus ist vom Hangen los (oder: los vom Hangen),
Das Schwein ist sein Verfangen los (oder: los vom Verfangen).
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

5. Hast du dich verfangen im Wasser,
Hilft (Helfe) dir (So behüte dich) Gott der Vater
(oder: So gehe du zu Gottes Maria Vater).
Hast du dich verfangen im Futter,
Hilft (Helfe) dir (So behüte dich) Gottes Mutter
(oder: So gehe du zu Gottes Maria Mutter).
Hast du dich verfangen im Wind,
Hilft (Helfe) dir (So behüte dich) Gottes Kind
(oder: So gehe du zu Gottes Maria Kind).

Dann ziehe man die Kuh dreimal bei dem Schwanze und spreche dazu:
„Im Namen Gottes u. s. w."

Allgemein mit den angegebenen Abweichungen, oft auch verstümmelt oder umgestellt, z. B.:

Häst du 't vom Futter,
So helpt dî Gottes Mutter.
Häst du 't vom Wâter,
So helpt dî Gottes Vâter.
Häst du 't vom Wind,
So helpt dî Gottes Kind.
Zippelsförde. Klosterheide. Dabergotz.

6. Ich böt' das Verfangen im Wind und im Wasser; ich böt wieder weg in Wind und in Wasser. Im Namen u. s. w. Metzelthin.

7. Gegen das Verfangen der Ziegen.

Jerusalem war eine schöne Stadt,
Die unser Herr Christus gebauet hat;
Er hat sie gebauet von Milch und Blut:
Das ist vor die Ziegen vor Verfangen gut.
Neu-Ruppin. Dorf Zechlin.

8. Für Verfangen der Schweine.

Im Namen Gottes u. s. w.
Dieses Schwein, von dir empfangen,
Hat sich nun aber jetzt verfangen.
Drum bitt' ich dich aus Herzensgrund,
Mach doch dies Schwein wieder gesund.
Friesack, Kr. West-Havelland.

9. Gegen Verfangen nimm Wohlverlei für 6 Pfennig; davon 2 Löffel voll mit Warmbier eingegeben. Neu-Ruppin.

1) Wenn Hühner mit gelben Füssen in dem Pferdedung kratzen, bekommen die Pferde Bauchschmerzen. Buberow.

XXI. Gegen Warzen.

Wenn das Rindvieh Warzen an Kopf und Hals hat, unterbinde man sie bei abnehmendem Monde mit Pferdehaaren, dann sterben sie ab. Lichtenberg.

XXII. Gegen Wenen.

Hat ein Vieh Wenen, so nimmt man vor Sonnenaufgang einen Stein aus der Dachtraufe, bestreicht den Schaden dreimal kreuzweis damit und spricht: „Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes.“ † Darauf legt man den Stein so hin, dass ihn weder Sonne noch Mond bescheint. Dierberg.

XXIII. Gegen Wunden.

Wider alle Wunden und Schäden bei Pferden nimm Pestilenzwurzel, roten Bolus, weissen Bolus, venetianisches Glas, Rossschwefel, Teufelsdreck, Anis, Gallapfel, von jedem 1 Lot, stosse alles fein, teile es in drei Teile und gieb es zu drei Malen dem Pferde aufs Futter vor Sonnenuntergang oder -aufgang. Neu-Ruppin.

XXIV. Gegen das Zeichen oder Anblasen.[1]

1. Christus hat gewonnen. Das Zeichen soll verschwinden. Das soll nicht weh thun; das soll verschwinden in dieser Stunde. Im N. G. u. s. w. Dierberg.

2. Gegen das Zeichen bestreicht man das Euter mit dem Felle eines weissen Wiesels, das aber, wenn es helfen soll, nicht mit blossen Händen angefasst sein darf, dreimal im Namen Gottes und bepustet es ebenso.
Alt-Ruppin Binenwalde. Klosterheide. Dierberg.

XXV. Gegen Würmer.

1. Wenn ein Haupt Vieh einen Wurm hat, so mache folgende Buchstaben und gieb es ihm den Freitag vor Neumond mit Futter oder aufs Brot ein:

I R A X
K I R U X
K A R A X
M A B R X

Solches muss drei Freitage hintereinander geschehen. Neu-Ruppin.

2. Gegen die Würmer der Pferde.

a) Es fahren drei Männer über den Band (? vielleicht: Sand),
Sie hatten drei Würmer vorgespannt;
Einer war grün, einer blau, einer rot.
Gott gebe den Würmern allen den Tod. Wulkow.

b) Drei Wörm' waren's:
Ên war witt, de änner war schwart, de dritte war rot
Nu sind dîne drei Wörm' dôt.
Im Namen Gottes u. s. w. Buberow.

c) Ein Paltenstück, ein Bohnenschof, ein Mollenschart und ein gutwillig Weib,
Damit böte ich dem Pferd die Würmer aus dem Leib.
Im Namen Gottes u. s. w. Sieversdorf. (Hexenprozess v. J. 1667/8.)

---

1) = harte, starke Anschwellung des Euters einer Kuh oder Ziege, welche geraume Zeit vor oder nach dem Kalben oder Lammen entstanden ist und nach dem Volksglauben von dem Anhauchen oder Anblasen eines Wiesels herrührt. In Kraatz glaubt man sogar, dass ein Wiesel Menschen und Tiere durch „Anpusten“ töten könne. Unter Dach und Fach darf es hier nur „det ungenömte Diert“ genannt werden, sonst „räkt et sich am Veh“.

d) Es will ein Mann abkärnen drei Würmer: der erste weiss, der andere schwarz, der dritte rot; so sind sie alle tot.

Dies ist dreimal zu sprechen und dabei das Pferd mit einer Hand vom Kamm bis auf den Schwanz zu streichen. Retzow, Kr. West-Havelland.

e) Für Fieber, Würmer und Bauchwehdage.

Jerusalem ist eine wunderschöne Stadt,
Darinnen unser Herr Christus sein Leben hat,
Er hat verloren seinen Leib und sein Blut:
Das ist für Fieber, Würmer und Bauchwehdag' gut.

Bei dem letzten Worte schlägt man jedesmal das Pferd in die linke Seite und kriecht jedesmal durch die Vorderfüsse; dann geht man dreimal um das Pferd herum und zupft zuletzt dreimal am Schwanz. Retzow, Kr. West-Havelland.

3. Gegen die Würmer der Schweine. — Ein Flusch Schweinshaare, in ein fremdes Wagenrad gesteckt, hilft gegen Würmer, welche Schweine in Wunden haben; die Würmer fallen danach aus den Wunden heraus.

Sieversdorf. (Akten des Brunner Hexenprozesses vom Jahre 1620.)

XXVI. Universalmittel.

1. Wird ein krankes Pferd stillschweigend über einen Kreuzweg geritten, so gesundet es. Karwe.

2. So dir Schweine krank werden, gieb ihnen neun Kellerwürmer ein; das hilft. Seebeck. S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 274.

Neu-Ruppin.

Aberglauben in Bayern.

Gesammelt von **Helene Raff.**

„Mit der G'scheitheit alloanig richt't koa Mensch nix; der Obere (Gott) is gar mächti und der Untere (der Teufel) diemal aa" —, sagte die alte Baderin in Garmisch.

Wer Gott noch nicht durch die Taufe angehört, über den besonders ist des Teufels Macht gross, deshalb wird mit der Taufe bei den Kindern so geeilt. „Zwar, verdammt wer'n die Ungetauften leicht net, aba sie han nit Leid noch Freud!" — hört man oft. Wenn der Wind recht in den Schornsteinen heult, dann heisst es, das seien die ungetauften Kinderseelen, die so jammern (Franken). Ist das Kind erst in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, so muss die Mutter doch auf der Hut sein, dass es ihr nicht beschrieen oder verhext werde. Nach Aveläuten soll man kein Kind mehr über die Strasse tragen, weil da die Hexen anfangen umzutreiben (Oberbayern und Schwaben). — Wird das Aussehen eines Kindes von Fremden gelobt, so muss die Mutter zur Seite ausspucken oder das

Kind sogleich bekreuzigen; als wirksames Mittel gegen Beschreien oder Behexung gilt auch, in der Wiege einen geweihten Gegenstand liegen zu haben oder einen solchen dem Kinde umzuhängen. Auf Behexung wird es meist zurückgeführt, wenn die Zahnfraisen ein Kind befallen. Eine Münchner Arbeitersfrau freilich, deren Kleines in Krämpfen lag, erklärte: „Dös glaub' i net, dass den Kind was anthan wor'n is; 's Gehirn wachst halt, und so oft dös an Ruck thut, beutelt 's das Kind a weng umanand!"

Im Kreise Schwaben besteht der Glaube, dass man Kindern unter einem Jahre nicht die Schuppen vom Kopfe waschen darf, sonst stirbt das Kleine. Die Fingernägel soll man dem Kinde nicht abschneiden, sondern abbeissen, damit es kein Dieb wird. In Bamberg heisst es, das gewaschene Kinderzeug dürfe man nicht im Freien bei Mondschein hängen lassen, denn „wer im Mondschein Wäsche trocknet, trocknet Totenwäsche".

Den heranwachsenden Buben und Mädchen schärft man ein, keine im Hausflur oder vor dem Hause herumliegenden Gegenstände, wären es nur Papierschnitzel, aufzuheben, weil durch diese leicht dem Finder etwas angethan werden kann. Auch soll man nicht zu rasch von fremden Personen Geschenke nehmen — der Teufel selbst erhält erst die rechte Macht über einen Menschen, wenn dieser etwas von ihm angenommen hat. Aus gleichem Grunde ist die Berührung Unbekannter zu meiden — klopft ein solcher Einem auf die Schulter, so soll man schnell den Schlag zurückgeben. Wer mit weit offenem Munde gähnt, ohne die Hand vorzuhalten oder, noch besser, ein Kreuz vor dem Munde zu machen, in den kann der Teufel fahren, der auch zu denen einsteigt, die ohne Nachtgebet einschlafen oder die Stiefel verkehrt vors Bett werfen. Tags über ist nicht vor Anfechtung des Bösen bewahrt, wer sein Morgengebet vergessen oder sich früh nicht gewaschen hat. Wenn jemand niest, soll man schnell „Helf Gott" sprechen und nicht, wie die Herrischen thun, „Zum Wohl"; denn auch der Niesende gilt als dämonischen Einflüssen unterthan. So wurde eine junge Bauernmagd an der bayrisch-tirolischen Grenze nur durch das zugerufene „Helf Gott" eines Mitknechts aus den Klauen des Teufels errettet, welche dieser, während sie nieste, nach ihr ausgestreckt hatte.

Bei Tische soll man das Messer nicht mit der aufwärts gekehrten Schneide hinlegen, weil sich ein Englein oder eine arme Seele daran schneiden könnte. Essbare Gegenstände wegzuwerfen gilt als Sünde gegen die Gottesgabe; eine Ausnahme davon macht nur, wenn Kinder, wie z. B. im Augsburgischen, die Reste ihres Vesperbrotes in den Bach werfen mit den Worten: „Für die armen Seelen!" Wer das mittägliche Rosenkranzbeten vergisst, hinter dessen Stuhl steht der Teufel. Auch eitle Dirndln,

Hergott zu Füssen sitzen mögen, und a Paar Schuah hätt' er wöll'n, er alloanig, wo doch alle lieben Englein blossfuasset gehn." Die Jungen werden von den Alten nach dem Gottesdienst Sonntags an die Gräber der Gefreundeten mitgenommen, um ihnen einen Weihbrunn zu geben; unnützes Herumstreunen aber auf den Kirchhöfen und vieles Lesen der Grabinschriften soll versponnen und vergesslich machen. (Niederbayern.)

Wer einsame und gefährliche Wege zu gehen hat, der bete zuvor den Johannissegen und vergesse nicht, sich daheim noch aus dem Weihbrunnkesselchen zu besprengen, sowie einen geweihten Gegenstand bei sich zu tragen. Vor jähem Tode ohne Beichte und Abendmahl bewahrt eine tägliche andächtige Bitte zur heiligen Barbara. Das Gebet lautet:

„Heilige Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' ist dir anvertraut;
Wie im Leben, so auch im Tod
Steh mir bei in meiner Not;
Steh mir bei an meinem letzten End',
Dass ich empfang' das heilige Sakrament."

Wer zur Nachtzeit an verrufenen Orten vorbei gehn muss, der habe etwas Geweihtes und einen Haselstab mit sich, denn die Hasel hilft gegen alles Böse, weil sie von der Mutter Gottes begnadet ist, die auf ihrer Flucht nach Ägypten unter einem Haselstrauche gerastet. Gut ist auch, einen Strauss von Kranewitt (Wacholder) und Eichenlaub auf dem Hute zu tragen, denn „Eichenlaub und Kranewitt — dös mag der Teufl nit". (Berchtesgaden.) Ebensowenig mag er die wundervolle Alraunwurzel und das allen Spuk vertreibende Kraut Allermannsharnisch (Botrychium lunaria); deshalb soll man es mit ehrfürchtiger Emsigkeit suchen und immer dazu sprechen: „Allermannsherrn, dich such' ich gern".

„Heut' Nacht hat die Drud' mich druckt; jetzt will ich schauen, wer heut morgens kommt und etwas zu leihen nimmt, denn die is 's gewesen," kann man von vielen Münchnerinnen hören. Ruft jemand einen Schlafenden, der gerade von der Drud gedrückt wird, bei Namen, so muss sie weichen; ganz ausgetrieben aber wird sie, wenn man des Nachts zu ihr spricht: „Komm morgen um die drei weissen Gaben", nämlich ein Ei, eine Hand voll Salz und eine Hand voll Mehl — dann muss sie sich morgens zum Empfange dieser Gaben einstellen und kommt nie wieder. Die Drud plagt auch das Vieh, und weil Druden sowie Hexen durch die Milch einer Kuh schon Macht über das Tier erhalten können, trägt man nach Aveläuten nicht gern eine Schüssel Milch über die Strasse. Muss es dennoch sein, so wird die Milch mit der Schürze bedeckt und das Kreuzzeichen darüber gemacht (Partenkirchen). Drei Kreuze und die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige † C † M † B malt man mit Kreide an Haus- und Stallthüren, die Unholde abzuwehren; oft nagelt man auch an Stallthüren das Bildnis des heiligen Leonhard. Als wirksames Mittel zum Schutze Schlafender gegen Hexen und Druden gilt, ein im Griffe fest-

stehendes Messer von aussen in die Stubenthür zu stossen. Seltener sieht man die mit Kreide auf die Thürschwelle gezeichneten Drudenfüsse. — Besteht der Verdacht, die Hexe sei schon in der Stube, so stellt man einen Besen verkehrt (mit dem Stiel nach unten) inwendig neben die Stubenthür — dann kann die Hexe nicht hinaus und wird hieran erkannt. Wer alle Hexen der Gemeinde kennen will, soll sich einen Schemel von neunerlei Holz machen und während der Christmette darauf knieen, da sieht man die Hexen alle dem Altar den Rücken drehen. (Schwaben.)

Zum Schutz gegen schwere Unwetter, die oft von den Hexen gebraut sind, dient in ganz Bayern das Wetterläuten; in den Häusern wird während dessen gebetet und mit geweihten Kräutern geräuchert, oder es werden geweihte Kerzen gebrannt.

Da die Hexen sich allezeit gern fremdes Gut aneignen, sollen neue Geräte, ehe sie gebraucht sind, mit drei Kreuzen bezeichnet werden, desgleichen auch der frische Brotlaib, ehe er angeschnitten wird.

Jede Thätigkeit, die gesegnet sein soll, muss „in Gottes Namen“ oder „im Namen der Dreifaltigkeit“ begonnen werden; wer bei mühevoller Arbeit flucht, dem bringt sie kein Glück. Eine Frau im Augsburgischen, deren Sohn aus Ungeduld häufig fluchte, hielt ihn deshalb an, gleich nach jedem Fluch sich zu bekreuzigen und zu sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakrament!“ „Dafür“, sagte sie, „hat unser Herr mir die Gnad' 'geben, dass der Bua jetzt nimmer fluacht“.

Fromm und heilsam ist es, der armen Seelen im Fegefeuer zu gedenken; Gott vergilt es auf ihre Fürbitte. Jede gute Handlung: Almosen, Fasten, Gebet u. s. w. ist doppelt gut, wenn man sie aufopfert zu Nutz der armen Seelen. In der Nacht vor dem 1. November fliegen die Seelen derer, die nicht daheim begraben sind, nach ihrem Heimatsorte, um an dem zu Allerheiligen gespendeten kirchlichen Segen teil zu haben; in der nächsten Nacht dann fliegen sie zu ihrer Begräbnisstätte zurück. An manchen Orten besteht noch die Sitte, den armen Seelen in der Nacht vom 1. zum 2. November einen Napf mit Speise hinzustellen: wenn jemand ihnen diese wegisst, so muss der Betreffende binnen Jahresfrist sterben, es sei denn, dass er zuvor eine arme Seele vom Fegfeuer losbetet oder einem Mitmenschen das Leben rettet, wodurch er entsühnt ist. (Berchtesgaden, Garmisch.)

Liegt am Allerseelentage auf den Gräbern frischer Schnee, so werden im kommenden Jahre viele Kindbetterinnen sterben. Nach dem Abscheiden eines Menschen soll man gleich das Fenster öffnen, damit die Seele hinauskann. (Bamberg.)

Ein von seinem Schatz verlassenes Mädchen erzählte: „Jetzt bet' ich alle Abend ein Vaterunser für die allerärmste Seele“, d. h. diejenige, welche von sonst niemand mehr fromme Fürbitten erhält, „die lasst ihm nachher keine Ruh', bis er wieder zu mir kimmt“. (München.)

Zu gleichem Zwecke verbarg eine andere Verliebte ein Läppchen mit drei Tropfen von ihrem und drei Tropfen von ihres Burschen Blut unter der Altardecke, damit die heilige Messe darüber gelesen werde, was sichere Vereinigung bringt. Ein Tropfen vom eigenen Blute, jemand unter's Getränk gemischt, gewinnt des betreffenden Liebe. Wer des Nachts schlaflos an eine bestimmte Person denken muss, der wende rasch das Kopfkissen um, dann denkt der andere ebenso lebhaft zurück.

Um zu erfahren, welchen Standes ihr künftiger Mann sein wird, stellen die Mädchen in Franken sich am Neujahrstage vor die Thür, einen vom Christabend aufbewahrten Apfel schälend. Wer dann zuerst vorbeigeht, ein Schuster, Schlosser u. s. w., ein solcher wird sie einst heimholen. In der Sylvesternacht wie in der Thomasnacht soll das Mädchen, mit dem Rücken gegen die Thür oder ein Fenster stehend, über ihre Schulter hinweg einen Schuh hinauswerfen; wohin die Spitze desselben zeigt, daher wird ihr Liebster kommen. Diejenige, welche in der Thomasnacht durch ein Stückchen Kirchenfensterglas sieht, soll den zukünftigen Gatten sehen. In der Johannisnacht gehen oberbayrische Mädchen an einen Bach, berühren das Wasser mit der Fussspitze und sprechen:

„Du Wasserwelle, ich tritt dich,
Du heiliger Johannes, ich bitt dich,
Lass mir erscheinen
Den herzliebsten Meinen.“

Dasselbe geschieht in der Andreasnacht, nur dass das Mädchen die Bettstatt mit dem Fusse tritt und den Spruch anhebt: „Bettstatt, ich tritt dich; heiliger Andreas, ich bitt dich.“ In Bamberg hatte ein mutwilliger Bursch sich unterm Bett eines Mädchens versteckt und als sie zu sprechen anfing: „Bettstatt, ich tritt dich“, sprang er hervor mit dem Rufe: „Aber ich pritsch dich“ (schlage dich) und gab ihr einen Schlag — da fiel sie vor Schreck tot um.

Am Barbaratage (4. December) holen sich viele Mädchen triebkräftige Zweige vom Kirschen- oder Hollunderbaum und setzen sie daheim ins Wasser, bei jedem Zweiglein sich etwas wünschend. Ist bis Weihnachten der Zweig aufgeblüht, so geht der Wunsch in Erfüllung. Um zu erfahren, ob ein Verschollener noch am Leben ist, bindet man in der Christ- oder Neujahrsnacht einen Ring an einen Faden, welchen man zwischen die Finger nimmt; nun stellt man sich vor den Tisch, und legt darauf ein Stück Brot sowie ein Häufchen Erde. Neigt der zwischen den Fingern baumelnde Ring sich nach dem Brote, so lebt der Verschwundene noch, im andern Falle ist er tot.

Eine unachtsame Braut, welche während der Trauung in der Kirche herumschaut, „sieht sich nach dem Zweiten um“, d. h. ihr junger Ehemann muss sterben. Trägt die Braut ein blaues Kleid, so hat sie den Schaden davon, denn in der Ehe wird sie blau geschlagen. Derjenige von

beiden Gatten, der während der Trauung seinen Fuss auf den des andern setzt, wird die Herrschaft in der Ehe haben; hingegen muss der, welcher bei der Trauung weiter vom Altare zurückkniet oder auf dessen Seite die Altarkerze schneller herabbrennt, dem andern im Tode vorangehn.

Katzen bringen dem Hause wie der Ehe Glück; es heisst: wer eine Katze ins Wasser trägt, der trägt sein Glück aus dem Hause, und ein Mädchen, das die Katzen nicht mag, bekommt nie einen guten Mann. Eine Garmischer Frau behauptete, noch von ihrer Mutter gehört zu haben, dass bei nachmals sehr glücklichen Eheleuten in der Hochzeitsnacht eine schöne Frau gesehen worden sei, die mit einer weissen und einer schwarzen Katze dreimal ums Haus geschritten. Die Katze spürt auch im voraus, wenn Gäste kommen; putzt sie sich, so kehrt ein Fremder ein. Elstern dagegen soll man nicht im Hause halten: sie bringen Unfrieden, und ein Gespräch, welches sie beschreien, hat üble Folgen. (Ampergegend.)

Reibt man beim gratulieren die Hände des Brautpaares mit einem Nagel, den man am Karfreitag an das heilige Schmerzenskreuz gedrückt hat, so zerstört dies beider Glück und Eintracht. Ein Nagel aber, den man auf dem Kirchhofe gefunden, bringt demjenigen den Tod, in dessen Hausthür man ihn einschlägt. Wenn der kleinste Gegenstand, den ein Lebendiger am Leibe getragen, in den Kirchhof eingegraben wird, so stirbt der Eigentümer, deshalb auch soll man Toten nichts ins Grab mitgeben.

An einem Geburts- oder Namenstage soll das Feuer im Hause nicht ausgehen, der schlimmen Vorbedeutung wegen. Bei einer Familie im Regensburgischen durften an solchen Tagen nur Lorenzi-Kohlen gebrannt werden. Am Tage des heiligen Laurentius nämlich, zwischen 12 und 1 Uhr mittags, soll, wer im Namen der Dreifaltigkeit und des heiligen Laurentius den Spaten in die Erde steckt, die schönsten Kohlen herausgraben, die mehr Wärme geben als gewöhnliche und so gut sind als verbrennte man etwas Geweihtes. Ähnliches trägt sich in der Christnacht zu, wo zwischen 12 und 1 Uhr, der Geburt des Christkindleins zu Ehren, aus allen Brunnen Wein statt Wasser fliesst. (Franken.) „Aber krieg'n thuast nix dervo“, sagte ein fränkischer Bauer, „san jo alle Leut' derweil in der Metten“

Das Herdfeuer soll auch nicht ausgehen, wenn jemand im Hause krank liegt. Kranken bindet man gern ein Heiligenbildl um den Hals, womöglich den für die betreffende Krankheit besonders hilfreichen Heiligen. Bei Zahnweh ist es die heilige Apollonia, bei Geschwüren, Beulen, pestartigen Erkrankungen ist es der heilige Rochus oder heilige Sebastian, bei Brustschmerzen St. Agatha; gegen Augenübel hilft St. Magdalena oder Ottilia, auch St. Lucia, für Brandwunden der heilige Laurentius. Schwerverwundete beten zu St. Barbara, Wöchnerinnen zur heiligen Margaretha. Gegen Erkrankungen des Viehes schützt der heilige Leonhard, bisweilen

auch St. Georg oder der heilige Antonius. Ein vortreffliches Mittel gegen Augenübel ist, sich am Karfreitag, während die Scheidung geläutet wird, im Namen Jesu die Augen zu waschen. Den mit schwerer Epilepsie Behafteten soll man zu ihrer Heilung das Blut eines Hingerichteten zu trinken geben. Fällt jemand ein Zahn aus, so muss er denselben fest in ein Mauseloch schlagen, dann bleibt er für alle Zukunft vor Zahnweh bewahrt. Bei Kopfschmerzen thut es gut, sich einen stählernen Gegenstand auf den Kopf zu binden oder auch die Kopfhaut ein wenig zu ritzen, so dass ein Tropfen Blut auf ein bereit gehaltenes Hölzchen fällt, und dies Hölzchen dann in die Rinde eines Baumes zu verbergen. Auf geschwollene und entzündete Glieder legt man Kirchhofserde und spricht dazu: „Hart ist der Hebel, Feucht ist der Nebel — Kalt ist die Totenhand, So still ich diesen Brand.“ Folgen die drei heiligen Namen und das Kreuzzeichen. (Partenkirchen.)

Auch sich unsichtbar zu machen, giebt es Mittel: das Herz einer Fledermaus unter dem linken Arme tragen, oder den Finger eines unausgetragenen Kindes bei sich führen.

Wer die Zukunft erfahren will, soll in der Neujahrsnacht einen geweihten Gegenstand unters Kopfkissen legen, dann träumt er, was sein künftiges Schicksal sein wird. Am Neujahrsmorgen muss man acht haben, wem man zuerst begegnet: Kinder und Jungfrauen bringen Glück, Alte oder Kranke Unglück. Wer sich in der Christnacht auf einen Kreuzweg oder zu Sylvester und Allerseelen auf den Kirchhof stellt, sieht alle Toten des kommenden Jahres vorüberziehen. In der Christnacht redet auch das Vieh und macht zukünftige Dinge offenbar, doch müsste man, dies zu hören, sich des Nachts im Stalle verbergen. Und da es nicht nur für gottlos, sondern auch, teuflischer Anfechtung wegen, für gefährlich gilt, aus der Christmette daheim zu bleiben, hat noch keiner durch sein redendes Vieh die Zukunft erfahren.

Hostiengeschichten aus Bayern.

1. Der gottlose Hirt.

D' Bogener ham an Hirten g'habt, der a recht a gacher Ding war un si alleweil so viel 'gift' hot zwegen dem dass 's Viech glei oft auf sei Rufen gar net aufpasst hot. „Malefizviechzeug, vergift'tes“ — denkt er si auf d' Letzt — „wart, i wer scho wem bringa dem wo d' folgen musst“. Am Sonntag, wie Communion war, hot er d' heilige Hostie net g'schluckt

was er ang'stellt hat; grad seina Leut hot er ang'schafft, sie soll'n eam sein Stecken mit in 'n Sarg geb'n. Seine Leut' ham dös net than, sondern ham den Stecken nach sein Tod untersucht, un da is Alles aufkemma. Zur Straf' muss er dreimal in 'n Jahr geistern gehn, an Weihnachten, am Pfingstfest un in der Seelennacht; da ziehgt er umanand mit sein Horn un blast so grauslich, dass a Jed's dös wo ihn hört, an Datterer kriagt un eam a Vaterunser bet't, aber er geistert noch heutiges Tags.

Aus Bogen in Niederbayern.

2. Die drei Osterfrevler.

Amol am Ostertag san drei Mannesbilder beianand g'hockt un ham fleissi trunk'n un derzu recht aufdraht. Da langt der Oa in sein Hosensack eini, ziehgt a Hostie aussa un sagt: „Schaut's, dös hon i als Mitbringerl von der Kirchen mit hoamg'numma“ — schmeisst die Hostie in a recht voll g'schenktes Glas mit Wei un ruaft: „Jatz wern mer sehgn, ob der Herrgott aa schwimm'n kann.“ — Der zweite Kamrad hat wia b'sessen derzua g'lacht und Bravo g'schrieen, der dritte aber, bei dem die andern zwoa eigentlich auf Hoangast waren, hat z'erst recht schön g'bitt', sie sollen dös Ding gehn lass'n, aber wie er g'sehgn hat, dass Nix verschlagt, is er halt aa stad g'wen. A Weil ham s' no so fortthan un lauter Viecherei mit der Hostie triebn; da siehgt der dritte mittendrein, wia die zwoa andern ganz blau in' G'sicht werd'n un d' Mäuler aufreiss'n wia Fisch am Trocknen, wollen von die Stühl aufhupf'n aber bring'n 's net z'weg'n. Da schaugt er auf d' Hostie hin, un die hat wunderbar zu 'n Glänz'n ang'fangt, is immer grösser wor'n un aus 'n Glas aufig'stieg'n. Dem dritten hat der Schreck schier 's Denken verschlag'n, rühr'n hat er si na nimmer kenna, nur an wüthigen Schroa hat er aussabracht. Auf dös nauf kemm'n alle Leut aus der Nachbarschaft g'sprung'n, un a geistlicher Herr is aa dabei; der kennt glei, was da g'schehgn is, kniet sie nieder un fangt 's Beten an. Den dritten hat er richti no losbet'n könna, aber für die andern Zwoa war All's z' spät: mit kohlschwarze G'sichter un bleckete Zung'n hat mer s' tot aus der Stub'n aussitrag'n. Aus Welchenberg in Niederbayern.

3. Die eingewachsne Hostie.

In ana Mühle i Dillinge war a recht a fürwitzige Knecht, der hat oft, wenn d' Arbet ihn net g'freut hat, g'moint: „es sollet unseroin oimol da Herrgott helfa, bei dem doch d' moischte Macht isch.“ B'sonders hat er a so g'seit, bal er die Mühlaflügel hat in Gang bringa müssa. Net lang isch 's a'gstande, da kann af oimaul das Knechtla lauta Kraftstückle verrichte, die eam früher z' schwar g'west sin: die Mühlaflügel dreht er wia an Fingerring, un mit oin Arm kann er d' stärkschte Leut auf d' Knia niedadrucka. Dös Ding isch ganz vo huit auf morga komma un het sein guate Grund g'het: er het hoimlichaweis' a Hostie g'strenzt, hat eam selbst

mit 'n Messer an Schlitz im rechta Arm g'macht un d' Hostie in die Wunde einwachsa lasse. Jatz, wia der Knecht krank woara isch un die Dökter han eam nimma helfa könne, hat er alsfort auf sein Arm geduit't, als sitzet do ebbas, was ean net versterba lasst — nauchha han d' Luit den Arm aaguckt un sind mit Schrecke inna woara was los isch. Sie han eam die Hostie rausschneida wella, aba noch untern Schneiden isch er gschtorbe; freili net ganz wenn ma's recht nimmt, denn in finschtre Nächte sieht mer'n öfters noch, wia er auf die Mühleflügel sitzt un dreht.

4. Der Hostienhandel.

Zwoi Dienstmädla warn a bisle auf da leichte Seita, un han viel Geld nöthig g'het — deszwegen han s' bein Communizire d' Hostie gschtohla un an der oine ihra Dienschtherrn verkauft. Der isch a Jud g'west un hat die schwarze Kunscht trieba: er hat in d' Hostie einag'schtocha un Blut dervo zapfe wella. Da hebt si d' Hostie in d' Höch un schwebt an seine Stubendecka wie d' Sunn am Himmel; da isch er vor Schrecka toadt niedag'falla. Die zwoi Mädle aba han Reu un Leid g'mocht un sin in's Kloschter gange.

Wie die vorangehende Sage aus Dillingen im bayrischen Kreise Schwaben.

München.

Abzählreime aus der Grafschaft Hohenstein.

Durch Umfrage gesammelt von **R. Reichhardt.**

1. 1, 2, 3
Bicke, backe Ei,
Bicke, backe ohne, dohne.
Es waren 12 Kinder geboren.
Wie soll'n sie alle heissen?
Roggen oder Weizen.
Wer will die Windeln waschen?
Du, alte Rumpeltaschen.
(Günzerode.)

2. 1, 2, 3, wie oben bis „geboren“
Sassen alle an einem Tische,
Kam die Katze und frass die Fische.
Kam der Schuster mit dem Hammer
Und schlug die Katze auf die Schlabber.
Mi, mau, muff,
Schlug der Schuster noch mal druff.
(Urbach.)

3. 1, 2, 3,
Du bist frei. (Überall.)

4. 1, 2, 3,
Bornemann wullt' frei',
Kunnte keine gekrie,
Do luss 's sie. (Günzerode.)

5. 1, 2, 3,
Da liegt ein Ei.
Wer darauf tritt,
Spielt nicht mehr mit.
(Niedergebra, Petersdorf.)

6. 1, 2, 3,
Hühnchen legt ein Ei,
Hühnchen legt ein weisses Ei,
1, 2, 3.
(Oder: Du bist frei.) (Überall.)

7. 1, 2, 3,
Zuckersüsses Ei,
Zuckersüsses Nussbonbon,
1, 2, 3. (Herreden.)

8. 1, 2, 3,
Da liegt ein Ei,
Wer darauf tippt,
Der spielt nicht mehr mit.
(Rehungen.)

9. 1, 2, 3,
Ziegeldeckerei,
Ziegeldeckerkompagnie,
1, 2, 3. (Überall.)

10. 1, 2, 3,
Auf der Schäferei
Buk die Mutter Kuchen,
Liess die Kinder rufen,
Legt ein Stück dann auf den Tisch.
Kam die Katz' und frass den Fisch,
Kam der kleine Leineweber,
Schlug die Katze auf das Leder.
(Günzerode.)

11. Eine, zweie, dre-e,
Morgen musst du fre-e,
Kannst du keine Brut gekrie,
Musst de au zefreden sie.
(Niedergebra.)

12. 1, 2, 3, 4,
Eine Flasche Bier,
Eine Flasche Rum,
Du bist dumm.
(Oder: Du bist um.) (Überall.)

13. 1, 2, 3, 4,
In dem Klavier
Stak eine Maus,
Du bist aus. (Überall.)

14. 1, 2, 3, 4,
Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schneider Kikeriki,
Guckt mit seiner Brill heraus,
1, 2, 3 und du bist aus.
(Günzerode.)

15. 1, 2, 3, 4,
Hinter der Thür
Stand ein Barbier.
Was will er haben?
Ein Körbchen voll Gaben,
Ein Körbchen voll Nelken,
Die niemals verwelken. (Daselbst.)

16. 1, 2, 3, 4,
Wer klopft an meine Thür?
Ein schöner Offizier.
Was bringt er mir?
Ein Körbchen voll Nelken,
Die niemals verwelken.
Den Tipp, den Tapp,
Und du bist ab. (Niedergebra.)

17. 1, 2, 3, 4,
Es sass ein Püppchen in der Thür,
Hat ein weisses Hütchen auf,
Zuckerpüppchen, du bist aus
(Petersdorf.)

18. 1, 2, 3, 4, 5,
Strick mir ein Paar Strümpf,
Nicht zu gross und nicht zu klein,
Sonst musst du der Haschmann sein.
(Osterode b. Ilfeld.)

19. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn mein Schatz geblieben,
In Berlin, in Stettin,
Wo die schönen Mädchen blühn.
(Überall.)

In Haferungen und Sülzhayn wird fortgefahren:

Mädchen essen auf dem Tisch,
Jungens essen unter'm Tisch,
Mädchen gehn zum Maskenball,
Jungens logieren im Schweinestall,
Mädchen sind die goldnen Engel,
Jungens aber arge Bengel.

20. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Geht mir nicht in meine Rüben,
Sucht mir nicht die schönsten aus,
Du bist aus. (Überall.)
(Auch: Sonst komm' ich mit der Peitsche raus.)

21. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo sind die Franzosen geblieben?
In Moskau und im tiefen Schnee,
Da riefen sie: Mon dieu, mon dieu!
(Kleinwechsungen.)

22. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Auf der Strasse Nummer sieben
Wackelt das Haus,
Piept die Maus.
Guckt der Frosch (Floh) zum Fenster 'raus.
(Osterode, Petersdorf.)

23. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Meine Mutter kocht Rüben (Grieben),
Meine Mutter kocht Speck
Und du bist weg. (Sülzhain.)

24. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Peter Paulus hat geschrieben
Einen Brief nach Paris:
Du sollst holen drei Pistolen,
Ein für mich, ein für dich,
Ein' für Bruder Heinerich (Ludewig).
(Buhla, Osterode, Neuhof.)

25. Drei, sechse, neune,
Wer nicht ausläuft
Der ist meine. (Überall.)

26. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, niene,
Min Vater ging nach Diene (Deune),
Brochte än raten Appel met,
Där harte miene un diene. (Buhla.)

27. 1, 2, 3 bis 10,
Ich ging einmal nach Jen' (Jena),
Guckten da drei Hexen raus,
Die erste liess mich stehn,
Die zweite hiess mich gehn,
Die dritte nahm' en Ziegelstein
Und schmeisst mich vor das böse Bein.
O weh, o weh, o weh!
Ich will nicht wieder nach Jena gehn.
(Lipprechterode.)

28. 1, 2, 3 bis 12,
Unter dem Gewölb
Stand einmal ein Haus,
Da guckten drei goldene Jungfrauen raus,
Die erste spann Seide,
Die zweite schrepte (schrapte Kreide),
Die dritte schloss den Himmel auf,
Da guckten Maria, Joseph und Jesus heraus. (Urbach.)

29. Es wollte ein Schmied ein Rad beschlagen,
Wie viel Nägel muss er haben?
1, 2, 3, 4 bis 12,
Unter dem Gewölb'
War eine Maus,
Hans, du bist aus. (Überall).

30. 1, 2, Polizei,
3, 4, Offizier,
5, 6, alte Hex,
7, 8, dunkel (gute) Nacht,
9, 10, Kapitän,
11, 12, hinter dem Gewölb u. s. w.
(Überall.)

31. 1, 2, ein Geweih,
3, 4, ein Klavier,
5, 6, ein Gewächs,
7, 8, gute Nacht,
9, 10, Hähne krähn,
11, 12, hinter dem Gewölb.
(Buhla.)

32. 1, 2, 3 bis 13,
Geh' hin und hole Weizen,
Geh' hin und hole Korn,
Bleib' hinten oder vorn. (Überall.)

33. 1, 2, 3 bis 13,
In dem Garten wächst der Weizen,
Auf dem Hofe geht der Wind,
Und die alte Hexe spinnt.
(Neuhof, Niedergebra.)

34. 1, 2, 3 bis 13,
Wer kauft Weizen?
Wer kauft Roggen?
Du bist ein alter Socken.
(Haferungen.)

35. 1, 2, 3 bis 20,
Die Franzosen gingen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen mussten rennen,
Ohne Strümpf' und ohne Schuh'
Ging der Rest nach Hamburg zu.
(Überall.)

36. Eine kleine weisse Bohne wollte mal nach Engelland,
Engelland war zugeschlossen und der Schlüssel abgebrochen;
Sieben Pferde vor dem Wagen muss man mit der Peitsche schlagen.
Klipp, Klapp, Käsenapp: Morgen, da ist Sonntag.
Zieh' ich meine Stiefelchen an, reise bis nach Amsterdam,
Von Amsterdam nach Hause. Wisst ihr, wer ich bin?
Ich bin der kleine Amsterdam, der so trefflich kochen kann.
Koch' ich mir ein' Kalbesbraten, thu' ein wenig Butter dran,
Schmecket delikat. (Nordhausen.)

37. In Niedergebra derselbe Wortlaut bis: „Von Amsterdam nach Hause." Dann wird fortgefahren:

„Wenn ich bei Mariechen komme, sprech' ich: Guten Morgen!
Mariechen, hast du's Bett gemacht? Nein, ich hab's vergessen.
Was hast du den ganzen Tag gemacht? Ich hab bei Fritz gesessen.
Wenn du willst bei Fritzchen sitzen, musst du tragen Silberspitzen,
Silberspitzen, goldne Schuh, Fritzchen ist die blinde Kuh."

38. Ich und du,
Müllers Kuh,
Müllers (Amtmanns) Esel,
Das bist du. (Überall.)

39. Ene, wene, Wezel,
Wer bäckt Brezel,
Wer bäckt Kuchen,
Der muss suchen. (Überall.)

Hin und wieder trifft man den Zusatz:

„Warum bist du weggelaufen,
Und nicht wieder da?
Darum musst du Strafe leiden
24 Jahr."

40. Neun, sechs Nuss,
Wer nicht will, der muss.
(Herreden.)

41. Ene, wene, Nuss,
Wer nicht ausrennt, muss.
(Osterode.)

42. Ippel, Zippel, Späck,
Hans, gäh wäg. (Pützlingen.)

43. A, e, i,
Du musst krie. (Grossberndten.)

44. Une, dune, duss,
Där dicke Muppel muss.
(Immenrode.)

46. Une, dune, Dickmadam,
Ich wollte 5 Karnickel han.
„5 Karnickel hab' ich nicht.
Du bist meine Dame nicht."
(Daselbst.)

47. Ene, wene, wieneweich,
Meine Mutter schickt mich gleich.
Ich soll holen zwei Pistolen
Und für'n Pfennig Kaffeebohnen.
(Überall.)

48. Une, dune, Tintenfass,
Geh' in die Schule und lerne was,
Lerne nicht zu viele,
Dass du kannst gespiele.
(Überall.)

49. Ene, wene, winne, wänne,
Willst'e mit nach Engelland?
Engelland ist zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen.
Ein Wagen, sechs Wagen.
Jäger, bind das Hündchen an,
Dass es mir nicht beissen kann.
Beisst es mir, verklag ich dir,
100 000 Thlr. kost' es dir.
(Pützlingen.)

50. Ene, wene, winne, wanne,
Wie, wo, wäg (weg). (Buhla.)

51. Ene, dene, duss,

52. Ene, dene, Tintenfass,
Geh' in die Schule und lerne was!
Wenn du was gelernt hast,
Komm zu Hause und sag' mir was.
Mein Vater war ein Schnitzler,
Schnitzte mir ein Hölzchen aus,
Da ging ich auf das Rathaus
Und zählte meine Hühnchen aus,
Da fehlte mir ein Hahn.
Hahn, du bist aus! (Buhla.)

53. In Urbach ebenso bis: „sag' mir was."
Darauf heisst es weiter:
Die Mädchen müssen die Fahnen tragen,
Die Jungens müssen die Trommeln schlagen.
Pütchen, Pütchen, weg.

54. Ene, dene, doch,
Peter hat ein Loch,
Peter kann nicht 13 zählen,
13 sind es doch. (Urbach.)

55. Ene, mene, ming, mang,
Kling, klang,
Ose, pose, packe dich,
Eier, weier, weg. (Wülfingerode.)

56. Zwei Mädchen wollten Wasser holen,
Zwei Jungen wollten pumpen.
Da schaut der Herr zum Fenster hinaus
Und sagt: Ihr (Jungen) seid Hallunken.
(Osterode.)

57. Ich schlage auf mein rechtes Bein
Und wer nicht aus dem Male ist
Der muss sein. (Daselbst.)

58. Es war einmal ein Männchen,
Das kroch ins Kaffeekännchen.
Es kroch dann wieder heraus,
Du bist aus. (Daselbst.)

59. Eckchen, Deckchen, Silberglöckchen,
Willst du nicht nach Einsteckchen?
Einsteckchen ist nicht weit,
24 Stunden weit,
Aus geboren Engelland.
In der Kirche liegt der Sand.
Li, la, lab,
Du bist ab. (Grossbernäten.)

60. Pau, Pauline,
Apfelsine,
Apfelkuchen,
Du musst suchen. (Neuhof.)

61. Inichen, Tinichen, Gänseschnabel,
Wenn ich dich beim Fittige habe,
Treck ich dir ein Beinchen aus,
Mache mir ein Pfeifchen draus.
Pfeif' ich alle Morgen
Geht es wie 'ne Orgel.
Geht die Mühle klippdiklapp.
Bist ein kleiner Pfeffersack.
(Wülfingerode, Obergebra.)

62. Meine Mutter schickt mich her,
Ob der Kaffee fertig wär.
Kaffee kann ich nicht vertragen,
Sonst verderb' ich mir den Magen.
Schenke mir ein Gläschen Wein,
Das muss alles Kaffee sein.
(Urbach.)

63. Doktor Bär
Schickt mich her, ob der Kaffee fertig wär.
Nein, mein Kind, du musst noch warten.
Geh' ein Weilchen in den Garten.
Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr
Muss ich in der Schule sein.
Komm' ich nicht zur rechten Zeit,
Steht der Stock für mich bereit
Fragt der Lehrer, wer ich bin?
Ich bin Fräulein Eigensinn.
(Daselbst.)

64. Katoll, Katoll, Katoll,
Wer sitzt auf diesem Zoll?
Eine Jungfer Königin.
Holz woll'n wir stechen,
Steine woll'n wir brechen,
Alte Hexe komm heraus
Und folge mir nach (Haus).
(Daselbst.)

65. Blauer, blauer Fingerhut
Steht dem Mädchen gar so gut.
Mädchen, du musst tanzen
Mit dem grünen Ranzen.
Mädchen, du musst stille stehn,
Musst dich dreimal rummedrehn.
(Überall.)

66. Pieter, Peter, Eckenstrick,
Sieben Katzen schlugen sich
In einer dunklen Kammer
Mit dem blanken Hammer.
Eine kriegt ein' harten Schlag,
Dass sie vor der Thüre lag.
Piff, paff, ab. (Wolfleben.)

67. Sass ein Rabe an dem Wege,
Wollte gerne Bibel lesen.
Bibel lesen konnt' er nicht.
Ging er hin zum König.
König sprach: Du Lumpenhund,
Wart, ich will's zu Fritzchen sagen,
Fritzchen soll die Flinte laden.
Piff, puff, paff!
Du bist ab. (Obergebra.)

68. 1, 2, 3, 4,
Sass ein Mädchen vor der Thür,
Sassen 4 Weiber
In goldenen Kleidern
Und spielten Klavier,
1, 2, 3, 4. (Wofleben.)

69. 1, 2, 3, 4,
Sass ein Mädchen vor der Thür,
Hat ein blaues Hütchen auf,
Oben sass der Kuckuck drauf.
(Daselbst.)

70. Was?
Wenn's regnet, wird's nass,
Wenn's schneit, wird's weiss,
Du bist ein alter Naseweis.
(Daselbst.)

71. Eckchen, Deckchen, Silberglöckchen,
Kantor hat ein Ziegenböckchen,
Une, dune, dus,
Du bist rus. (Daselbst.)
Haferungen bei Nordhausen.

72. Kling, klang, gloria,
Marie kam die Trepp' herab,
Hat ein rotes Röckchen an,
Hingen 70 Glöckchen dran.
Marie fing an zu singen:
„Mutter, ein grosses Butterstück
Leg' mir auf die Treppe hin,
Bis ich aus der Schule bin. [gewesen,
Mutter, wo ist mein Butterstück
Das hat wohl die Katze gefressen?
Hau' der Katze den Schwanz ab,
Dass ich darauf tanzen kann."
(Daselbst.)

73. 1, 2, 3,
Herr Gevatter Frei,
Herr Gevatter Fixefaxe,
16 Heller gilt die Taxe.
Junge, hole Wein,
Knecht schenk ein,
Herr trink aus,
Ab, ab, aus! (Daselbst.)

74. Ulemann, Tulemann, Tintenfass,
Geh' in die Schule und lerne was;
Lerne, was mein Vater ist.
Vater ist ein Pfeifer,
Pfeift alle Morgen,
Geht wie die Orgel.
Tipp, tapp, Käsenapp,
Morgen ist Sonntag.
(Wehnde, Eichsfeld.)

Uckermärkische Kinderreime.

Herausgegeben von **M. Gerhardt** und **R. Petsch.**[1])

I. Wiegen- und Schlummerlieder.

1. Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dein Vater hüt't die Schaf,
Dein Mutter schüttelt's Bäumelein,
Fällt herab ein Träumelein,
Schlaf, Kindchen, schlaf!

F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, No. 1: „In ganz Deutschland bekannt." Mir scheint, vor allem in Mittel-

1) Aufgezeichnet in Joachimsthal 1898.

deutschland, denn die bedeutendsten nord- und süddeutschen Sammlungen weisen es nicht oft auf. Dagegen scheint es am Mittelrhein („Kinche"), in Thüringen, Sachsen (im Vogtland: „Kindle") bekannt zu sein. Unsere obige, hochdeutsche Fassung ist wohl nicht bodenständig. Gerade bei dieser „Träumelein-Variante" kann man nicht wissen, wie stark Reichhardts Komposition eingewirkt hat (bei M. Friedländer, Wiegenlieder, No. 1). Auch die Leipziger Fassung ist hochdeutsch (O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen 1, No. 7). Die missverständliche, sentimentale Auffassung von „Träumelein" = Deminutiv von „Traum" statt von „Traube" verhalf dem Liede zur Beliebtheit. Im Volke aber leben die anderen Fassungen, die der Mutter das Lämmerhüten überlassen u. s. w., viel zäher fort.

2. Muh-Kuh von Halberstadt,
Bring doch unser Kinneken wat!
Wat soll ick ihm denn bringen?
Zucker, Rosin un Kringeln,
Zucker, Rosin un Mandelkärn,
Itt ja unser Kinneken gern.

Das „Muh-Kuh" ist entstellt aus „Buko", dem Namen eines alten Halberstädter Bischofs, nach der immer noch wahrscheinlichsten Erklärung. (Näheres bei Böhme, zu No. 121.) Allem Anscheine nach ist der ganze Typus nur niederdeutsch, mit einigen Fassungen berührt er mitteldeutsches Gebiet. Unsere Fassung ist auch sonst stark verderbt; die Überlieferung lehrt, dass das, was dem Kinde gebracht werden soll, ein Paar Schuhe sind, des Reimes wegen mit „Ringen" besetzt. Die Melodie erfordert sechs Zeilen und die beiden letzten enthalten entweder noch eine Ausführung über die Schuhe, oder sie fügen die Beschreibung der Süssigkeiten hinzu, die aus anderen Reimen herübergenommen ist, z. B. Eskuche, Siegerl., No. 21:

Heio, wiwi! on Kissicher,
Äppel on Bihrn on Nissecher,
Zucker, Rosinn un Mandelkern
Essn d kleine Kennercher gern.

Kraft des Strebens unserer Volkspoesie nach dem Parallelismus der Glieder ist diese Neuzeile nun auch in den zweiten Teil eingedrungen, der Reim bot sich leicht. (Kringel: bringen hat auch Frischbier, Preuss. Volksreime, No. 70.)

3. Su — su sinneken,
Der Fuchs der frass das Hinneken.
Er gab mir auch den Magen,
Ich sollt' auch gar nichts sagen;
Sagt ich was, dann schlug er mich,
Dann weint' ich.

In dieser Form wohl schwerlich anderswo nachzuweisen. Die alliterierende Eingangszeile ist weit bekannt, weniger die Deminutivform: sinneken. Der prosaische Schluss fällt aus der Melodie heraus.

II. Ammenscherze.

4. (Beim Zusammenschlagen der Hände.)
Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen,
Hat gerufen die ganze Nacht,
Kindchen hat kein' Teig gebracht,
Nun kriegt es auch kein' Kuchen.

Vgl. Böhme No. 185. (Aus Sonneberg im Meininger Oberlande und aus Anhalt-Dessau.) Auch das andere Liedchen vom Kuchenbacken und den dazu nötigen 7 Sachen ist in der Uckermark wohlbekannt, bietet aber nichts auffallendes.

5. Hast ein' Thaler,
Geh auf den Markt,
Kauf 'ne Kuh,
Kälbchen dazu,
Kille kille!

Der Schluss ist zerstört. Der Ausruf, bei dem die Hand des Kindes gekraut wird, ist in den ursprünglicheren Versionen reimweis an den Text angeschlossen; vgl. etwa: „Das Kälbchen hat ein Schwänzchen — Dideldideldänzchen."

6. (Befassen des Gesichtes.)
Von hier (Stirn)
Bis da (Nase)
Ins Kellerloch (Mund.)
oder: Kinnewippchen,
Nasendrippchen,
Ziep, ziep, Härchen. Vgl. Böhme No. 150.

7. (Zum Kinde, das sich weh gethan hat.)
Heile, Kätzchen, heile,
Die Katze hat vier Beine,
Vier Beine und ein' langen Schwanz,
Morgen ist alles heil und ganz.

In dieser Form nicht gar häufig. Andere Varianten bei Böhme No. 240ff. Die einzige Fassung, die zu der unseren stimmt (No. 244) stammt aus Apolda und hat schon den Reim der ersten Zeile zerstört (Heile, Heile, Kätzchen). Dazu kommt jetzt bei Dähnhardt, Volkst. a. Sachsen, 1, S. 9, No. 36:

Heile, Heile, Kätzchen,
Kätzchen hat vier Benichen
Un en grossen langen Schwanz,
Ist das Wehweh widder ganz.

III. Tanzliedchen.

8. Tanz mit mir! Tanz mit mir,
Hab 'ne bunte Schürze für,
Mit mir auch, mit mir auch,
Meine ist von Nesseltauch.

Fast nur niederdeutsch. Der Reim (bremisch: ook = dook) macht Schwierigkeiten, so dass etwa in Pommern der Schluss lautet: „Mit mir auch, mit mir auch, meine Schürze blinkert auch“ (Drosihn, Deutsche Kinderlieder, No. 312). Für „Nesseltuch“ als Bezeichnung feinen Stoffes steht im Bremischen „Kammertuch“. Näheres Böhme S. 706. No. 32.

9. Lott' is dot, Lott' is dot,
Jule liegt im Keller,
Macht sie da? Macht sie da?
Klappert mit de Teller.

Lotte lebt, Lotte lebt,
Is nich dot gewesen,
Wer da sagt, Lott is dot,
Kann gewiss nich lesen.

Das gewöhnlich nur einstrophige, hier sehr stark veränderte Liedchen ist nach Böhme (No. 619) um 1800 entstanden. Um Nachweise in volkstümlichen Sammlungen bemüht er sich nicht, was doch bei den starken Abweichungen sehr wünschenswert gewesen wäre. Man vergleiche nur die siegerländische Fassung (Eskuche No. 50):

Lott es doat, Lott es doat,
Lische es am Sterwe!
Dat es got, dat es got,
Da krijje mer wat ze erwe.

In Str. 1, Z. 3 ist unter Einfluss des scharf markierten Rhythmus das Fragepronomen fortgefallen.

10. Tiroler sind lustig.
Tiroler sind froh,
Sie trinken ein Schnäpschen
Und tanzen dazu.

Erst dreht sich das Weibchen,
Dann dreht sich der Mann,
Dann tanzen sie beide,
Juch heirassassa!

Nach Jakob Haibels Operette „Der Tiroler Wastl“ 1795 volkstümlich umgebildet. (Vgl. Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen, No. 51.)

IV. Kniereiterliedchen.

11. (Mit allmählich beschleunigtem Tempo.)
So reiten die Damen,
So reiten die Herren,
So stuckert der Bauer zum Thore hinaus. (Vgl. Böhme 352ff.)

12. Hopp, hopp, Reiterlein,
Wenn die Kinder klein noch sein,
Reiten sie auf Stock und Bein.
Wenn sie grösser werden,
Reiten sie auf Pferden.
(Vgl. Böhme No. 357.)

13. Hopp, hopp, Reiter,
Wenn er fällt, dann schreit er,
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben,
Fällt er in den Sumpf,
Macht der Reiter plumpf.

Das Verschen ist in Nord und Süd verbreitet, mit willkürlicher Erweiterung durch Einführung von parallelisch gebauten Zwischengliedern. „schreit er“, was auch in Berlin gilt, steht für älteres, dort nicht mehr verstandenes „leit er“. Vgl. Böhme 359ff.

14. Hopp, hopp, Reiter,
Geht die Reise weiter,
Fällt er von dem Eselein,
Schlägt er sich die Knochen klein. (Fragment?)

V. Natur.

15. Klapper-Storch, du Langbeen,
Stellt sik upp'n Dammsteen,
Treckst di rode Strümpe an,
Denkst du bist een Edelmann.
Edelmann bist du nich,
Zibbe de bibbe de buff de baff,
Du bist ganz alleene aff.

Der Schluss ist ein ungeschickt angesetzter Abzählreim. Der Vergleich mit einem Edelmanne ist nicht gar zu häufig (Böhme 602).

16. Maikäfer fliege,
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

17. Beim Regen:
Rägen immer sächter,
Morjen kömmt der Schlächter,
Rägen immer düller,
Morjen kömmt der Müller.

18. Beim Schneegestöber heisst es:
Fru Holle schüddelt de Bedden ut, oder:
De Möllerburschen schlahn sik.
(Vgl. z. B. Eskuche, Siegerl. Kinderl. No. 103. 105.)

VI. Erzählungen, Balladen u. s. w.

19. Schulzen alte, faule Grete
Sass auf dem Balkon und nähte,
Fiel herab, fiel herab,
Und ihr linkes Bein war ab.

Der Vers ist nicht so selten, wie Böhme No. 1736 vermuten lässt, z. B. haben wir aus Leipzig zwei Varianten: Ztschr. d. Vereins f. Volksk., Bd. V, S. 201, No. 13 und Dähnhardt a. a. O. No. 220. Ferner führe ich an: Eskuche, Siegerl. Kinderlieder No. 110. Nach Böhme „auch im sächs. Erzgebirge gehört". In welcher Form? (Bei Dunger fehlt es.) Bei so spärlich belegten Liedern sollten doch alle erreichbaren Fassungen in extenso abgedruckt werden. Die unsere hat einen originellen Eingang, der Schluss, wo die Heilung beschrieben wird, fehlt.

20. A, B, C,
Kätzchen lag im Schnee,
Als sie wieder rausser kam,
Hatt' sie weisse Höschen an.
(Vgl. Böhme 1433 und 1444.)

21. Pätzer, Pätzer geht nach'm Laden,
Will für'n Dreier Käsemaden.
Käsemaden giebt es nich,
Pätzer, Pätzer, scher er sich.

Verderbte Fassung eines weitverbreiteten Reimes, in dem es sich nicht um einen, sondern um zwei Käufer handelt (etwa: Hans und Gretel, Eskuche Siegerl. Kinderl. 127, oder Pietsch und Lehmann, Dähnhardt 1, 29). In Berlin sang man es vor vielen Jahren von dem berühmten Paar „Eisele und Beisele":

E. und B. gingen in'n Laden,
Wollen für'n Sechser Kümmel haben.
Für'n Sechser Kümmel giebt es nich,
E. und B. schlagen sich.

22. Hinaus in die Ferne,
Für'n Sechser frischen Speck.
Den ess ich gar zu gerne,
Den nimmt mir keener weg.
Und wer das thut,
Den hau ich auf'n Hut,
Den hau ich auf die Nase,
Dass sie blut't.
oder: Den hau ik up de Schnut,
Dat ihm siene Ni-Na-Näse blut.

Vgl. Eskuche, Siegerl. Kinderl. No. 130. Fehlt bei Böhme, scheint aber weitbekannt. Auf die Parodieen bekannter Lieder im Kindermunde muss noch mehr geachtet werden, als bisher. Viel Material enthält Dähnhardts Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Heft 1. 2. Leipzig 1898.

VII. Neckereien.

23. Karlemann
Hat Hosen an,
Hunderttausend Flicken dran.

24. Marie Mara Marutschkaka,
War die ganze Nacht nicht da,
Hat gesungen, hat gesprungen,
Mit dem kleinen Schusterjungen.
(Vgl. Dähnhardt, No. 103.)

25. Wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Pferd,
Nimmt er sich ein Ziegenbock
Und reit' verkehrt.
In Berlin: Und wenn der Schneider reiten will,
Und hat keen' Gaul,
Denn setzt er sich uf'n Zickenbock,
Den Schwanz in't Maul.

Fehlt bei Böhme (!). Vgl. Eskuche, Siegerl. Kinderl. No. 180

26. Wide-wide-witt, mein Mann ist Schneider,
Wide-wide-witt, er macht auch Kleider,
Wide-wide-witt, er reist nach Polen,
Wide-wide-witt, was will er holen?
Wide-wide-witt, ein' Sack voll Geld.
Wide-wide-witt, er hats gestohlen,
Wide-wide-witt, er kommt an' Galgen,
Wide-wide-witt, mein armer Mann,
Wide-wide-witt, er hängt schon dran.

Zusammengesetzt aus einem Spottverse auf die Schneider (etwa Böhme No. 331) und einem anderen Liede vom Kohlendiebe (denn der Sack voll Geld in unserer Fassung ist an die Stelle eines Sackes voll Kohlen getreten). Zeile 4 und 8 gehören nicht her. Das Lied wird kaum noch

gesungen oder taktmässig gesprochen, sondern möglichst schnell heruntergeschnattert.

27. Mein Vater schnarrt,
Meine Mutter schnarrt,
Ich aber rede rrreine rrreine rraus.

Bei Eskuche No. 186 folgt noch das „rein rausgeredete“ Wort „Hirrrschebrei“.

28. Sechsmal sechs ist sechsunddreissig,
Und die Frau ist noch so fleissig,
Und der Mann ist liederlich,
Taugt die ganze Wirtschaft nicht.
Wenn die Frau will Kaffee kochen,
Hat der Mann das Geld versoffen,
Wenn die Frau will Syrup holen,
Hat der Mann das Geld gestohlen.

Gewöhnlich ist in den Varianten des Liedchens der Mann fleissig, die Frau liederlich. Der Schluss lautet in Berlin: „Wenn die Frau will Kaffee kochen, ist der Mann in'n Topf gekrochen, wenn die Frau will Essig holen, u. s. w.“ (Vgl. auch Böhme No. 1401.)

29. Wenn meine Frau mich ärgern thut,
Dann weiss ich, was ich thu.
Dann steck ich sie in'n Hafersack,
Und binde oben zu.
Und wenn sie dann nicht bitten kann:
Ach, lieber Mann, mach auf!
Dann hol' ich mir ein' Knotenstock
Und prügel' oben drauf.

Kürzer bei Eskuche, Siegerl. Kinderlieder, No. 196.

VIII. Schnellsprechübungen u. a.

30. Fischers Fritz fischt frische Fische.
Frische Fische fischt Fischers Fritz.

31. Keine kleine Kinder können keinem König keinen Kalbskopf kochen

32. Der Kottbuser Postkutscher putzt den Potsdamer Postkutschkasten.

33. Wir Weiber wollten weisse Wäsche waschen, wenn wir wüssten, wo weiches, warmes Wasser wäre.

IX. Abzählreime.

34. Eins, zwei, drei,
Piepen-pappen-pei,
Piepen-pappen-Hasenbrot,
Dreissig Kinder waren tot.
Eins lag unterm Tisch.
Kam die Katze mit dem Fisch,
Kam der Reiter mit der Peitsche,
Hieb das Kätzchen über die Schnäuze,
Mirr-marr-mau,
Ik oder dau.
(Vgl. etwa Böhme 1784 und 1788.)

35. Eine kleine Kaffeebohne,
Wollte gern nach Biesenthal.
Biesenthal war zugeschlossen,
Und der Schlüssel war zerbrochen,
Wieviel Stunden willst du gehn?

Vgl. Böhme 1752. Strackerjan, Oldenburger K. R. 55. Eskuche, Siegerl. Kinderl. 273. Gewöhnlich ist als Reiseziel das mystische „Engelland“ genannt, hier ist das dem Uckermärker wohlbekannte Biesenthal dafür eingetreten. Der eigentlich abzählende Schluss fehlt hier.

36. Übchen, Bübchen, Rübchenzahl,
Übchen, Bübchen, Knoll.

37. Ich und du
Und Müllers Fru
Und Schulzen Stier,
Sin dat nich vier? (Böhme No. 1835.)

38. Edelmann,
Bedelmann,
Buur — Soldat,
Scheeper — Schinder,
Beesenbinder.
(Ähnlich Böhme 910.)

39. Ene Mene Metzel,
Wer backt Pretzel?
Wer backt Kuchen?
Du musst suchen.
(Vgl. Böhme 1869.)

40. a) Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Peter Paulus hat geschrieben,
Einen Brief nach Paris.
Er soll holen drei Pistolen,
Eine für mich, eine für dich,
Und eine für'n Bruder Heinerich.

Durch Verwirrung mit einer anderen Version, bei der Zeile 3ff. lautet:

„Wo denn hin?
Nach Berlin“ u. s. w.,

ferner durch Anflickung eines ganz fremden Bestandteils entsteht folgende Variante:

b) Eins — sieben,
Peter Paulus hat geschrieben
Einen Brief aus Paris,
Wo die schönen Mädchen sind.
Mädchen sind ja wahre Engel.
Jungens die sind Strassenbengel.
Mädchen kriegen ein' Myrthenkranz.
Jungens kriegen ein' Rattenschwanz.
(Vgl. Böhme 1816.)

41. Eins, zwei, drei, vier,
Komm mit nach Bier,
Komm mit nach Wein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Ähnlich Böhme 1800 ff. die Schlusszeilen hier in seltener Form.

42. Ene, mene, Tintenfass,
Geh' nach Schul' un lerne was.
Was soll ich lernen?
Lerne, was dein Vater kann.
Mein Vater ist ein Pfeifer;
Pfeift alle Morgen,
Klingt wie 'ne Orgel.
Sitzt 'ne Jungfrau an der Wand,
Hat ein' roten Apfel in der Hand,
Hans will ihn essen,
Hans hat kein Messer,
Ene, mene, Maus,
Du bist raus.
(Vgl. oben S. 407, No. 74.)

Ein ganz merkwürdiges, aus den verschiedensten Bestandteilen komponiertes Stück, dessen erster Teil nur zu dem bekannten Verschen (Böhme 1760) stimmt. Für weitere Nachweise wäre ich dankbar.

43. Eins — zwanzig,
Die Franzosen war'n in Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen kriegten das Rennen.
Sie rannten bis Bernau,
Da schlug die Glocke Bim-Bam-Bau.

Vgl. Böhme 1827. Der Schluss dürfte neu sein. Er lautet sonst gewöhnlich:

Ohne Strümpf und ohne Schuh
Rannten sie nach Frankreich zu.

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

(Schluss von VIII, 300.)

XIV. Ta' Këinich van Rous'npea'ch (Der König vom Rosenberg).

As wåa'n zwåa Priada'. Ta' åañ is' Kåprål[1]) g'wëin unt ta' åndri Fëltweb'l[2]). Ta' Fëltweb'l håt 's Mëinnaschgëlt[3]) ausg'fåsst[4]) fia' t' Kumpani[5]) unt håt 's va'lumpt in Kaffehaus in ta' Nåcht. Is' a' nåcha' z' Haus g'gånga' unt håt si' a Pistul'n g'låd'nt, unt saiñ Pruida' håt tëi Nåcht t' Wåcht g'håpt. Sou kimmpt ta' Fëltweb'l in 's Wåchtzimma' za saiñ Pruida'n unt sågt zan eam, wauñ a' ni't glai' mit eam tesa'tia't[6]) nou' in teara' Nåcht, sou ta'schuisst a' si'. „Tn Pruida'", sågt a', „i' hauñ 's gånzi Gëlt va' da' Kumpani va'spült, unt tëistwëig'n låss i' mia' 's Lëib'm ni't nëimma'."

Håb'm si si' a påa' Law'l Pråt[7]) mitg'noumma' unt an Schnåps unt saiñ fua't in ta' Nåcht. Saiñ pa da' Nåcht nou' in Wålt këimma' a'f a-r-a Wia'tshaus, a'f a-r-a va'schlåg'n's. Tua't håb'm s' aiñ'kea't ålli zwåa. Håb'm g'gëiss'n unt trunga' tua't'n. Sou frågt s' t' Wia'tin, wou s' hiñ wëll'n. Si kinna' fia' 'n Aug'nplick ia' ni't auñtwåa't'n, wal s' Tesa'teara' wåa'n.

Sou såg'n s': „Um a-r-an Teañst[8]) mëicht ma' uns hålt umschauñ."

Sågt ti Wia'tin: „In Kåprål'n nimm i' mia' glai' zan a-r-an Hausknecht'n unt fia' eana", sågt s' zan Fëltweb'l, „is' a va'wuntschana' Pea'ch, tea' håasst Rous'npea'ch, unt i' wüll eana' haiñt hiñfia'n za tëiñ Pea'ch unt ta' gëinga' s' auffi'."

Ea' is a'f 'n Pea'ch nåcha' auffig'gånga', wåa' a G'schlouss a'f 'n Pea'ch oub'm, tua't is' a' ainig'gånga'. Kimmpt in a schaiñ's Zimma'. Is' a Tisch traiñ g'wëin unt a Pëitt unt a Stual unt in ta' Wånt a gråssi Ua'[9]), tëi is'

1) Korporal. — 2) Feldwebel. — 3) Menagegeld. — 4) behoben. — 5) Kompagnie. — 6) desertiert. — 7) Laib Brot. — 8) Dienst. — 9) Uhr.

g'gånga'. · Wia 's ëlfi z' Mittåch wia't, mächt 's an Getimmla' unt kimmpt an-äanzichi kuhlråb'mschwåazi Tam' aina' zan eam.

„Jousef", sågt s'. „wal nia' tu tå pist! Haiñt um zëini a'f t' Nächt lëigst ti' in taiñ Pëitt. Tå wia't ti klinga'ti Musi' këimma' unt viarazwåañzich Påa' Tëinza' unt ålli saiñ schwåa'z, wal 's pesi Gaista' saiñ. Tua'ch[1]) maiñ Woullust unt 's Tånz'n pin i' va'wuntsch'n wåa'n, unt tu kauñst mi' ea'les'n. Tea'fst nia' taiñ Wuntsch håb'm. sou wia't ållas 'tëickt saiñ. Wëinn tëi këimma', kåañ Auñtwåa't tea'fst tu ni't gëib'm. Sou wea'n s' ti' nëimma' unt wea'n ti' in Spiass pråt'n."

Is' fua't unt håt g'sågt: „Måaring seg'n ma' uns um tëi Zait."

Nou, 's is' pålt Nächt wåa'n, sou håt a' si' saiñ Tisch'l tëick'n låss'n, håt g'gëiss'n unt trunga' unt håt si' nieda'g'lëigt. Um ëlfi këimma' tëi viarazwåañzich Påa' tahea' unt t' Musi' a' våaraus. Si tånz'n zwåamål umatum. Sågt åana': „Mia' håm jå tua't an Schlåfkummaråt'n."

Si gëinga' hiñ unt såg'n, ea' sull aufstaiñ unt sull mit eana' ëiss'n unt tringa' unt tånz'n. Sëi schmaiss'n eam an Såck vulla' Gëlt hiñ unt såg'n, tëis g'hea't saiñ, ea' sull nia' aufstaiñ.

Ea' rëid't åwa' niks, ea' hålt saiñ Wåa't.

Wåa' glai' a Faija' tå unt a Råst[2]). Raiss'n eam ti Tuchat[3]) wëick, håb'm an mit 'n Spiass auñg'spiasst. Ea' håt si' åwa' ni't g'ria't. Håb'm an a'f 's Faija' trauf unt umtrieb'm, tåss a' pråt'n is' wåa'n. Ti zwölfti Stunt håt g'schlåg'n, unt ea' liegt in saiñ Pëitt. In ta' Fria' håt a' si' auñg'schaut, is' eam niks passia't g'wëin. Sou sëitzt a' si' zan Tisch, tëinkt åu a Fruistuck, is ' 's schouñ tå g'wëin. Ti Zait is' 'n fraili' lång g'wëin, åwa' ånda'scht håt a' 's ni't mächa' kinna'. Um ëlfi is' s' wied'rum këimma'. Ta' wåa' s' pis zan Pauch schouñ waiss unt schaiñ auñzoug'n wia t' Prinzessina'.

„Ti ea'schti Nächt, Jousef, håst tu vullpråcht", håt si g'sågt. „Haiñt këimma' åchtavia'zich Påa' mit ta' Musi'. Åwa' jå niks wied'rum rëid'n, taiñ Wåa't hålt'n, wia-r-in ea'scht'n Tåch. Tå wea'n s' ti' za Kraiñflaisch[4]) håcka', åwa' fia'cht tu ti' ni't. Måaring wia-r-i' schouñ wied'rum këimma'."

Ea' sëitzt si' za saiñ Tisch, sou wåa' 's Mittå'mål schouñ tå. Håt g'gëiss'n unt trunga'. Nou, is' hålt in Zimma' spazia'n g'gånga' pis za då' Jaus'n[5]). Håt g'jausn't. Nächtmål håt a' a' g'hålt'n, håt si' in saiñ Pëitt g'lëigt.

Um ëlfi mächt 's an Getimmla', këimma' schauñ tëi åchtavia'zich Påa' Schwåa'z'n aina' mit ta' Musi'. Wåa' pelaicht a' nächa' 's Qua'tia'. Tånz'n zwåamål umatum.

Sågt wied'rum åana': „Mia' håb'm an Schlåfkummaråt'n."

Gëinga' s' hiñ unt såg'n: „Steh auf, iss unt trink mit uns unt tånz!"

Wea'ffa'-r-eam zwåa Sëick Gëlt hiñ: „Tëis g'hea't taiñ", håb'm s' g'sågt.

Ea' ria't si' ni't unt kåañ Rëid' låsst a' a' ni't aussa'.

1) Durch = wegen. — 2) Rost. — 3) Tuchent = Bettdecke. — 4) Krënfleisch: Netzfleisch mit Merrettich zu essen. — 5) Vespermahl.

Sågt åana': „Mia' wea'n eam glai' helfa'. Trågt 's in Pråatstouck[1]) aina' unt t' Hack'l unt t' Mëissa'!"

Sëi nëimman-an, ziag'n eam t' Lainwëisch å' unt weaffan-an trauf auf 'n Pråatstouck. Håck'n eam glai' ålli zwåa Fiass' wëik unt håck'n s' klåañ z'såmm. Es schlågt åwa' ti zwölfti Stunt, wåa' 's gåa', is' a' in saiñ Pëitt g'lëig'n. Wia-r-a' munta' wia't in ta' Fria', graift a' a'f saini zwåa Fiass. Saini Fiass wåa'n sou g'sunt, wia-r-eh'. Håt a' si' auñg'lëigt unt håt g'-fruistuckt. Håt a piss'l si' tå unta'hålt'n' unt 's is' ëlfii wåa'n. Is' si tahea'-'këimma', wåa' s' schouñ pis a'f t' Knia waiss. Unt' is' nou' schwåa'z g'wëin.

„Jousef, ti zwaiti Nåcht håst vullpråcht", håt s' g'sågt „Ti tritti Nåcht këimma' hunda'tzwåañzich Påa', åwa' jå niks rëid'n unt kåañ Saifza' måcha'. Si wea'n va' tia' Ream[2]) schnaid'n. Måaring wia-r-i' ti' schouñ håamsuicha', wauñst as vullëint'st. Unt tu wia'st ti' ta' Këinich van Rous'npea'ch nëinna', wauñst as vullëint'n kauñst."

Si is' fua't van eam. Ea' håt si' z' Mittåch wied'rum hiñg'sëitzt, håt g'gëiss'n, wås a' wöll'n håt. Jaus'nzait håt a' si' wied'rum wås g'wuntsch'n. (Wås a' ni't g'gëiss'n håt, is' van Tisch va'schwundt'n.) Um ñaini håt a' si' wid'rum zan Tisch g'sëitzt unt um zëini håt a' si' nieda'g'lëigt. Um ëlfi pa da' Nåcht måcht 's an Getimmla', unt zuig'n tëi hunda'tzwåañzich Påa' aiñ, Kuhlråb'mschwåa'zi. Sëi tånz'n zwåamål auf unt å'.

Sågt åana': „Tea' liegt nou' tua't."

Sågt an åndara': „Kåañ G'spül[3]) wia't tea' uns tou' ni't måcha', tåss ma' waicha' mëiss'n?"

Sëi nëimma' via' Sëick Gëlt unt wea'ffa' s' eam hiñ, tåss åll's g'-scheppa't[4]) håt.

„Tëis g'hea't taiñ", håb'm s' g'sågt, „steh auf unt iss unt trink un tånz mit uns!"

Ea' rëid't åwa' niks.

Sou sågt åana': „Mia' wea'n glai' Mitt'l suicha' mit eam!"

Si raiss'n eam ti Tuchat åwa', ziag'n eam t' Wëisch åwa' unt lëig'n an a'f t' Ea't nieda'. An iad's håt a Mëissa' in ta' Hånt unt van G'sicht unt va' t' Fiass' unt van Pauch, iwaråll, wou s' 'n g'råd ta'wischt håb'm, hå'm s' van eam t' Ream åwa'g'schnitt'n. Ea' måcht åwa' kåañ Rëid ni't unt kåañ Saifza' a' ni't, håt 's ausg'hålt'n. As schlågt ti zwölfti Stunt, wåa' 's gåa', is' a' in saiñ Pëitt g'lëig'n wied'rum.

In ånda'n Tåch in ta' Fria is' si 'këimma' mit åana' Krauñ' unt mit an schaiñ' guldinga' Klåad åls Këinichin.

„Jousef", sågt s', „a Këinich pist tu van Rous'npea'ch, unsa' Tinna'-schåft håb'm ma' in ta' Pua'gt, unt wauñst mi' ni't wüllst håb'm, muisst ma' 's såg'n."

„Åwa', wås wia' tëinn i' ti' ni't mëig'n? I' håb' mi' jå 'plågt fia' ti'!"

1) Breitstock = Fleischbank, auf der das Fleisch klein gehackt wird. — 2) Riemen. — 3) Kein Spiel, keinen Streich. — 4) gescheppert, geklirrt.

Si raich'n åana' tëiñ ånda'n t' Hånt unt ti Tinna'schåft pringt eam saiñ G'wånt unt lëig'n an åls Këinich auñ.

Sëiks Stunt wëik wåa' a gråssåa'tichi Krauñstådt, unt tëi håt tazui g'hea't za tëiñ G'schlouss. Tua't håb'm si si' z'såmmgëib'm låss'n[1]). T' Håzat håb'm s' am Rous'npea'ch åpg'hålt'n.

In ånda'n Tåch håt s' 'n in t' Schätzkåmma' g'fia't. Tå håt s' va da' Maua' an Sew'l åwa'g'noumma' unt håt 'n eam g'gëib'm: „Wauñst tëiñ Sew'l auszuigst, håst schouñ taus'nti Månn z'såmmg'haut." Unt a guldichas Såcktiach'l håt s' eam g'gëib'm: „Unt wauñst a Müllitea' prauchst, sou pråatst as a'f t' Knia auf. — Unt tå håst an Pait'l, tea' wia't maiñ Lëib'm ni't la' wea'n mit Gëlt." Kist'nwais is' 's G'schmuck tå g'ståndt'n. „Tås ghea't ållas uns", håt s' g'sågt. Håt 'n in Ståll aini g'fia't, håt a trai Rouss g'håpt unt åcht Zuchpfea't. Aus tëiñ Wålt is' t' Hålpschait a schaina' ëinglischa' Zia'gåa't'n g'wåa'dt'n. As saiñ Hia'sch'n, Hås'n, Reh, Wültsau; van åll'n håt a' kinna' schuiss'n. Tå håt a' maist'ns va' tëiñ g'lëipt.

As wåa 'n åwa' saiñ Pruida' in Koupf. Tëiñ hät a' mëig'n gea'n hiñ håb'm zan eam. Ea' spauñt via' Rouss aiñ unt fåa't hiñ. Tëi Wia'tin is' åwa' a Zauwarin g'wëin, tëi håt a Tåchta' g'håpt. Sou håt t' Wia'tin g'sågt zan Hausknecht: „Tå håst a Nådl. As kimmpt a Gawalia', unt tëi stëickst eam tå hint' in Koupf in 's G'nåck[2]) aini. Unt nåcha' nimmpst 'n unt schmaisst 'n in t' Äisgruiw'[3]) aini."

Håt a' 'n ainig'schmiss'n. Unt t' Rouss håb'm si' g'schrëickt und saiñ pan hinta'n Tåa' aussi unt fua't mit ta' Tinna'schåft a'f 'n Rous'npeach.

Iwa' tås håt si eam ia' Tåchta' zan hairat'n va'sproucha', wëinn a' tås tuit. G'wisst håt åwa' si, tåss tëis saiñ Pruida' is'. Tåss ea' 'n ni't van Haus kauñ fua'tfia'n, håt s' tås 'tauñ.

Hiatz is' a' schouñ a Jåa' lång traiñ g'lëig'n in ta' Äisgruiw. Hiatz håt ta' Hausknecht ti Tåchta' va'långt, hiatz håt s' 'n recht g'spoutt't. Aañ Tesanteara' hiñ, åañ hea', håt s' 'n g'håass'n.

Hiatz geht a' in t' Äisgruiw unt zuigt tëiñ t' Nåd'l aussa'. Hiatz steht tea' auf unt sågt: „Pruida', i' håw' guit g'schlåffa'."

Hiatz hëipt tea' zan wåana'-r-auñ. „Jå, tu liegst jå schouñ iwa' 's vulli Jåa'. I' håw' ti' ni't 'këinnt, tåss tu maiñ Pruida' pist, unt tëi ålti Heix' håt ti' va'zauwa't", håt a' g'sågt.

„Nou, måcht niks, geh tu mit mia' in maiñ G'schlouss", håt saiñ Pruida' g'sågt.

Wia s' zan Gåss'ntåa' këimma', håt s' 'n g'stöllt g'håpt, tëi Heix; håt ni't fua'tkinna'.

Ea sågt: „Pruida', i' kauñ ni't waita'."

Tea' måcht an G'spass unt zuigt saiñ Sew'l aus, ta' Këinich. Liegt tea' schouñ za Krëiñflaisch tå. Nimmpt a' saini Pana[4]) unt saiñ Flaisch z'såmm'

1) Zusammengeben = vermählen lassen. — 2) Genick. — 3) Eisgrube. — 4) Gebeine.

unt gråbt s' in Wålt aiñ pa-r-an Pam. Ea' is' sou fua'tg'gånga' sou a via' Stunt nou' tëiñ Tåch. Sou håt 's zan rëigna' auñg'hëipt. Sou hea't a' schraiñ van sou-r-an Auñrieg'l[1]) in Wålt. Wia-r-a' hiñkimmpt, wåar-a ungehaija' gråss's Nëist a'f ta' Ea't' unt via' Jungi traiñ.

„Wås lame'tia't's tëinn sou?" sågt a' za sëi.

„As kimmpt a Schaua', a gråssåa'ticha' unt tea' ta'schlågt uns unt va'schitt't uns", håb'm tëi via' Junga' in Nëist g'sågt.

Sou zuigt tea' in Sew'l aus unt haut mit 'n Sew'l nia' sou a piss'l rechta' Sait'n unt a piss'l linka' Sait'n, sou haut a' t' Pamar-å', unt tëi saiñ mit ti Gipf'l oub'm z'såmmg'fåll'n. Sou wåa' a Hitt'n tå iwa'n Nëist unt ea' is' ainig'schlouffa'-r-a'. — Richti is' ta' Schaua' sou gråssåa'tich g'fåll'n unt is' va'paig'gånga'. Unta'tëiss'n kimmpt tea' Ålti tahea' va tëi Junga'.

„Ea'twua'm'"[2]), håt a' g'sågt za tëiñ Këinich, „wintsch ta' hiatz wås, walst ma' maini Junga' tarëitt't håst!"

„I' wüll za maina' Frau am Rous'npea'ch."

„Tëi is' nimma' tua't, tëi is' iwa' 's Mea' g'fåa'n in an-ånda's Lånt. Tua't håt s' an Këinich g'hairat't, unt wauñst wüllst, sou tråch' i' ti' ummi. Ada' zëija Ouks'n friss i', pis ma iwri këimma', unt tëi transchia'st tu mia' unt låd'nst s' a'f mi' auf unt tu sëitzt ti' a' auf a'f maiñ Pug'l. Sou ouft i' mi' umschau, gipst mar-a Via'tltåal aini in maiñ Schnåb'l va' tëi Ouks'n."

Sëiks Woucha', Tåch unt Nåcht, saiñ s' g'floug'n. 's Flaisch håb'm s' va'zea't unt sëi wåa'n ëint'n. Håt eam t' Ståtdt g'sågt unt 's G'schlouss, wou si is'. Tea' Voug'l håt Graif g'håass'n.

Ta' Voug'l is' z'ruck iwa' 's Mea', unt ea' is' in 's G'schlouss. Tå håt saiñ Frau åwa'g'schaut pan Fëiñsta' unt håt 'n këimma' g'seg'n. Si håt 'n glai' nëib'm ea'tich in a Koumotzimma'l aini. Tua't schåfft s' glai' Ëiss'n auñ fia' eam unt a Putëll'n, tëi hat s' åwa' mit an Schlåftrunk misch'n låss'n. Ea' hëipt zan ëiss'n unt tringa' auñ unt fållt glai' tauni unt hëipt zan schlåfa'-r-auñ. Si nimmpt eam in Pait'l wëik, in Sew'l wëik unt 's Tiachl wëik unt 's G'wånt håt s' eam a' auszoug'n unt håt eam an ålt's, a z'lumpt's auñlëig'n låss'n. Za da' Wåcht håt s' g'sågt, wauñ a' munta' wia't, sull'n s' 'n aussistess'n mit 'n G'wia'kul'm, sull'n an ni't auffi låss'n zan ia'.

In ånda'n Tåch wia't a munta' in ta' Fria, hiatz schaut a' si' auñ, wia-r-a' auñg'lëigt is'. Ea' wüll glai' iwa' t' Stiag'n auffi rëinna', åda' t' Wåcht stesst 'n glai' iwa' t' Stiag'n åwi unt pa da' Tia aussi mit 'n G'wea'. Is' a' fua't unt is' in Walt 'këimma'. Tua't is' a umg'gånga' via' Tåch in Wålt. Allwal gressa' unt gressa' is' ta' Wålt wåa'n. G'gëiss'n håt a' åwa' nou' niks g'håpt. Kimmpt a' zan a-r-an Åpflpam, tå wåa'n schaini Muschanzka'[3]) tranf, faustgråssi. Hëipt a' glai' åañ zan ëiss'n auñ. Wia-r-a' in lëitzt'n Piss'n åwitruckt, håt a' tå pan Åa'sch an Schwåaf rousstick unt rousslång, kauñ a'

1) Anriegel = Anhöhe. — 2) Erdwurm. — 3) Maschanzkeräpfel = meissnische, d. i. Borstorfer Äpfel.

ni't gaiñ, muiss a' lieg'n plaib'm tua't. In tritt'n Tåch is' a' weik'kroucha' va' tëiñ Pam unt is' via' Tåch 'kroucha' am Pauch mit t' Hent unt Fiass. Kimmpt a' zan a-r-an Pia'pam, tå wåa'n schaini gråssi Pia'n trauf. Lieg'n åañ[1]) a'f ta' Ea't. Höipt a' a' zan ëiss'n auñ. Wia-r-a' in lëitz'n Piss'n åwitruckt håt g'håpt, håt si' ta' Schwåaf va'låa'n unt a' is' sou g'wëin wia-r-eh'. Hiatz håt a' si' a Kea'wal g'flecht't unt håt si tëiñ Kåa'w vulla' Ëipf'l auñg'gråst[2]) unt t' Sëick'l[3]) vulla' Pia'n auñg'stëickt. Is' za da' Pua'gt hiñ g'gånga' unt håt si' hiñg'stöllt zan va'kaffa'. Wëinn t' Lait g'frågt håb'm. wås an Åpf'l koust't, håt a' g'sågt: „An Tukkåt'n.“ Sou håb'm s' eam kåañ å'kaft. 'z is' ti' Këinichin 'këimma'. Këinnt håt s' 'n åwa' ni't in saiñ z'lumpt'n G'wånt. Håt s' eam t' Ëipf'l å'kaft. Ia' håt a' s' püllicha' g'gëib'm.

In ånda'n Tåch håt si a Tåf'l g'gëib'm. Tå håt s' t' Ëipf'l schouñ 'zöllt g'håpt, tåss richti a'f an-iad'n åana' kimmpt. Aana' is' åwa' iwa''plieb'm. Håt si si' 'tëiñkt: „Tëiñ wiar-i' ëiss'n, kriach-i' wëinigst'ns zwåa.“

Wia s' za da' Tia' 'këimma'-r-is', wüll t' Ëipf'l ainiträg'n, truckt s' just 's lëitzti Prëickal va' tëiñ Åpf'l åwi, kriagt s' tëiñ Schwåaf, rousslång unt rousstick, fållt am Pauch viari unt kauñ niks måcha'. T' Gëist saiñ ålli fua'tg'rëinnt våa' lauta' Schråck'n. Ti Toukta' kinna' ålli ni't hëlfa' fia' tås. Acht Tåch plaipt s' a sou lieg'n.

Ea' melt't si' unta'tëiss'n pan Këinich åls Toukta', ea' wüll helfa'. Ta' Këinich sågt eam, wåuñ a' 's in stånt is'. a Via't'l Këinichraich gipt a' eam.

Ea' sågt åwa', ea' sull ainspauña' unt fua'tfåa'n. Si laid't a' Schmea'z'n. tåss a' ni't jama'n hea't.

Ta' Këinich is' richti' fua'tg'fåa'n, unt ea' is' zan ia' ainig'gånga'. Stöllt si' zan ia' hiñ unt nimmpt aus saiñ Sëick'l an Ouks'nzent[4]) aussa', tå wåa'n zwåahunda't Nëig'l traiñ. Tå håt a' s' sou vüll g'schmåasst[5]) unt g'haut, tass Pluit is' g'runna'. „Tu Peschti“, håt a' g'sågt, „i' åls taiñ Ea'lesa', håst mi' nou' petroug'n? Wou håst as tëinn? Gipst ma' 's ni't in Sew'l unt in Pait'l unt tëis Tiach'l?“

„Tua't in tëiñ Kåst'n is' ållas, taiñ Sew'l, 's Tiach'l unt taiñ G'wånt.“

Ea' geht hiñ unt lëigt si' glai' åls Këinich auñ, nimmpt tëiñ Pait'l. 's Tiach'l und pind't 'n Sew'l um. Gipt ia' glai' a Pia'n zan ëiss'n. Hiatz wåa' s' glai' wied'rum wia våa' unt eh'.

„Kimm hiatz mit mia'!“

Saiñ s' åwig'gånga' a'f 'n Pua'gtplåtz. Håt si' aiñg'hëinkt in eam unt håb'm si' hiñg'stöllt ålli zwåa, pis ta' Këinich is' 'këimma'. Tea' kimmpt tahea' g'fåa'ta'.

„Åha!“ sågt a'. „maiñ G'wånt unt ållas håt a'? — Müllitea'!“ schrait a'.

Tea' ziagt åwa' glai' saiñ Sew'l aus unt haut, unt sou is' schouñ 's gånzi Müllitea' mit 'n Këinich tå g'lëig'n za Krëiñflaisch. Unt saiñ Frau is' hinta' eam g'ståndt'n. Ea pråat't nåcha' saiñ guldig's Tiach'l aus a'f saini Knia, sou saiñ schouñ in ti Taus'nt Månn Müllitea' tå g'ståndt'n fia' eam. Trai Mounat is' a tua't in teara' Pua'gt va'plieb'm, wal s' saiñ g'hea't håt nåchtëim.

Håt si' nåcha' aiñg'schifft mit saina' Frau unt saiñ iwa' 's Mea'. Unt trai Mounat unt trai Tåch saiñ s' g'fåa'n. Unt nåcha' hiñ a'f tëis Zauwa'-wia'tshaus in tëiñ Wålt. Unt sågt za teara' Wia'tin: „Håst mi' kinna' a Jåa' tåt saiñ låss'n unt lewëiñtich måcha', kauñst maiñ Pruida' a' lewëiñtich måcha'."

Sou nimmpt si si' ia' Zauwa'stawal unt a Flasch'l. Tå wåa'n sou Gaista' traiñ. Zuglaich nimmpt s' a' a Schauf'l zan ausgråb'm. Si håt iwa' tëi Pana' tëis Såcha' triwa'g'schitt't. Mit ia'ñ Zauwa'stawal schnålzt s' traimål traiñ, steht a' tå lewëiñtich.

Ea' sågt: „Pruida', hiatz håw' i' guit g'schlåffa'!"

„Jå", sågt ta' Këinich, „i' håw' åañ Jåa' g'schlåffa' unt tu håst trai Jåa' g'schlåffa'."

„Tu ålti Heix", sågt ta' Këinich, „tu gipst ma' hiatz taiñ Zauwa'-stawal hea'!"

Saiñ zan ia'n Haus hiñ z'ruck, wia-r-a' 's Zauwa'stawal g'håpt håt.

„Taiñ Tåchta' sull aussa'!"

Håt a' s' ålli zwåa mit saiñ Sew'l za Krëiñflaisch z'såmmg'haut. In tëis Haus håt a' an Jecha'fea'schta' ainig'stöllt. Unt ea' is' mit saiñ Pruida'n unt mit saina' Frau am Rous'npea'ch 'pli'm.

In ånda'n Jåa' håt a' saiñ Pruida' in tëis Lånt iw'rig'stöllt iwa''s Mea', is' tua't a' a Këinich wåa't'n. Håb'm nåcha' ålli zwåa guit rechia't.

XV. Ta' Zauwa'lea'jung' (Der Zauberlehrling).

(Märchen.)

As wåar-amål an åama' Schnaida'måasta', tea' håt an åañzinga' Suhn g'håpt. Tå sågt ta Våda' zui saiñ Puib'm: „Kint råas' fua't, i' kauñ ta' niks zan öiss'n gëib'm." Sechzëija'[1]) Jåa wåar-a-r-ålt. Sou håt a' saiñ Våda'n unt t' Muida' pfiat[2]) unt is' fua'tg'råast. Is' ar-a gånzas Jåa' um-g'råast iwaråll, kimmpt a' unta'tëiss'n in an Wålt. Tå geht a' schouñ trai Tåch nåch'n Wëich unt kimmpt ni't aussa' van Wålt. Sou kimmpt a' tou' nou' in via't'n Tåch a'f a Wia'tshaus in Wålt trinna', eh' ihn t' Nåcht auñ-'këimma'-r-is'. Ea' geht aini unt pitt't glai' in Wia't um a Nåchtquå'tia'.

„Jå", sågt ta' Wia't, „ounihiñ wåass i', tåss t' trai Tåch g'gånga' wia'st saiñ in Wålt."

„Hea' Wia't", sågt a', „i' wea' wull hummrich unt tua'schtich, åwa' kåa Gëlt håw' i' ni't."

1) Sechzehn. — 2) Behüt Gott gesagt, sich verabschiedet.

Sågt ta' Wia't: „I' va'lång va' tia' niks". unt håt 'n z' ëiss'n unt z' tringa' 'pråcht unt sågt: „Trai Tåch håst nou' tua'ch tëiñ Wålt z' råas'n nåch tëiñ Wëich."

In ånda'n Tåch gipt 'n ta' Wia't Pråt unt Flaisch unt an Waiñ a' a Flåsch'n vull, unt sågt ta' Wia't: „Geh' nia' in g'råd'n Wëich, tåss t' ti' ni't va'fahlst, tëinn 's geht a Wëi' links unt åana' rechts."

Ea' is' nachtëim fua'tg'råast unt håt 'n Wia't fia' ållas am ålla'schainst'n 'tånkt. In zwait'n Tåch va'fahlt a' n' Wëich. Sou kimmpt a' in a Tickicht aini, tå saiñ sou vüll Ta'n [1]) g'wëin. Mëhlpia'ta'n [2]) und Hetsch'lta'n [3]) unt ållas. Saiñ G'wånt håt a' schouñ åll's z'riss'n g'håpt tua'ch tëi Ta'n. Gånz nåckat is' a' g'wëin. Waita' kauñ a' ni't mea' gaiñ. Hiatz lëigt a' si' glai' nieda' unt plaipt leg'n. Unt wia-r-a' sou liegt, kimmpt a Jecha' zan eam. Sågt a': „Wås måchst tëinn tu tå?" håt a' ainig'schria'n unta' t' Staud'n.

Sågt a': „Hea', i' kauñ ni't waita', i' këinn mi' ni't aus."

Sågt ta' Jecha': „Sou kimm' aussa', i' wia' ti' fia'n!"

Sou schliaft a' aussa' unt geht mit eam mit. Hiatz fia't a' 'n fua't, hiatz këimma' s' a'f a schaiñ's, gråss's G'schlouss auñ, unt a gråssa' Gåa't'n is' runtumatum g'wëin um an G'schlouss. Tå saiñ Hia'sch'n, Reh unt Hås'n g'mui traiñ g'wëin unt a schaini Këig'lstått [4]) wåa' trinna' zan Këig'lschaib'm. „Tå kauñst tu këig'lschaib'm", håt a' g'sågt, „unt ti Këig'l wea'n si' sëlwa' aufstëll'n unt t' Kug'l selwa' aina' rëinna'. T' Hia'sch'n, t' Hås'n unt t' Reh wea'n si' mit tia' spül'n, åwa' schlåg'n tea'fst as ni't Unt maiñ Tinna' plaipst tu in Haus."

Nimmpt ar 'n unt fia't 'n iwa' t' Stiag'n auffi in 's G'schlouss. Fia't 'n in a Zimma', tå håt a' saiñ Tisch'l g'håpt unt an Stual unt a Pëitt. „Unt wëinnst hummri pist, sou praucht glai' [5]) såg'n: Tisch'l tëick' ti'! sou wia't ållas tå staiñ, wåa'ma': Prat'l unt wås t' gea'n isst."

Tå nimmpt ar 'n pa da' Hånt unt fia't 'n in a gråss's Sål aini pa da' Tia'. Unt tëis wåa' umatum ållas vull Stëllasch'n unt lauta' Piach'l trauf. „Unt tëi stapst [6]) ma' ålli Tåch å' sou wait, ål s t' kimmpst, mit a-r-an Påa'twisch. [7]) Unt måch' taiñ Såch'n guit fua't. unt wëinn 's Jåa' aus is', wia-r-i' wied'rum pa tia' saiñ."

Ea' is' åwa' va'schwundt'n, unt g'seg'n håt ar 'n unt nimma', wou-r-a hiñkëimma-r-is'. Ea' wåa' åwa' a Zauwa'måasta', tea'jëinichi.

Ea' is' nåchtëim in saiñ Zimma' g'gånga' unt håt g'sågt: „Tisch'l tëick' ti'!" unt håt nåchtëim g'gëiss'n unt trunga'. Miad wåar a' unt håt si' glai' nachtëim nieda'g'lëigt. Unt in ånda'n Tåch håt a glai' nåch 'n Fruistuck zan Åa'wat'n auñg'fångt. Sou nimmpt a' saiñ Påa'twisch unt hëipt glai' pan ea'scht'n Piach'l zan Å'stab'm auñ. Ea' måcht tëis Piach'l nëib'mpai auf unt lëist glai' unt siacht, tåss lauta' Zauwa'stick'l traiñ saiñ. Ea' nimmpt

1) Dornen. — 2) Mehlbeerdorn. — 3) Hagebuttendorn. — 4) Kegelstatt = Kegelbahn. — 5) gleich = nur. — 6) staubst. — 7) Bartwisch.

tås zwaiti unt schaut 's auñ. hiatz hát a' ni't mea' åls fumpfzich å'gstapt, unt in ti Taus'nti wåa'n. Ea' hätt' hunda't a' å'stab'm kinna', åwa' ea' håt an iad's Piach'l aufg'macht unt håt ainig'schaut, wås traiñ is' unt håt 's penoumma'. Wia-r-a' mit ti Piach'l ålli fia'tich wåa', is' 's Jåa' a' ausg'wëin.

Sou kimmpt ta' Zauwa'måasta' tahea'. „Tu", sågt a', „taiñ Jåa' is' aus. Wüllst pa mia' nou' a Jåa' plaib'm?"

„Hea", sågt a', „jå, 's geht mia' eh' guit. Awa', Hea'", sågt a', „i' hauñ åa'mi Ëlta'n, i' mëicht eana' tou' gea'n maiñ Louñ[1]) schicka'.

„In taiñ Zimma'", sågt ta' Hea', „tëiñ Kupfa' håst wull schauñ g'seg'n? Tå lëigst ti' auñ åls a nouwla' Hea'." Unt ea' nimmpt va da' Wånt a Tåsch'n åwa' unt füllt 's palvull[2]) mit Panga'nout'n[3]) auñ. „Sou", sågt a', „tås g'hea't hiatz taiñ." Unt sågt a': „Såg'n prauchst ni't, wou tu teañst. Tu gipst eana' tëis Gëlt unt sitzt wied'rum auf."

Ea' måcht 's Fëiñsta' auf unt måcht an Pfiff, unt këimma' via' Råpp'n unt Gutscha' unt Petinnti. Tå is' a' mit tëiñ Gëlt am Wåg'n aufg'sëiss'n unt a'f an Getånka' is' a' schauñ pa saiñ Våda'n saiñ Haus g'ståndt'n. Tå Petinnti staigt å' unt sågt zan eam: „'s Våda'haus is' tå!"

Ea' nimmpt glai' t' lëid'rani Tåsch'n unt geht za saiñ Våda'n aini. Ea' nimmpt saiñ Våda'n pa da' Hånt unt griasst saiñ Muida' a' glai'. Ea' måcht tëi lëid'rani Tåsch'n auf unt wia'ft eana' in Tisch palvull mit Gëlt auñ unt sågt: „Våda' i' håw' ni't lång' Zait, i' muiss fua't."

Sëi håb'm an ni't amål kinna' fråg'n, wou-r-a' tås Gëlt hea' håt, sou schnell is' a' wied'rum fua't. Ea måcht an Sprung unt in Wåg'n aini unt håt 'n saiñ Våda' schauñ ni't mea' g'seg'n. (Wal 's lauta' Zauwarai wåa'.) Unt a'f an Getånka', tå wåar-a' schouñ wied'rum in saiñ G'schlouss in Wålt. Tå håt ta Alti schouñ wied'rum passt a'f eam. Ea' staigt aus unt geht wied'rum in saiñ Zimma', wou-r-a' wåa' unt håt si' auszoug'n. Ta' Wåg'n mit ti via' Råpp'm wåa' va'schwundt'n. Ea' sågt glai': Tisch'l tëick' ti'! unt håt g'gëiss'n unt trunga', wal a' hummri' unt tua'schti' is' wåa'n a'f ta' Raas'.

Wia-r-a' in pëist'n Ëiss'n wåa', kimmpt ta' Zauwara'måasta' aini zan eam. „Nou", sågt a', „guit'n Appatit!" sågt a', „låss' ta' 's guit schmëicka'. Mach' tu hiatz taiñ Såch' sou fua't, wia t' as 's ea'schti Jåa' håst tauñ unt wëinn taiñ Jåa' aus is', wiar-i' schouñ wied'rum tia' staiñ."

Is' våa' eam va'schwundt'n. Sou tëiñkt a' si': „Hiatz nåch ta Raas' åa'wat i' haiñt niks; haiñt geh-r-i' këig'lschaib'm." Nimmpt si' a' glai' an Krui[4]) Waiñ mit van Tisch'ltëick'ti'. (Ta' Waiñ is' ållwal staiñ 'plieb'm, 's åndri is' wëikg'gånga').

Ea' nimmpt ti Kug'l, schaipt aussi unt schaipt sëiks Këig'l um. Ti Kug'l is' sëlwa' aina'g'rëinnt allåañ, unt ti Këig'l saiñ sëlwa' aufg'standt'n

1) Lohn. — 2) ganz voll; Pal = Beil heisst der Stöpsel (Zapfen) eines Fasses; palvull = beilvoll heisst demnach bis zum Zapfen voll, d. i. ganz voll. — 3) Banknoten. — 4) Krug.

alläañ. Ea' hät si' unta'hält'n pis a'f t' Nächt. Nimmpt a' si' z'sämm' unt geht in saiñ Qua'tia'. T' Häs'n, t' Reh unt t' Hia'sch'n saiñ an eam auñg'rëinnt, tass 'n völli' umg'schmiss'n häb'm, äwa' auñz'ria'n[1]) hät a' s' ni't 'traut, wal 's eam va'pout'n wäa'. Ea' ziagt si' aus unt lëigt si' schläffa'. Unt in ta' Fria hät a' si' auñg'lëigt unt hät g'fruistuckt, geht za saini Piacha' in tëiñ Sal aini unt hëipt pan ea'scht'n auñ. Ea' mächt ti Piach'l älli wied'rum auf unt lëist trinn, wäs a' 's ea'schti Jäa' nou' ni't g'lëis'n hät g'häpt. Unt sou hät a' fua'tg'äawat't unt hät 's zwaiti Jäa' älli Piach'l ausg'lëis'n. Unt wia-r-a' 's lëitzti Piach'l hät ä'g'stapt unt tua'chg'lëis'n hät g'häpt, is' schouñ wied'rum saiñ Hea' tä g'wëin.

Ta' Zauwaramäasta' kimmpt unt sägt: „Kint, taiñ Jäa' is' aus."

„Hea'", sägt a', „maiñ' Ëlta'n mëicht' i' tou' maiñ Louñ wied'rum schicka'."

Sägt saiñ Hea': „Ziach ti' auñ wied'rum, wia 's ea'schtimal." Nimmpt wied'rum tëi Lëida'täsch'n äwa' unt fässt eam s' vulla' Tälla' auñ. Ea' mächt wied'rum tëiñ Pfiff, sou këimma' tëi Räpp'm, Gutscha' unt Petinnt'n.

Ta' Zauwara' sägt: „Wäs t' 's ea'schti Jäa' g'rëid't häst za taini Ëlta'n, täs sägst hiatz wied'rum, mea' ni't."

Häb'm wied'rum ni't g'wisst, wou-r-a' tinnt.

Ea' staigt aiñ unt a'f a-r-an Getänka' wäar-a' väa' saiñ Väda'n saiñ Haus. Ta' Petinnti springt ä' unt sägt: „Tä saiñ ma', Hea'!"

Ea' graift um saiñ Täsch'n unt staigt ä' van Wäg'n. Ea' tritt't aiñ, griasst saiñ Väda'n, unt ea' hät äwa' schouñ a stäckhäch's Haus unt äa'wat mit viarazwaañzich G'söll'n. Täs wäa' van ea'scht'n Gëlt, unt eh' wäa'n s' sou vüll äa'm.

Ea' griasst glai' eam unt t' Muida', nimmpt saiñ Täsch'n unt kea't s' am Tisch um, is ta' gänzi Tisch vulla' Tälla'. Sëi häb'm mit eam rëid'n wöll'n, äwa' ea' springt aussi unt is' schouñ glai' wied'rum tua't in saiñ G'schlouss. Ea' staigt aus unt ta' Wäg'n is' va'schwundt'n. Ea' geht in saiñ Qua'tia' unt ziagt si' aus. Sägt: „Tisch'l tëick' ti'!" Saiñ wieda' t' Prat'l, Waiñ, Pia' unt wäs a' si' g'wuntsch'n hät, g'mui tä. Wia-r-a' g'ëiss'n unt trunga' hät in pëist'n, kimmpt wied'rum ta' Zauwara'mäasta' unt sägt: „Pëist'n Apatit! — Wüllst tu nou' tëis Jäa' pa mia' plaib'm?"

„Jä", sägt a', „Hea', i' plaib'."

„Sou mäch' taiñ Sacha' sou fua't, wia 's ea'schti Jäa'!"

Is' a va'schwundt'n. Tëiñ Täch hät a' wied'rum niks g'äa'wat, is' in Gäa't'n g'gaunga', hät këig'lg'schoub'm. In Waiñ hät a' si' wied'rum mitg'noumma'. Ti Kug'l is' wied'rum alläañ aina'g'rullt unt ti Këig'l hä'm si' aufg'stöllt va' si' sëlwa' A'f t' Nächt nimmpt a' si' z'sämm' unt geht wied'rum in saiñ Qua'tia'. Tä rëinna' t' Häs'n unt t' Reh unt t' Hia'sch wied'rum an eam auñ unt zwisch'n saini Fiass, äwa' auñz'ria'n hät a' s' ni't 'traut, täs wäa' eam va'pout'n.

1) Anzurühren.

In ända'n Jäa' hät a' wied'rum saiñ Åa'wat g'mächt, wia in ea'scht'n Jaa'. Ea' stapt ä' unt lëist nou' tëi päa' Platt'l, wäs a' nou' ni't guit kinna' hat. Wia-r-a' wied'rum 's lëitzti Piach'l ä'g'stäpt hat g'häpt, in ända'n Täch trauf wäa' 's Jäa' aus. Kimmpt ta' Zauwara'mäasta' in ända'n Tach. „Tu taiñ Jäa' is' aus. Wüllst tu nou' a Jäa' pa mia' plai'm?"

„Hea', na! Trai Jäa' häw' i' 'teañt unt waita' wüll i' ni't. Wëinn i' nou' tat a Jäa' plaib'm, mëicht'n[1]) maini Élta'n stea'b'm, mëicht i' s' ni't amäl pan Gräw seg'n."

„Sou lëig' ti' auñ, wia tu ti' an-iad'smal häst auñg'lëigt", sägt ta' Zauwara'mäasta'. Unt nächtëim hat a' eam wied'rum tëi Täsch'n auñg'vüllt mit lauta' Tuggat'n. Ea' mächt wied'rum an Pfiff, sou këimma' wied'rum tëi via' Rapp'm unt Gutscha' unt Petinnti. Ea nimmpt tëis Gëlt unt staigt aiñ unt a'f an Getäñka' waar-a' pa saiñ Väda'n saiñ Haus. Unt ta' Petinnti sägt wied'rum: „Mia' saiñ schouñ väa' taiñ Väda'n saiñ Haus." Ea' staigt aus, unt ta' Petinnti wintscht eam Glick unt Sëig'n, unt g'seg'n unt ni't mea' g'seg'n hät a' in Wäg'n.

Ea' geht aiui za saiñ Väda'n unt za saina' Muida' unt wintscht eana' ällas guit's. Ea' sägt: „Väda', ni't wäa', väa' trai Jäa', wia-r-i' fua'tpiñ, wäa' ma' t' ia'mast'n[2]) unt haiñt saiñ ma' t' raichast'n Lait' in ta' Stadt."

Kaft si' va' da' Stadt a sou a Häad', a grässi, unt lässt si' trauf a G'schlouss pauñ van Paumäasta'. Hälwschait wäa' tas G'schlouss fia'tich, hät a' schouñ käañ Gëlt mea' ni't g'häpt, wäa' 's schouñ hiñ.

„Väda'", sägt a', „hiatz mäch' i' mi' zui a-r-an guldich'n Ouks'n. Tea' Ouks hät guldichi G'hia'n[3]) unt guldichi Klë[4]) a'f älli via' Haks'n[5]), unt t' Haa' saiñ a' lëidi' Gult a'f eam. Åwa' wullfalla'[6]) tea'ffa' s' 'n ni't gëib'm äls mit finfmälhunda't Taus'nt. Wëinn s' mi' va'kaffa', tëiñ Strick, won-r-i' auñg'hëiñkt piñ, tea'ffa' s' ni't hea'gëib'm, sunst kauñ i' ni't z'ruck."

Saiñ Väda' fia't tëiñ guldinga' Ouks'n a'f 'n Mäa'kt. Tä këimma' zwäañzich Jud'n tahea' und fräg'n, wäs tea' Ouks koust't.

Ea' sägt: „Finfmälhunda'ttaus'nt Guld'n."

Sëi zähl'n eam äwa' glai' aus. Ea' nimmpt tëiñ Strick äwa' unt sëi mëiss'n si' an ända'n Strick kaffa' unt traib'm in a'f 's neksti Täa'f unt, wia s' tua't saiñ, hab'm s' 'n glai' an schaiñ Ståll g'gëib'm, täs a' ni't wültich[7]) wia't. Sou säg'n t' Jud'n pa tëiñ Wia't: „Sal ach lëib'm! Zwanzichtaus'nt Gild'n wea' ma' pronfantia'n."

Tä kimmpt ta' Hausknecht mit an Piat'l Hai zau Ouks'n zau fiada'n.

Tä sägt ta' Ouks zau Hausknecht: „I' friss käañ Hai ni't, äwa' a Stuck Prat'l unt a Stuck Prät unt a Hälwi Waiñ, tëis [illegible]

ni't [illegible]

„Sou“, sågt a’, „hiatz wia’ ma’ ëiss’n ålli zwåa unt tringa’.“ Wia ’ëiss’n unt ’trunga’ wåa’, sågt a’: „Hiatz geh’ za t’ Jud’n viari unt såg’, ta’ Ouks is’ za Mist g’wåadt’n, si sull’n këimma’.“

Ta’ Hausknecht geht viari za di zwåañzich Jud’n unt sågt: „Õis Hea’n, ëinka’ Ouks wia’t za Mist!“

„Jaj, wai geschria’n!“ schraiñ-as tua’chanånda’, „laft ’s unt hëlft ’s!“

Unt wia s’ in Ståll këimma’, schaut nou’ a Stickl guldig’s G’hia’n aussa’, unt wia s’ as påck’n, is’ tëis G’hia’n a’ Mist g’wëin.

Ea’ måcht si’ zan an Spåtz’n unt fluigt a’f ’s Tåch auffi unt måcht ållwal: „Tschr, tschr!“ Håt s’ ausg’låcht, tëi Jud’n. Ta’ Spåtz nimmpt si’ z’såmm’ unt fluigt z’ Haus za saiñ Våda’n, måcht an Schittla’ unt is’ åls Mëintsch za saiñ Våda’n g’gånga’: „Nou“, sågt a’, „Våda’, tå piñ i’, hiatz wea’ ma’ wieda’ pauñ frisch.“

Sëi pauñ tëis G’schlouss gånz aus, va’putzt unt ållas, nia’ t’ Fëiñsta’ håb’m g’fahlt. Håt a’ schouñ wied’rum kåañ Kraiza’ Gëlt mea’ g’håpt unt kåañ Kretit a’ ni’t.

„Våda’“, sågt a’, „hiatz måch’ i’ mi’ za-r-an guldinga’ Rouss. Tëis guldingi Rouss koust’t a gånzi Müllioun. Tås Rouss håt guldichi Håa’, unt ti Klē saiñ Gult, unt a’f a-r-an iad’n Haks’n hat ’s a guldigs Huifais’n mit sie’m Pfunt. Åwa’ tås såch’ i’, Våda’, ’s Hålfta’ ni’t hea’gëib’m, unt wëinn s’ zëija’mål sou vüll gëiwat’n tafia’, sunst kamat i’ ni’t z’ruck, va’plaiwat i’ a Rouss.“

Ea’ fia’t tëis Rouss am Måa’kt, saiñ Våda’. Wea’ kimmpt tahea’? Tea’ Zauwara’måasta’, wou-r-a’ teañt håt.

Ea’ sågt: „Wås koust’t tëis Rouss?“

Ea’ sågt: „A Müllioun.“

Ea’ zöllt ’n ’s glai’ auf tëis Gëlt unt saiñ Våda’ stëickt ’s in Sëickl aiñ. Ta’ Våda’ raisst åwa’ glai’ ’s Hålfta’ in Rouss iwa’ ’n Sched’l åwa’, åwa ta’ Zauwara’ håt ’s Hålfta’ a’ glai’ ta’wischt, wal a’ ’n schouñ ’këinnt håt. Ta’ Våda’ åwa’ låsst ni’t aus.

Ta sågt ta’ Zauwara’: „Wås koust’t tëis Hålfta’?“ — Graift in ’s Sëick’l unt schmaisst ’n zwåa Müllioun Gëlt a’f t’ Ea’t fia’ tëis Hålfta’. T’ Lait am Måa’kt nëib’m nëimma’ si’ tea’ a Hånt vull Gëlt unt rëinnt tavouñ unt ta’ åndri’ a’. Saiñ Våda’ schaut a’f t’ Ea’t, wia-r-eam t’ Lait ’s Gëlt wëik-tråg’n vouñ t’ Fiass. Håt eam schouñ weh ’tauñ. Inta’tëiss’n springt ta’ Zauwara’måasta’ auf a’f ’s Rouss, raisst eam t’ Hålfta’ aus ta’ Hånt unt rait’t tavouñ. Tea’ klaupt nåchträgli’ saiñ Gëlt z’såmm’ unt geht håam.

Inta’tëiss’n is’ ta’ Zauwara’ trai Tåch unt trai Nåcht g’ritt’n tua’ch Wåld unt Påch unt Pea’ch unt Fëls’n, unt tua’ch tås Rait’n håt ’s Rouss t’ via’ guldich’n Huifais’n va’låa’n. In via’t’n Tåch kimmpt a’ a’f a-r-a Tåa’f za-r-an Schmied. „Maiñ Rouss p’schlågst ma’ mit schwari Huifais’n, ’s håt a’f kåañ Fuiss niks.“

Sou kimmpt a Schuala'pui tahea' unt tea' stöllt si' nëib'm 's Rouss hiñ unt sägt: „Nou, ti wea'n s' faiñ kristia'n; tås is' a faina' Schmied. Tea' Schmied schlägt t' Nëig'l älli in 's Flaisch, wou 's an-iad'n Rouss weh tuit."

's Rouss wäa' åwa' in an Pflouck in an aisa'na' Ring auñg'hëinkt.

Sou sägt tås Rouss za tëiñ Puib'm: „Geh' raiss ma' åwa' maiñ Hälfta'!"

Unt ta' Pui raisst 'n Rouss glai' tëis Hälfta' åwa' iwa' 'n Sched'l. Ta' Pui rëinnt tavouñ, unt ta' Schmied kimmpt mit t' gluitig'n Huifais'n schouñ aussa' zan Mëiss'n. 's Rouss mächt an Schittla', wia't za-r-ana' Taub'm unt fluigt in t' Heh. Ta' Schmied rëinnt aini in i' Wea'kstätt unt sägt za tëiñ Zauwara': „Hähä, eana' Rouss fluigt jä äls a Taub'm tavouñ."

Ta' Zauwara' springt aus ta' Schmitt'n unt mächt si' za-r-an Gaija' unt sëitzt teara' Taub'm näch. Sägt ta' Schmied: „Tëis is' tou' a Lump'nvulk, wëinn ta' Hea' äls Gaija' tavouñfluigt unt 's Rouss äls Taub'm."

Ti Taub'm fluigt in a-r-a Krouñstädt, unt tä schaut a Prinzessin pan Fëiñsta' aussa'. Tëi hät ti Taub'm g'liapt unt geht glai vouñ Fëiñsta' wëik, tås aini hätt' fluig'n sull'n. Ti Taub'm fluigt åwa' richti pan Fëinsta' aini. Si mächt åwa' 's Fëiñsta' glai' zui, unt ta' Gaija' hät ni't aini kinna'. Ea' mächt si' åwa' glai' za-r-an Jud'n. Ti Taub'm åwa' mächt an Schittla' unt steht äls a wunda'schaina' Prinz väa' ta' Këinigstächta'. Ta' Prinz sägt zan ia': „Tu i' mäch' mi' hiatz za-r-an schaiñ guldinga' Ring, unt tëiñ lëigst tu auñ, unt ta' Jut' wia't këimma' unt wia't säg'n, 's is' saiñ va'läarana' Ring. Ea' wia't tia' a Mülliouñ va'sprëicha', åwa' ni't fia' zëin Mülliouñ tea'fst 'n hea'gëib'm unt a' ni't fia' traissich Mülliouñ muisst 'n hea'gëib'm. Ea' wia't tia' åwa' nou' mea' gëib'm unt wia't ta' taiñ Tisch vull auñpauñ mit lauta' Gëlt. Unt wëinns t' tëis Gëlt häst, sou lëigst tëiñ Ring nieda' za taini Fiass."

Si nimmpt tëiñ Ring åwa' unt schmaisst 'n a'f t' Ea't nieda' väa' eam. Wia-r-a' si' puck'n wüll za tëiñ Ring, wia't aus tëiñ Ring lauta' Hia'schpraiñ[1]) zan Pecka'[2]) fia' t' Hëiñd'l[3]). Ta' Jut' mächt si' g'schwint zan-a-r-an Heañdl[4]) unt peckt tëiñ Hia'schpraiñ auf. Ea' mächt si' åwa' g'-schwint zan-a-r-an Fuks unt raisst tëiñ Heañd'l in Sched'l wëik, wia 's auñtechti'[5]) pecka' wüll. Giatz wäa' ta' Zauwara'määsta' hiñ. Hät tea' tou' nou' mea' g'lea'nt tua'ch tëi Piacha'.

Sou mächt hiatz ta' Fuks wied'rum an Schittla', unt steht wieda' ta' schaini Prinz väa' ta' Prinzessin. Sou sägt a': „Wüllst tu mi' hairat'n?"

Sou sägt si: „I' häw' ti' äls Taub'm g'liapt unt äls Prinz nou' vüll mea'."

Si hult glai' ia'n Väda'n unt t' Muida' unt hät eana' tëiñ Prinz'n auf-g'fia't. Hät eana' tazöllt, täss a' is' äls Taub'm 'këimma' unt nächa' äls Ring is' g'wëin unt wia-r-a' äls Fuks in Zauwara' hät 'n Koupf wëikg'riss'n. Unt, Väda'", sagt si, „tëis vülli Gëlt, wäs ma' tä hab'm a'f 'n Tisch!"

---

1) Hirsekörner. — 2) Picken. — 3) und 4) Hühnchen. — 5) andächtig.

„Jå“, sågt ta' Këinich, „maiñ Kint, wëinn a' tas ållas kauñ, kauñ-a' t' Wëlt pëissa' rechia'n åls i'.“

Sou håt a' 'n in Trouñ iwa'gëib'm unt håt 'n za-r-an Këinich g'macht.

Tëiñ Puib'm håt a' åwa' guit peschëiñkt, tea' eam håt 's Hålfta' awa'-g'riss'n. Saiñ Våda'n håt a' åwa' niks pericht't, tåss a' non' lëipt, wal a pes' g'wëin is' iwa' eam, wal a' 's Hålfta' ni't pëissa' g'wåa't håt.

[Eine Variante des weitverbreiteten alten Themas vom Zauberlehrling, vergl. unsre Zeitschrift VI, 322. 444.]

Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Braunschweig).

Von H. Beck.

Die bäuerlichen Feste.

1. Die Hochzeit.

Das Eheversprechen kam wie ein Handelsgeschäft zu stande. Der Vermittler desselben war der Freiwerber, der die heiratsfähigen Söhne und Töchter auf ein paar Meilen in der Runde nach ihren Vermögensverhältnissen genau kannte. Erst nachdem das Markten und Feilschen über die Höhe des Brautschatzes, des Altenteils und der Abfindungen an jüngere Geschwister einen für beide Teile befriedigenden Verlauf genommen hatte, sprachen die Eltern des Bräutigams und der Braut ihre Zustimmung zu der Heirat aus und feierten in dem Kreise ihrer Familien durch ein Mahl die „lôfte“ (Verlobung).

Der Ehebund wurde im Herbste geschlossen. Wenn die festlichen Tage ruhten, erwählte sich der Bräutigam unter seinen nächsten Verwandten, z. B. seinen Brüdern, zwei Platzmeister, welche die Einladungen ausrichten und auf der Hochzeit die Ordnung aufrecht erhalten sollten. In den ersten Tagen der Hochzeitswoche ritten sie auf die umliegenden Dörfer und nötigten dort die Gäste. Man erkannte die beiden schon von weitem an ihrer Tracht. Auf dem Kopfe trugen sie einen hohen Cylinder, der zu beiden Seiten mit einem wockengrossen Blumenbusche geziert war. Sie kamen zu Pferde bis auf die grosse Dehle oder sogar, wenn die Leute nicht aufpassten und zu weit aus der Thür sahen, bis in die Stube hinein.

In jedem Hause erhielten die Hochzeitbitter ein Taschentuch, dessen Wert sich nach der Wohlhabenheit der Geber richtete. Es wurden auch grosse, rein leinene Tücher ($^6/_4$ breit und ebenso lang) geschenkt. Die

Platzmeister befestigten die Tücher zuerst auf der linken Brustseite ihres Rockes und dann, wenn diese besetzt war, auf der rechten und warfen sich dieselben beim Reiten über die Schultern. Wer vielleicht in 14 Tagen auf zwei verschiedenen Hochzeiten die Ehre eines Platzmeister annehmen musste, konnte wohl über 170 Tücher zusammenbringen. Im eigenen Dorfe wurden die Einladungen von den Platzmeistern erst am Polterabend überbracht. Für diesen Gang versahen sie sich mit einem Britschholz, von dem sie auch während der Hochzeitsfeierlichkeiten sich nicht trennen durften, sondern davon für Aufrechterhaltung der Ordnung unter dem jungen Volk häufigen Gebrauch zu machen gezwungen waren.

Die Mitgift der Braut wurde auf den sogen. „kästenwâen" (Kistenwagen) gepackt. Zuerst stellte man einen grossen eichenen Kleiderschrank hinten auf und legte an jede Seite desselben drei oder vier Säcke voll Flachs. Vorn kam ein eichener Koffer hin, auf den man das ganze Bettwerk schichtete. Jedes Stück war mit einer Bühre überzogen. In der Mitte fanden fünf bis sechs Stühle mit Rohr- und Hedeboden, sowie die Bettsponde Platz. Ferner brachte man hier die Gerätschaften unter für das Spinnen („brâke", Schwingelblock mit der Handschwinge, Hechelstuhl mit der Hechel, „riwwe-isen", Spinnrad, Haspel) und eine Harke.

Blieb der Kistenwagen im Dorfe, so fuhr man ihn erst am Tage vor der Hochzeit fort und spannte vier Pferde davor. Heiratete jedoch Braut oder Bräutigam über Feld, so wurde der Kistenwagen schon zwei Tage vorher gefahren und mit sechs Pferden bespannt. Der Fuhrmann bekam von der Braut oder dem Bräutigam — es kam darauf an, wer ausheiratete — als Schmuck auf der Fahrt einen „flôr", der aus sechs Ellen Leinewand bestand, mit einem weissen Schnupftuche besteckt und mit drei Ellen roten Bandes umbunden war. Auch die „swöppe" (Peitsche) wurde mit einem roten Bande verziert. Die Fahrt erregte grossen Zulauf. Am meisten bewunderte man den hohen Wocken. Oben auf dem Wagen hatten ein paar Frauensleute Platz genommen, welche unter die Kinder, die den Weg mit einem Seile versperrten, „brätgen" (getrocknete Birnen) warfen und durch diese Abgabe das Hindernis entfernten. Beim Abladen musste der Bräutigam das Brautbett in sein Haus selbst hineintragen, dann brachte ihm auch die Ehe viel Glück.

Am Abend vor der Hochzeit feierte man den Polterabend. Dann gab es Scheibensuppe, Grütz- und Semmelwurst und als Getränk Branntwein und Braunbier auf den Tisch. Jeder Gast erhielt von der Wurst, die in Därme gepresst war, seinen bestimmten Anteil und durfte davon das, was er bei der Mahlzeit übrig liess, mit nach Hause nehmen. Am Polterabend fanden sich auch die Kinder ein, um vor der Thür Töpfe und Flaschen „klap-pot") entzwei zu werfen und dafür Kuchen und Bier zu empfangen.

Die eigentliche Hochzeitsfeier wurde auf drei Tage ausgedehnt und im Hause der Braut begangen. Am Morgen des ersten Tages bestimmten

die Brautmädchen, die die Braut sich unter ihren Freundinnen für ihren Ehrendienst auserwählt hatte, wer beim Kirchgange und Mahle zusammengehören sollte. Jedes junge Mädchen überreichte dann seinem jungen Burschen einen bebänderten Strauss oder Federbusch, der an der linken Seite des Cylinderhutes befestigt wurde. Die Platzmeister erhielten von den Brautmädchen für jede Seite einen Federbusch, der durch recht viel Band von den übrigen abstach.

Wer nicht zur rechten Zeit „in hochtîen-hûse" (im Hochzeitshause) erschien, wurde von den Mannsleuten auf zwei Rädern[1]), vor welche sie sich selbst vorspannten, herangefahren, — er wollte oder wollte nicht. Waren die Gäste vollzählig beisammen, dann holte man den Bräutigam. Wohnte er über Feld, so stiegen alle Mannsleute zu Pferde; führte ihr Weg aber nicht aus dem Dorfe hinaus, so gingen sie auch zum Teil zu Fuss. Wenn ihr Zug mit dem Bräutigam zurückkehrte, ging der Freiwerber ihm voraus ins Hochzeitshaus und sagte zu der Braut:

„Is dei brût gût,
Denne kôm se rût."

Auf diese Aufforderung hin begab sich die Braut nach draussen und zog mit ihrem Bräutigam Arm in Arm über die Schwelle ihres Hauses, — zum Zeichen, dass er hinfort der Herr darin sein solle. Er musste nun bei der Braut allein auf einem stillen Zimmer bleiben und durfte sich nicht unter die Gäste mischen. Diese erhielten nach der Zurückkunft Biersuppe zu essen; dem Brautpaare aber wurde Weinsuppe vorgesetzt, damit die Wangen der Braut sich zum Kirchgange röteten. Für denselben bekamen alle verheirateten Männer von der Braut ein weisses Tuch und einen Rosmarin-Stengel und befestigten beides auf der linken Seite des Rockes im Knopfloche. Wenn nun die Glocken bald zu läuten begannen, holte der Freiwerber das Brautpaar hervor und sagte in dessen Gegenwart und vor den versammelten Hochzeitsleuten folgenden Reim („rimels") her:

„Dem Bräutigam den feinsten[2])
Und mir auch nicht den kleinsten.
Ihr lieben Leute, seid fein still
Und hört, was ich euch sagen will:
Ein Bräutigam und eine Braut,
Die werden beide bald getraut.
Wir feiern hier ein Hochzeitsfest,
Das uns besonders froh sein lässt."

Nach der Trauung eilte der Freiwerber ins Hochzeitshaus zurück und ging dem Zuge mit einem Glase Bier entgegen, um es der Braut zu überreichen. Dieselbe trank daraus und warf es sich über die rechte Schulter, damit es zerspringe.[1]) Der vordere Platzmeister trat es vollends entzwei. Die Zertrümmerung des ersten Gefässes im neuen Haushalte bedeutete Glück.

Im Brauthause war inzwischen der Tisch gedeckt, so dass die grosse Mahlzeit beginnen konnte.

Im Anschluss an dieselbe erfolgte das Opfern. Die Platzmeister stellten zu dem Zwecke auf den Tisch, an dem das Brautpaar sass, den Branntwein-Kaltschalen-Napf und bedeckten diesen mit einem weissen Teller. Dann nahmen sie einen Platz am Tische gegenüber ein und liessen die Gäste zum Opfern herantreten. Als erster kam der Brautvater, der auch das meiste Geld auf den Teller legte, und darauf einer nach dem andern, so wie er mit den jungen Eheleuten verwandt war. Die Platzmeister klapperten tüchtig mit dem Teller, wenn eine gute Gabe gegeben war, und riefen:

„Hat gût egêwen,
Hat wol egêwen,
Dei schal lêwen
Vivat hôch!"

Die Musikanten stimmten ein und bliesen einen Tusch. Die Brautleute bezeugten ihre Dankbarkeit dadurch, dass sie den Gebern zutranken und mit ihnen anstiessen.

Nach dem pflichtmässigen Opfern geschah ein freies Nachopfern. Der eine gab 2 ggr. und der andere 4 ggr. Der eine wollte dafür von der Braut und der andere von dem Bräutigam einen Kuss haben. Es wurde wohl auch der Wunsch laut, dass das junge Ehepaar von diesem Gelde dem ersten Söhnchen einmal ein Paar Stiefel kaufen sollte.

Am Abend tanzten die Mannsleute mit der Braut die Ehrentänze. Wenn diese schliesslich zu Ende kamen, wurden alle Burschen und Mädchen unter Vortritt der Musik zu einem andern Hause auf das sogen. Nachtlager geführt, das für alle gemeinsam in der grossen Stube auf Stroh bereitet war. Am andern Morgen zog die ganze Gesellschaft, nachdem sie das erste Frühstück genossen hatte, wieder unter Musikbegleitung nach dem Brauthause hin.

Am zweiten Hochzeitstage, wenn das Mahl eingenommen war, begaben sich die Hochzeitsleute mit der Musik nach einem anderen Hause zum Brautrade. Die Braut ging zwischen den beiden Brautmädchen. Das eine trug den Brautwocken, an dem viele Bänder und Flachsknocken hingen, in der Hand und liess ihn nach dem Takte der Musik tanzen. Die Feier des Brautrades bestand zuerst darin, dass die Mädchen mit der Braut die

1) K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, I, 373, 3. Aufl.

Ehrentänze aufführten. Die ersten Tänze gehörten den Brautmädchen, die dabei den Brautwocken in der Hand behielten. Wenn der letzte Tanz beendet war, dann bildeten die Mädchen einen Kreis um die Brautmädchen, die in ihrer Mitte die Braut hüteten, und bewegten sich hurtig tanzend um sie herum, um möglichst lange zu verhindern, dass die Frauen, welche der Braut eine Nachtmütze auf den Kopf setzen wollten, ihre Absicht erreichten.

War endlich die Braut gemützt, so hatte sie ihr „måken" (Mädchen) für immer eingebüsst und gehörte nun unter die Frauen. Diese nahmen dieselbe zwischen sich, die Mädchen folgten hintendrein, und der ganze Schwarm bewegte sich wieder mit Musik nach dem Hochzeitshause zurück. Hier stand der Frauentisch bereit, auf dem viele Kuchen- und Fleischteile lagen. Jede Frau nahm die ihr zugewiesenen Stücke. Bei der Verteilung suchten die Mannsleute sich der Kuchen- und Fleischabgaben zu bemächtigen, so dass die Platzmeister mit der Britsche Ruhe stiften mussten.

Hierauf begann der „ôle-wîwer-danss" (Tanz der alten Weiber, der Frauen), indem die Frauen zu den Ehrentänzen mit ihrer neuen Genossin antraten. Die letztere schmückte sich dazu mit der hohen Bandmütze. Unterdessen waren die Mannsleute schon auf den „balken" (den Boden über der Tenne) gestiegen und vollführten dort einen greulichen Spektakel: mit Wagenketten wurde „geklampert" (gerasselt), mit „bràken" (Flachsbrechen) geklappert, mit Sensen aneinander geklopft und auf alten Hörnern getutet, — so dass von der Musik nichts zu hören war und manche Frau beim Tanze aus dem Takte kam. Ein gläubiger Brauch war zu einem ergötzenden Spiele verblasst. Die grösste Heiterkeit erregte es wohl, wenn die Männer aus der Luke heraus an einem Stricke eine Strohpuppe herniedersandten und unter den Frauen tanzen liessen.

Am dritten Hochzeitstage gab es keine förmlichen Belustigungen mehr, die Gäste hätten auch aus Tanzbegier die Zeit nicht für allerlei Kurzweil übrig gehabt. Als Hauptgericht wurde aufgetragen: dicke Erbsen mit „bråels" aus Schwärchen, Schweinsohren, Speck und Zwiebeln oder auch saurer Kohl.

Den eigentlichen Abschluss erhielt das ganze Hochzeitsfest erst am nächsten Sonntage, an dem alle Hochzeitsgäste nochmals miteinander zur Kirche gingen und dann zu Mittag im Brauthause die letzte Mahlzeit erhielten.

Wenn die Braut nach einem anderen Dorfe heiratete, bekam sie im elterlichen Hause ihren Ausgang, der vor dem Kirchgange in folgender Weise gefeiert wurde. Zunächst hielten die Gäste auf der Diele eine grosse Mahlzeit. Nachdem Hunger und Durst gestillt war, räumten die Platzmeister die langen Tafeln und die Sitze hinweg, um für die Ehrentänze mit der Braut Raum zu schaffen. Als letzter tanzte der Bräutigam mit ihr und tanzte mit ihr schliesslich zum Hause hinaus. Sie waren noch kaum

bei der Thür angekommen, so ergriffen die „kôkschen“ (die als Köchinnen beschäftigten Freundinnen der Hausfrau) den Besen und kehrten ihnen allen Unrat nach. Der so vollzogene Ausgang war dann auch das Zeichen für die Vorbereitung und Sammlung zum Kirchgange. Nach der Trauung gaben die Hochzeitsleute der Braut das Geleite in die neue Heimat, um auch dort zu schmausen und zu tanzen. Der Tanz durfte nicht früher beginnen, als bis der als Koch thätige Schlachter mit seinem Beile dreimal[1]) an den Tragbalken des Laubenganges geschlagen hatte. In gleicher Weise verkündigte der Schlachter das Ende der Tanzerei, woran ihn natürlich das junge Volk nach Kräften zu hindern suchte. Beim Tanzen wurde viel getrunken. Der Bräutigam stiftete für die Getränke 1 Thaler und die Braut 1 Gulden. Wenn diese Summe verschwunden war, sammelten die Brautleute von ihren Gästen das nötige Geld ein und erwarteten von einem jeden als Mindestgabe 5 gr. Erst nachdem man den ganzen Erlös vertrunken hatte, fuhren die Dorffremden wieder nach Hause.

Wenn ein Schäfer Hochzeit hielt, so veranstaltete er für seine jungen Gäste ein Wettlaufen und schenkte demjenigen, der das Ziel zuerst erreichte, einen fetten Hammel. Die jungen Burschen behandelten den Sieger nicht so gut. Sie warfen ihn auf eine „mes-bâke“ (Mist-Bahre) und schaukelten ihn mit derselben über dem Schäferborn, der breiter war als ein gewöhnlicher Ziehbrunnen, so lange, bis ihr Genosse ihnen ein Mass oder noch mehr Branntwein versprach. Erst dann durfte er den Hammel an den Strick nehmen und nach Hause ziehen.

Auszüge aus Eheberedungen.

Laut Eheberedung vom 29. November 1749 zwischen Hans Wellmann (Hof No. 5), des Halbspänners Heinrich Jürgen Wellmann eheleiblichem Sohne, und Ilse Dorothee Wellmann, hinterlassener Tochter des verstorbenen Ackermanns Jürgen Daniel Wellmann (Hof No. 6), brachte die Braut folgende Mitgift mit:

„50 Thlr. bar Geld. 6 Häupter Vieh, als 2 Ochsen, 1 Kuh, 1 Rind, 1 Stier. 1 Pferd oder 10 Thlr. dafür; 2 fette Schweine und 2 magere Schweine; 6 Morgen Korn, als 2 Morgen Rocken, 1 Morgen Weitzen, 1 Morgen Gersten, 2 Morgen Haber; ein Ehrenkleid in natura, Kisten, Kasten und Bettgeräte; die halbe Ausrichtung der Hochzeit, wozu 3 halbe Fass Bier gehören ohne das Essen.“ Das betr. Schriftstück lautet weiter: „Was nun anlanget die Abgabe des Viehes und des Korns, so geschiehet solche nicht von dem jetzigen Haus-Wirth oder Stiefvater der Braut, Hans Nimann, sondern von dem Bruder der Braut, Achatz Heinrich Wellmann; das bare Geld will der Braut Stiefvater Hans Nimann nach beschrittenem Ehebette auszahlen.

1) Mit diesem Gebrauche war jedes Tanzgelage auf der Hochzeit verbunden.

Dagegen nimmt der Bräutigam seine Braut zu sich in seinen halben Ackerhoff als eine Eigenthümerin, dass sie von Haus und Hoff nebst allem Zubehör gleiches Recht mit ihm daran und darin haben solle.

Was die Todes-Fälle, so nach Gottes Willen sich spät ereignen mögen, anlangt, so macht der Letzte die Thüre zu und erbet einer den andern von den beyden Verlobten.

Übrigens wollen des Bräutigams Eltern bey den jungen Eheleuten an den Tisch gehen und ihnen sogleich die ganze Haushaltung übergeben und verlangen alsdann von den jungen Eheleuten nur Kleider und Schuhe. Auf den Fall aber, dass des Bräutigams Eltern mit denen jungen Eheleuten wieder Verhoffen an einem Tisch sich nicht vertragen könnten, so soll der Bräutigam denenselben jährlich geben 12 Himten Rocken, 2 Himten Weitzen, 1 Himten Erbsen, 1/2 Himten Saat, 1/2 Himten Saltz, 1 Kuh, 1 Schwein auf dem Troge, und wenn Mast ist, auch frey in der Mast, 1/2 Stücke Grabe-Land im Garten, 1 Äpfel-Baum auf dem Damme, den Scheiben-Äpfel-Baum nehmlich, und den grossen Wasser-Birnbaum. Dafern in solchen Umständen einer von den Eltern verstirbt, so giebt der Bräutigam alsdann die Helfte. Sonst will des Bräutigams Vater im Hause vor sich behalten 1 Kammer an Schuntermanns Hofe und einen kleinen Boden von 10 Fuss.

Der Bräutigam giebt übrigens seinen Geschwistern Anne Ilse und Anne Catharine, wenn solche heyrathen werden, 3 Morgen Korn, als 1 Morgen Rocken, 1 Morgen Gerste, 1 Morgen Haber, 1 Kuh, 1 Rind, 1 Stier, 1 Fett-Schwein, 1 Mager-Schwein, 1/2 Fass Bier und was dabey aufgegessen wird.

Des Bräutigams Vaters Bruder, Hinrich Wellmann, hat seinen Aufenthalt in dem Hofe, so lange er lebet.

Womit diese pacta dotalia geschlossen."

Bei der Eheberedung den 15. Okt. 1787 zwischen dem Witwer Jürgen Heinrich Warnecke (Hof No. 5) und dessen Braut Margarete Dorothea Wellmann wurde der letzteren für den Fall ihrer Witwenschaft folgendes zugebilligt.

Es soll derselben von dem künftigen Besitzer des Hofes „1 Kuh und 1 Schaf in der Reihe, 1 Schaf und 1 Gans frei ausgefüttert werden, und wenn so viel Mast vorhanden ist, dass aus dem Hofe 3 Schweine darin getrieben werden können, so soll die Witwe 1 Schwein mit herein treiben. Überdem bekommt sie noch jährlich 6 Himten Rocken, 1 Himten Weitzen, 1 Himten Erbsen, 1/2 Himten Lein gesäet, wozu sie aber den Leinsaamen anschaffen muss, 1/2 Himten Saat, das gewöhnliche Grossmutterstücke im Garten, imgleichen den Nutzen von 1 Birn, 1 Apfel und 1 Schwetschen Baume, eine Kammer im Hause und den kleinen Boden zu ihrem Gebrauche."

Ehe- und Erbfolgevertrag vom 23. Okt. 1799 zwischen Anna Elisabeth Dürkop aus Hesslingen und dem Witwer Hans Jürgen Steimker in Nst. (Hof No. 2).

Die Braut brachte dem Bräutigam zum Brautschatz 17 Thlr. — diese Summe sollte ihr ihr Bruder Georg Ernst auszahlen, wenn er den väterlichen Hof annahm — nebst Aussteuer an Kisten, Kasten, Betten und Bettgewand.

Der Bräutigam versprach der Braut als seiner demnächstigen zweiten Frau die Mitbenutzung seines Hofes und sicherte ihr im Falle seines Todes folgendes Altenteil zu:

„. . den freyen Sitz in der warmen Stube, freyes Licht, die Kammer vor der Küche, den Rauchboden am Schornsteine, jährlich ein Färken, wenn der Hauswirth dergleichen hat, mit auf den Trog, hat derselbe aber selbst keine Färken, so muss sie sich solches selbst anschaffen, welches dann von dem Hauswirthe frei gefüttert wird, und wenn Mast vorfällt, treibt sie solches frey mit, jedoch treibt sie nur das dritte Schwein, denn der Hauswirth soll zwei Schweine voraus haben. Hiernächst soll sie frey mit an des Hauswirths Tisch gehen, auf den Fall aber, dass zwischen dem künftigen Hauswirthe und der jetzigen Braut, als künftiger Altmutter, kein Vertrag stattfinden sollte und sie sich beide an einem Tische nicht wohl vertragen mögten, so soll sie statt des freyen Tisches 12 Himten Korn, als 8 Himten Rocken und 4 Himten Gersten, 1 Himten Weitzen, $^1/_2$ Himten Saat und freyes Licht, den ganzen Garten an der Wiese an Niemanns Kleegarten, $^1/_2$ Schock Eier, eine Kuh aus dem Hofe, welche dereinst nach ihrem Tode an den Hof zurückfällt und in der Reihe mit gefüttert werden soll und dazu obgedachtes Färken, 1 Himten Lein zu säen, wenn sie auch schon mit an den Tisch geht, erhalten. An Obstbäumen in dem Garten am Hause einen rot Apfelbaum, einen Winterbirnbaum, der erste an der rechten und der zweite an der linken Seite und 4 Schwetschen Bäume. Ferner ein Schaf in der Fütterung, welches sie zum ersten Male von dem Hauswirthe erhält; schlachtet sie solches, so muss sie sich eins wiederkaufen. Das Schaf bekommt sie auch, wenn sie schon bey dem Hauswirthe mit an den Tisch geht, auch erhält sie eine Gans, welche im Hofe mit gefüttert wird und das benötigte Salz von des Wirths Vorrate.“

Jedes Kind aus dieser 2. Ehe soll dereinst als Mitgift erhalten:

„6 Stück Vieh (2 Ochsen, 2 Kühe, 1 Rind und 1 Stier) und 30 Thlr. für Hochzeits- und Verlobungsmahlzeit; wenn die Hochzeitsmahlzeit von dem Hauswirthe gegeben wird, nur 10 Thlr., und wenn auch die zweite, fallen auch diese 10 noch fort. Im Falle, dass das Vieh nicht in natura erfolgen kann, soll bezahlt werden

der Ochse mit 8 Thlr.,
die Kuh mit 5 Thlr.,
das Rind mit $2^1/_2$ Thlr.,
der Stier mit $2^1/_2$ Thlr.“

Auch soll jedes Kind 6 Morgen Korn (2 Morgen Roggen, 1 Morgen Weizen, 2 Morgen Gerste und 1 Morgen Hafer) bekommen, und die Aussteuer wird auch aus dem Hofe gegeben.

Folgendes Altenteil setzte am 10. Aug. 1822 Joachim Andreas Ludwig Warnecke (Hof No. 5) seiner Mutter bei seiner Ehestiftung mit Johanne Sophie Dorothee Lütge fest:

„ . . . den Sitz in der Stube, die Kammer vor der Stubenthür und den Boden darüber, jährlich 6 Himten Brodtkorn, 2 Himten Weitzen, 1 Himten Erbsen, 2 Vierfass Saat, 3 Vierfass Lein zu säen und zu verarbeiten, 8 Ruthen Kartoffelland, an Gartenland das ehemalige Grossmutter-Stück, den grossen Birnbaum auf dem Hofe, den Schiefapfelbaum und 3 Pflaumbäume. Ferner 1 Kuh aus dem Hofe und in der Reihe gefüttert, desgleichen 1 Schwein am Troge des Wirths, 1 Schaaf und 1 Zuchtgans futter- und lohnfrei. Das Vieh bleibt jedoch nach dem Tode der Altmutter im Hofe. Ferner freies Brennholz."

Bei derselben Verhandlung wurde auch bestimmt, was von seiten des Bräutigams J. A. L. Warnecke, der den Hof erbte, seiner jüngsten Schwester bei ihrer etwaigen Verheiratung an Abfindung zu leisten sei, nämlich:

„100 Rthlr. in Golde und einen vollständigen Kistenwagen nach Ortsgewohnheit, wozu jedoch die Mutter das jetzt schon fertige hergiebt, und sollen die Kisten und der Schrank auf dem Wagen von Eichenholz sein." Ferner giebt ihr der Bruder „die freie Hochzeit oder 30 Rthlr. und den freien Ausgang, so wie ein Ehrenkleid standes gemäss. So lange sie im Hofe bleibt und für solchen arbeitet, erhält sie vom Wirthe nebst freiem Unterhalte und gebührender Kleidung jährlich 1 Vierfass Lein gesäet und den Ehrenpfennig bei Hochzeiten und Kindtaufen."

2. Die Taufe.

Für den Täufling wurden 6—8 Paten bestellt, die ihre Sorge für ihn dadurch bekräftigten, dass sie ihm ein Geschenk („vaddern-knutten") überbrachten. Auf der Taufe erkannte man sie am Schmuck. Die verheirateten Männer steckten einen Rosmarinstiel ins Knopfloch. Die jungen Burschen erhielten von ihren „vadderschen" einen Strauss, von dem 3 Ellen Band herabhingen, und befestigten ihn für den Kirchgang auf dem linken Rockärmel. Wenn das Kind getauft war, kamen Strauss und Band an die linke Seite der Mütze. Für diesen Zierrat bezahlten die jungen „vaddern" anstatt ihrer Mädchen an die Hebamme 2 ggr. Die letztere setzte, nachdem die grosse Mahlzeit geschehen war, die Armenbüchse auf den Tisch, in die ein jeder so viel geben konnte, wie er wollte. In derselben Zeit wurden auch zwei Gesänge gesungen: „Bis hierher hat mich Gott gebracht" und „Nun danket alle Gott". Am Abend sang man noch andere Lieder, wie sie ein jeder wusste, damit das Kind dereinst auch einmal gut singen könnte.

3. Das Begräbnis.

Das Begräbnis wurde früher auch einem Feste gleich geachtet, insofern es viele Gäste ins Haus führte und die Leidtragenden um eine grosse

Mahlzeit versammelte Alle Eheleute aus dem ganzen Dorfe und die Verwandten aus der Umgegend nötigte man als Gefolge. Die Männer trugen schwarzes Zeug und einen hohen Cylinderhut. Auch die Frauen waren schwarz gekleidet, nur dass ihr weisses Halstuch und ihre weisse Schürze erglänzte. Im Trauerhause fanden sich ferner der Lehrer und die Schulkinder ein, um die Feierlichkeit durch Gesang zu erhöhen. Im Hause sangen auch die Folger mit, während sie auf dem Wege zum Kirchhofe schwiegen. Jedes Kind erhielt für seine Bemühung 1 mgr. Die Bahre bedeckte man mit einem grossen linnenen Leichentuche, das ein Erbstück in allen Häusern war. Ursprünglich legte man dies Tuch wohl auch über den Sarg. Bevor man die Leiche beisetzte, trug man sie einmal um die Kirche herum. Die Gruft hiess die „kûle“ und wurde von den Trägern bereitet, welche sie auch wieder füllten. Während sie das Grab zuschaufelten, sangen die übrigen zwei Verse von dem Liede: „Begrabt den Leib in seine Gruft“. Auf den gewölbten Grabhügel setzte man die Bahre und legte auf dieselbe alle benutzten Gerätschaften. Sie blieb mit ihrer Last einige Tage über dem Grabe still stehen. Wollte man dadurch vielleicht verhüten, dass der Tote zurückkehrte? Diese Deutung liegt nahe, weil die Angehörigen und Mitbewohner, welche am letzten Gange nicht teilnahmen, mit auffälliger Hast, sobald Sarg und Gefolge das Haus verlassen hatten, die Thür zuschlossen, damit der Tote nicht jemand von ihnen nachhole. Man sagt auch von einem Toten, wenn bald nach ihm ein anderes Gemeindeglied beerdigt wird: „Dei hat ne an-egêwen.“

Jeder Familie war auf dem Kirchhofe ein besonderer Begräbnisplatz zugeteilt. Diese Einrichtung musste man aber aufgeben, weil sich durch sie, wenn häufige Todesfälle in demselben Hause eintraten, widerliche Missstände heransbildeten.

Kinder wurden von jungen Leuten zu Grabe getragen, die dafür ein jeder ein weisses Taschentuch erhielten.

Die Bestattungsfeier schloss mit einem Gottesdienste in der Kirche, bei welchem der Pastor über die Leiche predigte.

4. Pfingsten.

Pfingsten schritt ein Knabenzug und ein Mädchenzug, jeder für sich, von Haus zu Haus durchs ganze Dorf.

Die Hauptperson des ersteren war der „Fûstgen-Meier“, für den die Knaben einen langen Rock und einen breiten Kragen aus dem grünen „Mai“ angefertigt hatten. Auf dem Kopfe trug der F. eine Krone, die aus Moos und Wiesenblumen bestand. Sie zerschattete ihm das Gesicht vollständig, so dass er geführt werden musste, zumal das schwerfällige Gewand aus Zweigen einen langsamen Schritt erforderlich machte. Der Führer des F. hiess „leier“ (Leiter). Ausser diesen beiden hatten noch zwei Knaben als Korbträger und drei als Ränzelträger eine besondere Aufgabe.

Die übrigen dienten als Hundeschläger und trugen zur Abwehr einen hölzernen Säbel. Die Rangordnung hatten sie durch Verlosung, zu der sie der Länge nach verschiedene Stäbe („sticken") gebrauchten, oder auch durch Wettlauf im Walde bestimmt. Die Knaben sangen bei ihrem Rundgange ein Lied, das in mehreren Formen vorkam.

Fûstĝen-Meier, wat gêwe je ûsen F.?
Drei halbe Schock Eier.
Da bôben inne höchte[1]),
Da hängen die langen wöste.
Gêwet üsch dei langen
Un lât't dei korten hangen, —
Bet op dat jâhr, bet op dat jâr,
Denne wil we dei korten nâhâlen.
Rumdiddeldum dei F.
Dei klümpe wörren gâr;
Donne kreich ik 'n pâr,
Dei wörren noch nich gâr,
Hallelujah!
Rumdiddeldum dei F.

Jetzt kommt der König F.!
Geben Se drei halbe Schock Eier,
Aber keine fulen Eier.
Hoch inne höchte[1]), etc.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Wollen Se uns nicht die langen geben,
Wollen wir Ihnen die kurzen wegnehmen.
Lasst uns nicht so lange stehen,
Müssen noch ein Haus bis[2]) weiter gehen.

Hier danzt de Herre König
Mit dem F. her. (dreimal gesungen)
Drum lasst euch wohle bitten
Um ein halbes Schock Eier. (dreimal dgl.)
Geben Se uns dem (ûsen?) F. nicht,
So wert vor jûe wischen un kôren auch
Mal hierhen, mal dahen. [nicht.
Wo geiht de rechte Weg hen?
Nâ reichen Mannes Hause,
Nâ reichen Mannes hêren,
Dei kan uns wol ernähren.
Fûstĝen-Meier,
Drei halwe Schock Eier.
Wat gêwe je ûsen F.?
'n stücke groschen,
Op 't jâr wol sesse,
'n stücke von 'n kauken,
Da kanne gût nâ raupen,
'n stücke spek,
Da warte von fet.
Rumdidum, du F.

Die Mädchen (Kinder) erwählten sich in gleicher Weise eine Maibraut und zu ihrer Unterstützung das sogen. Maibrautmädchen. Auch sie nahmen für ihren Weg Körbe mit. Die Maibraut erkannte man an einem schönen, mit Bändern geschmückten Kranze und an einem aus Birkenzweigen her-
... Kränze. Das

'n stücke brôt,
Da wart se von grôt,
'n stücke spek,
Da wart se von fet,
'n stücke groschen,
Op 't jâr wol sesse,
'n stücke von 'n kauken,
Da kan se gût nâ raupen,
'n stücke von 'n schinken,
Da kan se gût nâ drinken,
'n stücke von 'n schuldern,
Da kan se gût nâ buldern.
Buschbôm hat sîn lôf vorloren,
Wer schal dâvor sorgen?
Dat schal jumfer Maibrût daun
Alle âment un morgen.
Ein ei, twei ei,
't pingest-ei is ôk 'n ei.
Klop, klop, ringelken,
Hîr danssete leiwen kinnerken.
Lât üsch nich te lange stân,
Den wî möt noch wîer gân.

Anfangs standen die Mädchen bei diesem Gesange um die tanzende Maibraut still herum. Am Ende tanzten sie alle.

Der Leiter und das Maibrautmädchen steckten die Geldgaben ein. Die Esswaren wurden in die Körbe und Ranzen gelegt und nach beendetem Bittgange von den Kinderscharen in dem elterlichen Hause des F. und der M. verzehrt.

Auch die Erwachsenen gaben sich der Freude des Pfingstfestes hin. Der Sammelplatz war das Pfingstgras.

Aus Steiermark.

Volkstümliches in alphabetischer Reihe von **K. Weinhold.**

Das Folgende hebe ich aus Sammlungen heraus, die ich während meiner Gräzer Jahre (1851—61) gemacht habe. Sie wurden zum Teil den handschriftlichen Werken zweier steiermärkischer Beamten entnommen, die auf Anregung des Erzherzogs Johann um 1811 entstanden sind: Sonntag, Die Steiermärker, und Knaffl, Statistik des Bezirks Fohnstorf im Kreise Judenburg. Ich erhielt beide Handschriften im Jahre 1855 aus der Hand seiner Kaiserl. Hoheit zur Benutzung.

Bartholomäus, Bartelmä. Am Bartholomäustage (24. Aug.) erhält in Obersteier jedes Glied des Hauses, namentlich des Gesindes einen pfundschweren Butterstrüzel, den Bartelmäbutter. Darüber geht diese Legende: An seinem Namenstage ging S. Bartelmä, seine abgeschundene Haut über der Schulter, bei einem Krautgarten in Obersteiermark vorüber und sah ein Weib darin jäten. Entsetzt über den Anblick des Märtyrers rief die Frau: „Ach wie dauert Ihr mich, Ihr armer Mann!“ Aber der Heilige sprach: „Weit mehr dauerst du mich, die du an meinem Tage arbeitest, statt ihn in der Kirche zu feiern!“ Da lief das Weib rasch in die Kammer, holte einen Strüzel Butter und gab ihn dem Heiligen, damit er sich den

wunden Leib damit streiche. Zum Gedächtnis ist die Bartelmäbutter geblieben, und alle die an diesem abgebotenen Feiertage arbeiten, werden mit dieser Legende zur Kirche gemahnt.

Bauer. Auf einen armen Bauer:

> Bin a Baua, sagt a, âf da Sunnleitn,
> Hân a Krautgârtn und a Hâberleitn.
> Zwâ Gâss in Stâll, zwâ Böck in Pfluag,
> Mülch und Schmâlz, sagt a, hân i gnuag.

Berchte. Die Perchtel wird als altes langnasiges Mütterchen gedacht, das die fleissigen Kinder spinnen lehrt, und sich besonders aufhält, wo der Flachs und die Spinnräder aufbewahrt werden.

Ist das Haus am Christabend nicht reingefegt, so schneidet die Perchtel den faulen Dirnen den Bauch auf und füllt Kehricht hinein. Darum führt sie Besen, Nadel und Schere mit sich (Obersteier). Knaffl in seinem Fohnstorf sagt, am Abend des Dreikönigtages werde noch allenthalben ein Topf neugemolkener Milch nach dem Abendessen aufgetragen, die Perchtelmilch. Früher sei der Topf nicht ganz geleert worden, sondern etwas für die Perchtel drin geblieben. Jeder habe auch seinen Löffel umgekehrt im Hafen gelassen. Wer denselben am andern Morgen umgedreht fand, sah darin ein Vorzeichen, dass er in diesem Jahre sterben müsse.

Auch in Obersteier soll am Perchtentage das Perchtenlaufen oder Perchtenspiel, ein Umzug von Larven, stattgefunden haben.

Berschtl (mundartlich für Bartel, Bartholomäus). Der B. ist nach obersteirischem Glauben ein gefrässiger, böser schwarzer Hund, dem früher in den heiligen Nächten Schüsseln voll Speisen in der leeren Stube aufgetischt werden mussten. Auch in der Walpurgisnacht empfing er sein Speiseopfer. In der geleerten Schüssel fand man gewöhnlich einige Silbermünzen. Der Berschtl soll in den Spinnstuben gern sein Wesen treiben.

Bone (Fisole). Die Bonen, die in Steiermark, namentlich in der mittleren, ein bedeutendes Nahrungsmittel des Landvolkes bilden, stehen im grossen Ansehen und sie zu verderben, z. B. zertreten, gilt für eine Sünde. Gott habe die Bonen aus besonderer Gnade erschaffen und es werde noch ein grosses Wunder durch sie geschehen. In Schlesien sieht man ein Kreuz an der inneren Seite der Bone, sowie einen Kelch an der Erbse.

Brecheln. In der Gegend von Unzmarkt und Oberwölz ist das Haar-(Flachs)brecheln ein Fest für die jungen Burschen und Dirnen. Am Abend wird ein Schmaus gehalten und Spielleute kommen, um zum Tanz aufzuspielen. Aber derselbe hört bald auf: Die Brechelkönigin erscheint mit den Brechelschröcken, vermummten Personen, die unter Possen einen Umzug durch die Stube halten, und einen Tanz aufführen, dem dann der allgemeine Tanz sich anschliesst (Sonntag).

In der Gegend von Murau in Obersteier veranstaltet der Hausvater, wenn das Haar (Flachs) geröstet und gebrechelt ist, ein Fest, die Brechelbraut, wozu die Mädchen der Nachbarschaft geladen werden, die Burschen aber ungeladen kommen. Der erste Teil des Festes heisst die Handelsbraut. Der Hausvater mit einigen Nachbarn sitzt mit finsterer Miene hinter dem mit Krapfen, Wein und Bier besetzten Tische, auf dem ein künstlicher Blumenstrauss, ein seidenes Tuch und eine volle Flasche Branntwein als Preis des Gewinns der Handelsbraut steht. Die Burschen treten einzeln an den Tisch und bitten demütig um die Handelsbraut. Der Vater verlangt, sie sollen dafür einen Reiter mit seinem Schimmel bringen. Es wird nun der Schimmelreiter aufgeführt, und wer dabei die grössten Tollheiten verübt, empfängt mit lautem juchazen und unter einem „Vergölts Got, mei liaba Voda!“ den Preis. — Nun erscheint der Lustigmacher der Gemeinde, gewöhnlich ein Schneider oder Weber, mit künstlichem grossem Buckel und einem grossen Buche unter dem Arme zur Brechelpredigt. Er bittet den Hausvater demütig, Evangelium, Epistel und eine andächtige Litanei beten zu dürfen. Sein Begehr wird gewährt und ihm ein Stärkungstrunk gereicht. Darauf setzt er sich mit einem glaslosen Brillengestelle auf der Nase an einen Tisch, sagt Evangelium und Epistel mit allerhand Glossen her und schliesst eine Litanei an, in der die Gemeinden des Bezirks mit ihren Spitznamen aufgeführt werden, wobei die ganze Versammlung jedesmal mit „Nix für uns“ einfällt. Dann kommen die Hausväter der eigenen Gemeinde an die Reihe, z. B. beim Knoll, wo die Nudeln so schwarz sind (Nix für uns!), beim Wildmann, wo die Bäuerin gute Speckknödel macht (Recht für uns!). Nach der Litanei folgt die Raufbraut. Der Hausvater wirft einen Tannenwipfel unter die Burschen, um den sie hartnäckig und hitzig raufen. Wer ihn behauptet, erhält eine Flasche Branntwein und einen künstlichen Blumenstrauss.

Fasching. Am damischen Montag (Fastnachtmontag) wird in der Gegend von Murau das Faschingrennen gehalten. Acht Schellfaschinge, Burschen in weissen Hosen, Strümpfen und Hemden, die als Kittel dienen, mit roten Strumpfbändern und Schellen in der Gürtelgegend, treten auf, ferner zwei Glockfaschinge, Männer mit einer Glocke in der Hand, ein durch einen Menschen vorgestelltes Pferd, ein Schmied, ein Abdecker mit seinem Weibe, das durch einen Mann gegeben wird, ziehen von Haus zu Haus, während ein Lustigmacher vor ihnen den Weg kehrt, und Spielleute aufspielen. Das Pferd wird vor jedem Hause verkauft, stürzt aber zusammen und der Abdecker fährt es fort. Derselbe führt mit seinem Weibe, das eine Kinderpuppe auf dem Arme trägt, eheliche Scenen auf. Die Gesellschaft erhält aus jedem Hause Haber, Eier u. dgl. Das Gesammelte verjubeln sie nachher im Wirtshause.

Der Grössing (junger Waldbaum). Am Heiligabend (Weihnachtabend) musste bei dem Reiter im Berg (Hof bei Fohnstorf) der Futterer

vor Tagesanbruch ausgehen, um Hetschepetschen (Hagebutten) und einen Grössing zu holen. Die Hagebutten bekam das Vieh zu fressen, der Grössing ward vor die Stallthür gelegt und das Vieh zur Wässerung darüber getrieben. Nagten die Tiere an dem Bäumchen, so war es ein Zeichen, dass im nächsten Jahre grosser Futtermangel sein werde; sprangen sie lustig darüber, so galt es als gutes Zeichen (Knaffl).

Bachhackel, Wassergeist; ein alter Mann mit schneeweissem Barte, der mit seiner eisernen Hacke die am Ufer des Bachs spielenden oder schlafenden Kinder zu sich zieht (Obersteier).

Hahnstern. Der Stern Vega in der Leier zeigt den Jägern, die auf die Schildhahnjagd gehen, durch seinen Stand im Zenith die rechte Uhr zum Aufbruch. Wenn sie nämlich, um ihn zu sehen, den Kopf so weit zurückbiegen müssen, dass ihnen der Hut herabfällt, so ist es die richtige Zeit. Das trifft von Ende April bis Mitte Mai ungefähr auf 1½ Uhr früh.

Henne — Bruthenne. Im Tragoes über dem grünen See nach der Pfarralm zu liegt ein Felsblock am Wege, an dessen Seite, je nachdem der Wanderer kommt, wenn er zum erstenmale hier vorübergeht, einen Stein werfen muss. Von diesen Steinhaufen heisst das Felsstück die Bruthenne. — Stadelhenne. Schmaus mit Tanz, den der Bauer nach Beendigung des Ausdreschens geben muss (Untersteiermark).

Holler, Holunder, sambucus. Vor einem Kranawetstrauch (Wachholder) soll man den Hut abnehmen, vor einem Hollerboschen aber niederknien. — Hollermus wird als allgemeines Heilmittel gebraucht, Hollerschwamm gegen Augenweh, Hollerblätter gegen Rotlauf angewandt (Admont). Der Schwund wird geheilt, indem das Blut aus dem schwindenden Gliede in einem mit Unschlitt bestrichenen Leinwandläppchen aufgefangen wird. Dann geht man zu einer Hollerstaude, bohrt ein Loch und schiebt das Läppchen hinein, und verkeilt das Loch mit einem Zapfen von Lärchenholz. Der Schwund vergeht, während die Hollerstaude verdorrt (Fohnstorf).

Horn. Wurzelhorn, eine Schalmei, auf der die Hirten des oberen Ennsthals Weisen blasen, die gewöhnlich im ersten Teil langsam und zögernd, im zweiten aber kräftig und entschlossen gehen.

Gejaid (Plur. die Gejaider, Dat. den Gejaideren, Jagdordnung von 1695), mundartl. Gjoad. 's wilde Gjoad, die wilde Jagd, geht um vom heil. (Christ)abend bis Perchtenabend, am Charsamstag, Pfingstsonntag und dem Vorabend des Fronleichnamfestes vom Avemarialäuten bis Mitternacht. Sie zieht ellenhoch über dem Boden hin. Der Wagen, der darin fährt, hat hohe Räder und breite, klingende Axenscheiben. Er wird von schwarzen funkensprühenden Rossen (verwandelten Seelen) gezogen, die Teufel lenken. Auf dem Wagen sind gottlose Seelen, die fluchen und jammern, es sind besonders die Jäger, die an Sonn- und Festtagen jagten. Fährt das Gjoad über einen Felsen hinab, bleibt eine feurige Spur. Oft lassen die Fuhrleute des Wagens die Rosse in der Nacht bei Schmieden beschlagen.

Kommt einem das wilde Gjoad entgegen, werfe man sich in das rechte Wagengleis. Vor ungefähr 80 Jahren[1]) hat ein Pabst das Gjoad gebannt, darum hört man nun wenig oder nichts davon. Aber die Bannung hört einmal wieder auf (Obersteier). Nach untersteirischem Glauben sind die Seelen der ungetauften Kinder im wilden Gjoad, daher das Jammern, das man daraus hört. Auch meint man in Untersteier, Mädchen und Weiber, die ihren Liebhabern oder Männern untreu waren, müssen auf feurigen Geissböcken durch Wald, Berg und Thal reiten.

Krisam, steir. Krösen (ahd. chrisamo chresamo, mhd. krisem kresem), das geweihte Salböl der Kirche, mit dem auch die Täuflinge gesalbt werden. — Das Krösenbad: das Bad des Kindes am dritten Tage nach der Geburt, bei welchem den Eltern und den anderen Hausgenossen der bis da streng verschwiegene Name des Kindes zuerst gesagt wird. Die Hebamme thut es mit den Worten: „Komm heraus, mein lieber N. N.! ich wünsche dir, dass du gross aufwachsen und deinen Eltern viel Glück und Freude bringen mögest.“ — Das Krösengeld, auf dem Lande früher wenigstens ein Speciesthaler, das mit einigen kleinen Münzen, dem Schnattergelde, von dem oder der Göd (Pate) in die Fatschen (Wickelbinde) gleich nach der Taufe gesteckt ward. Am fünften Tage bringt der oder die Göd das Löckgewandl (worin das Kind auf dem Arm getragen, gelockt, wird) mit einigem Gelde, das mit dem Krösengelde in dem Krösenbüchserl aufgehoben wird. Die Mutter legt einen Zettel mit dem vollen Namen und dem Geburtstage dazu. — Die Taufe wird womöglich dem Kinde am Tage der Geburt zu teil. Der Bauer hält oder hielt sogar darauf, dass das Kind erst nach der Taufe die erste Nahrung erhält. Der Göd (mhd. göte, gote) ist gewöhnlich Pate aller Kinder derselben Familie.

Kropf. Scherzweise heisst es, der Kropf mache die gesunden Glieder eines Steirers erst voll. Er kommt in Untersteiermark (Sulmthal, St. Veit im Vogau, Riegersburg, Straden) seltener vor als in Obersteier. Manche Quellen gelten für kropfzeugend, so die meisten im Bezirk Kindberg, ebenso die in Herzogberg und Kreuzberg (Bez. Voitsberg), die Quelle des Schormacherbaches am Pirn (Liezen). Andere Wasser sollen den Kropf vertreiben, wie die Selzthalquelle in Versbüchel (Bez. Rottenmann), ein Brunnen in Ligist, einer in Rut (Bez. Birkfeld).

Kuh. Heilige Kühe werden in obersteirischen Pfarrakten erwähnt. In einer Arbeit des P. Erasm. Kofler (Insbr. Ferdinand.) sind heilige Kühe genannt, die im 15., 16. Jahrh. in Kortsch bei Meran gehalten wurden und deren Milch in der Kirche zu Butter geschlagen ward. J. L. Frisch führt im teutsch-lateinischen Wörterbuche 1, 362 Gotteskühe aus Thüringen auf, wahrscheinlich bei den Kirchen gehaltene Kühe, deren Nutzniessung der Pfarrer hatte.

---

1) Wäre um 1730 zu setzen.

Loesseln (leseln), eigentlich das Loss werfen, dann überhaupt die Zukunft erforschen. Loesselnächte sind vornehmlich Thomas, Christnacht, Dreikönigsnacht. Das Lösseln mit dem Schuhwurf (Leselwurf) geschieht also. Man setzt sieben Lichter, je eins, auf sieben Stühle, die man siebenmal von links nach rechts gekehrt, siebenmal umgangen und auf die man sich siebenmal gesetzt hat. Darauf setzt man sich den Rücken gegen die Thür mit verbundenen Augen zwischen die Stühle und spricht siebenmal: „Heut ist eine Lossnacht. Jedem steht ein Blick in die Zukunft frei. Darum will ich lösseln und bitte die Geister aller Farben und Regionen um Beistand.“ Nun ergreift man mit der linken einen von sieben Schuhen, die sieben verschiedenen Personen angehört haben und wirft ihn über die rechte Schulter gegen die Thür. Fällt der Schuh mit der Spitze nach der Thür, so wird der Wunsch erfüllt; fällt er quer, so sind Hindernisse vorhanden; liegt er mit der Spitze in das Zimmer, so nimmt die Sache kein gutes Ende; fällt er ganz umgekehrt, so droht ein grosses Unglück. Siebenmal darf man den Lösselwurf thun.

Eine andere Art des Lösselns in der Thomasnacht, die von Mädchen und Burschen vorgenommen wird, ist zu der Holztriste zu gehen und so viel Scheiter als möglich herauszuziehen. Ist die in der Stube festgestellte Zahl gleich, so heiraten die Lösselnden im nächsten Jahre.

Lukaszettel. Sie stehen als wunderkräftig in gutem Rufe. Beim Wetterschiessen werden sie daher ins Rohr geladen und in schweren Krankheiten, namentlich schweren Geburten, bei Menschen und Vieh gebraucht. Eine Mutter gab ihrer Tochter, die schwer zu kreissen hatte, einen Lukaszettel in Johanniswein ein, und siehe nach einer Viertelstunde erschien ein gesundes Büblein und hielt den Lukaszettel in der Hand!

ver-meinen (vamoan), beschreien, namentlich gebraucht bei Augenkrankheiten, die man von Hexerei ableitet. Als Heilmittel gelten als bewährt: man leckt das kranke Auge dreimal kreuzweise aus und spuckt nach jedem Male aus. Oder man fährt mit der umgekehrten Hand oder auch mit der Hose dem vermeinten Menschen oder Thiere über das Gesicht.

Ochs. Wetterregel: Sind zu Georgi die Alpen noch schneeweiss, so wird der Ochs in diesem Jahre inwendig von Unschlitt weiss. — In Obersteier heisst ein grosser Semmelwecken Ochs, der von den Verwandten der Wöchnerin geschenkt wird und oft 5—10 Gulden zu stehen kommt (Sonntag).

Osterfeuer sind in der deutschen Steiermark überall am Ostersamstag Abend bräuchlich. Nach dem Rabthal zu lodern sie auch zu

Palme. Die am Palmsonntag geweihten Weidenzweige (Ztschr. VIII, S. 226) werden in Haus, Stallung, Scheunen und Schuppen als Schutz gegen die Hexen herumgesteckt. Naht ein Gewitter, so legt man Palmzweige auf das Herdfeuer und der Rauch leitet den Blitz ab und macht den Hagel unschädlich. Wird das Rindvieh im Frühjahr zum erstenmale aus dem Stalle getrieben, so legt der Futterer zwei lange Palmzweige kreuzweise auf die Stallschwelle. Das Vieh wird mit Weihwasser besprengt und schreitet darüber. Der Futterer steckt jene Zweige dann an das Gatter des Weidezaunes. Probat gegen die Hexen.

In Obersteier werden die Palmzweige besenartig zu Palmschüppeln zusammengebunden; um Weiz dagegen zu zierlichen Palmbäumen um eine Stange gebunden, die zuweilen 8—10 Klafter hoch ist und nicht selten bis zum Gewölbe auch hoher Kirchen reicht. Fünf bis sechs Burschen haben daran zu tragen.

Pauli Bekehrung (25. Januar). Liegt an P. B. der Nebel hoch, so sterben in diesem Jahre vornehme Leute, liegt er niedrig, so sterben nur gemeine.

Pfingsten. Bei St. Florian im deutschen Boden wird zu Pfingsten eine Schüssel Milch auf den Acker gestellt. — Pfingstfeuer sind in der windischen Steiermark am Vorabend des ersten Feiertags üblich. Sie leuchten von den windischen Büheln ins deutsche Land hinein. — Um Mureck und Straden hatte sich (1811) noch der Brauch erhalten, die Langschläfer im Bett, wo man sie fand, mit Blumen zu bekränzen und dann hinaus vor die Leute zu führen. Solcher Langschläfer hiess die Pfingstluke. Auch die Kühe, welche an diesem Tage zuletzt auf die Gemeinweide kamen, wurden bekränzt (Sonntag).

Pudelmutter (Budlmuada), eine Weihnachtsmaske in Untersteiermark. Sie erscheint als altes aber rüstiges Weib mit einer Krechse auf dem Rücken und einer Rute in der Hand in Häusern, wo Kinder sind. Sie tritt langsam ein und fragt den Hausvater: „Na, wo is 's schlimme Kind? wer duad nit gern bötn?“ Darauf beten alle Kinder laut und die Pudelmutter spricht zufrieden: „Schau, schau! hålgi Nacht, bravi Leut, guadi Christen! bin zfrieden.“ Sie verteilt Nüsse, Äpfel, Birnen, auch kleines Geld, und verlässt alle segnend das Haus. — Die Pudelmutter ist in Untersteier aber auch eine Benennung der unsichtbaren Perchte. Aus einem Hause, das zur heiligen Zeit unsauber gehalten wird, verschwinden die Kinder. Unsichtbar reicht sie Spindeln durch das Fenster zum Überspinnen.

raksen, ringen, rankeln. Der Hauptschauplatz war dafür auf der Gemeindewiese in Niederwölz in Obersteier am Maximiliankirchfest, dem Maxlonitag, wo nach dem Marktprivilegium jeder mit seinem Gegner Streit beginnen durfte. Hier raksten oft dreissig Burschen zugleich miteinander, namentlich gab Eifersucht auf ihre Dierndeln oft den Anlass. Kaiser Joseph II. nahm dem Markte das Maxloniprivilegium (Sonntag).

Schrätel, Schratel m. Vokabul. v. 1506 (Gräzer Univers.-Bibl.) penates schrätel oder wichtel. — Lemures sunt fantastica nocturnalia schrätl etc. — Über den Schratel unsre Zeitschrift 1, 216. 6, 322 ff. 7, 253. Schratel ist oder war ein nicht seltener Hundename in Steiermark.

Schwerttanz[1]). Er hatte sich am längsten um Rothenfels und Aussee, wenn auch verkümmert erhalten. Nach Schilderung sehr alter Bauern ist er früher so aufgeführt worden: Im Abenddunkel kamen auf dem bestimmten Platze, einer Waldwiese, die festlich angekleideten Männer und Burschen, das blanke Schwert in der Rechten, von den Bergen, begleitet von geschmückten Weibern und Dirnen, welche die Fackeln trugen. Ein altes Lied (leider vergessen) eröffnete die Festlichkeit, von der Musik begleitet. Dann sprach der Sprecher einen Spruch, den die Schwerttänzer erwiderten. und nun begann der Tanz. Die Männer umkreisen sich, gehen aufeinander los, weichen zurück und dringen wieder vor, indem sie nach den Worten und Weisen die Schwerter schwingen. Die Weiber und Dirnen mischen sich ihrerseits in den Reigen, gehen zwischen den Schwerttänzern rythmisch umher, umfangen sich, gehen auf ihren Platz zurück und beginnen dann neue Wendungen. Bis spät in die Nacht ward der Tanz fortgesetzt.

Auf dem Maxlonifest zu Niederwölz wird der Schwerttanz noch zuweilen aufgeführt, aber nur von zwölf Burschen, ohne Tänzerinnen. Die alten Bauern sollen den Burschen schuld geben, sie seien zu faul, um den Schwerttanz ordentlich einzuüben.

stenken, zanken, zum Streiten und Raufen herausfordern: im besondern ein herausforderndes Gsangl oder Gstanzl improvisieren, das Stankliedl, wodurch ein Gegner zum schlagfertigen Wettdichten und -singen herausgefordert wird. Stenker hiessen diese schlagfertigen Gstanzldichter. Bei den Hochzeiten, bei denen das Stenken nicht fehlen durfte, mussten die Brautführer vor allem gute Stenker sein. Als gewandte Stenker galten die Holzknechte.

Strigholde, teuflischer Geist in schöner Weibsgestalt, der die Männer verlockt. Die Strigholden tanzen nackt im Walde (nach Sonntag, im Rabthale). Eine seltsame Verbindung von latein. striga, italien. strega, Hexe und dem deutschen holde.

Sunnwend, die Sommersonnenwende, St. Johannis des Täufers Tag. In Obersteier, auch um Weitz, werden die Sunniwendfeuer am Vorabend [illegible] Hausthüren,

Flur und Fenster. An diesem Tage werden die Metschenken (bei den Lebzeltern) viel besucht; die Burschen führen ihre Dierndeln zum Met, der Stärke und Schöne verleiht. Vor Sonnenaufgang haben die Kräuter an diesem Tage besondere Kraft, daher muss man sie sammeln. Zu Sunnwend und zu Jakobi (25. Juli) liebt der Obersteirer die Almen zu besuchen und seine Herden und den Almgewinn zu besichtigen.

Tag. Der Sonntag ist der hl. Dreifaltigkeit geweiht, der Montag dem hl. Geist und den armen Seelen, der Dienstag (Örda, Irda, Irschda) den Engeln, Mittwoch dem hl. Joseph (Schutzpatron der Steiermark), Donnerstag (Pfinztag) dem Sakrament des Altars, Freitag dem Leiden Christi, Samstag der Mutter Gottes.

Am Donnerstag soll nicht gesponnen, am Freitag nicht gewaschen werden.

Tatermann, Puppe aus Stroh und Kleiderfetzen. In manchen Gegenden wurde an schönen Frühlingstagen ein solcher Daddermann von der jubelnden Volksmenge auf einen freien Platz getragen, wo ihn die Jugend mit brennenden Kienspänen bewarf und dadurch in Brand steckte. In Gräz war die Karlau der Schauplatz der Tatermannfeier. Der Statthalter von Inner-Österreich verbot 1774 wegen des Unfugs, der dabei vorkam, den Tatermann, die Abschaffung geschah aber nicht ohne ernstlichen Widerstand der Menge. — Der Tatermann erinnert an die Frühlingsfeier des Todaustragens in mitteldeutschen und slavischen Ländern. — Tattermann heisst auch die Einsattelung zwischen dem Trattenkogel und der Raxalpe auf der Grenze von Steiermark und Nieder-Österreich.

Teufel. In den steirischen Hexenprozessakten kommen als Namen des Teufels vor: Büchsenmeister, Kasperl (auch Schwarzkasperl), Fingerl, Kälbl, Kerbl, Lukas, Mandl, Rüepl, Spitzhüetel. — Teufelsgraben, Name eines uralten Grenzgraben zwischen der unteren Lasnitz und der Mur, in einer Schenkungsurkunde K. Arnulfs an Erzbischof Thietmar von Salzburg vom 20. November 890 erwähnt als fossa quae incipit de Muora et tendit usque ad Luonznizam. Seine Spuren liessen sich 1848 noch von der Mur unterhalb Labring bis zwischen die Gemeinen Bachsdorf und Kraln verfolgen, wo er als Grenze der Bezirke Oberwilden und Peckau galt. Alte Leute wussten noch, dass er bis an die Lasnitz gereicht habe. Schriften des historischen Vereins für Inner-Österreich 1, 22.

Totenwache. Die mit Rosmarin und Blumen geschmückte Leiche liegt 48 Stunden „auf dem Brete“. Eine geweihte Kerze und Weihwasser steht daneben. Die Totenwache, meist aus jungen Leuten bestehend, ist für diese eigentlich ein Fest. Die gedankenlos hergesagten Gebete werden durch Erzählen, Schwatzen und Schäkern unterbrochen. Dagegen wird die Beerdigung selbst mit Ernst begangen. Beim Hinaustragen aus dem Hause wird der Sarg über jeder Schwelle dreimal gewiegt und dadurch ein dreifaches Kreuz gemacht. Eine Laterne mit brennendem Lichte wird

dem Zuge vorangetragen. Im Sausaler Weingebirge muss die nächste Verwandte mit der Laterne auf dem Sarge sitzen, der mit der dort üblichen Ochsenbespannung zum Freithofe gefahren wird. Nach dem Begräbnis wird gewöhnlich im Wirtshause das Totenmahl oder die Totenzehrung gehalten. In der Vorlaube zum Esssaale steht ein Schaff Wasser mit Handtuch. Jeder wäscht sich die Hände zuvor. Nie dürfen mehr als zwölf Personen an einem Tische zusammensitzen. Nach der Zehrung kommt der Mesner oder Mesnergehilfe und hält eine Anrede voll erbaulicher Betrachtung, die mit einer Anzahl Vaterunser und Ave Maria für den Verstorbenen und dem Glauben endet. Zuletzt spricht der Redner: „Es soll aber ein jeder auf sein Ort sitzen bleiben, es wird hernach noch ein Johannessegen (am Tage Johannis d. Evang. geweihter Wein) aufgesetzt werden, wo einer dem andern solchen zubringen soll."

Isländischer Aberglaube.

Von M. Lehmann-Filhés.

In der isländischen Zeitschrift „Huld, Sammlung isländischer Volkskunde", Heft VI veröffentlicht Ólafur Davíðsson eine beträchtliche Anzahl interessanter „kreddur", von denen ich einige im Anschluss an meinen Aufsatz „Volkskundliches aus Island" (oben 154 ff. 285 ff.) mitteilen will.

Was zunächst das Niesen und den Ursprung der Redensart: „Gott helfe mir (dir)" betrifft, so hat hierüber der Arzt Guðmundur Magnússon dem Verfasser folgende Geschichte mitgeteilt. Einst vor Jahren ging eine Seuche in Island um, bei der die Menschen von einem fürchterlichen Niesen befallen wurden, an dem sie in kurzer Zeit starben. Niemand wusste dem abzuhelfen, so dass die Leute zu Grunde gingen. Zu jener Zeit war einmal ein Pfarrer mit dem Gottesdienst beschäftigt. Die Pfarrersfrau war in der Kirche und ebenso die meisten gesunden Menschen aus dem Kirchspiel. Während nun der Pfarrer auf der Kanzel steht, wird die Pfarrersfrau vom Niesen befallen. Der Pfarrer weiss, dass dies nichts

Wenn jemand viel gähnen muss, so sagt man, es geschehe ein Angriff auf ihn (eigentlich: „es suche zu ihm") und in kurzem werde irgend ein Unbekannter kommen.

Der Kaffee erfreut sich in Island womöglich noch grösserer Beliebtheit als bei uns, und so knüpft sich auch ein Aberglaube an ihn. Erhält jemand Kaffee vorgesetzt und Zucker und Sahne dazu, so darf er den Zucker nicht vor der Milch in die Tasse thun, weil er sich sonst in sieben Jahren nicht verheiraten würde. (Bei uns stände ihm eine unglückliche Liebe bevor.)

Eine Riesin soll einem Manne geraten haben, die Fischhäute, bevor er sie esse, nicht zu braten, sondern zu dehnen, denn davon werde man stark.

Alles ist Speise, was in den Magen hineingeht, mit Ausnahme der Wurzeln von Silene acaulis (stengelloses Leimkraut, isl. holtarót) und von Potentilla anserina (Gänse-Fingerkraut, isl. harðasœgjur). In Zeiten der Not hat man in Island diese beiden Wurzeln als Nahrung benutzt, doch sollen sie schlecht zu essen sein; daher stammt diese Redensart.

Wenn mit der Innenseite nach aussen angelegte Kleider (wie in unsrer Zeitschrift VIII, 160 gesagt wurde) den Menschen davor bewahren, dass er sich verirrt, so gilt das ganz besonders von der Mütze, wahrscheinlich darum, weil vornehmlich der Kopf als Sitz des Verstandes für das Zurechtfinden verantwortlich ist.

Wenn ein „Eisenschmied" (isländ. járnsmiðnr; irgend ein Laufkäfer. Carabus) auf jemandes Kleide kriecht, so wird dieser ein Kleidungsstück derselben Art erhalten, bevor lange Zeit vergeht.

Bei Jón Árnason findet sich folgende „kredda": Wenn ein Kind rückwärts geht, so geht es seine Mutter in die Erde hinab. Einige fügen hinzu, dass die Mutter eines Menschen ebenso viele Ellen tief in die Erde sinken solle, wie dieser Schritte rückwärts gehe.

Man soll keinen Stoss mit dem Ellenbogen geben, denn damit ergötzt man den Teufel. Andere sagen, es sei eine Gewohnheit des Teufels selbst.

Im nördlichen Island hat man den Glauben (der auch im Südlande herrschen soll), dass die Adern auf den Handrücken der Menschen stets einen Buchstaben bilden. Der Buchstabe auf dem linken Handrücken ist der Anfangsbuchstabe des Namens der zukünftigen Frau oder des zukünftigen Mannes dessen, an dem er sich findet.

„Geldbogen" (fjárbugur) nennt man den Bogen, der sich oft auf den Fingernägeln oben an der Nagelwurzel findet und zwar mit der konvexen Seite nach vorn. Die Isländer sagen, man werde um so reicher, je grösser und auf je mehr Nägeln diese Bögen seien.

„Lieben" (ástir, pl. von ást) nennt man die auf den Fingernägeln mancher Menschen sich zeigenden weissen Flecke, die von sehr verschiedener Grösse sind. Sie bedeuten (nach Þorsteinn Erlingsson), dass

ebenso viele weibliche Wesen Liebe zu dem Manne hegen, wie dieser „Liebestropfen“ an sich trägt (oder umgekehrt), und um so stärker ist die Liebe, je grösser die Tropfen sind. Nach anderen sollen sie auf die Liebe hindeuten, die ihre Trägerin für einen Mann (oder ihr Träger für ein Weib) empfindet.

Es ist ein gutes Zeichen, wenn jemand sich oft mit den Händen an den Kopf greift (oder oft seine Füsse hin und her zieht).

Die Leute glauben, wenn man den kleinen Finger eines Schlafenden halte und diesen dann irgend etwas frage, so antworte er darauf so wahrhaftig wie er könne. Jón Guðmundsson, der Gelehrte (1574—1650), hörte in seiner Jugend von diesem Glauben reden.

Man muss sich hüten, sich den Staub aus einem „Altweiberfeuer“ (isl. kerlingareldur; ein Bovist, Lycoperdon) in die Augen steigen zu lassen, denn wem das geschieht, der wird blind.

Als untrügliches Mittel gegen die Seekrankheit, vor der auch Kirchhofsrasen, in die Schuhe gelegt, schützen soll (oben S. 287), wird ferner empfohlen, lebendige kleine Forellen zu verschlucken. Herr Ólafur Davíðsson hat in Sléttuhlíð im Skagafjörður einen Mann diese Verordnung befolgen sehen.

Noch mehrfach wird das Tierreich zu Heilzwecken herangezogen, so z. B. bei dem „náristill“, einem Ausschlag, der ringförmig auf der Haut entsteht und wahrscheinlich die Gürtelrose ist. Er fängt zuerst mit wenigen Blasen an, die nach der einen Seite weiter wachsen und danach trachten, einen ganzen Ring zu bilden. Gelingt ihnen dies, so ist der Tod des Menschen gewiss. Das einzige Mittel, es zu verhindern, besteht darin, dass man in dasjenige Ende, welches auswächst, eine Wunde haut; alsdann muss man einen Hund „merken“ (isl. „marka“), d. h. ihm ein Zeichen in die Ohren schneiden, wie man es bei den Schafen thut, und das Blut in die Wunde träufeln lassen. Ist dies geschehen, so schwinden die Blasen und es bleiben Narben zurück, wie von den Blattern. Nun aber beginnt das andere Ende des Ausschlages sich nach der anderen Seite hin auszubreiten, also muss man auch in dieses Ende stechen. Die Blasen sitzen eine an der andern, sind rot und lassen Eiter ausfliessen. Dass der Hund ein so unangenehmes Übel zu heilen vermag, ist schön, doch ist er auch die Ursache desselben; der „náristill“ kommt nämlich daher, dass man [illegible] Hund getreten hat. (Vgl.

farbigen Kuh. — Jetzt wird auch Milch von einer einfarbigen Kuh für sehr gesund gehalten.

Ziemlich unheimlich mutet uns folgender Aberglaube an, schon deshalb, weil er zur Grausamkeit gegen ein Tier verleitet. Ein Menschenhai (Squalus glaucus, isl. hámeri) darf auf dem Schiffe, auf welches er nach der Gefangennahme gezogen wird, nicht alle Menschen sehen; erblickt er sie sämtlich, so ist irgend jemand auf dem Schiffe „feigur“, d. h. er muss bald sterben (vergl. oben S. 289). Deswegen ist es bei den Seeleuten, wenigstens nördlich in den Fljót, Sitte, ihm die Augen auszustechen, bevor er an Bord gezogen wird.

Sympathischer berührt der Glaube, dass Kinder dort nicht hinzugehen dürfen, wo ein Schaf geschlachtet wird. Ob irgend ein besonderes Übel die Folge davon sein würde oder ob man es nur nicht für passend hält, ist nicht ausgesprochen, wahrscheinlich ist das letztere der Fall: man will Kinder von einem Schauspiel fern halten, das einen Hang zur Grausamkeit in ihnen erwecken könnte. Auch herrscht im nördlichen Island der Volksglaube, dass unkonfirmierte Jünglinge kein Schaf schlachten dürfen. Aus der gleichen Gesinnung rührt jedenfalls die Regel her, dass man kleine Vögel, als Regenpfeifer (isl. lóa), Brachvogel (spói) u. s. w. nicht schiessen dürfe, weil man dadurch unglücklich werde. — Noch mancher ähnliche Aberglauben mag aus Jón Árnasons isländischen Volkssagen später mitgeteilt werden, und jetzt zurück zu den Menschen.

Student Steingrímur Stefánsson hat dem Verfasser eine Aussage der Ingiríđur hálsskorna (I. mit dem geschnittenen Halse) mitgeteilt, nach welcher den Menschen sieben „Wesen“, verur, pl. von vera) begleiten oder sieben Wesen Körper und Seele des Menschen bilden. Wenn der Mensch stirbt, so folgen einige dieser Wesen dem Körper hinab in die Gruft, einige fahren in das Himmelreich oder in die Hölle, je nach dem, einige aber gehen auf dem Kirchhofe und an dem Orte um, an dem der Mensch sich bei Lebzeiten aufgehalten hat, und diese sind die Gespenster.

Welche zauberische Wirkung mit Menschenblut erzielt werden kann, berichtet schon Jón Árnason. Das Blut von sieben Brüdern, zwischen denen kein Mädchen geboren wurde, ist das einzige Mittel, mit dem man die Flamme löschen kann, die dadurch entsteht, dass ein „Schneelicht“ mit dem Licht in einem Hause zusammentrifft. Das Schneelicht (snæljós) ist nach Jón Þorkelsson (Supplement etc.) „ein Luftphänomen, das einem Blitz gleicht und sich im Winter bei Schneewetter zeigt“. Nach Ólafur Davíđsson nennen die Südländer den Blitz auch Schneelicht. Er erzählt in „Huld“ dazu folgende Geschichte, die er von Cand. phil. Þorsteinn Erlingsson hörte.

Einst war ein König dabei, ein Gastmahl zu halten. Es war sehr prächtig und viele Menschen waren anwesend. Die Königshalle war ganz mit Kerzen besetzt, die alle angezündet waren, so dass nirgendhin ein Schatten

fiel. Während des Gastmahles zog draussen ein grosses Donnerwetter herauf mit häufigen Blitzen. Der König befiehlt sogleich, vor alle Fenster Läden zu setzen, und das geschieht, nur bei einem Fenster wird es unterlassen: Eines der Kinder des Königs lag zu diesem Fenster hinaus und sah sich zum Vergnügen die Blitze an. Aber ehe man sich dessen versah, schlug der Blitz zu diesem Fenster hinein, wovon das Kind sogleich den Tod erlitt. Der Blitz hatte einen kurzen Weg bis zu einem Kerzenlicht, mit dem er zusammenlief. Da entstand eine grosse Flamme in der Halle und breitete sich ungeheuer schnell aus. Alle flohen, denen es noch möglich war, doch viele verbrannten drinnen. Man versuchte auf alle Weise, das Feuer zu dämpfen, aber vergebens, es wuchs beständig. Die Halle verbrannte in einem Augenblick, und die Flamme verbreitete sich über die Stadt. — Unfern dem Königshofe war der Jarlshof und ein Plankenzaun dazwischen. Der Jarl war ungemein gastfrei gegen arme Leute und jetzt gerade war ein armer Mann aus der Stadt bei ihm. Sobald dieser hört, was sich zuträgt, sendet er schnell nach seinen sieben Söhnen und sie kommen sofort. Sobald sie im Jarlshof angelangt sind, entzieht ihr Vater jedem von ihnen Blut und lässt es zusammen in ein Gefäss fliessen. Da hat schon der Plankenzaun begonnen aufzuflackern; der Mann aber sprengte das Blut aus dem Gefäss in das Feuer und sobald der erste Blutstropfen in die Flammen kam, sanken diese augenblicklich zusammen.

Kleine Mitteilungen.

Weiteres über die Hölle auf Island.

Im vierten Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 256—269 habe ich über den vordem weit verbreiteten Glauben berichtet, dass auf Island eine heisse sowohl als eine kalte Pein bestehe, und dass zumal die Hekla eine Hölle oder doch ein Fegefeuer enthalte, einen Feuerpfuhl also, in welchem die Seelen Verstorbener gequält werden. Schon damals hatte ich manche Belege aus Þorvald Thoroddsens Geschichte der isländischen Geographie entnommen; jetzt aber kann ich aus der inzwischen erschienenen Fortsetzung dieses trefflichen Werkes eine weitere Reihe von solchen beibringen. Schon in den Nachträgen zum ersten Bande (S. 222 der deutschen Übersetzung von Aug. Gebhardt) wird bemerkt, dass Franz (Friedlieb) Irenicus in seiner „Exegesis Germaniae“ (1518) die Hölle und das Fegefeuer in den „Hechelberg“ auf Island versetzt, und dabei sowohl der herumfliegenden Raben und Greife, als der lauten Klagen gedenkt, die man dort vernehme; im zweiten Bande aber wird nicht nur hervorgehoben (S. 25), dass nach den allgemeinen Vorstellungen des Mittelalters „die Hölle voller Feuer, in dem alles brennt, aber nichts

verbrennt", sich im Innern der Erde befindet, sondern auch eine Reihe von Zeugnissen für das Fortbestehen des alten Glaubens an eine Hölle auf Island angeführt. Ich erwähne, unter Weglassung aller derjenigen Schriftsteller, die ich schon früher besprochen habe, dass der Däne Peder Resen, welcher in den Jahren 1684 bis 88 eine, nicht gedruckte, Beschreibung von Island verfasste, einige Gespenstergeschichten von der Hekla erzählt, ohne doch selbst an diese zu glauben (S. 195), was sich doch wohl aus der Benutzung isländischer Quellen erklärt, wogegen Eberhard Schulthess in seiner „Synopsis Geographiæ" (1650) wieder zu berichten weiss, dass die benachbarten Völker an die Existenz einer Hölle auf Island darum glaubten, weil man in den Vulkanen und im Treibeise daselbst Klagelaute höre (S. 227). Gläubig bespricht auch der französische Jesuit Georges Fournier in seiner „Geographica orbis notitia" (1668) die Gespenstererscheinungen und die Geister, sowie das Getöse und Gestöhne in der Hekla, wogegen der Deutsche Bernhard Varenius in seiner „Geographia generalis" (1650) den Glauben an eine Hölle in der Hekla nur vielen Leichtgläubigen zuschreibt, und jene angeblichen Klagelaute auf natürliche Ursachen zurückführt (S. 227—28). Noch im vorigen Jahrhundert berichtet der Engländer M. Pascoud in seiner „Historico-political Geography" (1726), dass die Isländer den Eingang zur Hölle in ihre Vulkane versetzen und zu sehen glauben, wie Teufel die Seelen der Verdammten dahin bringen, wenn irgendwo eine Schlacht geschlagen wurde (S. 350), während freilich Chr. B. Hæckhel in seiner „Allgemeinen und neuesten Weltbeschreibung" (1739—40) einen derartigen Glauben wieder nur auf einige Leichtgläubige zurückführt, und die von solchen als Klagelaute der Verdammten aufgefassten Töne auf natürlichem Wege erklärt wissen will (S. 351—52). Aber wohl zu beachten ist, dass auch diese Zeugnisse nur von Ausländern herrühren und nur ausnahmsweise auf isländischen Volksglauben Bezug nehmen, während umgekehrt auch wohl der betreffende Glaube nur benachbarten Völkern zugeschrieben werden kann. Der volkstümliche Jón lærði († um 1650) bespricht zwar in seiner Schrift „Um Íslands aðskiljanleger náttúrur" die grosse Erdwärme auf Island, die sich in seinen Vulkanen zeige (S. 85—86), aber ohne diese mit der Hölle in irgend welche Verbindung zu bringen, so abergläubisch er im übrigen auch ist. Sein nicht minder abergläubischer Beschützer, der Bischof Brynjólfur Sveinsson († 1675), weiss in einem Berichte an Otto Krag zwar davon zu erzählen, dass niemand wage, die Hekla zu besteigen, aus Furcht vor verborgenen Schluchten und den Angriffen der bösen Geister; aber den Glauben, dass die Geister Verstorbener in der Umgebung der feuerspeienden Berge spuken, schreibt er ausdrücklich nur den Ausländern zu und äussert sich zweifelhaft darüber, wie weit an ihm oder dem Glauben an eine kalte Pein auf Island etwas Wahres sei (S. 123—24). Sein Zeitgenosse B. Þorlákur Skúlason von Hólar († 1656), bekämpft dagegen in einem Briefe an denselben Otto Krag ausdrücklich den Glauben an eine kalte Pein auf Island (S. 122), indem er das Getöse im Treibeise natürlich zu erklären sucht. Ein Jahrhundert später erwähnt zwar B. Finnur Jónsson in seiner „Historia ecclesiastica Islandiae", Bd. II (1774, S. 694, not. b) die „fabulam de Hekla monte insipidam", aber mit der Bemerkung: „quam scilicet fabulam nec stultissimi Islandorum unquam crediderunt", und der überaus leichtgläubige Jón Ólafsson von Grunnavík († 1779) erwähnt zwar bei seiner Besprechung der heissen Quellen auf der Insel, dass einfältige Leute glauben, in den bei diesen angeblich öfters gesehenen „hverafuglar", d. h. Quellenvögeln, die Seelen Verdammter zu sehen; von der Hekla aber und der angeblich in ihr befindlichen Hölle weiss auch er nichts zu berichten (S. 333—34). Nur in den Reiseberichten Eggert Ólafssons findet sich eine Bemerkung, welche man in

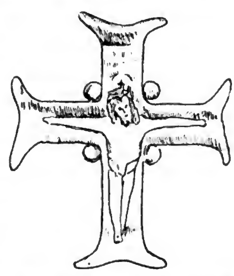
entgegengesetztem Sinne deuten könnte; er erzählt nämlich (Reise igiennem Island, S. 862—63), dass die Umwohner der Hekla eine Besteigung des Berges für gefährlich, wenn nicht unmöglich hielten, teils wegen der brennenden und rauchenden Schlamm- und Schwefelpfuhle, sowie der heissen Springquellen, teils wegen der hier sich aufhaltenden wundersamen schwarzen Vögel, welche mit ihren scharfen Eisenschnäbeln jeden angreifen, der sich hinaufwagt, und er fügt bei, dass letzteres ein altes Geschwätz sei, das sich auf den allen Völkern im Norden gemeinsamen Aberglauben bezüglich dieses Berges begründe, dass hier die Peinigungsstätte der Verdammten sich befinde. Indessen bemerkt man bei genauerer Betrachtung seiner Worte doch leicht, dass das, was Eggert Olafsson speciell als isländischen Volksglauben bezeichnet, nichts anderes ist, als was auch B. Brynjólfur und Grunnavíkur-Jón als solchen kennen, während sein Hinweis auf den allgemeinen Glauben der Nordleute an eine Hölle auf Island nur sehr obenhin und nicht speciell hinsichtlich der Isländer selbst ausgesprochen wird, und höchstens wird man annehmen dürfen, dass gelegentlich ein Nachhall des im Auslande verbreiteten Glaubens auch sie erreicht haben möge, wie dieses Magnús Stephensen im vierten Jahrgange seiner Zeitschrift „Klausturpósturinn“ S. 45 (1821) andeuten zu wollen scheint. Ich lege aber auf diesen Punkt darum Gewicht, weil eine Stelle in der Übersetzung Gebhardts Zweifel erregen könnte. Es wird hier, Bd. II. S. 146, von Þórður Þorláksson von Skálholt († 1697) gesagt: „Darauf weist er die Ammenmärchen verschiedener Schriftsteller über die Hekla zurück und sagt auf Island seien Fabeln im Umlaufe von dem Heulen und Lärm im Innern des Berges. Von Gespenstern, Raben und Geiern könne keine Rede sein, denn diese sind so gut wie unbekannt“. Im Originale lauten nun aber die Worte S. 138: „Þórður hrekur kerlingasögur ýmsra höfunda um Heklu og segir, að í Íslandi séu bábyljur um ýlfur og óhljóð í fjallinu, um drauga hrafna og gamma, er þar eigi að hafast við, nærri ókunnar“, und in des Bischofs „Dissertatio chorographico-historica de Islandia“, aus deren Thesis IV, § 3 die Angabe geschöpft ist, wird gesagt: „De orco autem Heclensi vetustum et anile commentum est, nec quenquam incolarum adeo stupidum esse existimo, ut fidem ei aliquam (ut putant Autores isti) tribuat, de spectris, tumultu, ejulatu etc. item corvis et vulturibus (vel ut Blefkenio placet, Mergis rubris) circum volitantibus purum putum figmentum est in Islandia quantum existimo, prorsus inauditum.“ Also das gerade Gegenteil!

K. Maurer.

Das Elbenkreuz (mit Abbildung).

Im vierten Jahrgang der isländischen Zeitschrift „Eimreiðin“, S. 94—97 wird folgende Geschichte erzählt. Auf dem Hofe zu Hvassafell im Eyjafjörður geschah es eines Tages, dass man eines plötzlich aufziehenden Gewitters wegen das Melkvieh heimtreiben musste und dass dabei eine Kuh fehlte. Trotz alles Suchens war diese nicht zu finden; die Bäuerin aber hiess, da es Schlafenszeit war, eine ihrer Mägde aufbleiben, und die Kuh, falls sie noch heimkäme, in einen Eimer melken, den sie vor die Thür der Milchkammer stellte. In der Nacht träumte nun die Bäuerin, dass eine schwarzgekleidete Frau zu ihr komme, die sich als eine Elbin (huldukona) zu erkennen gebe und ihr klage, dass ihre einzige Kuh keine Milch gebe, während ihr Mann todkrank sei; die Elbin bat, ihr die Milch in dem Eimer vor der Milchkammerthür zu schenken, obwohl sie diese nicht voll werde vergelten können. Die Bäuerin schenkte der Elbin im Traume die erbetene Milch, ohne ein Entgeld zu beanspruchen; da sie aber am nächsten Morgen erwachte und ihres

Traumes sich erinnernd nachsah, zeigte sich der Eimer leer, obwohl die vermisste Kuh heimgekommen und in ihn gemolken worden war. Daraufhin hiess sie dieselbe Kuh jeden Abend in denselben Eimer melken und diesen an denselben Fleck setzen. So geschieht es eine volle Woche lang; nach deren Ablauf aber erscheint der Bäuerin im Traume dieselbe Frau, wie früher, und dankt ihr sehr vergnügt für die Milch, deren sie fortan nicht mehr bedürfe, da ihr Mann wieder gesund sei und ihre eigene Kuh wieder Milch gebe. Zugleich bittet sie aber die Bäuerin, als kleinen Beweis ihrer Dankbarkeit die Dinge anzunehmen, die sie in dem Eimer finden werde, und diese wohl zu bewahren, da sie ihr und ihren Nachkommen Glück bringen würden. Wirklich fand sich an dem bezeichneten Orte grünes Tuch zu einem Kleide, ein goldner Ring und ein silbernes Kreuz vor, bezüglich dessen die Elbin bestimmt hatte, dass es immer auf den ältesten Sohn oder auf die jüngste Tochter übergehen solle, und, während über das Schicksal der beiden anderen Geschenke nichts bekannt ist, ging das Elbenkreuz (álfakrossin) wirklich aus der Hand der ersten Erwerberin in die ihrer Tochter und weiterhin durch der letzteren Sohn in geradem Mannesstamme sich vererbend in die Hand des Urenkels jener wohlthätigen Bäuerin über, welcher solches zur Zeit noch besitzt und in Ehren hält. Dieses Kreuz, dessen Abbildung wir nach der Zeitschrift hier geben, zeigt aber das Bild des Gekreuzigten, dessen Verehrung demnach den Elben gleich den Menschen zugeschrieben worden sein muss, wie denn auch sonst den Elben auf Island Kirchen, Kirchhöfe, Priester und christlicher Gottesdienst zukommen (vgl. Jón Árnason, Íslenzkar þjóðsögur, Bd. I, S. 3—4 und öfter, zumal S. 93 ff.; Ólafur Davíðsson, Íslenzkar þjóðsögur, S. 4—8).



München. K. Maurer.

Reisichthäufung in Nieder-Österreich.

(Mit Tafel III.)

Die österreichische Generalstabskarte zeigt im Donauthal, südwestlich von Mautern, dem alten Mutinum, das Zeichen einer Kapelle und dabei steht „Zur todten Frau“, unweit davon „Beim todten Mann“. Im Volksmunde heisst es, dass an letzterer Stelle ein Ehepaar von Räubern angefallen und der Mann erschlagen wurde, das Weib aber habe gebeten, man möge es nur noch eine kleine Strecke weiter gehen lassen, bis sie die Wallfahrtskirche Maria Langeck sähe, dann wolle sie ruhig sterben.

Steigt man von Oberbergern den Waldweg hinan, so erreicht man nach ungefähr $^3/_4$ Stunden eine alte Kapelle, unter hohen Tannen, deren Inneres von kleinen Votivbildern ganz bedeckt ist. An der Wand neben dem Altare hängen wächserne Körperteile und Figuren und in den Ecken lehnen gebrauchte Krücken, welche die Genesenen in das einsame Heiligtum gebracht haben. Das kleine Türmchen trägt eine Glocke, die eine Leine, welche ausserhalb der Kapellenthür herabhängt, in Schwingung versetzt. Die Vorübergehenden ziehen an diesem Strick.

Unfern der Kapelle öffnet sich ein weiter Ausblick über das waldige Gehänge und das Donauthal mit der Kirche von Langeck, und 600 Schritte von der Kapelle

gelangt man in Mitte des jungen Tannwaldes zu einer alten Buche, deren Rinde zahlreiche Buchstaben, das Monogramm Christi, Herzen mit drei Nägeln und dergl. eingeschnitten zeigt. Heiligenbilder hängen an ihrem Stamme und unter ihrem Laubdach erhebt sich ein mächtiger Reisichthaufen, „beim todten Mann“. Jeder Vorübergehende legt einen Zweig hinzu. Die Zweige liegen fast sorgsam geschichtet, alle mit der Spitze in gleicher Richtung; man findet sie vom frisch gepflückten bis zum fast vermoderten Rest. Frägt man nach, warum dieselben hingelegt wurden und werden, so erfährt man, es sei ein unheimlicher, ein „entrischer“ Ort und „dås sei guat dagegen“, d. h. es schütze gegen die bösen Geister, die dort hausen. Zum selben Zweck zieht jeder Vorübergehende an dem Glockenstrick der Kapelle, denn „Glockenton hält böse Geister ab und Gespenster aller Art werden durch Läuten vertrieben werden“ (Sartori in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VII, 385).

Unter dem Reisichthaufen liegt der Ermordete. Uralte bei unzähligen Völkern herrschende und noch lebende Sitte verlangte, dass kein toter Körper unbedeckt gegen Licht und Luft liegen bleibe. Darum ward Erde über ihn geschüttet, oder ein Zweig oder ein Stein über ihn gelegt, bis sich ein Reisicht- oder ein Steinhaufen, der immer höher wächst, aufhäufte. Die fromme Sitte ward genährt durch den Glauben, dass die Seele des Toten durch die lastende Bedeckung festgehalten und gehindert werde, den Lebenden zu schaden, wenn sie etwa wolle.

Über diese Reisicht- und Steinhäufungen an Mordstellen berichten u. a. R. Andree, Ethnograph. Parallelen, 46—88. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 267 ff. K. Weinhold, Altnordisches Leben, 474 ff. Krauss, Mitteil. d. Wiener Anthropol. Gesellschaft 1885. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellschaft 1894, S. 254. Ztschr. f. Ethnol. 1888, S. 288. 1893, S. 282. Zeitschr. f. Völkerpsychol. XII, 239. 309. Zeitschr. f. österr. Volksk. I, 296. III, 3. Urquell I, 121. IV, 15. 53. 173. V, 235. VI, 220. Schwally, Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen des Judentums, S. 52 f. Priklonski-Krauss, Schamanentum der Jakuten 1887. O. Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, 207.

Salzburg. Marie Eysn.

Das tausendjährige Jubiläum der Wurst.

Le Figaro, das bekannte Pariser Blatt, hat auf der ersten Seite seiner No. 234 vom 22. August 1898 in der Rubrik Échos eine Notiz über le millénaire de la saucisse, das Deutschland kürzlich ohne besonderen Eclat gefeiert habe. Das Altertum habe nur Ziegenmagen, gefüllt mit Fett und Blut, gekannt. Vor tausend Jahren habe aber ein deutscher Erfinder, dessen Name leider vergessen sei, aus gehacktem Schweinefleisch die Wurst hergestellt, diese germanische Speise, die fünfhundert Jahre später in ganz Europa berühmt wurde, als man im 16. Jahrh. Pfeffer und Safran in der deutschen Wurstmacherei kennen lernte und die Frankfurter Würstchen erfand. Seit jener Zeit sei ein einziger Fortschritt in dieser Industrie gemacht worden, nämlich der Ersatz des Schweinefleisches durch Pferdefleisch.

Diese halb schalkhafte Notiz ist wahrscheinlich Echo eines mir nicht bekannt gewordenen deutschen Zeitungsartikels. Einige Bemerkungen dazu scheinen nicht unangebracht.

Dass die Wurst im Jahre 898 erfunden sei, ist natürlich als Scherz zu nehmen. Das Wort wurst, das specifisch deutsch, nicht allgemein germanisch ist, wird erst

in der jüngeren althochdeutschen Zeit, im 11. Jahrhundert für farcimen, salsitium schriftlich belegt, mag aber in dieser Bedeutung älter sein. Leberwurst und Bratwurst wurden in jener Zeit auch schon unterschieden (Graff, Althochd. Sprachsch. 1, 1048 f. Steinmeyer-Sievers, Die Ahd. Glossen III, 613 f.); etwas später findet sich auch die Knoblauchwurst (klobewurst), dann die Blutwurst (sweizwurst) und Metwurst (metewurst). Das Wurstmachen besorgte der wurster nach Glossen des 13. 14. Jahrhunderts. Dichter des 13. 14. Jahrh., welche die Tafelfreuden rühmen, wie der Züricher Hadlaub, vergessen nicht der Würste neben fetten Braten und Schinken.

Unsinn ist, was über die Erfindung der Frankfurter Würstchen im 16. Jahrhundert verkündet wird. Pfeffer und Safran, die Lieblingsgewürze des Mittelalters, waren Jahrhunderte vor dem sechzehnten in Deutschland verbreitet.

Die gefüllten Magen wurden durch die Würste nicht verdrängt. In einem Gedicht vom Herbst und Mai (Myller, Samml. III, 29b—30b) werden neben Sülze, Würsten, die mit Muskat und Nägellein gewürzt sind, und anderen leckeren Dingen, Magen genannt, die mit gehackten Eiern, Petersilie und Safran gefüllt sind.

K. W.

Personennamen auf kamp.

Von den in Meiderich vorkommenden, auf kamp = Feld auslautenden Personennamen bedürfen nachstehende selbst für Niederdeutsche einer Erklärung: Bremmenkamp, Heisterkamp, Hesselkamp, Hasselkamp, Ellerkamp, Lettkamp, Pajenkamp, Pillekamp, Hülskamp, Feldkamp und Nelskamp. Namen wie: Haferkamp (39mal im Meidericher Adressbuch von 1898), Flaskamp, Heidkamp sind leicht verständlich; dasselbe ist mit Uferkamp und Meerkamp der Fall. Uferkamp ist ein am Ufer eines Flusses, Meerkamp (19mal im Meidericher Adressbuch von 1898) dagegen ein an einem Binnensee gelegenes Stück Land. Grootkamp und Kempken gehen auf den Umfang der in Rede stehenden Landfläche, während Waterkamp, Wüstkamp und Steinkamp auf die Beschaffenheit derselben deuten.

Bremme oder brümme ist der hier auf hochgelegenem Boden vielfach vorkommende Besenginster (Spartium scoparium). Bremmenkamp ist mithin ein Stück Land oder Feld, auf welchem die bezeichnete Pflanze häufig wächst.

Heister oder hester ist ein junger Baum; die Bezeichnung wird jedoch ausschliesslich von jungen Eichen und Buchen gebraucht. Heisterkamp wäre demnach ein mit jungen Eichen oder Buchen bepflanztes oder von denselben eingefasstes Stück Land, während Bockamp eine ausschliesslich mit Buchen, Ellerkamp eine mit Erlen und Lindenkamp eine mit Lindenbäumen bestandene, bezw. umsäumte Fläche bezeichnet.

Hassel und hessel sind Haselstauden. Nach Schiller und Lübben, Niederd. Wörterbuch, Bd. II, S. 212 bezeichnet hasselhorst eine mit Haselstauden besetzte Landfläche. Das ist denn auch die Bedeutung der hier vorkommenden Namen Hasselkamp und Hesselkamp. — Hülskamp deutet auf das Vorhandensein von Hülskrabben oder Stechpalmen.

Lettkamp ist ein mit lit- oder let-Holz bewachsener Kamp. Das nach Schiller und Lüben im Hamb. Schuldb. auf S. 24 und in den Lüb. Urk. auf S. 86 vorkommende Wort letholt bedeutet meines Erachtens Gestrüpp, Klein- oder Gliedholz.

Das let-Holz wurde wohl nur als Brennholz verwertet; man rechnete wahrscheinlich auch die von den Bäumen abgeschlagenen Zweige dazu, die man füglich wohl als Glieder derselben betrachten kann. Feld ist das unbebaute Land, das

sich in Wiese und Weide scheidet; es hat einen engeren Umfang als kamp. Feldkamp erklärt sich darnach als Wiesen- oder Weideland.

Hetkamp und Heidkamp sind identisch und sinnverwandt mit dem hier ebenfalls vorkommenden Hetbleck = Heidfläche.

Paje- und Pagenkamp sind Weideflächen für Pferde.

Pille- und Pillenkamp ist das bebaute Feld, auf welchem die junge Saat hervorspriesst. Ostfr. pilen = spriessen, hervorbrechen.

Nikamp bedeutet Neuland. Letzteres war, wie wir aus den Oldenburger Urkunden von 1342, 1403, 1522 und 1582 erkennen, eine Landfläche von bestimmter Grösse, die zugleich zur Abschätzung anderer Grundflächen diente (Mittelniederd. Wörterb. Bd. III, S. 186).

Nelskamp endlich bedeutet: ererbtes Feld.

nelen = jemandem testamentarisch etwas zuwenden.

Die Namen Sonderkamp und Frangenkamp weiss ich nicht zu erklären.

Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf. Carl Dirksen.

Geheimsprachen.

In Band VIII, S. 321 macht Herr Kaindl einige Mitteilungen über Geheimsprachen[1]). Die dort erwähnte p-Sprache (Apapfel, Epesel, ipich etc.) ist auch in Finnland üblich, wie mir vor zwölf Jahren ein Herr aus Wiborg mitgeteilt hat.

In Basel ist bei der Schuljugend die adi-Sprache (*Schelmę-Sprôch*) im Gebrauch; z. B. *Dadí badisch ę̄n Adisel = Du bisch ę̄n Esel.*

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

Die Ausstellung niederländischer Trachten in Amsterdam 1898.

Zur Feier des Regierungsantrittes Ihrer Majestät der Königin Wilhelmine war in Amsterdam im August d. J. eine Ausstellung der Volkstrachten des Königreichs der Niederlande veranstaltet. Dieselbe scheint von grosser Bedeutung gewesen. Grundsatz war, nur die heute (1898) noch vorhandenen Trachten zur Anschauung zu bringen. Es begreift sich, dass darum das Land die Städte stark überwog, da in diesen die allgemein europäische Modekleidung herrscht. Doch konnten auch die Städte noch besonderes in der altertümlichen Tracht der Kinder der Waisenhäuser und in dem Kostüm der Kirchenbeamten bieten. Von der Bevölkerung der Niederlande, die bekanntlich aus Friesen, Sachsen und Franken besteht, haben die Friesen, namentlich die Frauen, die alte Tracht am zähesten bewahrt. Die vornehmsten friesischen Damen tragen zu Hause noch die alte malerische Kleidung, vor allem die Goldhaube, die das Haar ganz verdeckt. Friesisches Kennzeichen ist das sogenannte Hoofdyzer, die goldene oder silberne, ehemals eiserne Spange des Kopfputzes. — Über die Ausstellung gab ein erklärender Katalog, von Herrn J. E. Someren Brand verfasst, näheren Bericht. Wenn es uns gelingt, denselben zu erhalten, kommen wir auf die Kleederdrachten-Tentoonstelling te Amsterdam noch einmal zurück. K. W.

1) [Reichliche Mitteilungen über geheime Sprachweisen brachte die Zeitschrift Am

Bücheranzeigen.

Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von Dr. Ths. Achelis. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1898.

Wir begrüssen das neue Archiv, von dem bis jetzt drei Hefte[1]) erschienen sind, mit Freuden. Der wohlbekannte Herausgeber hat sich mit den bedeutendsten Forschern auf dem in Aussicht genommenen Gebiete in Verbindung gesetzt. Welches Gebiet dies ist?

Sehen wir den Titel und Umschlag an, so ist als solcher die Religion genannt. und es werden fast ausschliesslich Werke über dieselbe angezeigt, so dass man annehmen muss, dass Geschichte und Philosophie der Religion der Gegenstand des neuen Archivs sein soll. Werfen wir aber einen Blick auf den Inhalt, so wird neben der Religion mindestens eben so sehr auch die Mythologie betroffen, ja sogar die Volkskunde. Liest man aber den Artikel des Herausgebers „Zur Einführung“ S. 1—8, so überzeugt man sich, dass hier nicht schwankende Unklarheit vorliegt, sondern dass der Herausgeber sich seines Zieles wohl bewusst ist; er fühlte sich von einem zum andern getrieben, ohne dieses oder jenes aufgeben zu können. Wer von der Manie gegen philosophische und spekulative Wissenschaft ergriffen ist, mag ruhig wegbleiben; wer aber die Unentbehrlichkeit und die volle Bedeutsamkeit der rein thatsächlichen Forschung erkannt hat, wird dem Herausgeber gern folgen.

Die Religion ist ein Centrum, von welchem aus man zu allen Punkten der Peripherie des geistigen Lebens gelangt: Kunst und Wissenschaft, Verkehr, Gesellige Organisation, Sittenkunde und was alles zur Praxis gezählt wird, und zumal Mythologie; denn diese und Religion sind zwar wesentlich verschieden, aber thatsächlich, durch eigene Grundtriebe untrennbar. Kurz: mir ist, als solle hier eine neue Zeitschrift für Völkerpsychologie erstehen; und das würde ich annehmen, und zwar mit grosser Freude annehmen, wenn auch nicht ein Artikel des ersten Heftes die Überschrift trüge: „Philologie und Völkerpsychologie“. Derselbe bespricht das vortreffliche Buch Useners „Götternamen“.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die einzelnen Arbeiten der ersten drei Hefte des Archivs zu besprechen, sondern nur das Archiv als solches; und so will ich nur noch die hervorstechendsten Artikel nennen. Nach des Herausgebers „Einführung“ folgt Hardy: „Was ist Religionswissenschaft?“ Dann Roscher: „Über die Bedeutung des Pan“, einleitend durch eine Betrachtung über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie. Sehr ausführlich spricht im 2. und 3. Heft Siecke über den Gott Rudra im Rig-Veda. Auch die Abteilung „Litteratur“ bringt manches Belehrende und unter den Miscellen macht Seler Mitteilungen über Mythen der Quiche. Krauss liefert recht Beachtenswertes bei den Südslaven, und Gunkel: Mythisches in der Bibel, in Zusammenhang mit Babylonischer Götterlehre. Schliesslich verzeihe der Leser, dass ich auch meine Kleinigkeit „Die Kröte im Mythos“ erwähne. Man weiss, dass Dichter eine mythische Ader haben. Mich hatte es interessiert, bei einem sogenannt exakten Naturforscher den uralten Mythos von der Kröte als Wirklichkeit dargestellt zu finden und damit eben die Lösung des Mythos selbst. Steinthal.

[1]) Nachdem die Recension schon gesetzt war, ist das 4. Heft erschienen.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Mit Unterstützung des Herzoglichen Staats-Ministeriums. Mit einem farbigen Titelbild, 10 Tafeln und Abbildungen im Text. 163 S. 8°. Braunschweig (Friedrich Vieweg & Sohn) 1898.

Die Festschriften, mit welchen alter guter Gewohnheit gemäss die Teilnehmer an den deutschen Anthropologen-Kongressen seit vielen Jahren jedesmal durch die Bemühungen der jeweiligen Lokalgeschäftsführung des Versammlungsortes erfreut worden sind, haben bisher nur ausnahmsweise auch das eigentlich volkskundliche Gebiet berücksichtigt. Mit der diesjährigen Festschrift, welche uns in Braunschweig dargeboten wurde, ist das etwas anderes. Unter den darin enthaltenen neun wissenschaftlichen Arbeiten sind nicht weniger als vier, welche ebensogut in den Veröffentlichungen einer volkskundlichen Gesellschaft hätten Platz finden können. Darum erscheint es mir angezeigt, den Lesern unserer Zeitschrift über den Inhalt dieser Aufsätze Bericht zu erstatten. Ludwig Hänselmann bespricht die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs, wie sich deren allmählich eine grosse Zahl bei dem Umbau von Häusern, den Restaurationsarbeiten an alten Kirchen und bei Strassenanlagen gefunden haben. Achtzehn derselben werden abgebildet. Sie sind sämtlich auf der Drehscheibe gearbeitet, von scharfem Brande, in dem blaugrauen Thone der mittelalterlichen Keramik, mit rundem oder flachem Boden, teils henkellos, teils mit schmucklosem Henkel und mit meist runder, weiter Mündung. Aber auch Becher und Krüge kommen vor mit mehrfach eingeknicktem Mündungsrande, so dass mehrere Ausgussschnäbel entstehen. Die Gefässe fanden sich aufrecht oder umgestülpt stehend, bisweilen mit einem schalenförmigen Deckel zugedeckt. Viele waren leer oder nur mit Sand gefüllt; andere aber enthielten Asche, die mit Tierknochenresten vermischt war. Hänselmann macht es sehr wahrscheinlich, dass namentlich diese letzteren Stücke als Bauopfer benutzt worden sind, da sie sich in allen Fällen unter einem wuchtigen Fundamentsteine fanden. Aber nicht alle derartigen Geschirre, welche sich unter der Erde finden, haben auch wirklich volkskundlichen Wert; denn einige gehörten sicherlich Vorratskellern an, andere sind in alten Wasserläufen und auf Müllhaufen verloren gegangen und noch andere endlich haben sicherlich eine bautechnische Bedeutung besessen.

Richard Andree führt uns fünf braunschweigische Bauerntrachtbilder vor, welche ausführlich erläutert werden. Sie entstammen dem Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Drei sind von Karl Schröder im Jahre 1840 gezeichnet: Gevattern in Riddagshausen, Abzug der Brautleute in Bartfeld und der Gang zur Kirche in Lehre. Ein Gemälde von J. Homeyer von 1836 stellt die Tracht der Mädchen in Ölper dar. Das fünfte in Farben ausgeführte Bild zeigt einen Bartfelder Bauern, nach der von dem in Königslutter geborenen Bildhauer August Kühne für das österreichische Museum für Kunst und Industrie

solche Gegenstände werden in guten Abbildungen vorgeführt. Die Originale hierzu entstammen meist der reichen Privatsammlung des Verfassers. Es handelt sich in überwiegender Zahl um Kerbschnittarbeiten, deren Ornamente mit grünem und rotem Wachs ausgestrichen sind. Diese sind von dem Landvolke selber gefertigt, und namentlich haben sie die Schäfer in ihren langen Mussestunden ausgeführt. Haspeln und Spinnräder wurden dagegen von den Drechslern der Nachbarstädte hergestellt. Die denselben angeklebten Ornamente sind an vielen Stücken verloren gegangen. Das Herz, der Blumentopf und das Tier spielen unter den Motiven der Verzierungen eine grosse Rolle; aber auch manch gereimter Spruch und manch Eigenname ist eingeschnitzt worden, sowie auch manche Jahreszahl, die nun eine genaue Datierung dieser leider ebenfalls längst aus dem Gebrauche gekommenen Stücke ermöglicht.

H. Schattenberg in Eitzum am Elm fügt eine kleine Abhandlung an über den Schimmelreiter im Braunschweigischen. Derselbe durfte noch vor einem halben Jahrhundert weder an den grossen Festen, noch namentlich bei keiner Hochzeit fehlen. Das dabei gebräuchliche Rituale und die zugehörenden Verse hat der Verfasser feststellen können, auch gelang es ihm, die Melodie eines bei dem Maskenscherz gesungenen Liedes nach dem Gesange alter Männer aufzuzeichnen.

Von Arbeiten, welche sich an den Anthropologen und an den Prähistoriker wenden, enthält die Festschrift noch folgende Aufsätze: Wilh. Blasius: Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübeländer Höhlen. F. Grabowsky: Die Lübbensteine bei Helmstedt. J. H. Kloos: Die braunschweigischen Jadeitbeile. Th. Voges: Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig und den angrenzenden Gebieten. Oswald Berkhan: Alte braunschweigische Schädel. Fast allen diesen Aufsätzen sind gute Abbildungen beigegeben und die Ausstattung der ganzen Festschrift ist eine der Verlagsbuchhandlung würdige. Ganz besonderer Dank gebührt aber den Verfassern, welche diese interessanten und lehrreichen Abhandlungen geliefert haben.

Max Bartels.

Mythiske bytosće łužiskich Serbow. Spisał Adolf Černý (Die mythischen Wesen der Lausitzer Serben, von A. Černý). Bautzen 1898. X und 462 Ss. 8°.

Es ist dies der Schluss (S. 240 ff.) des von uns beim Erscheinen des ersten Teiles (1893) angezeigten Werkes; eine in dieser Vollständigkeit geradezu überraschende Sammlung alles erreichbaren und verlässlichen, glaubwürdigen Materials aus handschriftlichen und gedruckten, älteren und neueren, namentlich aber aus mündlichen Quellen; die Erzähler — meist sind es übrigens Erzählerinnen — werden nach Namen, Alter und Herkunft stets bezeichnet.

So erfreulich auch diese gewissenhafte, in ihrer Art förmlich abschliessende Leistung genannt werden muss, so gering andererseits bleibt ihr Ertrag für slavische Mythologie. Man darf es sich nicht verhehlen: was sich das serbische Volk in den Lausitzen erzählt, enthält mit nichten, wären es auch nur entfernte Reminiszenzen, an den eigenen, alten, heidnischen Glauben; es ist deutsches, nicht slavisches „Heidentum“, wenn auch in slavischer Sprache — obwohl gerade die „mythischen“ Namen (z. B. für den Dyterbjernat = Dietrich von Bern; den Nix; dunder aus Donner = Teufel u. a.) vielfach nicht einmal slavisch sind, die einen ohne weiteres beibehalten, die anderen zum mindesten übersetzt werden. Dass in

den Teufels- oder Hexengeschichten kein einziger Zug alt sein kann, ist selbstverständlich; aber auch in den übrigen Fällen beobachten wir meist nur junges, entlehntes, äusserst weniges originelles, eigenes (ohne dass es alt wäre).

Herr Černý beschränkt sich übrigens nicht auf blosses Sammeln und Sichten; in den jedes Kapitel einleitenden Ausführungen giebt er die nötigen Wort- und Sacherklärungen, gründlich und vorsichtig; hier und da wäre allerdings noch grössere Vorsicht (im Deuten auf Zusammenhang mit atmosphärischen und ähnlichen Erscheinungen) und noch schärferes Betonen der Entlehnung aus dem Deutschen und Übereinstimmung mit demselben zu wünschen gewesen.

A. Brückner.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt, Gymnasiallehrer zu St. Thomä in Leipzig. 2. Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrandt. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. S. V. 156. 8°.

Dem ersten Hefte dieses Thomanerbüchleins, das wir oben S. 356 anzeigten, ist rasch das zweite gefolgt, ein Beweis, dass das Unternehmen Dr. O. Dähnhardts auf guten Füssen steht. Die Anlage ist dieselbe geblieben und der Ertrag der Ernte ist quantitativ auch dem der ersten Sammlung gleich. Stärker ward das zweite Heft durch eine sehr dankenswerte Beigabe aus den nachgelassenen Sammelheften Rudolf Hildebrandts, deren Benutzung Herrn O. D. gewährt war. Hildebrandt hatte auch unter den Schülern der Thomasschule gesammelt und so gehört denn dieser Nachlass recht eigentlich in diese grünen Hefte. Wer Rudolf Hildebrandts feines Verständnis für die Schülerseelen sowohl als für alles volkstümliche Denken und Dichten kennt, weiss, dass alles, was dieser unvergessliche Mann nach dieser Richtung hin sprach und schrieb, von grossem Reiz ist. Von Wert sind auch die Bemerkungen zu K. Albrechts Buch Die Leipziger Mundart (1881 erschienen).

K. W.

Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Heft 1. Mit Einleitung von Alois John. Musikalische Bearbeitung von Josef Czerny. Eger, Verlag des Vereins, 1898. S. 58.

Um den Volksgesang in dem kerndeutschen Egerlande wieder zu beleben, hat der Verein für Egerländer Volkskunde die Veröffentlichung der Sammlung von Volksliedern mit ihren Weisen in die Hand genommen, welche Herr Lehrer F. Czerny in Eger seit lange angelegt hat. In diesem ersten Hefte erhalten wir 26 Lieder mit ein- oder zweistimmig gesetzten Melodien, von denen 22 aus dem Volke aufgenommen, 4 dagegen Dichtungen des Egerländer Dialektdichter Dümml sind. Es sind meist Liebeslieder; bei einigen sieht man das mehrstrophige Lied aus dem einstrophigen Stuckl deutlich herauswachsen. In dem Vorwort giebt Herr A. John Mitteilungen über die neuere Geschichte des Egerländer Volksliedes. Rat Grüner und Adam Wolf, sowie Hruschka und Toischer mit ihrer schönen Sammlung der Deutschen Volkslieder aus Böhmen (Prag 1891) haben sich die besten Verdienste um die Texte erworben. Dem Egerländer Verein werden wir

über kurz oder lang die Herausgabe der Grünerschen Sammlung verdanken. Zu derselben steht wohl die Marienbader Handschrift in nächster Beziehung, welche Dr. Mich. Urban im 6. Heft der Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1898 hat abdrucken lassen. K. W.

Dit zijn Vlaamsche Vertelsels uit den Volksmond, opgeschreven door Pol de Mont en Alfons de Cock. Met 30 teekeningen van Karel Doudelet. Gent, Van der Poorten en Deventer, Kluwer & Cie. 1898. XVI, 452 S. 8°.

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung zu den vor zwei Jahren durch dieselben Forscher veröffentlichten 'Vlaamsche Wondersprookjes' (vgl. diese Zeitschrift 6, 223—225) und ist die reife Frucht einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Sammelthätigkeit im alten Payottenland, Kleinbrabant und im östlichen Teile von Aalst[1]). Waren in der ersten Sammlung die eigentlichen Märchen (Contes merveilleux) enthalten, so werden wir hier mit 169 Erzählungen bekannt gemacht, die durch die Überschrift als Häufungsmärchen, Neckmärchen, Lügenmärchen, Tierfabeln, Pflanzenfabeln, Schwänke, Gespenster- und Hexengeschichten, satirische und endlich vermischte Erzählungen charakterisiert sind. Uneingeschränktes Lob verdient auch diesmal die Darstellung und die Anordnung; dass um der Verbreitung des Buches willen einige am Schlusse genauer bezeichnete Derbheiten gemildert und einige nicht für zarte Ohren taugende Schwänke in den Anhang verwiesen worden sind, thut der wissenschaftlichen Brauchbarkeit keinen Abbruch. Die Einleitung schildert ansprechend die Gelegenheiten, bei denen jene Erzählungen vorgetragen werden: das Hopfenlesen, Flachsjäten und die jetzt fast ganz verschwundenen Spinnstuben. Auf Nachweise über das anderweitige Vorkommen der Stoffe haben sich die Herausgeber nur selten eingelassen; daher werden einige kurze Bemerkungen darüber hier angebracht erscheinen.

S. 7. *Van de ratten en de muizen.* Ein Häufungslied; vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften 1, 517 (1898). — 10. *Van Tippen.* Vgl. Erk-Böhme, Liederhort No. 1743 bis 1745: 'Der Bauer schickt den Jäckel aus'. — 14. *Van Marientje en Marelleken.* Köhler 1, 364. — 21. Neckreim; vgl. Böhme, Kinderlied 1897, S. 307, No. 1510. — 31. *Van den boer, die met liegen eene koningsdochter won.* Vgl. Köhler 1, 322. 554. Oestrup, Contes de Damas, 1897, p. 35. 83. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen, 1881, S. 5. — 47. *De kerkzangers van Sinter-Goelen.* Vgl. Grimm KHM 27. Köhler 1, 187. 424. — 53. *Waarom de distelvink zoo'n veelkleurig vederkleed draagt.* Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen, 1897, S. 28. — 55. *De schelvisch.* Dähnhardt S. 86. — 57. *De ezel.* Dähnhardt S. 36. — 61. *Van den vos en den haan.* Vgl. Ysengrimus ed. Voigt 1884, S. LXXXI; auch meine Anmerkung zu den (im Drucke befindlichen) Schwankbüchern des Martin Montanus, Gartengesellschaft No. 17. — 64. *Waarom de luizen en de vlooien geschapen zijn.* Dähnhardt S. 96. 98. — 70. *Welk is het slimste gedierte?* Grimm 72. — 73. *De wereld vergaat.* Vgl. zu S. 47. — 83. *De vos, de beer en het tobbeken vet.* Grimm 2.

1) Zu den a. a. O. namhaft gemachten vlämischen Märchensammlungen trage ich noch nach: A. de Cock, Rond den Heerd, Sprookjes voor Jong en Oud. Gent 1890. — A. Vermast, Vertelsels uit West-Vlaanderen. Gent o. J. — J. Teirlinck, Le folklore flamand. Folklore mythologique. Bruxelles o. J. — Derselbe, Contes flamands. Bruxelles o. J. (1896).

Krohn, Journal de la soc. finno-ougrienne 6, 74. — 87. *De vos en de beer in den bornput.* Waldis, Esopus 4, 8. Wetzel, Die Reise der Söhne Giaffers ed. Fischer und Bolte, 1896, S. 213. — 88. *De wolf en de kinderen.* Vgl. Grimm 15. — 89. *Waarom de beren geenen staart hebben.* Grimm 73. Krohn, Journal 6, 25. — 96. *Ondank is 's werelds loon.* Vgl. diese Zeitschrift 6, 166 zu Gonzenbach No. 69. Köhler 1, 370. 472. 581. — 97. *Waarom de bot een scheef muiltje heeft.* Grimm 172. Dähnhardt S. 39 f. — 98. *Van waar het koninksken zijnen naam heeft.* Grimm 171. — 99. *Waarom de uil's nachts moet vliegen.* Grimm 171. — 104. *Van den halven haan.* Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 2, 317. Köhler 1, 423 f. — 108. *De oorsprong van den aap.* Grimm 147. Köhler 1, 296. — 109. *Van boer Bezemen, boer Blâren en boer Ijzer.* Der Schluss ähnlich Grimm 5. — 115. *Waarom de labboonen een litteeken hebben.* Grimm 18. — 129. *Hoe de kaalhoofdigheid in de wereld kwam* (Petrus). Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3, 300 (1859). – 133. *Van drie studenten en van eene koe, die eene geit was.* Pauli, Schimpf und Ernst, No 632. Köhler 1, 251. — 140. *De menschgeworden ezel.* Köhler 1, 507 f. — 142. *Van Duimken.* Grimm 37 und 45. — 147. *De oorprong van de Schelde.* Grimm 87. — 150. *Sint-Pieter krijgt klop.* Bolte, Zs. f. vgl. Litteraturgesch. 7, 454. 11, 69. — 152. *De drie wenschen.* Zs. f. vgl. Littgesch. 7, 453. 11, 66. — 153. *Hoentje met een been.* Bolte zu Montanus, Gartengesellschaft No. 77. — 154. *Van den jongen, die zijne koe aan O. L. heer verkocht.* Vgl. diese Zeitschrift 6, 73 zu Gonzenbach No. 37. Köhler 1, 51. 65. 99. 135. — 159. *De gevonden schat* (Hase gefischt, Fisch geschossen). Vgl. zu S. 154; ferner U. Jahn, Schwänke, 1890, S. 48. Wlislocki, Germania 32, 450. Campbell 4, 445, No. 167. Archivio 2, 479. Leger No. 20. Goldschmidt, Russische Märch., No. 2. Thorburn, Bannú, p. 202. — 161. *Van het meisje, dat O. L. vrouwen om eenen man bad,* und 162. *Trieneken Schandeveyle.* Vgl. Bolte zu Val. Schumann, Nachtbüchlein, No. 42 und zu Frey, Gartengesellschaft S. 284. — 164. *Van Sponsken en den reus.* Montanus, Wegkürzer, No. 5. — 174. *Krekel, de waarzegger.* Grimm 98. Köhler 1, 39. 68. 584. — 186. *Van de schoone prinses, die nooit gelachen had.* Grimm 64. — 196. *Van den ezel, die burgemeester werd.* Vgl. diese Zeitschrift 1897, 93. — 200. *Van den slimmen tamboer.* Besteht aus zwei verbreiteten Schwankstoffen: a) Bolte-Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele, 1895, S. *42 und Montanus, Gartengesellschaft, No. 101; auch Grimm No. 61; b) Frey, Gartengesellschaft, S. 237[1] zu No. 61. — 210. *Van pachter Eentand.* Das alte Unibos-märchen; vgl. Val. Schumann No. 5—6. Frey S. 277. Köhler 1, 66. 91. 110. 233. — 216. *De slimme schoenmaker.* Vgl. zu S. 210. — 221. *Van eenen pastoor, eenen koster en een zwijn.* — 223. *Twee kiekens of twee ooren.* Pauli No. 364. Cosquin, Contes pop. de Lorraine No. 84. — 225. *Van den haan, den vlegel en de pik.* Köhler 1, 141. — 228. *Slim volk.* Val. Schumann No. 1; Frey S. 276. — 231. *Hans Onversaagd.* Vgl. zu S. 164. — 238. *De drie luiaards.* Val. Schumann S. 273 und 410; Frey S. 285. — 239. *De domme jongen.* Vgl. Schildbürger, Kap. 31 (Bobertag, Volksbücher des 16. Jahrh., 1888, S. 390). — 242. *Het stilzwijgende koppel.* Bolte, Das Danziger Theater, 1895, S. 226. Child, English popular ballads 5, 1. 96, No. 275. — 244. *Moer en Koren.* Frey No. 1. Montanus, Gartengesellschaft No. 4. — 248. *Van Seppen, die voor't huishouden wilde zorgen.* Frey No. 20. — 253. *Keizer Karel en heet klooster zonder zorg.* Grimm 152. Köhler 1, 82. 267. 492. — 256. *Van domme Lijn.* Grimm 59. Köhler 1, 66. 341. 391. — 260. *Van Jan en den verloren geitebok.* Besteht aus zwei sonst nicht zusammen vorkommenden Schwänken: a) Kirchhof, Wendunmut 1, 323. Antwerpener Liederbuch 1544, No. 188. Kryptadia 4, 301 (vlämisch); b) Poggius, Facetiae, 1798, 1, 242. Antoine de la Sale, Cent nouvelles nouv. No. 12. — 264. *Van den jongen, die altijd verkeerd sprak.*

Montanus, Gartengesellschaft No. 50. — 266. *Van Katrien, die Katrien niet meer was.* Grimm 34. Macropedius, Rebelles und Aluta ed. Bolte 1897, S. XX. — 268. *Van Jantje den tuiteler.* Grimm 83. — 273. *Van vier kluchtige studenten.* Vgl. H. Sachs, Schwänke, No. 102 ed. Goetze: 'Die drei schalckhaftigen studenten'; dazu 2, S. XV und Stiefel, Hans Sachs-Forschungen, 1894, S. 99. — 277. *Wat gij door de voordeur uitgeeft, zal door de achterdeur driedubbel binnenkomen.* Vgl. Montanus, Gartengesellschaft, No. 108; zum Schlusse, wo der Schuldner vor Gericht den Gläubiger für verrückt erklärt, s. Köhler 1, 491. — 279. *Van twee geburen, die gingen beêwegen.* Vgl. a) Bolte zu Montanus, Gartengesellschaft, No. 88 (Erbsen in den Schuhen); b) Wickram, Rollwagen No. 62. Kirchhof, Wendunmut 1, 197. — 282. *Raadselachtige antwoorden.* Köhler 1, 84. 151. 342. — 284. *Van den visscher, die stokslagen tot belooning vroeg.* Pauli Nr. 614. — 285. *Nieuwbakken brood is mijn dood.* Montanus, Gartengesellschaft, No. 72. — 289. *Van smidje Verholen.* Grimm 82. R. Köhler, Aufsätze, 1895, S. 58. 77. — 300. *Van vrouwken Mizerie.* Köhler, Schriften 1, 102—105. 349. — 302. *De twee bultenaars.* Vgl. 304. Bolte, Archiv für neuere Sprachen 99, 14. 100, 154. — *Van het meisje, dat door haar dooden minnaar werd meegevoerd.* E. Schmidt, Charakteristiken, 1886, S. 199 (Bürgers Lenore); dazu Dykstra, Uit Vrieslands volksleven 2, 20. 143. Jahn, Volkssagen aus Pommern, 1889, No. 515, S. VIII. Lehmann-Filhés, Isländ. Volkssagen, 1889, S. 129. Rappold, Sagen aus Kärnten, 1887, S. 208. Le Braz, La légende du mort en Basse-Bretagne, 1893, p. 359. — 316. *Van den ouden wever en den duivel.* Grimm 55. Diese Zeitschrift 6, 172 zu Gonzenbach No. 84. — 319. *Bij den duivel in dienst.* Köhler 1, 320. — 331. *Van den berg Semzi en de kabouters.* Grimm 142. — 341. *Waarom de vrouw iets duivelachtigs heeft* (Petrus enthauptet eine Frau und einen Teufel und setzt die Köpfe verkehrt auf): Vgl. Joos, Vertelsels 3, 74. Chph. Friederici, Öl und Wein 2, 49 (1719). Vademecum für lustige Leute 7, No. 35 (1777). Blätter f. pomm. Volkskunde 1, 166 (1893). Veckenstedt, Zamaiten 1, 283 (1883). Revue des trad. pop. 2, 62. 10, 661. Thuriet, Trad. pop. de la Haute-Saône, 1892, p. 469. 471. A. de Nino, Usi abruzzesi 4, 68 (1887). Folk-lore catalá 1 (1895), No. 25. Seilerskopf verkehrt aufgesetzt: Schönwerth 3, 308 und F. Müller, Siebenbürg. Sagen 1885, No. 232. — 342. *De koppige vrouw.* Montanus, Gartengesellschaft, No. 89. — 345. *Een pastoor, die geen latijn kende.* Jahn, Volkssagen, No. 638. Wolf, Hausmärchen, S. 430. Pröhle, Feldgarben, 1859, S. 369. Kristensen 2, No. 21. 32. 34. Djurklou p. 174. Hazelius 2, 104. Bäckström 84. Carnoy p. 172. Schneller, Wälschtirol, S. 173. Finamore No. 25. Coelho, Contos nac., No. 19. — 352. *De drie Walen.* Grimm 120. — 355. *De Walen uit den hemel gesloten.* Köhler, Aufsätze, S. 57. — 363. *Het manneken in de maan.* — 364. *Sint-Elooi en de smid.* Köhler 1, 132. 297. — 373. *Het schaap zonder hart.* Grimm 81. Montanus, Wegkürzer, No. 6. — 381. *Van den man, die burgemeester zou worden.* Bolte zu Montanus, Gartengesellschaft, No. 53. — 382. *De vernuftige boerendochter.* Vgl. S. 385 und VII. Grimm 94. Köhler 1, 372. 445. — 390. *Van de koningsdochter, die maar trouwde met eenen, die haar kon vastpraten.* Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen 1, No. 984. Dykstra 2, 48. Lemke 2, 68. Luzel, Contes 3, 305. Kryptadia 2, 72. 4, 344. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer, No. 63. Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. 9, 372. — 393. *Van den doortrapten dief.* Grimm 192. Köhler 1, 255. 307. 415. — 402. *De lastige doode.* Köhler 1, 68. 190. Jahn, Schwänke, S. 111. — 407. *De drie bultenaars.* Val. Schumann No. 19. Frey S. 281. — 412. *De vier behendige broeders.* Grimm 124 und 129. — *Van het slimme barbierken en de schoone trotsche koningsdochter.* Vgl. diese Zeitschrift 6, 67 zu Gonzenbach 18. Grimm 52. — 434. *Waarom de honden onder elkanders staart rieken.* Montanus,

Wegkürzer, No. 14. — 435. *Eene kaars voor den duivel doen branden.* Frey No. 97. — 437. *Brave Petrus en zijn zak.* Grimm 82. Köhler 1, 83. 111. 303. 321. Die Lebenslichter kommen sonst im Märchen von Gevatter Tod (Gr. 44) vor. — 440. *Het paardenei.* Frey S. 214. — 442. *Leer hem stelen*: a) Bolte zu Schumann No. 42; Frey S. 284. b) Macropedius, Rebelles ed. Bolte S. VIII. Pauli No. 82. — 444. *De waaschvrouw en hare drie minnaars.* Schumann No 2. Frey S. 277. — 448. *De oorsprong der vrouw.* H. Sachs, Schwänke ed. Goetze No. 182; dazu 2, S. XVII.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich, nur die gesucht altertümliche Plumpheit der beigegebenen Holzschnitte dürfte nicht nach jedermanns Geschmack sein.

Johannes Bolte.

Grabschriften, Sprüche auf Martersäulen und Bildstöcken etc., dann Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstuben-Reime, Geräte-Inschriften u. a. gesammelt und geordnet von Anton Dreselly. Salzburg. Anton Pustet (1898). S. 170. quer 8°.

Die Inschriften an und in Häusern, auf allerlei Gerät, Waffen und Münzen, auf Glocken, Grabdenkmälern, den sogenannten Marterln u. s. w. sind, nachdem der jenische Adjunkt Hallbauer 1725 zuerst eine Sammlung herausgegeben hatte, in neuerer Zeit unter Einfluss des Interesses für Volkswitz und Volksdichtung Gegenstand mehrfachen litterarischen Bestrebens geworden. In Süddeutschland ist vorzüglich L. v. Hörmann in Innsbruck nach dieser Richtung thätig. Die reichste in Norddeutschland erschienene Sammlung, die aus allen deutschen Gegenden schöpfte, ist das von einem Anonymus bei W. Hertz in Berlin verlegte Buch: Deutsche Inschriften an Haus und Gerät. Zur epigrammatischen Volkspoesie (5. Aufl. 1888). Ebenfalls nicht auf ein einzelnes Land beschränkt sich die Sammlung eines Müncheners, des Herrn A. Dreselly, die wir hiermit anzeigen. Derselbe hat länger als 25 Jahre zusammengetragen und ist nach langem Zögern jetzt damit ans Licht getreten. Natürlich deckt sich sehr vieles mit schon Bekanntem, doch bringt Hr. Dr. auch manches Unbekannte, namentlich vom Münchener Friedhofe. Für Nachlässigkeiten in Quellen- und Ortsangaben u. dgl. bittet der Herausgeber selbst um Entschuldigung und vertröstet auf eine erhoffte zweite Ausgabe.

K. W.

Zahler, Hans, Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals. Ein Beitrag zur Ethnographie des Berner Oberlandes. (Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität Bern. Heft IV.) Bern, Hallersche Buchdruckerei, 1898. S. 140. 8°.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist nicht Mediziner, aber ein Sohn des Berner Oberlandes, der aus dem Volke stammt und mit demselben eng verwachsen geblieben ist. So hat er denn aus heutiger Volksüberlieferung voll schöpfen und dieselbe aus vier umfangreichen Handschriften des 17.—19. Jahrh. vervollständigen können. Ausserdem hat Herr Dr. Z. die volksmedizinische gedruckte deutsche Litteratur fleissig durchgearbeitet und vergleichende Verweisungen seinen eigenen Mitteilungen in den Noten überall beigefügt. Er giebt auch nicht bloss Stoff, sondern sucht die Entstehung der abergläubischen oder mindestens wunderlichen Meinungen und Mittel zu ergründen, immer aber unter dem allgemeinen Gesichtspunkt, nicht kritisch zu urteilen, sondern nur ein Bild von dem zu entwerfen, was

das Volk über die Krankheiten, ihre Entstehung, die Abwehr und Verhütung, sowie über die Heilung derselben glaubt. Löblich ist auch die Beigabe eines Registers. Wir empfehlen das Buch der Aufmerksamkeit derer, die sich für die sogenannte Volksmedizin interessieren. K. W.

The Magic of the Horse-shoe. With other Folk-Lore-Notes by Dr. Robert Means Lawrence. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Co. 1898. S. II. IV. 339. 8°.

Die Hälfte des ziemlich starken Bandes nimmt, wie aus dem Titel ersichtlich, eine Abhandlung über die magische Bedeutung des Hufeisens ein, welch letzteres der Verfasser laut Vorrede schon 1895 zum Gegenstand eines kürzeren Vortrages in der American Folk-lore-Society gemacht und das dafür gesammelte reiche Material seither noch beträchtlich vermehrt hat. Beginnend bei den dem Hufeisen formverwandten Talismanen früher Kulturvölker, als: Bogen, Halbmond, Schlange, das ägyptische Ո u. a. — weist Dr. Lawrence sodann auf die mystische Kraft des Feuers und auf die der im Feuer geläuterten Gegenstände von Stahl und Eisen, deren zauberischen Nimbus er mit vielfachen interessanten Belegen aus Vergangenheit und Gegenwart erhärtet. Es folgt ein Kapitel über das Pferd in Aberglauben und Volksmedizin, sowie eines über die Stellung des Hufschmieds in Sage und Legende (St. Eloy, St. Dunsten und der Teufel). Den Beschluss, nachdem noch der Zusammenhang des Hufeisens mit reitenden Gottheiten, insbesondere mit dem Wodankult, besprochen worden, macht eine Übersicht der verschiedenartigen, entweder antidämonischen oder glückbringenden Wirkungen, welche jeder einzelne Volksstamm dem Hufeisen zuschreibt. — Von den in Dr. Lawrences Buch ausserdem noch enthaltenen sechs Aufsätzen sind, dem Inhalte wie der Behandlungsweise nach, folgende besonders hervorzuheben: The Folk-Lore of common Salt. — The Omens of Sneezing. — The luck of odd numbers und Days of good and evil Omen. Durch seine lebendige, übersichtliche Schreibweise, wie durch die aus mannigfachsten Quellen stammenden interessanten kulturhistorischen Thatsachen hat das Buch allen Anspruch auf Verbreitung, um so mehr als eine wertvollere und erschöpfendere Behandlung des Gegenstandes unseres Wissens bis jetzt nicht vorliegt. H. Raff.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 28. Oktober 1898. Herr Geheimrat Friedel gratulierte zunächst Herrn Geheimrat Weinhold zum 75. Geburtstage, welchen derselbe wenige Tage zuvor gefeiert. Er sprach sodann über Erinnerungstücher und legte eine reiche Sammlung derselben aus dem Märkischen Museum vor. Er erinnert an seinen früheren Vortrag über Erinnerungsbänder (Vivatbänder Bd. I, S. 232 dieser Zeitschrift). Während aber letztere fast nur aus Norddeutschland und aus der Zeit von etwa 1740 bis Anfang dieses Jahrhunderts nachweisbar seien und sich fast nur auf geschichtliche und Familienereignisse beziehen, ist das Gebiet der Er-

innerungstücher ungleich grösser und ihre Darstellungen viel mannigfaltiger. Sie sind von Indien und Persien bis Frankreich und Norwegen nachweisbar. Schon die alten Ägypter und die klassischen Völker des Altertums dürften sie gekannt haben. Auch das Schweisstuch der heiligen Veronika dürfte hierher zu rechnen sein. Der Redner erinnerte auch an den grossen Wandteppich von Bayeux, der die Geschichte der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie schildert. Die vorgelegten Tücher waren fast sämtlich von Kattun und ähnlichen Stoffen, bedruckt und von quadratischer Form. Es ist merkwürdig, dass der Schritt vom Stoffdruck zum Buchdruck nicht früher gemacht worden ist. Eins der vorgelegten Tücher zeigt die Stadt Torgau um die Mitte des 18. Jahrhunderts; die Stöcke dazu sind im dortigen Museum noch vorhanden. Ein anderes schildert die Auffahrt einer Montgolfière um 1791, ein englisches die Schandthaten Napoleons. Besonders zahlreich sind Darstellungen Friedrichs des Grossen. Nach einer Pause von etwa 20 Jahren nimmt ihre Anzahl gegen 1848 sehr zu. Von 1851—1863 ist wieder eine Pause; von da an vermehren sie sich ausserordentlich. — Herr Walden machte darauf aufmerksam, dass selbst grosse Künstler wie Chodowiecki es nicht verschmäht haben, Zeichnungen für solche Tücher zu liefern.

Herr Sanitätsrat Dr. Bartels sprach sodann über zwei merkwürdige Kreaturen. Er meinte damit den Maulwurf (in Süddeutschland der Scher oder die Schermaus) und die Fledermaus. Beide sind Säugetiere und lieben die Dunkelheit Der eine lebt in der Erde, die andere nach Art der Vögel in der Luft. Jesaias 2, 20 nennt beide zusammen; das mosaische Gesetz führt die Fledermaus unter den unreinen Vögeln auf, deren Genuss verboten ist. In vielen deutschen und ausserdeutschen Gegenden gelten beide im Volksglauben als Verkünder des Todes. Die Magyaren werfen glühende Kohlen in die Maulwurfshügel, die ungarischen Zigeuner nach den Fledermäusen, um die Todesbotschaft abzuwehren. Bei dem Maulwurf liegt die symbolische Beziehung zum Totengräber nahe; bei der Fledermaus ist es wohl nur die Vorliebe derselben für die Dunkelheit, welche die symbolische Beziehung zum Tode vermittelt. Beide gelten aber auch als glückbringend. Siebenbürger Sachsen sagen, dass man Schätze findet, wenn man Maulwurfsblut zur geeigneten Stunde trinkt; in einzelnen norddeutschen Gegenden sagt man, dass ein Geldbeutel aus Maulwurfsfell nie leer werde. Beim Maulwurf ist die Beziehung zum Schatzgräber klar; schwieriger ist wieder die Erklärung für die Fledermaus. In China gilt eine kreisrunde Öffnung, von fünf Fledermäusen umflattert („Mondthür") als Glückshieroglyphe. Vielleicht hat dies Symbol seinen Weg bis nach Europa gefunden. Fledermausblut gilt als Heilmittel. Plinius erwähnt seine Wirkung gegen Schlangenbiss. Auch als Amulett finden Maulwurfsklauen u. s. w. vielfach Verwendung. Wer einen Maulwurf fängt und in der Hand behält, bis er erstickt, wird von manchen Handkrankheiten kuriert. Auch wirkt die auf diese Weise gestärkte Hand selbst als heilkräftig für andere, selbst gegen Krebsschäden. An den Fledermausglauben knüpft der Vampyrglaube an. Der Aberglaube, dass die Fledermaus sich gern in das Haar setze, dasselbe verwirre und so den Weichselzopf hervorbringe, ist besonders in Berlin heimisch. Erde aus Maulwurfshügel wird als Sympathiemittel gegen Warzen gebraucht. Das Annageln der Fledermäuse an die Häuser zum Schutze gegen Dämonen erwähnt schon Plinius. Es ist auch jetzt in vielen Gegenden üblich. Im sizilianischen Volksglauben sind die Fledermäuse selbst Hexen, anderwärts auch „Pestfrauen". Als Liebeszauber werden Teile der Fledermäuse gebraucht; vom Maulwurf ist dergleichen nicht bekannt. Herr Walden knüpfte einige Bemerkungen hieran.

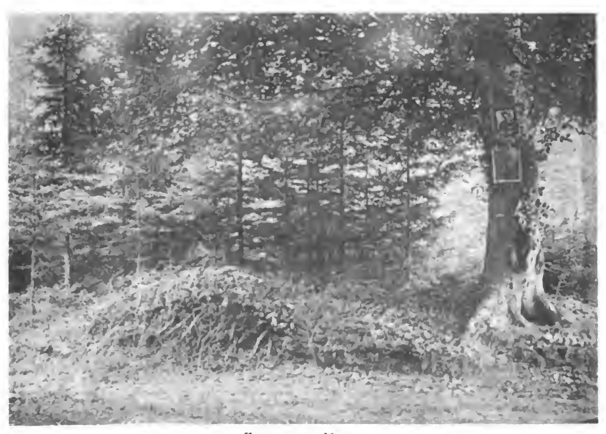
G. Minden.

Register.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.



Zum toten Weib.



Zum toten Mann.

In dem Walde nächst Oberbergern bei Mautern N.-Oesterreich.





Widener Library
3 2044 105 234 157